Karl von Rotteck's

Allgemeine Geschichte

vom

Anfang der historischen Kenntniß

bis auf unsere Zeiten.

Zehnter Band.

Karl von Rotteck's

Allgemeine Geschichte

vom

Anfang der historischen Kenntniß

bis auf unsere Zeiten.

Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet.

Erste Volksausgabe in elf Bänden

Fortgesetzt bis auf unsere Tage.

Dreiundzwanzigste Auflage.

Mit 24 Stahlstichen und dem Portrait Rotteck's.

Zehnter Band.

Braunschweig,
Stereotypie, Druck und Verlag von George Westermann.

1861.

Inhaltsanzeige des zehnten Bandes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Einleitende Uebersicht der europäischen Verhältnisse und Neugestaltungen unmittelbar nach dem zweiten Pariser Frieden.

Die Gebietsverhältnisse der europäischen Staaten sind im Ganzen und Großen so geblieben, wie die beiden nach Paris benannten Friedensschlüsse von 1814 und 1815 sie geordnet haben. Die Schmälerung des Königreichs der Niederlande um die jetzt unter dem Namen des Königreichs Belgien vereinigten Provinzen und die Entstehung eines selbständigen griechischen Reichs sind die größten seit 1815 eingetretenen Gebietsveränderungen, denen sich einige kleinere, die Vergrößerung des europäischen Rußlands durch den 71 Geviertmeilen großen, aber die Donaumündungen enthaltenden Bezirk Dscharo Bälokansk, das Verschwinden der Republik Krakau, endlich mehrere in Deutschland und Italien durch das Aussterben von Dynastien oder freiwillige Abtretungen herbeigeführte Aenderungen anschließen. Bei jenen Verträgen von 1814 und 1815 nahm man zurück, was Frankreich unter der Republik und unter Napoleon an sich gerissen hatte, und auch dieses nicht einmal ganz, da dem gedemüthigten Staate ansehnliche Gebietstheile, Mömpelgard, Avignon, Venaissin, blieben. Freilich wurde von Grund aus das europäische Großreich Napoleons zerstört, das außer Frankreich in dessen sogenannten natürlichen Grenzen, unter denen der Nationalstolz die Pyrenäen, die Alpen und den Rhein versteht, Belgien, Holland, viele deutsche Gebiete, Italien bis zur Meerenge, die ganze illyrische und dalmatische Küste, Portugal und Spanien theils als unmittelbar unterworfenes Gebiet, theils als Vasallenstaaten umfaßt und bis zur russischen Grenze, bis zu den Meeren,

auf denen die englische Flagge unantastbar herrschte, alles seinem Gesetz unterworfen hatte.

Oesterreich, dessen Verluste an Napoleon die größten von allen gewesen waren, befand sich in der glücklichen Lage, mit seinen Entschädigungsansprüchen den übrigen Staaten nicht zu nahe treten zu brauchen. Abgesehen von den Gebieten, Tyrol und Salzburg, welche Baiern zurückzustellen hatte, forderte es nur solche Länder, welche entweder eigene alte Besitzungen waren, oder zu solchen Staaten (Königreich Italien und Venedig) gehörten, an deren Herstellung Niemand dachte. Es erhielt schließlich Galizien, Illyrien, Tyrol und Salzburg, ferner das ehemals venetianische Dalmatien bis zum Meerbusen von Cattaro, endlich das jetzige lombardisch-venetianische Königreich, oder die Länder zwischen dem Tessin, dem Po und dem adriatischen Meer mit dem Theil von Mantua südlich vom Po und dem Besatzungsrecht in Ferrara. Preußen blieb ohne vollständige Entschädigung und beleidigte gleichwohl mit seinen Ansprüchen. Es verlangte ganz Sachsen, um seinen Staaten eine größere Abrundung geben zu können, und erbot sich zur Abtretung von Posen an Rußland, konnte aber gegen den Widerspruch von Oesterreich, Frankreich und England nicht durchdringen. Wie es schließlich entschädigt wurde — mit 367½ Geviertmeilen des Königreichs Sachsen, mit Posen, schwedisch Pommern, Cleve, Berg, Ahremberg und andern westphälischen Gebieten, endlich mit dem linken Rheinufer bis an die Saar — erhielt es weder für seine früheren Verluste, noch für das, was es jetzt an Baiern und Hannover abtreten mußte, vollen Ersatz. Vor dem Frieden von Tilsit hatte Preußen 6120 Geviertmeilen mit 10,660,000 Einwohnern gehabt, und nach dem Entschädigungsgeschäft besaß es nur 4986 Geviertmeilen mit 10,346,150 Bewohnern. Aber nicht allein an Umfang hatte es verloren, sondern noch mehr an Vertheidigungskraft. Das alte Preußen war weit besser abgerundet gewesen, während das neue aus zwei ungleichen, durch große dazwischen liegende fremde Gebiete getheilten Hälften bestand. Die gegen Preußen begangene Ungerechtigkeit erscheint um so größer, wenn man die Entschädigungen ins Auge faßt, welche Baiern, der erst zu Ende des Jahres 1813 in den Kampf gegen Napoleon eingetretene Rheinbundsstaat, erhielt. Baiern behielt die fränkischen, vordem Preußen anheimgefallenen Fürstenthümer und bekam Würzburg, Aschaffenburg und das linke Rheinufer vom Elsaß bis an die Mosel. Hannover verdankte dem Umstande, daß

sein König zugleich auf dem englischen Throne saß, einen ansehnlichen Gebietszuwachs: Hildesheim, Goslar, Ostfriesland, mehrere westphälische Gebietstheile und ein Stück des Eichsfeldes. Kleinere Entschädigungen wurden an Oldenburg, Sachsen-Weimar und das Großherzogthum Hessen ausgetheilt.

Auf der italienischen Seite wurde durch die Gebietsbestimmungen für Deutschland trefflich gesorgt. Wir erhielten dadurch Venedig, einen alten Stapelplatz Schwabens und des Oberrheins, ohne den Triest, das uns den Hauptzugang zum Mittelmeer eröffnet, unhaltbar werden würde, wir erhielten die Mincio-Linie mit Peschiera und Mantua. Um so nachtheiliger wurde die Grenzlinie gegen Frankreich gezogen. Man pflegt sich damit zu trösten, daß die Bestimmungen von 1815 zwei größere Staaten, Preußen und Baiern, zu Hütern des Rheins gemacht haben, zu denen Oesterreich in dem nahen Vorarlberg als Reserve zu zählen ist. Indessen bleibt es doch wahr, daß die Vertheidigung Deutschlands eine ungleich leichtere sein würde, wenn man Lothringen und Elsaß zurückgenommen hätte. Dieses wurde beabsichtigt, und zwar sollte Lothringen an Preußen, dem man eine solche Ausgleichung seiner Verluste schuldig war, Elsaß aber entweder als österreichische Secundogenitur an den Erzherzog Karl, oder an Würtemberg fallen. Allein Rußland und England widersprachen mit Entschiedenheit, indem sie den nicht unscheinbaren Gegengrund anführten, man habe so oft erklärt, nicht gegen das französische Volk, sondern nur gegen Napoleon allein Krieg zu führen, daß man, nachdem Napoleon in die Gefangenschaft geführt worden sei, gegen Frankreich nicht von dem Kriegsrecht Gebrauch machen könne. Es spricht Vieles dafür, daß diese beiden Staaten schon vor dem Siege mit Ludwig XVIII. sich verständigt und das Versprechen gegeben hatten, daß Frankreich keine ferneren Gebietsabtretungen zugemuthet werden sollten.

Der Antheil an Polen, den Rußland als Kriegsbeute an sich nahm, gab dem nordischen Reiche einen Zuwachs von mehr als drittehalb Millionen Menschen. Von der ehemaligen Republik Polen erhielt die für neutral erklärte und mit einem Gebiet von 23 Geviertmeilen ausgestattete Republik Krakau eine letzte Erinnerung. Dänemark büßte seine lange Anhänglichkeit an Napoleon durch den Verlust Norwegens an Schweden. Der Versuch des dänischen Prinzen Christian Friedrich, das Land für sein Haus zu behaupten, hatte nur die Folge, daß Schweden, um die Norweger für sich zu ge-

winnen, die von dem Reichstag zu Eidswold entworfene, rein demokratische Verfassung und damit die politische Selbständigkeit und Unabhängigkeit Norwegens anerkannte. Norwegen war die Entschädigung Schwedens für den Frieden von Friedrichshamm (7. September 1809), in dem es an Rußland ganz Finnland mit dem Ostsee-Gibraltar Sweaborg, die den bothnischen Meerbusen beherrschenden, nicht weiter als fünf Meilen von der schwedischen Küste entfernten Alands-Inseln und Ost- und Westbothnien bis zum Tornea-Flusse abgetreten hatte. Diese Abtretungen, ein Drittheil des schwedischen Reichs enthaltend, verblieben Rußland, und was Schweden dafür eintauschte, erhielt es auf Kosten Dänemarks, so daß die Schwächung der skandinavischen Reiche durch den finnischen Krieg nicht ausgeglichen wurde, da der Zuwachs, den Dänemark durch Lauenburg erhielt, ein gar zu unbedeutender war.

Zu den wichtigsten Entscheidungen über die neuen Gebietsverhältnisse gehörte die, namentlich von England eifrig betriebene Vereinigung von Holland und Belgien. Diese Aufrichtung eines neuen Königreichs Burgund mit einem starken Gürtel von Festungen längs der französischen Grenze war unstreitig, obgleich spätere Ereignisse ihr Unrecht gegeben haben, ein guter Gedanke. Den französischen Kriegsgelüsten wurde dadurch ein fernerer Zügel angelegt, freilich unter der Voraussetzung, daß das junge Königreich der Niederlande sich als lebenskräftig erweise, was man mit Grund annehmen durfte, da die materiellen Interessen der Belgier wie der Holländer bei der Vereinigung ihre Rechnung fanden. Für die belgische Industrie eröffnete sich in den holländischen Niederlassungen ein gewinnbringender Markt, auf der andern Seite fanden die holländischen Kolonialerzeugnisse in dem denselben Gesetzen unterworfenen, stark consumirenden Hinterlande einen gesicherten Abfluß. Zu dem Königreiche der Niederlande wurde Luxemburg in der Eigenschaft eines zum deutschen Bunde gehörenden Großherzogthums gefügt, dafür aber an Preußen das ehemalige Gebiet Oranien-Dietz (Nassau-Dillenburg, Siegen, Hadamar, Dietz) abgetreten.

Unter den Staaten, welche durch die Friedensverträge gewannen, ist auch Sardinien zu zählen, welches die ehemalige Republik Genua (hauptsächlich auf Oesterreichs Fürsprache), Annecy, Chambery und Monaco erhielt. Die Schweiz tauschte Gebiete um Gebiete ein. An Oesterreich verlor sie die Landschaften Veltlin, Bormio und Chiavenna, für die Razuns nur eine

unbedeutende Entschädigung bildete, aber gegen Sardinien und Frankreich vergrößerte sie sich durch Carouge, das Dappes-Thal, den größten Theil des Bisthums Basel, das Gebiet von Biel und einen Theil der Landschaft Gex. In Modena und Toscana wurden österreichische Prinzen eingesetzt, Parma, Piacenza und Guastalla Napoleon's Gemahlin, der Erzherzogin Marie Louise, zugewiesen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß diese Landschaften nach dem Tode der jetzigen Besitzerin an die bisherige Königin von Etrurien und deren Sohn Don Carlos, welche vorläufig mit Lucca abgefunden wurden, zurückfallen sollten. Der Papst verlor blos: an Frankreich Avignon und Venaissin, an Oesterreich das Gebiet von Ferrara, so weit es auf dem linken Po-Ufer lag. An England fielen die ehemals französischen Niederlassungen Tabago, St. Lucia, Isle de France, Rodrigue, die Sechellen, ferner Malta und die ionischen Inseln, zu welchen Erwerbungen aber noch das zu rechnen ist, was England von seinen gegen Dänemark und Holland eroberten Besitzungen behielt, nämlich Helgoland, als Blockade-Hafen gegen die Elbe gut zu benutzen, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice.

Die gerechteste Kriegsbeute waren die unter Napoleon geraubten Kunstschätze, welche erst durch den zweiten Pariser Frieden den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben wurden. Die Geldentschädigungen, zu denen Frankreich sich bequemen mußte, vergüteten trotz ihres hohen Betrags von 700 Millionen Franken nur den kleinsten Theil der Leiden, welche Napoleon's Eroberungspolitik über die Länder gebracht hatte. Jener Betrag wurde in der Art getheilt, daß man Preußen und England je 125, Rußland und Oesterreich je 100, den kleineren deutschen Staaten zusammen 100, Spanien 5, Dänemark 3½, der Schweiz 3, Portugal 2 Millionen zuwies, den Rest zu Befestigungen längs der französischen Grenze bestimmte.

Nachdem seit 1792 fast ununterbrochen Krieg geherrscht hatte, war es ein tief und allgemein empfundenes Bedürfniß, dem endlich errungenen Friedenszustande die stärksten Garantien zu geben. Die Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland glaubten diese gefunden zu haben, als sie am 20. September 1815 einen heiligen Bund schlossen, dem alle Souveraine Europa's beitreten sollten, was auch wirklich, mit Ausnahme des Königs von England und des Papstes, geschah. Der Grundgedanke des heiligen Bundes ist der ewige Friede. Alle Monarchen sind als Bevollmächtigte der göttlichen Vor-

sehung Brüder, alle Unterthanen der Monarchen sind Mitglieder einer und derselben Nation, bei den gegenseitigen Beziehungen der Staaten dürfen nur die Vorschriften des christlichen Glaubens, das heißt die Gerechtigkeit, die Liebe und der Friede leitend sein. Dieser Geist muß auch in den einzelnen Staaten herrschen, und darum wird jeder Souverain fortan seinen Unterthanen gegenüber als Familienvater handeln, sie nach dem Geiste der Bruderliebe lenken.

Erklärungen wie diese, unmittelbar nach einem großen Siege, der so leicht Selbstüberhebung erzeugt, von den mächtigsten Monarchen des Festlandes erlassen, mußten auf die Völker den tiefsten Eindruck machen, und dies um so mehr, als in der Politik der Monarchen die Vermischung freisinniger und religiöser Grundsätze, die sich in der Stiftungsurkunde des heiligen Bundes verkündete, wirklich hervortrat. Kaiser Alexander, der eigentliche Stifter des heiligen Bundes, zu dem die fromme Frau von Krüdener den ersten Gedanken eingegeben hatte, verlieh den Polen eine Verfassung, die mit ihrer Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen dem Monarchen und der in eine Kammer der Senatoren und eine Kammer der Landboten geschiedenen Volksvertretung, mit ihren Bestimmungen über Preßfreiheit, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Verantwortlichkeit der Minister und getrennte Verwaltung das constitutionelle System auf den slawischen Boden verpflanzte. Daß für das russische Reich eine neue Epoche beginne, sprach Kaiser Alexander bei mehreren Veranlassungen aus, und ein Jahr nach dem Frieden wurde in Petersburg gedruckt: „Die von unserm erhabenen Monarchen beschützte Preßfreiheit hat den unschätzbaren Vortheil, die Wahrheit in allen Fällen bis zu den Füßen des Thrones gelangen zu lassen; sie kann nur denen mißfallen, welche den Fürsten von seinem Volke zu isoliren wünschen, und derartige Leute können unter der Regierung eines Alexanders niemals Gehör finden." (Nordische Post vom 4. October 1816.)

In unserm Vaterlande hatten die Verfassungsarbeiten eine zwiefache Richtung zu nehmen, indem einmal für das in den Kriegsstürmen verschwundene deutsche Reich ein Ersatz aufzufinden, dann aber das neue Verhältniß zwischen Fürst und Volk in allgemeinen Grundzügen festzustellen war. In der ersten Beziehung gingen die Wünsche vielfach auf die Wiederherstellung der Kaiserwürde zu Gunsten des Hauses Habsburg. Was zwei und dreißig deutsche Fürsten und Städte zu Ende des Jahres 1814 erklärt hatten, „daß ein be-

deutender Staatenbund ohne ein Oberhaupt dauernd nicht geknüpft werden könne," sprach eine einfache Wahrheit aus, welche gewissermaßen in der Ueberzeugung Aller lebte. Allein diese Wahrheit mußte in der neuen Bundesverfassung einen gesetzlichen Ausdruck, eine bestimmte, klar umschriebene Form finden, und hier zeigten sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Oesterreich selbst war keineswegs lüstern nach einer Würde, die seinen Herrschern unzähliche Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten erzeugt hatte. Preußen ließ sich vielleicht befriedigen, wenn man ihm, wie vorgeschlagen wurde, eine gewisse Controle der Kaisermacht bewilligte, ganz gewiß aber dann, wenn man die thatsächliche Gewalt des Kaisers auf den Süden beschränkte und den Norden, etwa bis zur Mainlinie, der preußischen Hegemonie überließ. Unter der letztern Form würde die erstrebte Einheit in eine Zweiherrschaft, in eine Zerreißung Deutschlands umgeschlagen sein, und diese Gefahr, die man noch früh genug erkannte, war es hauptsächlich, die den Gedanken an die Wiederherstellung der Kaiserwürde aufgeben ließ. Länger beschäftigte der Gedanke eines Directoriums. Oesterreich und Preußen mit je zwei, Baiern, Würtemberg und Hannover mit je einer Stimme sollten einen engern Rath bilden, dem man die vollziehende Gewalt, die Vertretung des Bundes nach außen und das Recht über Krieg und Frieden zuzuweisen gedachte. Die in den weitern Bund zu verweisenden bedeutenderen Staaten konnten dadurch entschädigt werden, daß man ihnen in den wiederherzustellenden Kreisen des Reichs die Vorsteherschaft übertrug. Aus einem zwiefachen Grunde mußte der Plan eines Directoriums wie die Kaiseridee aufgegeben werden, weil nämlich einerseits die kleineren Staaten protestirten, andererseits Baiern und Würtemberg weder in ein Uebergewicht Oesterreichs und Preußens im engern Bunde, noch in eine Abtretung von Souverainetätsrechten an die Bundesgewalt willigen wollten. Es wurde mithin klar, daß nur die möglichste Gleichheit aller Rechte der Bundesglieder befriedigen könne, und nach diesem sonst keineswegs beliebten Gleichheitsprincipe wurde die Bundesacte bemessen. Blieb auch ein engerer Rath und ein Plenum, ersterer mit überwiegenden Stimmen der größern Staaten als Regierung, letzteres als gesetzgebende Versammlung aufgefaßt, so gewährte doch die für alle wichtigen Sachen zur Norm gemachte Stimmeneinhelligkeit dem eifersüchtigsten Souverainetätsdünkel Beruhigung. Auf die Bestimmungen der Bundesacte, daß im engern Rath die absolute Stimmenmehrheit, im Plenum eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen entscheide, ließ der

siebente Artikel die Einschränkung folgen: „Wo es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann weder in der engern Versammlung noch im Pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden."

Hinsichtlich der Verfassungen der deutschen Einzelstaaten wurde von allen Regierungen die Aufnahme einer Erklärung in die Bundesacte gewünscht. Oesterreich schlug diese in folgender Fassung vor (Entwurf vom December 1814): „In allen deutschen Staaten werden Landstände binnen Jahr und Tag eingeführt, welchen in Hinsicht der Steuern und allgemeinen Landesanstalten besondere Rechte eingeräumt werden. Jedoch bleibt jedem einzelnen Staat überlassen, den Ständen eine der Landesart, dem Charakter der Einwohner und dem Herkommen gemäße Einrichtung zu geben." Preußen fügte eine Liste ständischer Rechte hinzu, welche mindestens gegeben werden müßten, und nannte als solche: „1) Das Recht der Mitberathung bei Ertheilung neuer, allgemeiner, die persönlichen und Eigenthumsrechte betreffenden Gesetze; 2) das Recht der Bewilligung bei Einführung neuer Steuern oder bei Erhöhung der schon vorhandenen; 3) das Recht der Beschwerdeführung über Mißbräuche oder Mängel in der Landesverwaltung; 4) das Recht der Schützung und Vertretung der eingeführten Verfassung bei dem Landesherrn und beim Bunde." Aehnlich erklärte sich eine Note von ein und zwanzig deutschen Fürsten und Städten über die Rechte der Landstände, nur daß sie den letztern noch das Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern zu allgemeinen Staatszwecken beigelegt wissen wollte. In die Bundesacte gelangte keine dieser Definitionen der landständischen Rechte, und zwar vorzugsweise wegen des Widerspruchs von Baiern und Würtemberg, welche die landständische Angelegenheit für eine innere, der Entscheidung der einzelnen Souveraine zu überlassende Frage erklärten. Man erledigte den Punkt mit der unbestimmten Erklärung: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden."

Ueber die Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland hatte man einen Paragraphen in die Bundesacte aufnehmen wollen, der aber schließlich wegblieb. Der päpstliche Gesandte hatte Wiederherstellung des heiligen römischen Reichs und der geistlichen Fürstenthümer, ferner Zurückgabe aller Güter und Einkünfte der Geistlichkeit zum ursprünglichen Gebrauch gefordert

Es waren Petitionen eingegangen, welche diese Forderungen wenigstens theilweise unterstützten, aber auch eine Vorstellung des Generalvicars des Bisthums Constanz, welche die Constituirung der deutschen Kirche unter einem Primas verlangte, und diese letztere Anregung mochte wohl mit die Veranlassung sein, daß Rom seine Ansprüche mit einem lauen Proteste fallen ließ, um von nun an den Weg der Unterhandlungen mit den einzelnen deutschen Staaten zu betreten.

Die Neugestaltung war in Deutschland von keiner Unordnung, keiner Gewaltthätigkeit begleitet. Nicht so in der Schweiz, wo die Vermittlungs-Acte Napoleon's kaum durch einen Beschluß der Tagsatzung ihr Ende erreichte, als die politischen Leidenschaften auf das heftigste entbrannten und sich in Kämpfen, Verfolgungen, Aechtungen Luft machten. In elf Cantonen, deren Führer Zürich war, siegte die gemäßigte Ansicht, zwischen dem Alten und Neuen einen Vergleich zu stiften, in acht, Bern, Solothurn, Luzern, Graubündten, Freiburg, Uri, Schwyz und Unterwalden, strebte man nach der vollständigsten Restauration, nach der alten Herrschaft des Patriciats, nach der Wiederherstellung der Unterthanenverhältnisse, in denen die fünf neuen Cantone Aargau, Waadt, St. Gallen, Tessin, Thurgau, früher zu Bern, dem Abt von St. Gallen, Schwyz und Glarus, Uri und Schaffhausen gestanden hatten. Die elf gemäßigten Cantone tagten in Zürich, die andern acht in Luzern, und nicht ohne große Mühe brachte auswärtige Vermittlung die Vereinigung aller auf einer gemeinschaftlichen Tagsatzung und auf dieser einen neuen Bundesvertrag zu Stande. Dieser erhöhte die Zahl der Cantone von 19 auf 22, erklärte jeden unter Gewährleistung seines Gebiets und seiner Verfassung für souverain und legte der Tagsatzung, auf der jeder Canton, die drei Vororte Bern, Zürich und Luzern nicht ausgenommen, gleiche Rechte erhielt, keine andere Befugniß bei, als die Unabhängigkeit der Schweiz zu sichern und die Ruhe und Ordnung im Innern zu handhaben. Der innere Verkehr mit Lebensmitteln, Landeserzeugnissen und Kaufmannswaaren sollte frei, der Genuß der politischen Rechte kein Privilegium einer besondern Classe sein, die ganze Schweiz einer ewigen Neutralität genießen.

Ludwig XVIII. war genau sechzig Jahre alt, als er zum zweiten Male „durch die fremden Bajonette“, wie seine einheimischen Feinde zu sagen pflegten, zurückgeführt wurde. Er war ein aufrichtiger Constitutioneller und liebte die Verfassung, die er bei seiner ersten Rückkehr gegeben hatte, mit der Zärt-

lichkeit eines Vaters. Diese Verfassung bestätigte im Wesentlichen die sogenannten Grundsätze von 1789, von denen man sagen konnte, daß sie bei der Mehrzahl der Franzosen zu Fleisch und Blut geworden waren, und machte nur solche Abänderungen, welche entweder, wie das Zweikammersystem und die Erblichkeit der Pairie, durch die englischen Traditionen, oder wie die Zulassung der Prevotalgerichte, durch die momentanen Umstände gerechtfertigt waren. Aber Frankreich brauchte nicht blos einen klugen und constitutionell gesinnten, sondern auch einen energischen Monarchen, und dies letztere war Ludwig XVIII. nicht, vielmehr zählte zu seinen Charakterzügen eine Bequemlichkeitsliebe, die ihn fast unfähig machte, einem wiederholten Drängen seiner Umgebung auf die Dauer zu widerstehen. Befanden sich um die Person des Königs tüchtige Männer, so bestand doch die Mehrzahl aus solchen, welche kein anderes Verdienst geltend machen konnten, als einen royalistischen Eifer, der sich nicht einmal in Thaten bewährt hatte. Diese Ultra's fanden bei den andern Mitgliedern der königlichen Familie Unterstützung und konnten nur zu oft, wenn sie zu Maßregeln der Strenge drängten, auf die bedenklichsten Erscheinungen im Heer und im Volke hindeuten. Im Elsaß, Lothringen und Burgund brannte nach der Schlacht von Waterloo ein furchtbarer Volkskrieg für Napoleon fort, in Paris trat eine republikanische Partei offen auf, und aus ihrem Lager von La Vilette erklärte die Armee, „die Bourbons leisteten keine Gewähr, und die Nachwelt werde entscheiden, ob sie oder die Soldaten Frankreichs die Achtung der Menschen verdienten.“ Die ganze Nation war wüthend, daß die Verbündeten die von Napoleon geraubten Kunstschätze zurücknahmen. Daß das Heer aufgelöst wurde, was bei seiner Stimmung nicht vermieden werden konnte, wurde als eine tiefe Demüthigung aufgefaßt. Hätten die fremden Truppen Frankreich geräumt, so würde zwischen den Anhängern Napoleon's und den durch wiederholte Niederlagen erbitterten Royalisten auf der Stelle ein Bürgerkrieg vom furchtbarsten Charakter ausgebrochen sein. Ein Vorspiel zeigte sich bereits im Süden in den Metzeleien, die in Toulouse, Avignon, Nismes und vielen anderen Orten von Fanatikern gegen die „Blauen“ und Protestanten verübt wurden. Zehntausend der letztern flüchteten in die unwegsamen Schluchten der Cevennen, und die Wuth stieg so hoch, daß selbst der Herzog von Angouleme, der als Friedensstifter herbeieilte, vor den Mörderbanden die Flucht ergreifen mußte, und daß zwei Generale des Königs, Ramel in Toulouse, Graf de la Garde in Nismes, im Aufruhr ermordet

wurden. Mit Wahrheit berichtete Fouché an den König: „Sieht man auf den Stand der öffentlichen Meinung, so muß man leider sagen, daß Frankreich in zwei feindselige Völker getheilt ist; steigt die Wuth noch einen Grad höher, so löst sich der gesellschaftliche Vertrag." Um dies zu verhüten, beschlossen die verbündeten Mächte, die Besetzung Frankreichs noch einige Zeit fortdauern zu lassen. Man sonderte das Land in zwei Theile, von denen der eine durch die fremden Truppen besetzt, der andere dem König überlassen wurde. Die Preußen nahmen ihr Hauptquartier in Caen, die Engländer in Paris, die Baiern in Auxerre, die Würtemberger besetzten die Departements Allier und Puy de Dome, die Oesterreicher 21 Departements des Südens und Ostens. In diesen besetzten Gebietstheilen fand eine allgemeine Entwaffnung statt.

Von den übrigen Ländern romanischer Zunge hatte Spanien durch seinen heldenmüthigen Widerstand gegen Napoleon das glücklichste Loos verdient. Indessen war die Nation durchaus nicht so einig, wie es in der Kriegszeit den Anschein gehabt hatte. Als der Volksfeind besiegt war, trat eine Spaltung hervor, unglücklicher Weise eine unheilbare, denn bei diesen leidenschaftlichen Südländern fehlte die Mittelpartei, es gab nur Ultra's der Rechten, Ultra's der Linken. Der Ungestüm der Restauration richtete sich von dem ersten Augenblicke an gegen die Verfassung von 1812, der allerdings Fehler anklebten, welche sich nur durch die Umstände, in denen das Staatsgrundgesetz entstanden war, entschuldigen ließen. Als die Cortes von Cadiz dem spanischen Volk eine Verfassung als Pfand einer glücklicheren Zukunft darboten, war der rechtmäßige König ein Gefangener Napoleon's, und die Volksvertretung mußte daher Gewalten an sich nehmen, welche unveräußerliche Kronrechte sind. Die Verfassung von 1812 machte alle Beschlüsse des Königs über die auswärtigen Angelegenheiten von der Genehmigung der Cortes abhängig, gab diesen die Macht, die Größe des Landheeres und der Flotte, der Steuern und Auflagen zu bestimmen, legte in ihre Hand die Ernennung der vierzig Staatsräthe, außer denen der König keine andere Rathgeber haben sollte, knüpfte jede Verheirathung des Staatsoberhaupts, jede Entfernung desselben aus dem Königreiche an die Erlaubniß der Volksvertreter, erlaubte den letztern, jedes Mitglied der königlichen Dynastie wegen Unfähigkeit oder wegen entehrender Handlungen von der Thronfolge auszuschließen, untersagte endlich dem König, die Cortes zu suspendiren, sie aufzulösen oder ein von

ihnen erlassenes Gesetz öfter als zweimal zu verwerfen. Es ist, da sich nur extreme Parteien gegenüberstanden, wenig wahrscheinlich, daß Ferdinand VII., gegen dessen Person überdies ein gerechtes Mißtrauen herrschte, eine Revision der Verfassung erlangt haben würde. Er machte übrigens nicht einmal den Versuch, sondern erklärte am 4. Mai 1814 die Verfassung von 1812 für aufgehoben und bedrohte Jeden, der dieselbe ferner anerkennen würde, als Majestätsverbrecher mit dem Tode. Zugleich begannen Verfolgungen, welche sich theils gegen die Liberalen, theils gegen die Josephinos, die Anhänger des napoleonischen Königs Joseph, richteten. So ausgedehnt diese waren, geschah den royalistischen Ultra's doch nicht genug, und das Organ dieser Partei, „Atalaya" (die Schildwache), die einzige Zeitung, welche man außer der Hofzeitung von Madrid forterscheinen ließ, richtete an den König die wahnsinnige Anrede: „Ist es möglich, Sire, daß die Liberalen und Josephinos noch unter uns vorhanden sind? Warum hat man nicht in jeder Stadt, in jedem Dorfe Spaniens hundert Blutgerüste errichtet? Warum hat man nicht eben so viele Scheiterhaufen aufgeführt, um an den Gottlosen Gerechtigkeit zu üben? Dies ist das einzige Mittel, Sire, Ihren Thron zu befestigen." Die Wiederherstellung der Inquisition war ein unverkennbares Zeichen der Zeit, das durch die Erhebung von Mönchen zu den ersten Aemtern eine erhöhte Bedeutung erhielt. Aus der Ernennung des Grafen de Torre-Musquiz, der als der Gönner des wüthenden Hieronymiten-Mönchs Castro bekannt war, zum Präsidenten des Raths von Indien konnten die spanischen Niederlassungen entnehmen, welches Loos ihrer harre, wenn sie unter die Herrschaft des Mutterlandes zurückkehrten.

In Portugal herrschte nicht die blinde Reaction, welche für Spanien so verhängnißvoll wurde. Zu den Ländern, welche die Restauration mit ungetheilter Freude begrüßten, konnte Portugal gleichwohl nicht gerechnet werden. Die Engländer hatten sich durch Einführung einer strengen Ordnung große Verdienste erworben, und es that Noth, daß die Zügel nicht gelockert wurden. Nur versah es Lord Beresford, der an der Spitze der Verwaltung blieb, in den Formen und beleidigte den Nationalstolz wie das Nationalinteresse durch eine starke Begünstigung seiner Landsleute. Am schlimmsten war, daß der Hof in Rio de Janeiro blieb, wodurch das Verhältniß, in dem Portugal sich früher zu Brasilien befunden hatte, umgekehrt wurde, indem das Mutterland sich gegenwärtig zur Rolle eines Nebenstaats gegen seine ehemaligen Colonien herabgedrückt sah.

Den italienischen Regierungen ging Oesterreich in seinem lombardisch-venetianischen Königreiche mit dem besten Beispiel voran. Hier, und nirgends anders als noch in Toscana, geschah viel für die Verbesserung des Ackerbaues, für die Belebung der Industrie, für die Förderung des Handels, wurde eine gute Polizei gehandhabt, der es gelang, das ins Große getriebene Räuberhandwerk auszurotten. Sardinien faßte inzwischen seine Kräfte zusammen, um als Grenzwache gegen Frankreich auftreten zu können, versäumte aber darüber Maßregeln, welche die freiheitsstolzen Genuesen, denen England noch kurz zuvor die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit versprochen hatte, zu guten Unterthanen machen konnte. Der Kirchenstaat fiel nach dem Aufhören der strengen französischen Zucht in die alte wüste Unordnung zurück, der das päpstliche Regiment mit gutem Willen, jedoch ohne die erforderliche Energie entgegentrat. Im Süden, dem Sitze des Geheimbundes der Carbonaria, der hier von der Königin Caroline von Sicilien wie von Joachim Murat gleiche Aufmunterung erhalten hatte, war auch der Sitz der größten Unzufriedenheit. Sicilien verlor seine Volksvertretung, deren Beseitigung allerdings eine politische Nothwendigkeit war, da die Verfassung von 1812 in ihrem siebenzehnten Artikel bestimmte, daß Sicilien von Neapel unabhängig sein und der König, falls er der neapolitanischen Krone den Vorzug gebe, abdanken solle. Des Kronprätendenten Murat wurde König Ferdinand IV. durch ein tolles Unternehmen ledig, das der Napoleonide zur Wiederherstellung seiner Staaten ausführte. In dem Grade verblendet, daß er mit 30 militairischen Begleitern gerade in Pizzo landete, einer Landschaft Calabriens, wo er besonders verhaßt war und wo die Grausamkeiten seines Generals Manhes noch im frischen Andenken standen, wurde er vom Volke angegriffen, verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt, da sich ein Aufruf „an seine getreuen Unterthanen“ bei ihm vorfand, für schuldig erklärt, zur Todesstrafe verurtheilt, und erschossen. (13. October 1815.)

Sehr verwickelte Verhältnisse treten uns in England entgegen. Während der Kriege mit Frankreich hatte der englische Großhandel aus der Alleinherrschaft über die Meere und aus den häufigen Anleihen beträchtliche Vortheile gezogen, wogegen die Lage eines großen Theils der Fabrikanten und vieler kleinen Gewerbe eine sehr drückende gewesen war. Die Whigs hatten deßhalb bei jeder Gelegenheit auf Frieden gedrungen, und in den letzten Jahren war man nicht ohne Befürchtungen vor allgemeinen Aufständen gewesen.

Die Staatsschulden waren durch den Krieg auf 814 Millionen Pfund Sterling, die Jahresausgaben auf 114 Millionen gestiegen, und die Steuern dehnten sich auf alles aus, insbesondere auf die Artikel, welche von Jedermann gebraucht werden und die man nicht besteuern kann, ohne den ärmsten Classen eine unbillige Last aufzulegen. Nach dem Frieden erließ man zu dem allen noch Korngesetze, welche die Einfuhr fremden Kornes nur dann und so lange erlaubten, als die Getreidepreise eine bestimmte Theuerung behaupteten, der Quarter Weizen — ein Maß, welches fünf Berliner Scheffeln gleichkommt — 80 Schilling, der Quarter Hafer 28 Schilling koste. Entstand dadurch auch eine Vertheuerung des nothwendigsten aller Nahrungsmittel, so glaubte man diese doch nicht fürchten zu dürfen, da man mit dem Eintritt des Friedenszustandes einen ungemeinen Aufschwung des Handels erwartete. Dieser Aufschwung stellte sich indessen nicht in dem gehofften Grade ein. Die Continentalsperre hatte im Auslande eine Menge von Fabriken hervorgerufen, welche den Absatz der in England aufgespeicherten Erzeugnisse hemmten, die fremde Flagge machte dem englischen Frachthandel erfolgreiche Concurrenz, und nicht alle Staaten bewiesen die Gefälligkeit der deutschen Mächte, ihre Häfen als Stapelplätze für den englischen Handel anzubieten. Man hatte auf ein allgemeines Gedeihen gerechnet, und statt dessen trat ein Nothstand ein, dem Mißernten eine traurige Steigerung gaben.

Der Glanz der großen Siege über Napoleon war nicht im Stande, das Elend, welches unter der täuschenden Oberfläche fortwucherte, auf die Länge zu verhüllen. Die Stimmung wurde eine gedrückte und fand gar bald den Uebergang zu einer Opposition, die nicht immer innerhalb der Grenzen der Loyalität blieb. Von dem Prinz-Regenten wußte man, daß er eifriger nach dem Namen des ersten Gentleman seines Reiches als nach dem Rufe eines tüchtigen Monarchen strebe. Die Minister waren größtentheils Hochtories, und ihre Politik hatte durch die immerwährenden Berührungen mit dem Festlande den national-englischen Charakter verloren. Die Anwesenheit von mehr als 100,000 Mann Truppen auf der Insel war eine ungewohnte, den Argwohn erweckende Erscheinung. Die Whigs bildeten in beiden Häusern des Parlaments, namentlich in dem obern Hause, eine so schwache Minderheit, daß die große Masse der Unzufriedenen von ihnen keine Abhülfe zu hoffen hatte. Man zweifelte sogar, daß diese Adelspartei zu einer durchgreifenden Reform, welche die Macht des Adels und der alten städtischen Corporationen

mindere, die Hand bieten werde, und dieses Mißtrauen zu den Whigs verschaffte den Radicalen, einer mit französischen Freiheitsgrundsätzen vertrauten, unternehmenden und energischen Gruppe, starken Anhang.

In seiner äußeren Machtstellung erhob sich England hoch über die Lage von 1792. Es hatte in Ostindien große Reiche erobert, auf der südlichen Inselwelt festen Fuß gefaßt, beherrschte durch St. Helena und das Vorgebirge der guten Hoffnung den Seeweg nach den reichen Productionsländern Asiens, durch Gibraltar, Malta, die ionischen Inseln das Mittelmeer. Alle andern Flotten der Welt zusammengenommen konnten der englischen Flotte nicht die Spitze bieten. Dennoch wurde England an moralischem Ansehn durch eine Macht überboten, die unter den europäischen Staaten verhältnißmäßig neu war. Dieses Ansehn, welches Rußland bei den Verhandlungen von 1814 und 1815 mit Geschick und Erfolg geltend machte, schrieb sich von zwei Ursachen her, von dem Feldzuge von 1812, der Napoleons Weltmacht gebrochen hatte, und von der gewinnenden Persönlichkeit seines Kaisers. Ein drittes Land, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, begann sich eben als Großmacht zu entwickeln.

Zweites Kapitel.

Die Vereinigten Staaten. Zustand von 1812. Der Krieg mit England. Friede von Gent. Fortentwicklung im Frieden.

Im Jahre 1790 hatte die nordamerikanische Republik eine Bevölkerung von 3,076,118 Menschen gehabt, im Jahre 1800 war die Volkszahl schon auf 5,305,666 gestiegen, und im Jahre 1812 betrug sie 7,239,905 Menschen. Vier Fünftheile dieser Bevölkerung beschäftigten sich mit dem Ackerbau, ein Fünftel lebte in den Städten vom Handel und von der Industrie. Seit 1790 hatte sich das Nationalkapital mindestens verdoppelt, viele Tausend Morgen Land waren in Cultur genommen worden, der Seehandel erstreckte sich trotz der Störungen der europäischen Kriege bis zu den entferntesten Gegenden. In den Küstenstädten blühte das Fabrikwesen und nahm einen nicht unbedeutenden Antheil an den Ausfuhren, welche 1811 die Ziffer von 61 Millionen Dollars (45,294,043 Dollars im Lande erzeugter, 16,022,790 Dollars fremder Waaren) erreichten. Das kleine Rhode-Island lieferte jährlich für 5 Millionen Dollars Baumwollenzeuge, Neuyork, wo ein vorzügliches Wollentuch erzeugt wurde, für 16 Millionen Dollars Fabrikate, eine einzige Stadt in Massachusetts, Lynn, schickte 1811 eine Million Paar Schuhe nach Petersburg. Jedes Jahr brachte wichtige Entdeckungen und Verbesserungen, 1807 befuhr das erste Dampfschiff den Hudson. Europa hatte Fulton's den großen Verkehr und den Seekrieg umgestaltende Erfindung von sich gewiesen. In dem Gebiet, das der Friede von Versailles der neuen Republik zugestand, waren acht neue Staaten entstanden: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Kentucky, Tennessee, Alabama und Mississippi. Dieses alte Gebiet war überdies durch die Erwerbung von Louisiana beinahe verdoppelt worden. Durch

den Ankauf Louisiana's von Frankreich gewann die Union die Küste des mexikanischen Meerbusens, die Strommündung des Mississippi und reichlich dreihundert Millionen Acres Land. Das Gebiet, das man unter dem Namen Louisiana begriff, umfaßte den Raum, den jetzt die Staaten oder Territorien Louisiana, Arkansas, Missouri, Jowa, Wisconsin, Minnisota und Nebraska einnehmen, und außerdem noch weite Strecken, welche dereinst volkreiche Staaten bilden werden. Ausgaben und Einnahmen des Staats hielten sich ziemlich die Waage, von der Staatsschuld zahlte die Tilgungscasse jährlich acht Millionen Dollars ab.

Die Wahlen von 1801 hatten ein Uebergewicht der Demokraten herausgestellt, das sich sowohl unter diesem Präsidenten, Thomas Jefferson, als unter dem folgenden, Jakob Maddison, erhielt. Es fand nun ein völliger Rollentausch der Parteien statt. Die Demokraten, bisher die Vertheidiger der möglichsten Selbständigkeit der Einzelnstaaten, waren plötzlich für eine recht starke Centralgewalt, die Föderalisten, bis zum letzten Augenblicke die Fürsprecher des Zusammenfassens der Staatskräfte in einem Mittelpunkte, begeisterten sich mit einem Male für den Föderalismus, für einen bloßen Staatenbund. Die Demokraten, welche bis dahin von keiner Kriegsflotte hatten wissen wollen, „weil kein Beispiel angeführt werden könne, daß ein Staat, der Kriegsschiffe gehalten habe, seiner Schulden ledig geworden sei," und höchstens zu der Bewilligung von Kanonenböten, von den Gegnern „demokratische Schildkröten" genannt, zu bestimmen gewesen waren, schufen jetzt eine Flotte. Durch ihre Bekehrung gelangte der Staat zu einer Seemacht, welche 1814 aus drei Linienschiffen von je 74 Kanonen, 38 Fregatten und Kuttern mit zusammen 947 Kanonen auf dem Meere, 32 bewaffneten Schiffen mit 265 Kanonen auf den Binnenseen und 803 Kanonierschaluppen bestand.

Durch die europäischen Kriege kam der Handel der Vereinigten Staaten in die übelste Lage. England erklärte, daß es jedes neutrale Schiff wegnehmen werde, welches nicht in englische Häfen einlaufe, dort eine Abgabe entrichte und brittische Erlaubnißscheine zum Weiterfahren löse. Napoleon antwortete mit der Drohung, daß er jedes Schiff, welches in einen englischen Hafen einlaufe, für gute Prise erklären werde. Beiden Erklärungen folgte die That. 917 amerikanische Schiffe wurden von den Engländern, 558 von den Franzosen genommen, ja sogar die Neapolitaner begingen Feindseligkeiten und kaperten 45 amerikanische Fahrzeuge. Mit Frankreich stellte sich später

ein besseres Vernehmen her, aber England beharrte bei seiner feindseligen Stimmung, der das Bestreben zum Grunde lag, seine abgefallenen Colonien wieder zu gewinnen. Von 1805 an bemühte sich die englische Regierung, wie eine von ihrem Agenten Henry dem Congreß ausgelieferte Correspondenz Sir James Craig's und Lord Liverpool's bewies, sich in den Vereinigten Staaten eine Partei zu machen. Sie beleidigte die Republik auf jede Weise, namentlich durch die Durchsuchung amerikanischer Schiffe und die Fortführung amerikanischer Matrosen von denselben. Zuletzt dienten auf der englischen Kriegsflotte nicht weniger als 8000 Matrosen, die von amerikanischen Schiffen unter dem Vorwande, daß sie englische Unterthanen seien, gepreßt worden waren. In den Unterhandlungen, welche über diese und andere Punkte geführt wurden, stellte England die schroffsten, unannehmbarsten Forderungen: förmliche Annahme seiner Seegesetze als Grundlage für das Völkerrecht, Anerkennung des Rechts englischer Kriegsschiffe, amerikanische Handelsfahrzeuge zu durchsuchen, gänzliche Abtretung der Binnenseen im Norden, Zurückgabe von Louisiana, Verlegung der Grenze an den Ohio. Nordamerika beantragte, die Entscheidung dem schiedsrichterlichen Ausspruche des Kaisers Alexander von Rußland anheim zu geben, England wies jede Vermittlung zurück.

Indianerstämme, die Ottawas, Odschibwäs, Miamis, Pottowatomies, Schahnis und Delawaren machten, von dem Schahni-Häuptling Tecumseh angeführt, Einfälle in das nordamerikanische Gebiet. Ihr Prophet Elskwatawa bezweckte eine Vereinigung aller Indianer und eine nationale Wiedergeburt durch Rückkehr zu den alten Sitten und durch gänzliche Enthaltung von dem Feuerwasser. Nach entsetzlichen Verwüstungen erlagen die sechs Nationen dem General Harrison in der Schlacht bei Tippecanoe (7. November 1811), ihr Prophet wurde gefangen, und man fand bei ihm Beweise, daß englische Agenten die Indianer aufgehetzt und mit Feuergewehren und Kriegsbedarf versehen hatten. Die Vereinigten Staaten rüsteten nun, und da keine Genugthuung, nicht einmal eine befriedigende Erklärung zu erlangen war, so erklärten sie den Krieg (18. Juni 1812). 25,000 Mann regelmäßige Truppen wurden neu angeworben, im Uebrigen verließ man sich auf die Freiwilligen und auf die Milizen, welche letzteren indessen nur in schwacher Zahl an den Grenzen erschienen und von zwei Staaten, Massachusetts und Connecticut, geradezu verweigert wurden.

Die Eröffnung des Kriegs erfolgte amerikanischer Seits durch einen Angriff auf Canada, wo man bei den Franzosen und Irländern, zusammen eine Bevölkerung von beinahe 300,000 Menschen, auf Unterstützung rechnete. General Hull, der mit dem Angriff beauftragt wurde, ging mit einem ganz unzureichenden Truppenkörper von 2500 Mann auf Sandwich vor, stieß dort auf die Engländer, wich nach einem nichtssagenden Gefecht auf Detroit zurück und streckte dort die Waffen. Ein zweiter Versuch auf Obercanada, den General Van Ranslaer machte, endete eben so unglücklich durch das Gefecht von Queenstown. Ein geringer Ersatz für diese Niederlagen war der Sieg, den General Brown am Champlain-See bei Plattsburg über die Engländer erfocht, und die Rache, die General Harrison an den Indianern für die scheußliche Niedermetzelung der Besatzung des Forts Chicago nahm. Auf der andern Seite nahm der Seekrieg eine für die Amerikaner glückliche Wendung. Nicht genug, daß ihre Kaper alle Meere, besonders aber die westindischen Gewässer durchschwärmten und bis zum Ende des Jahres 218 englische Fahrzeuge mit 574 Geschützen und 5106 Matrosen nahmen, mußten sich ihnen auch drei englische Fregatten, Guerriere, Macedonian und Java, ergeben.

In dem Feldzuge von 1813 wurde den Amerikanern durch die Taktik des englischen Admirals Warren, seine Flotte in drei Divisionen zusammenzuhalten, jeder Seesieg unmöglich gemacht. Sie verloren sogar ihre Fregatte Chesapeak, die sich aus dem Hafen von Boston locken ließ, und, nachdem sie gegen den übermächtigen Feind 170 Menschen verloren hatte, die Flagge streichen mußte. Die Amerikaner ließen sich aber dadurch nicht einschüchtern. Ihre Kaper streiften bis in die ostindischen Gewässer, ihr Commodore Rogers setzte seine Kreuzfahrten zur norwegischen Küste fort und brachte eine Menge feindlicher Schiffe in den Hafen. Auf den Binnenseen erhielten sie durch ihre neu erbaute Flotille, über die Chauncey den Befehl führte, das Uebergewicht. In dem Landkriege hielten sich Siege und Niederlage die Waage. Die Amerikaner behaupteten sich in Obercanada, wo sie Klein-York, das jetzige Toronto, und mehrere Forts eingenommen hatten, aber ein Versuch ihres Generals Wilkinson, nach Montreal durchzubrechen, wurde unter bedeutendem Verlust vereitelt. Kurz darauf nahmen die Engländer das wichtige Fort Niagara und erhielten dadurch einen Weg in das feindliche Gebiet. Im Ganzen zeigte sich auf der amerikanischen Seite noch immer eine gewisse Lauheit, und bei

den Milizen ein großer Hang zur Insubordination. Wo die Amerikaner geschlagen wurden, lag die Schuld an der Uneinigkeit der Generale, oder an der unter den Truppen herrschenden Verwirrung. Aber auch die Gesetze waren einer energischen Kriegszucht wenig günstig. Als von der Milizbrigade des Generals Tamarhill 700 Mann auf ein Mal ausrissen, konnte das niedergesetzte Kriegsgericht keine höhere Strafe aussprechen, als eine Geldbuße von 12 Dollars für jeden.

Für den Feldzug von 1814 trafen die Engländer großartige Vorbereitungen, um ihn zu dem entscheidenden zu machen. So wie der Pariser Friede dem Mutterlande freie Hand verschaffte, gingen sowohl Kriegsschiffe als Landtruppen zur Verstärkung nach Amerika. Allein unter Hill schifften sich in Bayonne 30,000 Soldaten ein, und daß die Nordamerikaner diesen von Wellington geschulten Veteranen widerstehen könnten, hielt man für so unwahrscheinlich, daß man sich das Ziel der Wiederunterwerfung der Colonien steckte. Auf der andern Seite erhoben sich die Amerikaner endlich zu den Anstrengungen, welche die gefährliche Lage von ihnen forderte. Freiwillige Anleihen deckten den ganzen Kriegsaufwand, das regelmäßige Heer konnte ohne Mühe bis zu 40,000 Mann vermehrt werden, Bataillone von Freiwilligen traten zusammen, die Milizen strömten bereitwillig herbei, die Kaufmannschaft rüstete Hunderte von Kauffartheischiffen zu Kapern aus. Wo noch Lauheit herrschte — die östlichen, bereits reich gewordenen Staaten zeichneten sich durch diese Stimmung besonders aus — da rief die Art der Kriegführung, welche die Engländer annahmen, bald eine allgemeine Erbitterung hervor.

In den früheren Kriegsjahren hatten die englischen Admirale mehrmals an Küstenpunkten Landungen veranstaltet, um das Privateigenthum friedlicher Bürger zu vernichten. So hatte Admiral Warren 1813 Havre de Grace, eine kleine offene Stadt in Maryland, geplündert und in Asche gelegt und bei einer zweiten Landung in der Chesapeak-Bai die Bauernhäuser und die Ernten auf dem Felde niedergebrannt, die unbewaffneten Landleute niedergemacht und die Neger zum Aufruhr gereizt. Dieses System wurde für den Feldzug von 1814 im ausgedehntesten Maßstabe angenommen. Drei Landungen in Virginien, bei Neuyork und bei Boston waren das Vorspiel zu dem großen Schlage, der gegen Washington geführt wurde. Am 19. August 1814 setzten Admiral Cochrane und General Roß bei Benedikt Landsoldaten und Ma-

trosen an das Land, während zu gleicher Zeit bewaffnete Böte den Patuxent hinaufgingen und die amerikanischen Kanonierschaluppen vor sich hertrieben, bis diese von dem amerikanischen Commodore Barney selbst in die Luft gesprengt wurden. Die amerikanische Landmacht war 6000 Mann stark unter dem General Winder, von zwei Batterien beschützt, bei dem Dorfe Bladensburg aufgestellt. Diese ungeübten, in der Eile zusammengerafften Truppen hielten dem englischen Angriff nicht Stand. Nach einer kurzen Gegenwehr ließen sie ihre Geschütze im Stich und gaben die politische Hauptstadt ihres Landes dem Feinde Preis. Am 24. August rückten die Engländer in Washington ein, am 26. Abends war das Werk der Vernichtung vollendet. Nicht blos die zweihundert Kanonen, die sich vorfanden, und der Kriegsbedarf wie die Gewehre wurden zerstört, sondern auch die öffentlichen Gebäude, das Arsenal, das Schatzamt, das Kriegsamt, der Palast des Präsidenten, mehrere bedeutende Fabriken, die große Brücke über den Potomak. Nach dieser Heldenthat im niedrigen Geschmack wendeten sich Cochrane und Roß gegen Baltimore. Hier war der Erfolg ein anderer. Roß kam nur langsam vorwärts und wurde selbst in einem lebhaften Gefecht von einem amerikanischen Scharfschützen erschossen. Sein Nachfolger Brooke fand die Einwohner der Stadt so stark auf Hügeln verschanzt, daß er um so weniger einen Angriff wagte, als von Cochrane die Meldung einging, daß eine Mitwirkung der Seemacht gegen die Stadt und das Lager vor derselben unmöglich wäre. Beide Befehlshaber zogen sich daher zurück. Von der Erbitterung ganz abgesehen, welche diese für ihre Urheber schimpflichen Unternehmungen hervorriefen, erreichte man durch sie nicht einmal die Ausgleichung des Schadens, den die amerikanischen Kaper dem englischen Handel zuzufügen fortfuhren. Zwei Kutter und siebenzehn Kaper nahmen in einem einzigen Monat 108 englische Schiffe und der Peacock holte sogar von der Dubliner Rhede ein großes englisches Fahrzeug fort.

Der strategische Fehler der Engländer, ihre stark vermehrten Streitkräfte in drei Abtheilungen zu trennen, welche zugleich den Süden, das Centrum und den Norden des feindlichen Landes bedrohten, rächte sich in lauter Niederlagen. An der canadischen Grenze führten die Treffen von Ludyslane (25. Juli) und vom Fort Erie (15. August) einen völligen Umschwung herbei. In dem ersten Treffen, in dessen Feuer der Wassersturz des Niagara seine Donner mischte, warf der Amerikaner Brown die englische Hauptmacht weit zurück,

in dem zweiten Gefecht waren die Engländer der angreifende Theil und wurden unter schwerer Einbuße von Menschen abgeschlagen. Als Sir George Prevost diese Scharten bei Plattsburg auswetzen wollte, verschaffte er den verachteten Feinden einen neuen Triumph (10. September). In dieser Schlacht von Plattsburg wurde zugleich zu Wasser und zu Lande gekämpft. Das Gefecht auf dem Champlain-See machte den Anfang und endete nach zwei Stunden damit, daß alle großen englischen Fahrzeuge vor der amerikanischen Flotille unter M'Donough die Flagge streichen mußten. Die Landschlacht entschieden die amerikanischen Geschütze, welche nach und nach sieben englische Batterien zum Schweigen brachten, und insbesondere die Scharfschützen. Gegen Sonnenuntergang räumte Sir George Prevost das Schlachtfeld, ohne übrigens, da ein heftiger Sturm mit dichtem Regen eintrat, weit verfolgt zu werden.

Es blieb jetzt den Engländern nichts als die Hoffnung, daß ihr Unternehmen gegen den Süden Erfolg haben werde. Sie hatten dazu die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen, Kriegsschiffe und Vorräthe in Bereitschaft gesetzt, ein ausgesuchtes Heer von Veteranen versammelt, aber auch Negerbataillone auf Westindien ausgehoben, um die schwarzen Sklaven Louisiana's zum Aufstande zu bringen. Die Vertheidigungsmittel Louisiana's bestanden aus sechs Kanonenböten und einer Kriegsschaluppe, aus den Milizen, welche das schwach bevölkerte Gebiet zu liefern vermochte, und aus drei unbedeutenden Forts auf einer Küstenausdehnung von hundert deutschen Meilen. Auf dem Punkte, wo der Angriff zu erwarten war, erstreckte sich eine flache, mit einzelnen Wäldern oder Gebüschen besetzte Ebene meilenweit. Dieser Punkt war Neuorleans, damals ein Ort mit etwa 25,000 Menschen, die in dem Zwischenhandel, der hier zwischen Mittelamerika und Westindien einerseits und dem fruchtbaren Mississippi-Gebiet andererseits geführt wurde, eine unerschöpfliche Quelle von Reichthum fanden.

Am 23. December 1814 betraten die ersten englischen Truppen die Küste von Louisiana, und bis zum Schlusse des Jahres stieg ihre Anzahl auf 15,000 Mann. In ihrem Gefolge waren Regierungsbeamte, um nach der Eroberung des Landes gleich eine englische Verwaltung einrichten zu können. General Jackson, der auf amerikanischer Seite befehligte, verfügte über etwa 5000 Mann, fast lauter Milizen. Seine Geschütze bedienten Seeräuber, die bis zu diesem Augenblicke von der Insel Barataria an der Mündung des

Mississippi aus den amerikanischen Schiffen großen Schaden zugefügt hatten, aber in der Noth des Augenblicks Amnestie erhielten. Mit dieser kleinen Macht besetzte Jackson eine Linie, welche sich rechts an den Mississippi, links an ein undurchdringliches Gebüsch lehnte und warf Schanzen auf, die zum Theil aus Baumwollenballen gebaut wurden. Am 1. Januar 1815 sollten diese Linien genommen werden. Ein furchtbares Feuer aus den englischen Geschützen und Raketenbatterien machte die Amerikaner nicht wankend. Zwei Flankenangriffe der Engländer führten ebenfalls zu keinem Erfolge, da der rechte amerikanische Flügel durch die Kriegsschaluppe Louisiana beschützt, der linke durch das Büchsenfeuer der Milizen aus Tennessee und Kentucky unnahbar gemacht wurde. General Packenham wollte nun den Angriff auf das weniger gedeckte rechte Flußufer verlegen, doch die Prahlerei Cochrane's im Kriegsrath, „er werde die feindlichen Linien mit zweitausend Theerjacken erstürmen", brachte ihn von diesem vernünftigen Entschlusse wieder ab. Am 8. Januar noch vor Tagesanbruch bewegten sich die 15,000 Engländer gegen die Linien. Die Truppen gelangten in der Haltung von Veteranen, das Gewehr am Riemen über die Schulter gehängt, Faschinen oder Sturmleitern in den Händen, in den Bereich des feindlichen Feuers. Hier wankten sie, da die Kanonen der Seeräuber keinen Schuß auf die dichten Kolonnen fehlten, zogen sich links, geriethen nun in das Feuer der Scharfschützen und flohen in einzelne Haufen aufgelöst. Nicht weniger als drei Generale, Packenham, Keane und Gibbs, waren bei dem ersten Angriff gefallen. Noch einmal ließen sich die Versprengten sammeln und durch Reserven verstärkt ins Gefecht zurückführen. Aber ein noch mörderischeres Feuer aus Geschützen und Gewehren sprühte ihnen entgegen, und nach diesem unglücklichen Gefecht flohen sie, um nicht wiederzukehren. Sie hatten 3000 Menschen mit sehr vielen Offizieren verloren, die Amerikaner in ihrer gedeckten Stellung nur 13. War auch ein gleichzeitiges Gefecht auf dem rechten Ufer für die Engländer günstiger gewesen, so verbot doch der moralische Eindruck der Hauptschlacht jede Erneuerung der Feindseligkeiten. Der neue englische Befehlshaber Lambert schloß mit Jackson einen Waffenstillstand und verließ am 19. Januar die Küste von Louisiana.

Die Schlacht von Neu-Orleans war der Schluß des Krieges, und einen würdigeren hätten die Nordamerikaner nicht wünschen können. Schon vierzehn Tage vorher, ehe am Ufer des Mississippi gekämpft wurde, hatten die beider-

seitigen Unterhändler zu Gent Frieden geschlossen (24. December 1814) Die Grundlage desselben war der Zustand vor dem Kriege. Beide Theile gaben die gemachten Eroberungen zurück, die definitive Regulirung der Grenzen wurde an eine gemischte Commission verwiesen. Sehr günstig für die Amerikaner war, daß jeder Theil die gekaperten Schiffe behielt, wogegen freilich die Engländer für ihre Mordbrennereien keine Entschädigung leisteten. Ueber die eigenthümliche englische Auffassung des Seerechts schwieg der Vertrag, der Sklavenhandel sollte aufgehoben sein.

Der Krieg von 1812 — 1815 war die definitive Besiegelung der nordamerikanischen Unabhängigkeit, der letzte Versuch Englands, die Republiken wieder zu Colonien zu machen. Während des Kriegs hatten sich im Innern noch Royalisten gezeigt, und selbst eine große Partei, die föderalistische, war in den ungerechten Verdacht gekommen, der englischen Herrschaft geneigt zu sein. Nach dem Frieden verschwand die englische Partei bis auf die letzte Spur, und als die Föderalisten, nachdem die Ungunst der öffentlichen Meinung gegen sie sich gemildert hatte, unter Heinrich Clay aus Kentucky sich neu organisirten, traten sie als vorzugsweise nationale Partei auf. Nach außen hin äußerte der Krieg die Wirkung, daß die gewonnene Ueberzeugung von der Unbesiegbarkeit der Vereinigten Staaten ihnen die günstigste diplomatische Stellung verschaffte. Ein Vertrag mit England über die Grenze gab den Nordamerikanern gute Bedingungen und verschaffte ihnen auch das Recht der Fischerei an den Küsten von Neufoundland und Labrador wieder. Rußland verzichtete zu ihren Gunsten auf seine Ansprüche an die Länder der amerikanischen Westküste südlich vom 56.° nördlicher Breite. Im Süden wurden durch Kauf von Spanien — der Kaufpreis betrug fünf Millionen Dollars, die aber größtentheils an nordamerikanische Bürger, welche Ansprüche an Spanien hatten, gezahlt wurden — beide Florida's gewonnen, ein werthvoller Erwerb, da er zwei ausgezeichnete Ausfuhrhäfen sicherte, St. Augustin und Pensecola, und die südliche Vertheidigungslinie vervollständigte. Die amerikanische Marine begann sich in allen Meeren zu zeigen und erzwang von dem Dei von Algier eine Achtung ihrer Handelsflagge, welche die Barbaresken weit älteren Staaten mit Hohn verweigerten. Die gehobene Energie des Volks bereitete sich zur Wahrmachung des Jefferson'schen Ausspruches: „Die Vereinigten Staaten sind das Nest, aus welchem ganz Amerika Verfassung und Bevölkerung erhalten muß.“ Den Plänen, die in Europa

zur Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Südamerika oder doch zur Errichtung legitimer Throne in den freigewordenen Colonien entworfen wurden, trat der Präsident Munroe mit der festen Erklärung entgegen, daß die Vereinigten Staaten die Ausdehnung des Systems der heiligen Allianz auf Amerika nicht dulden würden.

In der industriellen Entwicklung zeigte sich nach dem Frieden eine momentane Hemmung. Während des Kriegs hatten sich große Kapitalien der Industrie zugewendet, aber nun warf England ungeheure Waarenmengen ins Land, wodurch die Preise um funfzig Procent gedrückt und viele Fabriken zu Grunde gerichtet wurden. Zu dem doppelten Zwecke, dem englischen Uebergewicht ein Ende zu machen und die direkten Abgaben auf das Aeußerste zu beschränken, führte der Congreß 1816 und 1822 höhere Zölle ein, welche bei vielen der Waaren, die sich in Nordamerika gut herstellen ließen, die Wirkung eines Einfuhrverbots hatten. England konnte sich über diese Maßregel nicht beklagen, da es das amerikanische Getreide so gut wie ausschloß, auf den Taback eine Eingangssteuer von mehr als 600 Procent legte und dieses Prohibitivsystem nur deßhalb nicht auf die Baumwolle ausdehnte, weil seine Fabriken ohne das amerikanische Produkt nicht bestehen konnten. Aber der Süden des Landes klagte über Benachtheiligung seiner Ackerbau-Interessen zu Gunsten der Fabrik-Interessen des Nordens, worauf freilich erwiedert werden konnte, daß der Süden noch 1810 in der Baumwollen-, Wollen- und Leinenmanufactur dem Norden vorausgewesen sei und sich durch eigene Schuld, durch die Ueberhandnahme seiner „Aristokratie der Faulheit“, habe den Rang ablaufen lassen. 1828, bei einer neuen Erhöhung des Tarifs, ging Südcarolina, von jeher wegen seiner Turbulenz bekannt, in seiner Opposition gegen den Norden so weit, zu erklären, daß jeder einzelne Staat das Recht habe, Beschlüsse und Gesetze des Congresses durch eine Nichtigkeitserklärung (Nullification) ungültig zu machen.

Neben der Tariffrage war es die Sklavenfrage, welche den Süden aufregte und auch auf jene Erklärung Südcarolina's den bestimmendsten Einfluß hatte. Eine Ultra-Partei der Abolitionisten verlangte die augenblickliche Aufhebung der Sklaverei in dem ganzen Umfange der Union, mit welcher Forderung sie aber die Verfassung verletzte, da diese klar und unzweideutig verfügt, daß alle einheimischen Angelegenheiten lediglich der Entscheidung der einzelnen Staaten überlassen bleiben. Der Süden remonstrirte,

indem er nicht blos den gänzlichen Ruin der Pflanzungen, sondern geradezu haitische Zustände voraussagte, wenn die 1,538,064 Sklaven — so hoch belief sich die Zahl im Jahre 1820 — ohne Uebergangsstufen durchschritten zu haben, in Freiheit gesetzt würden. Als Missouri 1821 in die Union aufgenommen wurde, suchten die Abolitionisten die Sache auf die Spitze zu treiben, doch der Congreß entschied für einen Vergleich, der dem neuen Staat nicht die Verpflichtung auflegte, seine Sklaven in Freiheit zu setzen. Mit den praktischen Vorschlägen, welche gemacht wurden, die Hauptgefahr der Emancipation durch Verminderung der Zahl der Farbigen aufzuheben, hatte man schlechtes Glück. Der Plan, die freien Farbigen jenseits der Felsengebirge anzusiedeln, traf unter ihnen selbst auf einen solchen Widerwillen, daß man ihn fallen ließ. Man richtete nun die Blicke auf die afrikanische Küste, indem man annahm, daß die Schwarzen in ihre ursprüngliche Heimath mit Freuden zurückkehren würden. 1820 setzte das Schiff Elisabeth auf der Insel Scherbro in der Turra-Bai achtzig Schwarze und mehrere weiße Agenten ans Land. Ort und Jahreszeit waren gleich ungesund, nach kurzer Zeit war ein Drittheil der Menschen den Fiebern erlegen, und der Versuch mußte aufgegeben werden. 1821 rüstete die Gesellschaft, welche sich der Angelegenheit angenommen hatte, eine neue Expedition aus, welche dieses Mal Sierra Leone zum Zielpunkt nahm. Am Cap Mesurado wurde ein Landstrich von 26 deutschen Meilen Länge an der Küste und 8 Meilen Tiefe nach dem Innern zu gekauft, und am 25. April 1822 wehte das Sternenbanner über der Colonie Liberia. Diese Colonisation hat die beiden schönen Erfolge gehabt, die Leuchte der Bildung unter die Völker von Guinea zu tragen und zur Unterdrückung des Sklavenhandels wesentlich mitzuhelfen. Aber der ursprüngliche Zweck ist so ziemlich verfehlt worden. Alle Staaten der Union haben Geldunterzeichnungen eröffnet, mehrere Legislaturen haben nicht unbeträchtliche Summen gegeben, es hat nicht an Predigten, an Ueberredungsmitteln aller Art gefehlt, und doch ist die Zahl der aus den Vereinigten Staaten nach Liberia Ausgewanderten eine sehr geringfügige geblieben.

Von dem zweiten farbigen Stamm, den Indianern, gewann die Union durch Verträge, welche meistens in die Jahre 1820 und 1821 fallen, 192 Millionen Acker Land, ein Gebiet, dreimal so groß als Großbritannien. Die Kette der militairischen Posten wurde jetzt bis zur Mündung des Yellow-Stone unter dem 48.° Grade nördlicher Breite, siebenundzwanzig Längengrade

westlich von Washington, hinausgeschoben. Verträge mit Indianerstämmen sicherten der Union einen Weg nach dem stillen Ocean, an dessen Ufern sie die ganze Strecke von der mexikanischen Grenze bis zu den russischen Besitzungen im Norden beanspruchte, und zwar als Rechtsnachfolgerin Spaniens kraft des Vertrags über die Abtretung der Florida's, in dem Spanien alle seine Gebiete nördlich vom 42.° Breitengrade auf Nordamerika übertragen hatte. Rußland erkannte diese nordamerikanischen Ansprüche in dem oben erwähnten Vertrage an, nicht so England. Die Grenzausgleichung mit diesem Lande bezog sich nur auf die Strecke bis zu den Felsengebirgen, für welche der 49.° nördlicher Breite als Scheidelinie angenommen wurde. Die Wüsteneien jenseits der Felsengebirge betrachtete man als neutral und räumte dort beiden Theilen das Recht ein, zu jagen und Handel zu treiben. England glaubte bei dieser Bedingung im Vortheil zu sein, da seine Hudsonsbaigesellschaft den Pelzhandel des Oregongebiets fast monopolisirte. Dies konnte die Union nicht hindern, nachdem sie einmal Astor's Niederlassungen am Columbia durch Mangel an Unterstützung hatte verkümmern lassen, aber sie gab ihre politischen Ansprüche durchaus nicht auf, und welche Hoffnungen sie auf den fernen Westen stützte, das hätte den Engländern der Plan des Präsidenten Munroe zeigen sollen, die Seen an der canadischen Grenze durch Canäle mit dem Mississippi in Verbindung zu bringen, von dem Missouri und dem Mississippi durch die Felsengebirge Landstraßen nach dem Columbia zu führen, so einen bequemen Weg von Ocean zu Ocean herzustellen und den chinesischen Handel für die Vereinigten Staaten zu gewinnen.

Im Innern der Vereinigten Staaten wohnten, ungerechnet die Stämme im Westen und Norden des Michigan-Sees, und des Marien-Wasserfalles, 97,000 Indianer, deren Gebiet auf 77 Millionen Acker veranschlagt wurde. Die Regierung hatte das Eigenthumsrecht dieser Indianer auf ihren Grund und Boden zu wiederholten Malen anerkannt und ihnen das Recht zugesprochen, nach ihren Sitten zu leben. Auf der andern Seite war dem Staat Georgien, innerhalb dessen Grenzen die Krihks und Tschirokis zehn Millionen Acker besaßen, als er Alabama, Tennessee und Mississippi an die Bundesregierung abtrat, von dieser das Eigenthumsrecht auf Alles von seinen Grenzen umschlossene unbewohnte Land gewährleistet worden. Unter dem unbewohnten Lande waren auch die Jagdgründe der Indianer verstanden, und die Bundesregierung hatte sich noch besonders verpflichtet, die Indianer

mit ihren Ansprüchen abzufinden, sobald dieses friedlich und unter angemessenen Bedingungen erreicht werden könne. Um diese Verpflichtung zu erfüllen, legte Munroe dem Congreß mehrere Maßregeln vor (Botschaften vom 7. December 1824 und vom 25. Januar 1825), welche sämmtlich Annahme fanden. Es wurde beschlossen, alle Indianer des Innern in das Land jenseits des Mississippi, westlich von den Staaten Missouri und Arkansas zu versetzen, dessen weite Wiesenflächen und jungfräuliche Wälder den Neigungen von Jägervölkern reiche Befriedigung darboten. Die Uebersiedelung sollte auf Staatskosten erfolgen und jeder Stamm mit Schullehrern und Handwerkern versehen werden. In diesem neuen Gebiet, dessen Besitz für ewige Zeiten gewährleistet wurde, konnten die Indianer nach ihren eigenen Sitten und Gesetzen leben, doch war ihnen jeder Krieg untersagt, und damit sie dieses Verbot achteten, wollte man eine Kriegsmacht unter ihnen aufstellen. Die wohlmeinende Absicht des Congresses bei diesen Bestimmungen darf nicht in Zweifel gezogen werden. Wohl war es hart, die Indianer von ihrer Heimath loszureißen, aber es gab nur dieses Mittel, unaufhörliche Conflicte und Reibungen mit den Ackerbauinteressen zu verhüten, bei denen die Indianer ganz unvermeidlich ausgerottet oder in die unglücklichste Lage gebracht werden mußten. Daß die Beschlüsse des Congresses zuletzt Schande über die Vereinigten Staaten brachten, lag nicht an ihnen selbst, sondern an der schurkischen und grausamen Art der Ausführung.

Die Staatsschuld erreichte 1816 durch die Ausgaben und Folgen des Kriegs mit 127 Millionen Dollars ihren höchsten Stand, sank von nun an, nur einmal durch den Ankauf der Florida's vermehrt, beständig und betrug 1829, als Jackson Präsident wurde, noch 58 Millionen Dollars. Nach der Einführung des Tarifs wurden die Zölle die Hauptquelle der Einnahme. 1829 lieferten sie 22,681,966 D., während aus dem Verkauf der Staatsländereien 1,517,175 D. und aus den innern und direkten Abgaben nur 25,838 D. flossen. Ein Vergleich der Einfuhren und Ausfuhren von 1816 und 1829 — 1816 Einfuhren 147 Millionen D., Ausfuhren $81^9/_{10}$ Millionen D., 1829 Einfuhren 74 Mill. D., Ausfuhren 72 Mill. D., — weist auf einen Rückschritt hin, der aber nur ein scheinbarer ist, da 1816 das Land mit englischen Waaren überschwemmt und ein großer Theil derselben wieder ausgeführt wurde. Der größte Aufschwung Nordamerika's in dieser bis zur Präsidentschaft Jackson's reichenden Periode ist indessen nicht im auswärtigen

Verkehr, sondern im Binnenhandel zu suchen. Unter einem fortgesetzten, nicht ohne Erbitterung geführten Streite, ob man alle innern Verbesserungen den Einzelstaaten überlassen müsse, oder ob auch die Centralregierung sich an gemeinnützigen Werken betheiligen dürfe, wetteiferten Staaten und Bundesgewalt in großartigen Unternehmungen. Die bewunderungswürdigste Schöpfung war der Erie-Canal, der, mit seinen Verzweigungen 82 deutsche Meilen lang, von Albany am Hudson bis Buffalo am Erie-See geführt wurde. De Witt Clinton, Statthalter von Neuyork, vollendete dieses Werk in den Jahren von 1817 bis 1822 und eröffnete dadurch nicht allein der Hauptstadt das große Seebecken, sondern machte auch den Westen des Staats, der damals wenig mehr als eine Wildniß war, zu dem schönsten und best bebauten Theile. Fulton's Erfindung wurde so rasch ausgebeutet, daß Nordamerika bereits 1824 ein und vierzig Dampfschiffe besaß, welche den Mississippi, den Ohio und Alleghany, den Wabasch, den Illinois, den Missouri, den Arkansas und den Rothen Fluß befuhren. Die Umstände, daß auf den Canälen kaum eine Fortbewegung um eine Meile in der Stunde erreicht werden konnte und im Winter ein Monate anhaltender Frost die Benutzung dieser Wasserstraßen ganz unmöglich machte, ließen auf eine Benutzung der Dampfkraft für Landwege sinnen und führten zu den ersten Eisenbahnen. Man bauete diese anfangs sehr wohlfeil, da man sich mit einem Geleise behalf und vielfach hölzerne Schienen legte, auf welche Eisenplatten genagelt wurden. Die erste aller amerikanischen Eisenbahnen war die 1827 vollendete Quincy-Eisenbahn in Massachusetts, dann folgte 1829 die Baltimore- und Ohio-Bahn, und mit einem Schienenwege vom Mohawk zum Hudson wurde der Anfang gemacht.

Mit der Dampfschifffahrt und dem Eisenbahnwesen in genauer Verbindung steht die Ausbeutung der Steinkohlen, die in mehreren Becken von ungeheurer Ausdehnung lagern. Bis 1813 war die Anthracitkohle nur von den Grobschmieden benutzt worden, jetzt warf sich die Speculation auf die Kohlengruben, und wenn dabei auch durch wilde Uebertreibungen mancher Schaden entstand, so blieb doch die gute Folge, daß die Aufmerksamkeit der soliden Geschäftsleute auf den bisher vernachlässigten Reichthum gelenkt wurde. 1792 hatte man in England die Frage aufgeworfen: ob ganz Amerika wohl jährlich hundert Ballen Baumwolle zu liefern im Stande sei? und 1828 wurden 720,595 Ballen ausgeführt, von denen England 424,743 erhielt. Vor 1815 wurde die Baumwolle ausschließlich auf Handwebstühlen verspon-

nen, 1826 verarbeiteten die Fabriken 149,516 Ballen. Der Schiffsbau stellte in den Jahren 1815 bis einschließlich 1824 8604 Fahrzeuge mit zusammen 879,858 Tonnen her. Den Verkehr erleichterten außer der Bank der Vereinigten Staaten, bei welcher sich die Regierung mit einem Fünftheil des Anlagekapitals, d. h. mit 7 Mill. D. betheiligte, Provinzialbanken, die in nur zu großer Zahl — im Jahre 1819 zählte man über dreihundert — in's Leben traten.

Man würde ungerecht sein, wollte man von einem Lande, das seine Kräfte noch auf die Bewältigung der rohen Natur, auf den Kampf mit der Wildniß zu richten hat, die geistige Blüthe alter Culturstaaten fordern. Den Verhältnissen angemessen widmete man dem Volksunterrichte vorzügliche Pflege, einer spätern Zeit die Gründung glänzender wissenschaftlicher Anstalten anheimgebend. Im Erziehungswesen machte das Jahr 1827 Epoche. In diesem Jahre veröffentlichte Connecticut sein neues vortreffliches Schulgesetz, das in den nächsten Jahren in den andern nordöstlichen Staaten und dann auch in Pennsylvanien und Neuyork Nachahmung fand. Dieselben Schulreformatoren, welche dieses Schulgesetz ausgearbeitet hatten, Horaz Mann und Heinrich Barnard, förderten die Errichtung von Lehrerseminarien. Das erste Seminar, das in Boston errichtet wurde, stattete Edmund Dwight mit zehntausend D. aus. Die erste Abendschule errichtete 1818 Louisville in Kentucky, Schulzeitungen begannen 1826 zu erscheinen. Für Sonntagsschulen wirkte seit 1817 der „amerikanische Sonntagsschulen-Verein" in Philadelphia, zu der 1816 in Neuyork gestifteten Bibelgesellschaft verbanden sich mehrere der protestantischen Secten. Den rein religiösen Bestrebungen halfen die Mäßigkeitsvereine, deren die Vereinigten Staaten über zweihundert besaßen. Von den einzelnen Religionsgenossenschaften gewannen die Katholiken und die Methodisten den meisten Boden. Der Katholicismus erhielt durch ausgezeichnete Geistliche und starke Geldzuschüsse aus Europa eine mächtige Förderung, indessen ist es zweifelhaft, ob die unleugbare Zunahme der nordamerikanischen Katholiken durch wirkliche Bekehrungen, oder aber durch die mit jedem Jahre stärker werdende Einwanderung von katholischen Irländern und Deutschen erklärt werden muß. Der Methodismus machte seine ausgebreiteten Eroberungen hauptsächlich durch seine Wiedergeburten und Versammlungen im Freien (revivals und camp meetings), religiöse Uebungen, bei denen die Frommen das Ergriffensein ihres Innern durch krampfhafte Zuckungen, besinnungsloses

Jauchzen und Stöhnen, durch Tanzen und Springen ausdrücken. „Solche Wiederbelebungen sind aber durchaus dem Geschmack der englischen Amerikaner angemessen. In dem Wirrwarr der Geschäfte, in dem unaufhörlichen Rechnen und Handeln und den schnell aufgerafften Vergnügungen sinkt dem Volke sein besseres Selbst unter; das fühlt es und braucht nun ein starkes Mittel, eine heilsame Erschütterung, um der Seele wieder zum Durchbruch zu verhelfen Natürlich geht es dann am liebsten zu denjenigen Aerzten, welche der Seele eine solche Pferdekur mit guter Manier beibringen können, und deshalb blüht der Weizen der Methodisten mit jedem Jahre besser.“ (Löher.) Die Unitarier, schon eine ältere Sekte und als „liberale Christen“ vielfach angefeindet, kamen vorzüglich durch den entschiedenen Bruch empor, den 1815 eine Lebensbeschreibung Lindsey's von Belsham zwischen ihnen und den Congregationalisten veranlaßte. Viele Kirchen der letztern erklärten sich für die Unitarier, welche in Neu-England den Kern der gebildeten Classen in sich aufnahmen, jedoch in den übrigen Staaten keine rechte Wurzel schlagen konnten, obgleich sich in Ohio und andern westlichen Gebieten die Christian Baptists für sie erklärten. Sie interessirten sich für freie theologische Forschung, für deutsche Philosophie, und Channing gab ihnen einen philanthropischen Charakter.

In der Literatur wucherte das Zeitungswesen, 1817 durch 500 Tagesblätter vertreten, mit nur zu großer Ueppigkeit. Begegnen wir unter den Dichtern keinem vom ersten Range, so finden wir dagegen manche, welche selbst in Europa für Zierden der Literatur gelten würden. Unter denen, welche ausschließlich oder vorzugsweise der Periode von 1815—1829 angehören, nennen wir Bryant, einen Sänger der Natur, der vielen Amerikanern für den ersten aller ihrer Dichter gilt, Karl Sprague, Johann Brainard, der zu früh starb, um sein Talent entfalten und läutern zu können, Heinrich Dana, dessen Poesie aus dem Innersten seiner Seele hervorgeht, Greene Halleck, Maria Brooks (Maria del Occidente), bei der sich Gluth der Empfindung mit Reinheit des Gedankens paart, Lydia Sigourney, in deren Gedichten ein tiefer religiöser Geist vorwaltet. Vorzügliche Redner besaß dieser Zeitraum in Johann Quincy Adams, Wilhelm Wirt, Heinrich Clay, Daniel Webster, Johann Caldwell Calhoun, Caß u. A. Im Roman war Karl Brockden Brown (gest. 1810) der Vorläufer von Jacob Fenimore Cooper, dessen mit großer Frische und wahrer Naturanschauung geschriebene Werke in Europa fast noch mehr Anklang fanden, als in Amerika, wo ihr Verfasser

in seiner spätern Zeit durch manchen unbegründeten oder übertriebenen Widerspruch gegen Heimisches unbeliebt wurde. Cooper, der in gewisser Beziehung ein Nachahmer Walter Scott's genannt werden kann, ist der Schöpfer eines eigenen Genre's, des Seeromans, geworden, und hat darin deutsche, französische und englische Nachfolger gefunden. Nicht minder bekannt unter uns ist der feinere Washington Irving. Sein Freund und früherer Mitarbeiter Jacob Kirke Paulding und Catharina Sedgwick stehen auf einer tieferen Stufe.

Drittes Kapitel.

Die spanischen Colonien in Südamerika und ihr Aufstand. Brasilien.

Spanien besaß in den seinem Scepter unterworfenen Gebieten von Amerika eine Ländermasse von 250,000 Geviertmeilen mit siebenzehn Millionen Einwohnern. Dieses ganze unermeßliche Land litt unter dem ärgsten Drucke, unter einem ausgebildeten Ausbeutungssystem. Nicht genug, daß die spanische Regierung von ihren Colonien so viel Geld als möglich zu beziehen suchte, betrachtete auch die spanische Bevölkerung ihr Amerika als ein gemeinschaftliches Eigenthum, welches den ärmeren Classen zu schneller Bereicherung zugewiesen sei. Jedes Schiff führte arme Adelige oder zerlumpte Abenteurer nach Amerika, die in den Vicekönigreichen jenseits des Meeres einträgliche Stellen suchten und fanden. „Die meisten derselben kamen aus den spanischen Provinzen mit keinem anderen Eigenthum, als einem Wamms, einem Paar Beinkleidern und drei Hemden herüber. Viele konnten kaum lesen und schreiben, und besaßen von der Welt und den Geschäften keine andere Kenntniß, als die sie sich auf der Ueberfahrt erwerben konnten, da sie in ihrem heimathlichen Dorfe nichts als die Predigten des Pfarrers und die Ermahnungen ihrer Mutter gehört hatten. Von einem ganzen Piaster hatten sie keinen Begriff; viele glaubten, es gebe keinen andern König, als den von Spanien, und keine andere Sprache, als das Castilianische." (Zavala, historischer Versuch über die Umwälzungen von Mexiko.) Alle hatten die Absicht, das Gewonnene in der alten Heimath zu genießen, und sahen hochmüthig auf die Eingeborenen herab, nicht etwa blos auf die Indianer, sondern auch auf die Weißen (Kreolen), unter denen gleichwohl die Nachkommen der Eroberer

waren. Den geborenen Spaniern fielen fast alle Stellen der Justiz, Verwaltung und Polizei zu, aus ihnen bestand auch die Geistlichkeit der reichbegabten Klöster, während den Kreolen nur die weniger geachteten Stellen in der Miliz und in der städtischen Verwaltung wie die Pfarreien blieben. Eine verkehrtere Politik hätte nicht leicht ersonnen werden können. Die geborenen Spanier, welche die Zwangsgesetze zu vollziehen, die Strafen zu verhängen, die Steuern einzutreiben hatten, wurden durch diese Verrichtungen immer verhaßter und schwächten so das Ansehen des Mutterlandes, für dessen zuverlässigste Stützen sie galten, und die zurückgesetzten Kreolen machten sich mit dem Gebrauch der Waffen bekannt, befestigten als Gemeindebeamte und als Pfarrer ihren Einfluß auf die Indianer und erhielten so von Spanien selbst die Mittel, sich an ihm zu rächen.

Die Begünstigung des Mutterlandes und seiner unmittelbaren Bevölkerung äußerte sich ferner in widersinnigen Handelsgesetzen. Südamerika sollte nur das bauen, was Spanien nicht selbst erzöge, dem Mutterlande Rohproducte liefern und von demselben seinen Bedarf an Fabrikaten entnehmen. Den entlegenen Ländern am stillen Meere, Chili und Peru, wurde der Anbau von Oliven, Mandeln und Wein gestattet, aber nicht den Ländern der atlantischen Seite. Dagegen durften Chili und Peru weder Zucker noch Cacao erzeugen, und überhaupt war jedem einzelnen Königreiche vorgeschrieben, welchen Culturzweig es betreiben solle, und welchen nicht. Der Handel mit anderen Ländern als mit Spanien war bei Todesstrafe verboten. Da nun der Handel mit dem Auslande ein höchst einträglicher war, entstanden längs der ganzen unermeßlichen Küstenausdehnung Schmugglerbanden, denen Auflehnung gegen die Gesetze und Kampf gegen die Beamten des Mutterlandes zur Gewohnheit wurden. Selbst der Handel mit Spanien war kein freier, sondern Monopol, das die Regierung bald selbst ausübte, bald an spanische Kaufleute verkaufte. Auch der Handel von einem Vicekönigreich in das andere war Monopol, und damit ja kein schwunghafter Binnenverkehr entstehen könne, waren an jeder Grenze Zollhäuser errichtet, über die kein Kreole von jenseits hinausgehen durfte, ohne dazu besondere Erlaubniß zu haben. In seiner Provinz war jeder Vicekönig unbeschränkt, aber mit seinem Amtsgenossen über der Grenze durfte er keinen unmittelbaren Verkehr unterhalten, und jede dienstliche Mittheilung zwischen Peru und Chili hatte den ungeheuren Weg über Panama nach Madrid und rückwärts zu machen. Fügt

man zu diesem Allen noch eine große Rechtsunsicherheit, welche daraus entstand, daß die häufig wechselnden Oberrichter, alle aus Spanien stammend, nach den Rechtsgewohnheiten ihrer speciellen Heimath, dieser nach castilianischen, jener nach andalusischen Satzungen, entschieden, so erhält man das Bild eines Colonialsystems, welches ausdrücklich darauf berechnet zu sein schien, Unzufriedenheit zu erzeugen.

Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Vereinigten Staaten beging Spanien den großen Fehler, mit Frankreich für die aufgestandenen englischen Colonien Partei zu nehmen. Die südamerikanischen Häfen wurden den Nordamerikanern geöffnet, die Erklärungen derselben in den Regierungszeitungen übersetzt, und die Kreolen erfuhren auf diese Weise durch ihre eigenen Behörden, daß ein Nachbarvolk wegen weit geringerer Beschwerden, als sie von den spanischen Colonien erhoben werden konnten, gegen sein Mutterland im Aufstande begriffen sei. Als Spanien seinen Fehler endlich einsah, war es zu spät: die Manifeste der Nordamerikaner hatten in den Gemüthern der Kreolen bereits gezündet. Einen neuen Zündstoff trugen die Engländer zur Zeit der Kriege mit Frankreich in das Land. Jetzt sah sich die englische Politik in der Lage, den nie aufgegebenen Plan Cromwell's, die reichen spanischen Niederlassungen dem englischen Handel zu öffnen, ausführen zu können, und versäumte die günstige Gelegenheit nicht. Von Trinidad aus unterhielten die englischen Generale Verbindungen mit dem Festlande, rüsteten den General Miranda, einen unzufriedenen, durch seine Verbindungen mit den französischen Girondisten bekannten Kreolen, mit den Mitteln zu einem Einfall in Venezuela aus, und machten selbst zwei Angriffe auf Buenos Ayres (1806 und 1807). Die beiden letztern Unternehmungen trugen zu dem spätern Ausbruche des Aufstandes ungemein viel bei, denn der Vicekönig Liniers war gezwungen gewesen, den Kampf den Kreolen zu überlassen und diese hatten durch zwei Siege über englische Kerntruppen Selbstvertrauen gewonnen.

Mit der Abführung der spanischen Königsfamilie nach Bayonne trat eine entscheidende Krisis ein. In dem Mutterlande gab es zwei Könige, einen rechtmäßigen in der Gefangenschaft, einen aufgedrungenen auf dem Throne, und für beide wurde in den Colonien geworben. Die Kreolen forderten nach dem Beispiele Spaniens Junten und nahmen sich in einzelnen Landschaften selbst den Antheil an der Regierung, den man ihnen verweigerte. In Venezuela, Neu-Granada, Buenos Ayres kam es bereits zu Unruhen, in Mexiko

wurde der Vicekönig Iturrigaray, der eine Junta gebildet und darin angesehene Kreolen aufgenommen hatte, von den Spaniern verhaftet und nach Spanien abgeführt (1808). Die Regentschaft in Cadiz billigte die Forderungen der Kreolen, indem sie dieselben ermahnte, in der drohenden Gefahr für sich selbst zu sorgen, da das Mutterland nicht im Stande sei, den Colonien zu helfen. Die Spanier in den Colonien ignorirten diesen Aufruf, der ihnen um so verhaßter war, als er zugleich die Aufhebung der Handelsmonopole verhieß, und die Kreolen sahen ein, daß sie sich selbst helfen müßten.

Am grünen Donnerstage (19. April) 1810 versammelte sich nach alter Gewohnheit eine zahllose Volksmenge in Caraccas, um der üblichen Procession beizuwohnen. Für diesen Tag war eine Erhebung vorbereitet worden. Da die kreolischen Milizen gewonnen waren, gelang es den verschworenen Kreolen, reichen Grundbesitzern aus den angesehensten Familien, ohne Blutvergießen den Generalcapitain mit den übrigen spanischen Behörden zu verhaften und eine Junta einzusetzen. Diese Junta hob die spanischen Zollgesetze und Monopole, die Frohnden und die Kopfsteuer der Indianer auf und gewann durch diese volksbeliebten Maßregeln den Beitritt mehrerer Provinzen. Einen Monat später bildete Buenos Ayres eine Junta und schickte den neuen Vicekönig Cisneros mit seinen spanischen Beamten nach den canarischen Inseln. Wie Neu-Granada in den Aufstand von Caraccas, so wurden Oberperu und Chili in die Bewegung von Buenos Ayres mit hineingerissen. In Montevideo und Paraguay behaupteten sich die Spanier, Peru wurde von allen diesen Vorgängen gar nicht berührt.

Der Charakter dieser Bewegungen, welche mit einander in einem gewissen Zusammenhange stehen, war ein und derselbe. Die Kreolen nahmen sich die ihnen gebührenden Rechte, dachten aber an keine Trennung von Spanien. Neuspanien (Mexiko), das in Folge seiner geographischen Lage stets isolirt gewesen war und diese Stellung während des ganzen Unabhängigkeitskrieges beibehielt, ging hierin weiter. Als dort der Sturm losbrach, lautete das Feldgeschrei: „Tod allen Gapuchinos (Spaniern)!" In dem übrigen Südamerika bestanden die Aufrührer aus reichen Kreolen, in Mexiko dagegen erhoben sich die Indianer unter der Anführung armer Geistlichen. Hidalgo, Pfarrer von Dolores, rief zuerst zu den Waffen. Die Indianer, namentlich die Arbeiter in den Bergwerken, strömten ihm massenweise zu, nach der Einnahme von Guanaxuato und Valladolid war der Haufe auf 100,000 Menschen ange-

schwollen. Allerdings waren die Indianer schlecht bewaffnet und ohne Mannszucht, die zahlreiche Artillerie ungenügend bedient, aber die Masse erdrückte das spanische Heer unter Truxillo, das sich dem Zuge auf die Hauptstadt entgegenwarf. Hidalgo war bis auf acht spanische Stunden von Mexiko vorgedrungen, als er plötzlich Halt machte und bald darauf zurückging. Die Verheerungen, welche seine Indianer gegen das Eigenthum aller Weißen ohne Unterschied verübten, machten ihn für das Schicksal des reichen Mexiko's besorgt, und er ging lieber zurück, als daß er die Hauptstadt seines Vaterlandes, den Mittelpunkt aller mexikanischen Bildung, dem Verderben preisgab. Sein und der Seinigen Schicksal wurde durch diese menschliche Rücksicht besiegelt. Die Spanier stellten ein Heer auf, dem sich viele Kreolen anschlossen, und übergaben den Oberbefehl an den fähigen Calleja. Hidalgo hatte sich inzwischen vergebens bemüht, in seine Massen Ordnung zu bringen, wurde bei Aculco, bei Guanaxuato geschlagen und verlor in der Metzelei an der Brücke von Calderon (16. Januar 1811) sein ganzes Heer, worauf er selbst auf der Flucht nach dem Norden eingeholt und erschossen wurde. Einen größeren Heerhaufen konnten die Aufständischen nach ihrer entsetzlichen Niederlage lange nicht bilden, aber sie vereinigten sich in einer Menge von Guerillas und führten den kleinen Krieg nicht ohne Erfolg.

Das Mutterland litt durch die Unruhen in den Colonien sehr, am meisten durch den Aufstand in Mexiko, in dessen Folge die Silberbergwerke unbearbeitet blieben. Im Unmuth über diese Nachtheile erließ die Regentschaft von Cadix ein Manifest, in dem Venezuela in Blockadezustand und die Einwohner von Caraccas für Rebellen erklärt wurden. Caraccas antwortete damit, daß es die Generalcapitanerie Venezuela als freie, von jeder fremden Herrschaft unabhängige Republik ausrief. Als die spanischen Cortes zusammentraten, gewann eine mildere Stimmung die Oberhand, doch konnten auch sie den spanischen Stolz nicht ganz überwinden und beleidigten mehrmals die Niederlassungen auf das stärkste. Selbst ihre besten Beschlüsse blieben aber unwirksam, da sie in Südamerika entweder zu spät eintrafen, oder von den dortigen Lealen (Royalisten) nicht beachtet wurden. So proclamirten die wenigsten spanischen Befehlshaber die Verfassung von 1812, welche den Kreolen die vollständigste Rechtsgleichheit gewährte.

Ein furchtbares Naturereigniß machte der Unabhängigkeit Venezuela's momentan ein Ende. Am Gründonnerstage (26. März) 1812 war die Be-

völkerung von Caraccas in den Kirchen versammelt, um den Jahrestag der Revolution festlich zu begehen. Da erbebte die Erde, einem Schwanken des Bodens folgte unterirdischer Donner, dann ein furchtbarer senkrechter Stoß, von wellenförmigen Bewegungen durchschnitten. In wenigen Minuten war die Stadt ein Trümmerhaufen, der vierte Theil der Einwohner, die Miliz bis auf zweihundert Mann verschüttet, alles, was an Kriegsvorräthen vorhanden, vernichtet. Auch die Festung Laguayra wurde theilweise zerstört, eine Abtheilung von 1400 Mann, die eben gegen den Feind zog, verschwand spurlos. Der materielle Verlust an Menschen und Vorräthen war der geringste, der sittliche Muth wurde gebrochen, denn das Erdbeben trat an dem Jahrestage der Revolution ein, es verschonte die Spanier und galt daher für ein Gottesgericht. Die meisten Bezirke ergaben sich den Spaniern ohne Kampf, die Festung Puerto Cabello ging durch einen Aufstand der Gefangenen verloren, und nun überlieferte sich auch Caraccas durch Capitulation. Der kreolische Befehlshaber Miranda schloß mit dem Spanier Monteverde einen Vertrag, laut dessen Inhalt Niemand wegen seiner Handlungen und politischen Meinungen verfolgt werden sollte. Dieser Vertrag wurde schändlich gebrochen, Miranda in Ketten nach Spanien geführt, wo er 1816 im Gefängnisse starb, die ganze Bevölkerung der Stadt Arania, Männer und Weiber, niedergemetzelt, ein Zug von mehreren Hundert entlassenen Soldaten von der spanischen Begleitung erschossen, der politischen und Privatrache der freieste Spielraum gelassen. Durch diese Grausamkeiten zur Verzweiflung getrieben, empörten sich die Kreolen auf's Neue und stellten sich unter den Oberbefehl von Simon Bolivar.

Simon Bolivar, von seinen Landsleuten der Befreier genannt, war ein adeliger Kreole von unermeßlichem Reichthum, der eine vorzügliche Erziehung erhalten und Reisen in Europa gemacht hatte, auf denen er in Frankreich mit dem Heerwesen und in England mit der beneidenswerthen Lage der Aristokratie eines freien Landes bekannt geworden war. An Bildung wie an militairischen Kenntnissen allen anderen Kreolen überlegen, verband er mit einer selten irrenden Menschenkenntniß eine einschmeichelnde Ueberredungskunst, die es ihm möglich machte, Jeden, auf dessen Unterstützung er Gewicht legte, für sich zu gewinnen. Den spanischen Charakterzug der Zähigkeit besaß er in hohem Grade, aber auch die kreolische Eigenschaft der Genußsucht. Es gab in seinem Leben mitten im Kriege Perioden der Trägheit, denen er sich

plötzlich mit Energie entraffte, um alle Welt durch die Geschwindigkeit seiner militairischen Bewegungen, in der sein Hauptvorzug als Feldherr lag, zu überraschen. Ehrgeiz und Herrschsucht waren seine Leidenschaften, und er erregte in seinem spätern Leben mehrmals den Argwohn, daß er die Dictatur, die man ihm übergeben hatte, in eine monarchische Gewalt verwandeln wolle. Unzweideutige Handlungen Bolivar's lassen sich für diesen Argwohn nicht anführen; daß er die Zügel straff zog, die verderbliche Uneinigkeit bekämpfte, jeden Ungehorsam streng bestrafte, war ihm von seiner Lage geboten und lag im wohlverstandenen Interesse seines Vaterlandes. Er hatte bereits unter Miranda gekämpft und diesen General nach der Katastrophe in das Gefängniß gebracht, wo die Spanier ihn fanden. Daß er Miranda absichtlich ausgeliefert habe, wird von Bolivar's Freunden bestritten. Jetzt stellte er sich in Cartagena an die Spitze von Flüchtlingen aus Venezuela, verstärkte sich mit Freiwilligen aus Neu-Granada und fiel in Venezuela ein.

Seine schnellen Märsche und Bewegungen verwirrten die Spanier so, daß Bolivar die einzelnen Heerhaufen getrennt angreifen und schlagen konnte. Das fünfte siegreiche Gefecht überlieferte ihm Caraccas, von wo er das Land bis zu den unermeßlichen Grassteppen am Apure und Orinoco in Aufstand brachte. Die Spanier waren nach einer neuen Niederlage bei Naganagua auf den Besitz von Puerto Cabello beschränkt, als Boves ihr Kriegsglück wieder herstellte. Dieser Mensch, ein wegen Unterschleifen entlassener Zollbeamter, gab den Sklaven die Freiheit, öffnete die Zuchthäuser und schuf auf diese Weise einen Truppenkörper, der sich mit höchster Tapferkeit schlug, aber zugleich so entsetzliche Grausamkeiten beging, daß die Spanier selbst ihm den Namen der höllischen Division beilegten. Wurden diese Truppen geschlagen, so zerstreueten sie sich, um sich nach wenigen Tagen an einem geeigneten Punkte wieder zu versammeln, siegten sie, so verfolgten sie das fliehende Heer bis sie es vernichtet hatten. Einer der Insurgentengenerale nach dem andern, Campos, Marino, Rivas, wurde von Boves geschlagen, Bolivar selbst stellte sich dem furchtbaren Gegner zwei Mal zum Kampfe, bei San Mateo und in dem Engpasse von La Puerta, und mußte beide Male das Schlachtfeld räumen. Caraccas setzte nun eine Junta von Lealen ein, versprach Boves Unterwerfung wie reichliche Versorgung der Truppen mit allen Bedürfnissen und erlangte dadurch Schonung. Bolivar machte bei Arguita einen letzten Versuch, sich zu halten, verlor auch diese Schlacht und schiffte sich, seine noch

kämpfenden Waffenbrüder verlassend, nach Cartagena ein. Seine Partei war wüthend über ihn; der Hafenort Campano wollte ihn wie einen Ausreißer behandeln, und als er an der Insel Margarita anlegte, drohte ihm der General Arismendi mit Erschießen, wenn er den Fuß auf das Land setze. Als Rivas von Boves, der aber bei diesem Gefecht durch einen Lanzenstoß das Leben verlor, besiegt, auf der Flucht gefangen und erschossen worden war, stand in Venezuela kein geordnetes Kreolenheer mehr im Felde. Die Insel Margarita und die Grassteppen im Süden, in denen die halbwilden Llaneros unter Paez in Banden mit Lanze und Schlinge (Lasso) fochten, waren die einzigen Punkte, wo die freie Republik Venezuela noch Streiter besaß.

Als Bolivar in Cartagena landete, fand er die einzelnen unabhängigen Provinzen im Bürgerkrieg gegen einander begriffen. Man hatte eine Verfassung nach Art der nordamerikanischen entworfen, der sich Bogota nicht unterwerfen wollte, und stritt gegen einander, wodurch es den Spaniern möglich wurde, Santa Marta und das Gebiet Popoyan fest zu halten und das benachbarte Quito wieder zu erobern. Bolivar wurde von dem Congreß Neu-Granada's mit offenen Armen aufgenommen und zum Befehlshaber der neuerdings verstärkten Truppen gemacht. Er unterwarf mit diesen Bogota durch einen Sturm, dem eine allgemeine Plünderung folgte, wandte sich aber nun nicht gegen die Spanier in Santa Marta, sondern gegen die Kreolen in Cartagena. In der Festung befehligte ein persönlicher Feind von ihm, Castillo, und diesen zu vernichten war der Zweck von Bolivar's Zug. Sein Benehmen war um so unverantwortlicher, als er wußte, daß eine spanische Flotte mit einem Landungsheer unter Segel gegangen sei und demnächst eintreffen werde. Dennoch griff er Cartagena an und kam nicht eher zur Besinnung, bis der Congreß, nachdem die Spanier wirklich in Santa Marta gelandet waren, ihm den Befehl ertheilte, die Feindseligkeiten einzustellen. Er gehorchte und schiffte sich auf einer englischen Brigg nach Jamaica ein.

Buenos Ayres befand sich in einer glücklicheren Lage. Nachdem Montevideo sich ergeben, Paraguay seinen eigenen Aufstand gemacht hatte, war das Gebiet des Plata-Stromes von den Spaniern gereinigt. Noch vor diesen Ereignissen wurde die Erklärung einer offenen Trennung von Spanien erlassen. Ein im Januar zusammentretender Congreß proclamirte die argentinische Republik und erklärte alle Kinder von Schwarzen, welche in Zukunft geboren würden, für frei. Obgleich die Gauchos der Pampas, Centauren,

denen die zahllosen Rinderheerden der unabsehbaren Grassteppen die einzigen Nahrungsmittel liefern, die Oberherrschaft der gebildeten Hauptstadt nicht anerkennen wollten und diese unter Artigas, dem würdigen Vorläufer Rosas', befehdeten, dachten die Plata-Staaten doch an Beihülfe für die Nachbarstaaten. Unter diesen war Oberperu (Bolivien) ihnen wegen seiner Schätze an edlen Metallen besonders werthvoll. Sie unterstützten daher die dortigen Insurgenten mit eigenen Truppen, kamen indessen weniger gegen die Tapferkeit als gegen die Verrätherei der Spanier in Nachtheil und mußten endlich das zweimal gewonnene Land gänzlich räumen. In diesen Kämpfen wird zum ersten Male ein Mann genannt, der eben so berühmt wie Bolivar geworden ist. Don Jose San Martin, der Sohn eines spanischen Statthalters der Jesuitenmissionen von Paraguay, wurde in der Militairschule von Madrid erzogen und focht als spanischer Offizier gegen Napoleon. Weil er, der sich in mehreren Schlachten ausgezeichnet hatte, gegen unbedeutende spanische Offiziere zurückgesetzt wurde, nahm er seinen Abschied, besuchte England und nahm für Buenos Ayres Dienst. Mit Bolivar hatte er Ehrgeiz und einschmeichelndes Benehmen gemein, übertraf aber den Befreier an Gediegenheit der militairischen Kenntnisse bei weitem und wußte seine Leidenschaften besser als jener zu zügeln. Als Oberperu für den Augenblick verloren ging, nahm er sein früheres Geschäft, die Gauchos zu regelmäßigen Truppen auszubilden, mit unendlicher Geduld wieder auf. Er hatte sein Hauptquartier in Mendoza und erhielt dort eine Verstärkung durch die versprengten Banden der Chilenos, die, von den Spaniern vertrieben, im Oktober 1814 über die Anden fliehen mußten. Einige tüchtige europäische Offiziere, welche mit den Flüchtlingen kamen, halfen San Martin bei der Ausbildung des Heeres, das er zur Wiedereroberung von Chili bestimmte. Auf dem Lande trat Waffenruhe ein, wogegen die junge argentinische Marine, von dem Irländer Brown befehligt, auf dem Meere den Meister spielte, die Verbindung zwischen den spanischen Häfen der Westküste hemmte und eine Menge Prisen aufbrachte.

Abgesehen von Buenos Ayres, Neu-Granada und der Insel Margarita, waren die aufgestandenen Kreolen überall auf den Guerillas-Kampf beschränkt, als die ersten Verstärkungen erschienen, welche Ferdinand VII. aus Europa sandte. Den Oberbefehl führte Don Pablo Morillo, einer der besten spanischen Generale, das Heer bildeten 10,000 Fußsoldaten und 2000 Artilleristen, lauter gediente, an den Krieg gewöhnte Leute. Eine Reiterei

mußte sich dieses Heer erst in Amerika bilden. Im März 1815 verließ dasselbe Cadix, im folgenden Monat landete es an der Insel Margarita. Arismendi wollte sich vertheidigen, da aber gleichzeitig Morales mit der höllischen Division auf der andern Seite vordrang, schloß er einen Unterwerfungsvertrag, der von den Spaniern wenigstens nothdürftig gehalten wurde. Als Morillo das feste Land betrat, veröffentlichte er das Dekret seines Königs vom 4. Juli 1814, welches den Amerikanern unbedingte Unterwerfung anbefahl und ihnen in Verbindung mit der Aufhebung der Cortesverfassung und der Wiederherstellung des alten Raths von Indien zeigte, daß dieselbe vollständige Restauration wie in Spanien bezweckt werde. Allein die letzten Niederlagen hatten eine solche Entmuthigung verbreitet und das neue spanische Heer erschien in so drohender Gestalt, daß Alles ruhig blieb, Carracas sogar Geld gab, Magazine errichtete, ein Depot zur Einübung neuer Truppen bildete, Alles für die spanische Herrschaft. Auf dieser Seite sicher, schiffte Morillo nach Neu-Granada, vereinigte sich mit den Lealen von Santa Marta und zog in Eilmärschen gegen Cartagena. Die dortigen Kreolentruppen waren zahlreich und muthig, die Vertheidigungswerke im besten Zustande, aber Castillo hatte die Einnahme von Lebensmitteln versäumt und konnte diesen Fehler in Folge der schnellen Märsche der Spanier nicht mehr verbessern. Von dem Augenblicke an, als die Stadt von der Seeseite eingeschlossen war, brach eine Hungersnoth aus und erreichte zuletzt einen solchen Grad, daß täglich über hundert Einwohner (von 25,000) starben, die Hälfte der Truppen umkam, die Schildwachen auf den Posten vor Mattigkeit niedersanken. Am 5. December 1815 erklärten die Einwohner, jeder weitere Widerstand sei unmöglich. Die Truppen und die meisten blosgestellten Einwohner bestiegen Schiffe, durchbrachen die spanische Flotte und erreichten glücklich Cap Cayes in Hayti. Am nächsten Tage ergab sich Cartagena nach einer Einschließung von 116 Tagen.

Der Fall von Cartagena zog die Unterwerfung ven ganz Neu-Granada nach sich. Jetzt war der Augenblick gekommen, durch Milde und Erfüllung vernünftiger Wünsche die spanische Herrschaft neu zu befestigen. Die Politik der Sieger war die entgegengesetzte. Die Amnestie, welche Morillo bekannt machte, schloß Alle aus, „welche die Unabhängigkeit hartnäckig aufrecht erhalten, oder eine eigensinnige Anhänglichkeit an dieselbe bewiesen, oder die öffentliche Meinung durch Schriften oder revolutionaire Reden irre geführt

hätten.“ Die Handelssperre, das Monopol der königlichen Fabriken wurde wieder eingeführt, einzig der Zustand der Indianer erhielt einige Erleichterungen.

Das System Morillo's, das die Wiedererscheinung von Guerillas zur nächsten Folge hatte, wurde auf der Insel Margarita noch schroffer durchgeführt. Dort war eine unbedingte Amnestie gewährt worden, und nichtsdestoweniger traten Verhaftungen und Verfolgungen ein. Als mehrere der Bedrohten, unter ihnen Arismendi, in die Wälder flohen und Wachtposten überfielen, erließ der spanische Statthalter den Befehl: „Die Ueberläufer und ihre Mitschuldigen werden erschossen, ebenso jede fünfte Person aus ihrer Verwandtschaft bis zum fünften Gliede. In dem Bezirke, wo die Desertion stattgefunden hat, wird ebenfalls eine Person erschossen: der Bezirk des schuldigen Einwohners muß eine Strafe von 1000 Piastern erlegen und die Provinz 10,000.“ Dieser Wahnsinn führte Arismendi eine Menge Kämpfer zu und der Kampf nahm eine glückliche Wendung für ihn. Dies hörten die Flüchtlinge in Cap Cayes, unter denen sich auch Bolivar befand, und entschieden sich zur Rückkehr. Brion, ein reicher Kaufmann von Curaçao von belgischer Abkunft, schoß die Geldmittel vor, die Regierung von Hayti gab Waffen und mehrere hundert Soldaten, Bolivar übernahm, nicht ohne den Widerspruch der Andern, den Oberbefehl. Die Räumung Margarita's durch die Spanier war der erste glückverheißende Erfolg. Aber auf dem Festlande erreichte man wenig. Obgleich Bolivar die Freiheit der Schwarzen proclamirte, schlossen sich seinem Heere doch wenige Streiter an, und überdies trennten sich viele seiner Offiziere unter Mariño und dem Mulatten Piar von ihm. Er selbst wurde so entmuthigt, daß er nach einer Schlappe, die ihm Morales zufügte, seine Truppen verließ und nach Hayti zurückkehrte, doch nur, um dort neue Truppen und Munition zusammenzubringen und wieder in Venezuela zu erscheinen (31. December 1816). Seine Unglückszeit war noch nicht vorüber. Er zog in Gefechten den Kürzeren, verlor Barcelona und zog sich nach Cumana, wo er den Charakter eines gewöhnlichen Guerillaführers annahm. Von den nächsten Ereignissen, welche die Sache der Unabhängigkeit emporbrachten, ging keines von ihm aus.

Während in Venezuela in Folge der langen Kämpfe eine große Erschöpfung Platz gegriffen hatte, war das spanische Guiana von der Revolution noch gar nicht berührt worden. Aus diesem mit reichen Vorräthen versehenen,

von einer unzufriedenen, kriegslustigen Bevölkerung bewohnten Lande konnte der Aufstand neue Kraft schöpfen. Bolivar hatte darum den Plan gehegt, den Krieg dorthin zu tragen, und diesen Gedanken führte jetzt Piar aus. Als Mulatte erhielt er starken Zulauf von Farbigen, selbst von der ehemaligen höllischen Division, welche inzwischen, von den Spaniern vernachlässigt, in Auflösung gerathen war. Guiana besaß Widerstandsmittel in Menge, aber der spanische Befehlshaber de la Torre war eben so unfähig als feig. Durch ihn, der mitten im Gefecht die Flucht ergriff, ging die Schlacht von San Felix verloren, worauf Piar, durch Brion's Flotille unterstützt, Angostura einschloß und nach einer Belagerung, bei der unter der hungernden Besatzung Scenen wie in Cartagena vorkamen, eroberte. Als Guiana la Vieja sich ergab, war die Einnahme von Guiana vollendet (30. August 1817). Unterdessen hatten die Spanier im westlichen Venezuela eben so unglücklich gekämpft. In zwei blutigen Gefechten von Paez geworfen, verlor Morillo durch die Sumpfluft der Ebenen eine Menge Leute und war ganz entmuthigt, als das Eintreffen von 4000 Mann Verstärkung aus Cadix seine Hoffnungen neu belebte. Er ging wieder zum Angriff über, wählte aber als Gegenstand desselben nicht Guiana, wo seine Gegenwart am nöthigsten gewesen wäre, sondern die Insel Margarita, deren Besitz für die Spanier, nachdem sie an der Mündung des Orinoco gegen Brion ihre Flotte eingebüßt hatten, geringen Werth besaß. Die Vertheidigung der Margaritaner war die heldenmüthigste. Jeder Ort, jede Schanze, jeder Felsen wurde von ihnen hartnäckig vertheidigt, jeder spanische Posten, den Morillo im Vordringen zurückließ, angegriffen und niedergemacht. Hatte Morillo die Mauern eines Platzes erstürmt, so mußte er sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus fortkämpfen, und sah sich gewöhnlich genöthigt, seine Eroberung aufzugeben. Als seine 4000 Mann bis auf 800 zusammengeschmolzen waren, verließ er die Insel.

In Angostura bildete sich die erste Regierung der Aufständischen, welche Bestand hatte. Unter den dortigen Führern befanden sich die Feinde Bolivar's in der Mehrzahl, und dennoch wählte man ihn in den vollziehenden Ausschuß — weil er allgemein für todt galt. Aber plötzlich war er in Angostura, nahm die ganze Gewalt an sich und versprach den feindlichen Generalen nur unter der Bedingung Vergessen des früher Vorgefallenen, wenn sie unbedingt gehorchten. Bei dem ersten Zeichen neuer Zettelungen schritt er energisch

ein, ließ Piar, den Eroberer Guiana's, erschießen und schüchterte dadurch die übrigen so ein, daß kein Ungehorsam mehr vorkam. Es wurde nun an eine Verfassung gedacht, mit der sich der am 15. Februar 1819 in Angostura zusammentretende Congreß beschäftigte. Bolivar entwarf die Grundzüge, die auch mit Ausnahme der Erblichkeit der Senatorenwürde angenommen wurden. Man entschied für das Princip der Centralisation, für ausgedehnte, der monarchischen Gewalt annähernde Befugnisse des Präsidenten, und für zwei Kammern, in deren erste die reichen Grundbesitzer, fast alle von adeliger Abkunft, in deren zweite die besitzenden Mittelklassen aufgenommen wurden. Die Sklaverei, die Frohnden, auch die Adelstitel wurden für abgeschafft erklärt. Nachdem so eine Staatsgewalt gebildet worden war, erkannten die Vereinigten Staaten die Republik Venezuela an, und England duldete, daß die Agenten derselben öffentlich auftraten.

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1818 brachten keine der Parteien in entschiedenen Vortheil. Beide Theile vermehrten ihre Kräfte, die Spanier durch die erschöpfenden Leistungen an Geld, Waffen und Mannschaften, welche die Lealen von Caraccas machten, die Kreolen durch auswärtige Truppen, Deutsche, Engländer und Franzosen, welche ein ausgezeichnetes Fußvolk bildeten. Mit Hülfe dieser sogenannten englischen Legion hoffte Bolivar Caraccas einnehmen zu können, war indessen in diesem Unternehmen nicht glücklich und faßte nun den folgenreichen Entschluß, den Krieg nach Neu-Granada zu versetzen. Ein Sieg über Morillo bei Achagua (15. April 1819) machte ihn zum Herrn der Provinz Varinas und öffnete ihm den Weg nach Neu-Granada. Die Fortsetzung des Kriegs in Venezuela überließ er Paez, der die Natur des wilden Landes so vortrefflich für sich zu benutzen verstand, daß Morillo einen verlustvollen Rückzug nach Caraccas antreten mußte. „Die Gefahren unter den Waffen waren die geringsten," sagt der spanische General in seinen Denkwürdigkeiten, „allein Wälder, Dickichte und Sümpfe ohne Zahl stellten den Soldaten bei jedem Schritte neue lebendige Feinde entgegen, welche gegen ihr Leben verschworen schienen: Hier Kaimans und Royas, dort Cariben und Zitteraale, an anderen Orten wilde Thiere, Schlangen und Skorpione, welche grausame Schmerzen und oft den Tod verursachen. Die Rebellen konnten keine nützlichere Hülfstruppen haben."

Bolivar begann seinen Marsch am 24. Mai 1819. Die Grausamkeiten der Spanier hatten eine Menge Guerillas hervorgerufen, und der Befreier

konnte ungehindert vordringen. Bei der Brücke von Boyaca (8. August) war die Entscheidungsschlacht. Ein Rückenangriff des englischen Fußvolks sprengte die spanischen Reihen, und in Folge der Schlacht wurde alles neugranadinische Gebiet bis auf die Städte Mompox, Santa Marta und Cartagena im Fluge überzogen. Im nächsten Jahre erfolgte die Einnahme von Mompox und Santa Marta, wie durch den Congreß von Angostura die Vereinigung von Neu-Granada und Venezuela unter dem gemeinschaftlichen Namen Columbien. Dieses Jahr 1820 war durch einen Waffenstillstand merkwürdig, den die kämpfenden Parteien, nachdem sie unzählige Grausamkeiten gegen einander begangen hatten*), eingingen. Die Einsetzung einer liberalen Regierung in dem Mutterlande machte die Kreolen zu einem friedlichen Abkommen geneigt, weil sie die Gewährung ihrer ursprünglichen Forderungen für gewiß hielten, und die Spanier gingen gern auf einen Vergleich ein, da die Cortesverfassung unter ihnen Uneinigkeit verbreitete. Bolivar und Morillo trafen sich am 25. November 1820 in dem Dorfe Santa Anna und verabredeten die Bedingungen der Waffenruhe, worauf sie in demselben Zelte schliefen. „Ich habe gestern den schönsten Tag meines Lebens mit dem General Bolivar zugebracht," schrieb Morillo nach Caraccas. Er fühlte übrigens selbst, daß seine Anwesenheit die Erinnerung an die früheren furchtbaren Tage wach erhalten werde, und schiffte sich nach Spanien ein.

Wir müssen nun zu der „Armee der Anden" zurückkehren, die San Martin bei Mendoza sammelte. Zu Anfang des Jahres 1817 war er mit dem Einschulen seiner Truppen (4200 Mann Fußvolk, 960 Reiter, 200 Artilleristen) fertig und setzte sich in Marsch. Ueber die Cordilleren bei Mendoza führen sechs Pässe, von denen aber nur zwei eigentlich gangbar sind. Diese konnte San Martin nicht wählen, da sie von den Spaniern gesperrt wurden, und überschritt vielmehr das Gebirge auf dem beschwerlichsten aller Wege, der selten noch von einem menschlichen Fuße betreten worden war und wo ihn Niemand erwartete. Dieser Zug über die Anden läßt den berühmteren Uebergang Bonaparte's über die Alpen weit hinter sich zurück. Ueber Höhen,

*) Die Spanier haben mit grausamen Hinrichtungen den Anfang gemacht, aber auch die Kreolen sind mit ihren Repressalien oft über alles Maß hinausgegangen. Ließ doch selbst Bolivar in Caraccas und Laguaira in drei Tagen 1258 Leale und Spanier erschießen, darunter Männer, welche nie die Waffen getragen hatten, achtzigjährige Greise, die man an Stühle gebunden auf den Richtplatz tragen mußte!

wo die dünne Luft das Athmen beschwerlich machte, bewegte sich sein Heer auf Wegen, die kaum dem Fuß einen Halt boten, fuhr auf Ochsenhäuten Gletscher hinab und hatte bald mit einer schneidenden Kälte, bald mit Schneestürmen zu kämpfen. 1000 Menschen, 5000 Maulthiere und 1100 Pferde gingen unterwegs zu Grunde, aber mit etwas über 4000 Mann und seinen sämmtlichen Geschützen erreichte San Martin glücklich den jenseitigen Abhang des Gebirgs. Er hatte noch auf vier Tage Lebensmittel, als er am 24. Januar in das Thal von Mariantales hinabstieg. Die Spanier hatten ein Ueberschreiten der Anden für so unmöglich gehalten, daß sie in die völligste Verwirrung geriethen. San Martin's Truppen fühlten, daß sie, da ein Rückzug unmöglich war, siegen oder sterben müßten. Ihr moralisches Uebergewicht trug in der Schlacht von Chacabuco (12. Februar) den Sieg davon. Unglücklicher Weise kehrte San Martin nach dieser Schlacht, die ihm Chili bis zur äußersten Grenze unterwarf, nach Buenos Ayres zurück, um einen Angriff auf Peru zu betreiben, und während seiner Abwesenheit begingen die Kreolen solche Fehler und Nachlässigkeiten, daß die von Peru eindringenden Spanier viel Boden gewannen. Als San Martin zurrückkehrte, hatte er Mühe, das Waffenglück wieder herzustellen, gewann aber dann die Schlacht am Flusse Maypo (1. April 1818) und vertrieb die Spanier definitiv aus dem Lande; Valdivia, der letzte wichtige Paß der Spanier, wurde von Lord Cochrane mit der Flotte durch einen kühnen Ueberfall gewonnen. Daß der Indianerstamm der Araukaner, durch flüchtige Leale verstärkt, den Krieg noch lange fortsetzte, hatte auf das Ganze keinen Einfluß.

Wie wir gesehen, hatte Hidalgo's Aufstand in Mexiko viele Guerillas hinterlassen. Größere Massen kamen nicht mehr zusammen, aber um so mehr kleine Abtheilungen, gewöhnlich Reiterei mit Büchsen, Lanzen und Säbeln bewaffnet, durchzogen das Land. Geschütze waren bei allen diesen Haufen in großer Anzahl, die Bergwerke lieferten das Erz dazu, die zahlreichen Metallarbeiter übernahmen das Gießen. Salpeter war in Ueberfluß zu finden, Kohlen gaben die Wälder her, Schwefel die Vulkane. Zu Kugeln nahm man das erste beste Metall, in San Luis de Potosi, wie es heißt, sogar Silber. Konnten die Guerillas das Feld nicht länger behaupten, so warfen sie sich in ihre Schanzen, die sie auf den zahlreichen Bergkegeln (Cerros) angelegt hatten, und trotzten der längsten Belagerung, bis etwa ein anderer Haufe sie entsetzte. In den entfernteren Provinzen waren sie übermächtig, bedroh-

ten aber zuweilen selbst die Hauptstadt und schnitten ihr die Verbindung mit Veracruz ab. Morelos, der gefährlichste der Guerilleros, bot größeren Abtheilungen die Spitze, war bald auf der atlantischen Seite, bald am stillen Meer, durchzog die kalten Hochebenen wie die heißen Landstriche des Südens mit gleichem Erfolg, und blieb furchtbar, bis ein Verräther ihn den Spaniern überlieferte, die ihn erschossen. Nachdem er, der noch heute in Mexiko als der volksbeliebteste Guerillero in Liedern gefeiert wird, verschwunden war, ermattete der kleine Krieg und gewann kaum hier und da durch einzelne Erfolge Leben. Der Congreß, der sich in besseren Zeiten gebildet hatte, zog fliehend im Lande umher und wurde seiner eigenen Partei zum Spott, von befähigten Volksführern waren zu Ende 1815 noch zwei übrig, Vittoria und Guerrero. Unter dem Vicekönig Apodaca (seit September 1816) kam man mit der Beruhigung des Landes nahe zum Ziele. Apodaca ließ die Bevorzugung der Spanier aufhören, führte Verbesserungen der Verwaltung ein und behandelte die Aufrührer mit Milde. „Da die Independenten sich unter einander nicht verständigen konnten, war es für sie Bedürfniß, sich wieder in dem alten Staate zu vereinigen, um auf's neue gesellige Verbindungen anknüpfen zu können, deren sie in Wäldern und auf Cerros entbehren mußten.“ (Zavala.) In zwei Monaten legten über viertausend die Waffen nieder. In dieser Zeit erschien ein berühmter spanischer General, Xaver Espoz y Mina, aus Spanien als Liberaler vertrieben, im Einverständniß mit den flüchtigen Spaniern seiner Partei, in Mexiko, um Insurgenten und Spanier unter dem Banner der Verfassung von 1812 zu vereinigen. Obgleich mit dem Lande unbekannt, bewährte er sein altes Talent für den kleinen Krieg, drang mit seiner kleinen Truppe bis in das Herz des Landes vor, knüpfte geheime Verbindungen mit den spanischen Offizieren an, und würde vielleicht, obgleich in den Gefechten öfter besiegt als siegreich, noch gefährlich geworden sein, wenn nicht auch ihn wie Morelos der Verrath aus dem Wege geräumt hätte. Auf einem einsamen Bauerhofe überfallen, wurde er von den Spaniern erschossen (11. November 1817.).

Nachdem sich der Kreolen-Adel so lange treu bewiesen hatte, durfte er mit Recht auf Belohnungen hoffen. Diese blieben aus, die Bevorzugung der Spanier dauerte fort, und wenn Apodaca persönlich zuvorkommend war, so bewiesen seine Landsleute die alte Schroffheit. Dazu forderte Ferdinand VII. immerfort Geld, das sich ohne die größten Bedrückungen nicht auftreiben

ließ. Die Kreolen zu mißhandeln, war doppelt unklug, da die spanische Herrschaft in Mexiko vorzugsweise auf sie, welche die Soldaten und Offiziere des größten Theils der Armee bildeten, sich stützte. Es entstand eine Verschwörung, an der außer Iturbide, einem der besten Anführer des spanischen Heers, Andrade, Bustamente, Barragan, Corbazar, Quintarar u. a. m. Theil nahmen. Um zugleich die Inquisition und die Polizei zu täuschen, vereinigten sich die Verschworenen zu einer Bußgesellschaft des heiligen Philipp von Neri, hielten als solche häufige Zusammenkünfte und besprachen ihre Pläne nach Muße. Das Bekanntwerden der spanischen Umwälzung änderte an der Lage der Dinge nichts. Die Verschworenen beschlossen nichts desto weniger loszuschlagen, sei es auch nur, um die Verhandlungen mit Spanien im Namen eines unabhängigen Volks zu führen.

Gegen Ende des Jahres 1820 hatte Guerrero mehrere Vortheile errungen und trieb sein Wesen kecker denn je zuvor. Um dem ein Ende zu machen, wurde ein Heer gegen ihn geschickt und Iturbide an die Spitze desselben gestellt. Die beiden Feinde verständigten sich nach einem kurzen Briefwechsel. Im Januar hatten Beide im Angesicht ihrer Heere eine Zusammenkunft, welche damit endete, daß Guerrero seine Offiziere herbeirief und ihnen den spanischen General mit den Worten vorstellte: „Dieser Mexikaner, den Ihr hier gegenwärtig seht, ist der Herr Don Augustin Iturbide, dessen Degen neun Jahre lang der Sache, welche wir vertheidigen, so unheilvoll gewesen ist. Da er heute schwört, die Nationalinteressen verfechten zu wollen, so bin ich der Erste, der sich unter seinen Befehl stellt." Die Feldherren, die Heere stürzten sich in die Arme, dann marschirte Guerrero auf Acapulco, Iturbide auf Mexiko. Vierzig Stunden von der Hauptstadt entfernt, erließ der Letztere sein Manifest, den sogenannten Ruf von Iguala. Der kurze Inhalt war: Mexiko erklärt sich zur constitutionellen Monarchie unter Ferdinand VII. oder einem andern Bourbon; ein Congreß wird zusammentreten, um die Verfassung zu entwerfen. Durch den Uebertritt der Reichen und Gebildeten wurde die Unabhängigkeitspartei allmächtig. Alle kreolischen Heerführer fielen ab und führten ihre Truppen zu Iturbide über. In ihrer Rathlosigkeit setzten die Spanier Apodaca ab, weil er ein Absolutist sei, und ernannten statt seiner einen Constitutionellen, O'Donoju. Dieser Personenwechsel rettete ihre Sache nicht mehr. Am 24. August 1821 sah sich O'Donoju gezwungen, zu Cordova, am Fuße des Vulkans Orizaba, einen Vertrag einzu-

gehen, der die Anerkennung des Rufs von Iguala und die Räumung Mexiko's in sich schloß. Im Herbst 1810 hatte Hidalgo die erste Schaar von Independenten um sich gesammelt, mithin waren elf Jahre eines blutigen, verheerenden Kampfes verflossen, ehe Mexiko seine Unabhängigkeit errang.

Mexiko war bis auf das Fort San Juan de Ulloa, Neu-Granada bis auf Cartagena, Buenos Ayres und Chili ganz verloren, in Venezuela behaupteten die Spanier die Gebiete, welche sie vor dem Waffenstillstande innegehabt hatten. Während desselben trafen Bevollmächtigte der Cortes ein, um die Ruhe herzustellen. Man hatte ihnen jedoch von Spanien keine genügende Vollmacht mitgegeben, weil man dort in der Täuschung befangen war, die Verfassung von 1812 sei ein Universalmittel gegen alle Leiden, dessen durch Unterwerfung an Spanien theilhaftig zu werden die Kreolen sich beeilen würden. Bolivar war unterdessen von seinen monarchischen Gesinnungen zurückgekommen und betonte das Wort Unabhängigkeit so nachdrücklich, daß die Unterhandlungen abgebrochen wurden. Zu diesem Resultate wirkte ein sogenannter Waffenstillstandsbruch mit, indem Bolivar Maracaibo forderte, um seine Truppen in gesundere Quartiere führen zu können, und die Stadt, als sie sich für ihn erklärte, mit seinem Heere besetzte. Im Augenblicke des Wiederausbruchs der Feindseligkeiten waren die Spanier an mehreren Punkten vertheilt, und Bolivar hatte sein Heer — 6000 Fußgänger, 3000 Reiter — beisammen. La Torre hatte nicht mehr als 2500 Fußsoldaten und 1500 Reiter bei sich, mit denen er bei Carabobo Stellung nahm. Die Bodenbildung erleichterte die Vertheidigung ungemein: hinter einem Sumpfe, der die Stirn deckte, erhoben sich staffelförmig steile Höhen. Bolivar entschied auch erst dann für den Angriff, als ihm hinterbracht wurde, es gebe einen von den Spaniern unbeachteten steilen Pfad, auf dem man ihren rechten Flügel umgehen könne. Das Vorgehen der Columbier durch den Sumpf gegen die Höhen eröffnete die Schlacht. Dieser Scheinangriff wurde so gut ausgeführt, daß die Spanier ihren rechten Flügel, vor dem sich Paez mit seinen Reitern zeigte, kaum beachteten, und nicht eher die drohende Gefahr erkannten, als bis die Engländer den steilen Pfad herab kamen. Die spanischen Truppen, welche sich dort aufstellten, waren im Nu zersprengt, und als nun die Columbier in der Stirn die Höhen erstiegen, löste sich die spanische Schlachtordnung auf (24. Juni 1821.). Die Geschlagenen eilten der Küste zu, der ganze Schwarm der flüchtigen Lealen ergoß sich nach Puerto Cabello, eine Stadt nach der andern,

Caraccas, Laguaira, öffnete ihre Thore. Einzelne Punkte wurden indessen von den Spaniern noch längere Zeit vertheidigt. Cartagena zwar ergab sich noch in dem Jahre der Schlacht von Carabobo, aber Maracaibo, das Morales wieder genommen hatte, hielt bis 1823 aus, Puerto Cabello noch ein Jahr länger. Am 16. Juli 1824 gab die Besatzung der letztern Stadt endlich den Widerstand auf und schiffte sich, noch 800 Mann stark, auf fremden Fahrzeugen nach Cuba ein.

Unsere Darstellung hat sich nun nach Peru zu wenden. Im Jahre 1814 hatten sich dort ähnliche Verhältnisse wie zu Anfang in Mexiko ausgebildet: die Indianer griffen zu den Waffen, schwollen zu großen Massen an und zerschellten an der spanischen Kriegszucht. War aber in Mexiko auf diesen Massenkampf ein gefährlicherer Guerillaskrieg gefolgt, so blieb dieser in Peru aus, weil der Vicekönig Abascal durch eine gute Verwaltung und durch Milde die Ruhe wieder herzustellen verstand. Die Ordnung befestigte sich nun so, daß von Peru aus die Wiederunterwerfung von Quito bewerkstelligt werden konnte. Allein durch den Verlust von Chili wurde die Lage bedenklich. San Martin, stolz auf seinen Erfolg, wollte auch das Hauptbollwerk Spaniens auf der Westküste erobern und konnte im Lande selbst, als Abascal durch den schrofferen Pezuela ersetzt worden war und die Unabhängigkeitserklärungen der übrigen Colonien ihre natürliche Wirkung übten, auf eine bedeutende Partei rechnen. Nicht einmal die Spanier waren unter sich einig, denn ein Theil der Offiziere war für Ferdinand VII., ein anderer für die Cortes, und das Zerwürfniß nahm einen so schlimmen Charakter an, daß Pezuela, während schon Krieg war, von seinen Untergebenen verhaftet und nach Spanien geschafft wurde.

Es war ein kleines Heer, mit dem San Martin am 7. Septbr. 1820 in der Hafenstadt Pisco landete. Da Cochrane das Meer beherrschte, konnte der Landfeldherr seine Schwäche dadurch ausgleichen, daß er sich bald auf diesen, bald auf jenen Küstenpunkt warf. Diese Taktik führte ihn zu dem Ziele, das er erstrebte: den Eingeborenen Aufmunterung zur Bildung von Guerillas zu geben und das spanische Heer durch Desertionen der Peruaner zu schwächen. Ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre, mußten die Spanier viele Städte räumen, darunter Lima, wo nun San Martin sein Hauptquartier nahm. Von diesem Augenblicke an wurde er unthätig, weil Lima sein Capua wurde, wie seine Gegner sagen, in der That aber, weil er

die Entscheidung nicht eher herbeiführen wollte, als bis er sich ein geschultes Heer gebildet hätte. Darüber verging eine Zeit, die von den Spaniern weit besser benutzt wurde, die Begeisterung der Peruaner verflog, die Ruhe erzeugte Zwistigkeiten, und San Martin fühlte selbst, daß er fremde Hülfe holen müsse. Bolivar, zu dem er ging, war bereit, forderte aber den Oberbefehl, den der andere eben so ehrgeizige General nicht aus den Händen geben wollte. Nach langem Kampfe siegte San Martin's Vaterlandsliebe; er empfahl dem peruanischen Congreß, Bolivar's Hülfe nachzusuchen, und verließ noch an demselben Tage Callao. Die übrige Zeit des Krieges hat er theils in Chili, theils in Europa verlebt.

Ungeachtet des Raths, den San Martin gegeben hatte, glaubten die Peruaner ihre Unabhängigkeit selbst erringen zu können, bis wiederholte Unglücksfälle sie eines Bessern belehrten. Im Jahre 1823 beriefen sie Bolivar. Der Geist der Zwietracht dauerte indessen fort, und Bolivar mußte Generale verhaften, den Congreß auflösen, Alles seinen Columbiern übergeben, ehe er es wagen konnte, von der Küste, die ihm schnell anheimgefallen war, in's Innere vorzudringen. Sein Zug über die Anden bot nicht die Schwierigkeiten dar, wie San Martin's Uebergang, war aber doch nur unter großen Gefahren auszuführen. Ueber tausend Soldaten kamen durch Kälte, in Schneestürmen oder in Abgründen um. Am 1. August 1824 erreichte er den Ausgang der Pässe, drei Tage vor den Spaniern, und drängte diese in einem glücklichen Treffen zurück. Nun vereinigten sich aber die spanischen Generale, welche bis dahin mit einander gehadert und sogar Krieg geführt hatten, und konnten jetzt gegen die 9000 Mann der Independenten 13,000 aufstellen. Bolivar eilte an die Küste zurück, um Verstärkungen zu holen, an seiner Statt führte Sucre den Oberbefehl. In kurzer Zeit waren seine Truppen durch die kluge Taktik des Spaniers La Serna, die Zufuhren abzuschneiden und durch lauter kleine Gefechte zu ermüden, an den Rand des Verderbens gebracht. Aber die spanischen Truppen forderten ungestüm eine Schlacht, und dies rettete Sucre. Der Kampf, durch den Spanien seine letzte Besitzung verlieren sollte, wird nach der Ebene von Ayacucho benannt, wo die Columbier und Peruaner Aufstellung genommen hatten (9. December 1824). Die Spanier waren in der Mehrzahl und hatten funfzehn Geschütze, denen die Independenten nur ein einziges entgegenstellen konnten, allein die letztern besaßen eine vortreffliche Reiterei und diese brachte die Spanier zum

Weichen. La Serna fiel mit einer schweren Kopfwunde in Gefangenschaft, sein Nachfolger Canterac ergab sich mit dem Heer kriegsgefangen. Die spanischen Offiziere gingen auf neutralen Schiffen in ihre Heimath zurück, die peruanischen Royalisten blieben sämmtlich im Lande und nahmen wieder bürgerliche Geschäfte auf. Nur ein spanischer General, Rodil, weigerte sich, die Capitulation anzuerkennen, und warf sich in die Festung Callao. Dort vertheidigte er sich, bis der größere Theil der Besatzung den Hungertod gestorben war. Am 19. Januar 1826 verschwand die spanische Fahne mit der Uebergabe von Callao von den Küsten der Südsee. Wenige Tage früher, 10. Januar 1826, hatten sich die Chiloe-Inseln an den chilenischen Admiral Blanco ergeben. Zwei Jahre früher (15. September 1824) war der letzte Haltpunkt der Spanier auf der atlantischen Seite, San Juan de Ulloa, in den Besitz der Mexikaner gekommen. Somit blieb der spanischen Krone von allen ihren unermeßlichen Besitzungen in Amerika nichts, als ihre westindischen Inseln Cuba und Portorico, und selbst dieser Besitz war kein sicherer. Mehrmals wurden in Cuba Verschwörungen entdeckt, welche eine Unabhängigkeitserklärung zum Zweck hatten, und einmal, im Jahre 1825, war der mexikanische Congreß bereit, diese Bestrebungen durch Truppen zu unterstützen, als englische Bevollmächtigte noch zur rechten Zeit darauf aufmerksam machten, daß die Spanier von Cuba vertreiben den nordamerikanischen Plänen auf die Insel in die Hände arbeiten heiße.

Was Spanien verlor, gewann größtentheils England. Die Anstrengungen englischer Diplomaten und Kaufleute, den spanischen Colonien zur Unabhängigkeit zu verhelfen, wurden durch die Eröffnung eines an werthvollen Roherzeugnissen reichen Gebiets für den brittischen Handel belohnt. Nur verfolgte der Speculationsgeist die lockende Aussicht mit einer überstürzenden Hast und wollte aus Ländern, die Jahre lang durch den Bürgerkrieg verwüstet worden waren, einen großen Theil ihrer intelligenten Bevölkerung verloren hatten und noch nicht einmal zur Herstellung fahrbarer Straßen gelangt waren, ohne Verzug Schätze ziehen. Diese Gier erlitt eine empfindliche Strafe; die Capitalien, welche von europäischen Gesellschaften in südamerikanischen Speculationen angelegt wurden, gingen fast ganz verloren, viele Handelshäuser brachen in Folge großer Einbußen, und es entstand eine förmliche Handelskrisis (1826). Die Warnung ging indessen nicht verloren; man benutzte

die neuen Handelswege verständiger und machte nun die Gewinne, auf die man gehofft hatte.

Am 22. Juni 1826 und in den folgenden Tagen hielten die südamerikanischen Republiken in Panama einen Congreß. Columbia, Guatemala, Peru und Mexiko waren vertreten. Man schloß eine Art von Unionsvertrag, der sowohl ein Bündniß gegen das Ausland, als eine Gewährleistung der innern Ruhe sein sollte. Die Gesandten bezeichneten sehr richtig zwei Gefahren, denen man zu begegnen habe: Das Streben eines Staats nach Vergrößerung auf Kosten eines andern Staats, und die Möglichkeit, daß irgend ein ehrgeiziges Individuum sich erhebe, um seine Mitbürger zu unterdrücken. Aber ein Mittel, diesen Gefahren zu begegnen, fand der Congreß nicht. Eine Republik intriguirte oder kämpfte gegen die andere, um ihr Gebiet zu vergrößern, und in jedem Staate erhoben sich ehrgeizige Generale, welche nach der höchsten Gewalt strebten. Iturbide machte sich sogar mit dem Beistande des Heeres und der untersten Classen zum Kaiser von Mexiko, mußte aber seinen ephemeren Azteken-Thron bald räumen und das Land verlassen. Sein Ende war das der ersten Guerilleros. Aus der Verbannung zurückgekehrt, um abermals die Kaiserkrone zu gewinnen, wurde er verrathen, ausgeliefert und erschossen (19. Juli 1824). Selbst Bolivar, der Befreier, brachte sich in den Ländern, denen er die Unabhängigkeit gegeben hatte, in den Verdacht, nach der Krone zu streben, erregte Unruhen über Unruhen, verlor zuletzt fast alle seine Anhänger und war, nachdem er seine Aemter niedergelegt hatte, im Begriff, sich selbst zu verbannen, als ihn auf einer Hacienda bei Santa Marta der Tod ereilte (10. December 1830). Seine letzten Worte: „Eintracht, Eintracht, sonst wird uns die Hyder des Bürgerkriegs verderben!" sprachen Gesinnungen aus, denen er nur zu oft untreu geworden war.

Im Laufe des Unabhängigkeitskrieges war Brasilien ebenfalls auf dem Kriegsschauplatze erschienen, und zwar in Montevideo, um die Banda oriental für sich zu erlangen. Diese Einmischung war nicht klug, denn sie vermehrte die Rückwirkung der südamerikanischen Revolutionen auf ein Land, in dem ohnedies Gährungsstoffe genug vorhanden waren. Die Brasilianer hatten an die Gegenwart des Hofs in Rio Janeiro Hoffnungen geknüpft, welche nicht in Erfüllung gehen konnten, da Johann VI. zu sehr Portugiese war, um die Colonie, in der er durch die Ereignisse gezwungen seinen Aufenthalt nahm, zum Hauptlande machen zu wollen. Der Gedanke an Selbständigkeit erstarkte

unter den einflußreicheren Classen, Anmaßungen der Portugiesen schürten das Feuer, und da auch die portugiesischen Liberalen, deren Erhebung vom Jahre 1820 in der Colonie mit Freude begrüßt wurde, die Idee eines herrschenden Mutterlandes aufrecht erhielten, wurde Brasilien für die Trennung reif. Im April 1821 ging Johann VI. nach Portugal, weil man ihn überredet hatte, seine bloße Gegenwart werde die Portugiesen zu ihrer Pflicht zurückführen. Scheidend hinterließ er seinem Sohne Dom Pedro, indem er ihn zum Regenten ernannte, den Befehl, Brasilien unter jeder Bedingung und um jeden Preis der Dynastie zu erhalten. Das Land war in einem Zustande der Anarchie, jede Provinz wollte Sitz der Regierung sein, Brasilianer und Portugiesen, Royalisten und Constitutionelle, Weiße und Farbige standen sich feindselig und zum Theil mit den Waffen gegenüber. Der stolze Ton der Cortes von Lissabon, welche den Brasilianern eine gleiche Volksvertretung verweigerten und dem Regenten die Rückkehr nach Europa befahlen, vereinigte die Brasilianer zu gemeinschaftlichem Widerstande. Die portugiesischen Truppen wurden vertrieben, Nationalrepräsentanten zur Entwerfung einer Verfassung ernannt, und Dom Pedro erkannte die Bewegung an, indem er, weil es nur dieses Mittel gab, Brasilien dem Hause Braganza zu erhalten, sich als constitutioneller Kaiser von Brasilien ausrufen ließ. An dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza auf den portugiesischen Königsthron wurde er gekrönt (1. December 1822).

Dom Pedro hatte den besten Willen, aber er kannte das Land nicht, war in der Wahl seiner Rathgeber nicht glücklich und zeigte sich schwankend. Die naive Ansicht der Brasilianer, daß ein theoretischer Ausbau der Verfassung die höchste Summe des Glücks bringen werde, trug das Ihrige bei, Kaiser und Volk gegen einander zu verstimmen. Die constituirende Versammlung arbeitete eine Verfassung aus, welche die beschränkenden Bestimmungen des spanischen Staatsgrundgesetzes von 1812 in sich aufnahm. Dom Pedro jagte die Versammlung durch Soldaten auseinander und erließ eine andere Verfassung, welche übrigens in sämmtlichen Provinzen und Gemeinden durch namentliche Abstimmung angenommen wurde. Mit der neuen gesetzgebenden Versammlung blieb der Friede nicht lange erhalten, da kostspielige Unterhandlungen in Europa, um die Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens zu erlangen, und ein unglücklicher Krieg gegen Buenos Ayres, um der Banda oriental willen unternommen und mit fremden Truppen geführt, die Finanz-

verlegenheiten vermehrten. Daß Dom Pedro im Verlauf dieser Zwistigkeiten, die sich durch seine ganze Regierungszeit hinzogen, ein einziges Gesetz verletzt oder eine einzige tyrannische Handlung begangen hätte, läßt sich ihm nicht vorwerfen. Worin er fehlte, das war der offene Vorzug, den er den Fremden und den portugiesischen Angelegenheiten schenkte.

Die erste Volksvertretung war von ihm auf eine beleidigende Art aufgelöst worden, die zweite bestand wieder aus eifrigen Brasilianern, unter denen viele Republikaner waren. Um sich die Mehrheit geneigt zu machen, wählte er ein freisinniges Ministerium, entließ aber dasselbe nach kurzer Zeit wieder und nahm zu Rathgebern der Krone lauter verhaßte Männer, die er hartnäckig beibehielt, obgleich Deputation auf Deputation die Entlassung derselben forderte. Es läßt sich annehmen, daß ein Aufstand, der ihm den Thron nahm, seinen Wünschen nicht entgegen war. Er sah voraus, daß die portugiesische Krone seiner Tochter verloren sein würde, wenn er nicht persönlich in Portugal erscheine. Der Aufstand erfolgte wirklich und war ein allgemeiner. Von den Truppen bewahrten nur ein Hauptmann und vier Gemeine die beschworene Treue. Dom Pedro's Entschluß war schnell gefaßt: am 7. April 1831 legte er zu Gunsten seines Sohnes Pedro II. die Regierung nieder und schiffte sich sechs Tage später nach Europa ein. Die Brasilianer sahen ihn gern scheiden. „Unsere Nationalexistenz," sagte ein Aufruf des Präsidenten der Volksvertretung, „hat nun begonnen. Brasilien gehört den Brasilianern und ist frei. Wir haben nun ein Vaterland, wir haben nun einen Monarchen, das Symbol unserer Einigkeit und der Untheilbarkeit unseres Reichs."

Viertes Kapitel.

Die deutschen Verfassungen. Die Hochschulen. Der Karlsbader Congreß. Die Versuche zur Zolleinigung. Kulturgeschichtliches. Wissenschaft und Kunst.

Die Bundesacte hatte weder ein Minimum, noch ein Maximum ständischer Rechte festgestellt, und die ganz allgemeine Fassung des dreizehnten Artikels gestattete jeder Regierung die weiteste Auslegung. Die Folgen zeigten sich in der Grundverschiedenheit, welche bei den neuen Verfassungen hervortrat. Die einen waren nämlich ständische Verfassungen, bei denen im Anschluß an die früheren Verhältnisse die alten Standesunterschiede festgehalten wurden und dem Staatsoberhaupt unter Zulassung der ständischen Mitwirkung bei bestimmten Fällen der Vollgenuß seiner landesherrlichen Rechte vorbehalten blieb. Die andern waren dagegen Repräsentativverfassungen, welche, den modernen Theorien, aber auch den natürlichen Verhältnissen angemessen, die Stände nicht als Abgeordnete einzelner Classen, sondern des gesammten Volks auffaßten und die gesetzgebende Gewalt zwischen dem Monarchen und der Volksvertretung theilten. Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Sachsen blieben dem alten landständischen Princip getreu, eben so Oesterreich, das in den meisten seiner Provinzen — Ungarn und Siebenbürgen, Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen, Böhmen, Mähren, Schlesien — die alten Ordnungen in Kraft lassen konnte und nur für Tyrol, Krain, Italien und Galizien neue Gesetze zu erlassen hatte und erließ (24. März 1816, 29. August 1818, 24. April 1815, 18. April 1817). Die erste Repräsentativverfassung, welche erschien, erließ das kleine Weimar und führte in ihr Bestimmungen über Preßfreiheit und Verantwortlichkeit der Minister ein. In Hessen-Kassel kam gar nichts zu Stande, da der Kurfürst Wilhelm I., obgleich

er der alten, im Februar 1816 zusammengetretenen und durch bäuerliche Abgeordnete verstärkten Landesvertretung in den meisten Punkten nachgab, seine Ansichten über den Finanzpunkt fest behauptete. Im Mai 1816 wurde der Landtag aufgelöst und nicht wieder zusammenberufen. Die größeren süddeutschen Staaten, in denen die Einführung des napoleonischen Systems bureaukratischer Centralisation Viele, namentlich unter dem Adel, verstimmt hatte, zögerten mit Repräsentativverfassungen, bis sich in den Regierungen die Ueberzeugung ausprägte, daß die Souveränetät, auf die das größte Gewicht gelegt wurde, durch einen Anschluß an die öffentliche Meinung großen Halt gewinnen werde. Von dieser Berechnung geleitet, erließ Baiern im Mai 1818 die erste Repräsentativverfassung, welcher im August desselben Jahres die badische folgte. Würtemberg vollendete unter seinem neuen König Wilhelm I. im September sein Verfassungswerk, nachdem ein seit 1815 dauernder Streit mit den Ständen — diese wollten zu der 1806 aufgehobenen alten Verfassung, welche sehr ausgedehnte ständische Rechte gewährte, zurückkehren — durch gegenseitige Nachgiebigkeit ausgeglichen worden war. Später als diese Länder, am 17. December 1820, trat Hessen-Darmstadt in die Reihe der Verfassungsstaaten ein, Nassau und Hildburghausen schon 1818.

Es war in Preußens Hand gegeben, durch seinen Zutritt entweder der constitutionellen oder der ständischen Verfassungsgruppe das Uebergewicht zu verleihen. Die Entscheidung verzögerte sich lange, und als sie endlich erfolgte, fiel sie für das ständische System. Die preußischen Gesetze vom Juni und Juli 1823 führten Provinzialstände ein, denen einzig in Angelegenheiten der Provinz, und da nur mit berathender Stimme, zu reden gestattet wurde. Man bildete diese Stände aus dem Herrenstande, der Ritterschaft, den Bürgern und Bauern, gab dem Adel eine starke Repräsentation, in mehreren Provinzen die Hälfte aller Stimmen, und gestattete bei allen Fragen, wo Standesinteressen ins Spiel kamen, eine itio in partes, das heißt Abstimmung nach Ständen. Die Entscheidung, ob später das ganze Königreich Landstände erhalten werde, blieb ausgesetzt.

Man kann sagen, daß die einzelnen Regierungen, indem sie für moderne Repräsentativ-, oder für historische landständische Verfassungen entschieden, fast durchgängig der öffentlichen Meinung ihrer Länder entsprachen. In Preußen, im nördlichen und mittleren Deutschland waltete die durch die Freiheitskriege geweckte nationale Stimmung so entschieden vor, daß man die Constitutionen,

als ein unserer Geschichte nicht entsprechendes, ausländisches Produkt mehr mit Ungunst als mit Vorliebe betrachtete. Die Erhaltung oder Wiedergewinnung der Volksthümlichkeit stellte sich nicht blos Einzelnen als vorzüglichste, ja einzige Aufgabe dar. Jahn, dem die Jugend mit Begeisterung anhing, hatte für Volksthümlichkeit in Denken und Fühlen, in Gewohnheit und Sitte, in Kleidung und Speise glühende Worte, für die Frage der Reichsstände aber nicht mehr als ein paar unbestimmte Bemerkungen. Nahm man doch sogar in der Freude über den glücklichen Ausgang des großen Kampfs gegen Napoleon die Restauration entschieden nachtheiliger Zustände, wie der Frohnden und sonstigen Hörigkeitsverhältnisse im ehemaligen Königreich Westphalen, ruhig hin. Anders stand die Sache im Süden, wo gegen gute französische Einrichtungen keine Abneigung herrschte, so daß der Wunsch natürlich war, die Regierungen möchten dieselbe Verbesserung napoleonischer Institutionen, welche Ludwig XVIII. durch seine Charte vorgenommen hatte, bei sich einführen. Ueberdies hatte die mehr als zwanzigjährige Berührung mit Frankreich im Süden weit mehr Grundsätze von 1789 in Umlauf gebracht, als in dem ferneren, ruhigeren Norden vorzufinden waren. Um es mit einem Worte zusammenzufassen, man dachte im Norden mehr an Einheit, im Süden mehr an Freiheit.

Die volksthümliche Richtung erregte vom ersten Augenblicke an Besorgnisse, und zwar bei den süddeutschen Regierungen, welche in den Einheitsgedanken eine Gefahr für ihre Souveränetät erblickten und in ihrem Argwohn so weit gingen, die preußische Regierung für die geheime Gönnerin der Deutschthümelei zu halten. Der Verdacht war ein gänzlich unbegründeter, aber er hatte den Schein für sich, denn ein übel gewähltes Wort volksthümlicher Führer, das Wort: „Preußen muß Deutschland werden!" wurde unter der Jugend der Hochschulen viel wiederholt und fast zur Parole. Diese Jugend gewann plötzlich eine große Wichtigkeit und behauptete dieselbe lange Zeit so vor allem übrigen vorwiegend, daß eine Geschichte der deutschen Universitäten zugleich einen guten Theil der politischen deutschen Geschichte des Zeitraums umfassen würde. Die Studirenden hatten sich auf den meisten Hochschulen zu einer Burschenschaft vereinigt, welche zunächst die Bestimmung hatte, dem eingerissenen Unwesen der landsmannschaftlichen Verbindungen, also der Duellwuth, den Trinkgelagen, dem Pennalismus, zu steuern, dann aber und in der Hauptsache ein Bild des Vaterlandes im Kleinen sein

und ihre Mitglieder zu sittlicher, wissenschaftlicher und volksthümlicher Ausbildung führen sollte. Allen Burschen schwebte das Ideal deutscher Einheit vor, die ganze Richtung war eine schwärmerische und doch, was auch von dem Turnen gilt, mit manchem Auswuchse jugendlichen Uebermuths und jugendlicher Rohheit gepaart. Der Bursche war wie alle Schwärmer angriffslustig und unduldsam, während er jeden Tadel und insbesondere jeden Spott von Gegnern, der ihn selbst traf, wie einen Frevel an etwas Heiligem, nämlich an seinem Ideal, empfand.

Ein patriotisches Fest wurde von den zahlreichen Gegnern der Burschenschaft zum willkommenen Anlaß genommen, den Geist der deutschen Hochschulen als gefährlich und verderblich anzuklagen. Am 18. Oktober 1817 versammelten sich Studirende verschiedener Hochschulen, vielleicht sechshundert an der Zahl, auf der Wartburg bei Eisenach, um den Jahrestag der Leipziger Schlacht festlich zu begehen. Als die eigentliche Feier vorüber war und die Mehrzahl der Studirenden mit den anwesenden Jenaer Professoren (Kieser, Fries und Oken) sich entfernt hatte, zündeten die Zurückbleibenden ein Feuer an, in das sie eine Anzahl ihnen verhaßter Bücher und einen Zopf, eine Schnürbrust und einen Korporalstock schleuderten. Nach Studentenweise wurde der Unfug von den Urhebern als eine „That" gerühmt, und nun brach der Sturm los. Es kam ein zweites Ereigniß hinzu. Der Lustspieldichter Kotzebue lebte als russischer Agent in Deutschland und griff den Geist der deutschen Hochschulen sowohl öffentlich in seiner Zeitung, dem politischen Wochenblatt, als auch in seinen Berichten an die russische Regierung an. Einer dieser Berichte kam dem Professor Luden, der in Jena eine Zeitung „Nemesis" herausgab, in die Hände, wurde von ihm in der Nemesis abgedruckt und ging von da in andere Zeitungen des Großherzogthums, Isis, Oppositionsblatt u. a. über. Es erfolgten nun Denunciationen gegen Jena, welchen diplomatische Vorstellungen einen solchen Nachdruck verliehen, daß der Großherzog Karl August die Preßfreiheit beschränkte, worauf die liberalen Zeitungen theils eingingen oder an andere Orte verlegt wurden, theils die Redaction wechselten.

Die Universitäten wurden seit dem Wartburgfeste als Heerde revolutionairer Umtriebe dargestellt, und gerade jetzt ging von einer derselben eine That aus, welche diese Anschuldigungen im vollsten Maße zu bestätigen schien. Unter den Mitgliedern der Jenaer Burschenschaft befand sich Karl Ludwig

Sand aus Wunsiedel, ein religiöser Gefühlsschwärmer von engem Verstande, der sich den Deutschthümlern mit wahrhaft fanatischer Gluth angeschlossen hatte. Kotzebue, der in Jena wegen seiner Angriffe auf die Universitäten und seiner Preßprocesse gegen Jenaer Lehrer eine mißliebige Persönlichkeit war, wurde von dem sittlichen und keuschen Sand noch besonders als frivoler Lustspieldichter gehaßt. In seinem Fanatismus gelangte dieser zuletzt dahin, daß er sich einredete, es sei die Pflicht des Einzelnen, dem Unreinen auf eigene Faust zum Kampfe entgegenzutreten, und den Beschluß faßte, „sein Leben an Kotzebue zu wagen und ihn niederzubringen." Am 9. März 1819 verließ er Jena, erreichte am 23. Mannheim, erhielt bei Kotzebue unter einem falschen Namen Zutritt und stieß ihn mit dem Dolche nieder. Sich selbst zu tödten gelang ihm nicht; mit schweren Wunden wurde er in das Gefängniß geführt und ein Jahr später (20. Mai 1820) hingerichtet.

Eine mit der größten Sorgfalt geführte Untersuchung ergab keine sichere Anzeichen, daß Sand Mitschuldige oder auch nur Mitwisser seines Verbrechens gehabt hatte. Dagegen stellte sich heraus, daß in Gießen und Jena in der Burschenschaft und von dieser unabhängig ein Bund der Unbedingten bestanden und politische Zwecke revolutionairer Natur verfolgt habe. Mit diesem Bunde der Unbedingten brachte man andere Erscheinungen in Verbindung und nahm eine große Verschwörung an, welche besonders von Jugendlehrern und Studenten ausgehe und einen geheimen Centralpunkt habe. Um die verborgenen Fäden zu entdecken, verhaftete man außer vielen Studenten einige Professoren, Jahn in Berlin, Arndt und die beiden Welcker in Bonn. Görres, dem dasselbe Schicksal zugedacht war, entkam durch die Flucht. Ein neuer, ebenfalls ganz vereinzelt dastehender Mordanfall, von dem Apotheker Löhning gegen den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell unternommen (1. Juli 1819) befestigte die Annahme von dem Bestehen einer Verschwörung noch mehr. Zu der Aufspürung der in allen Staaten verzettelten Fäden empfahl sich als bestes Mittel die Aufstellung einer Centraluntersuchungscommission, und die Ernennung einer solchen wurde von einem Ministercongreß beschlossen, der sich vom 6. bis zum 31. August in Karlsbad vereinigte. Derselbe Congreß beschäftigte sich mit allgemeinen Vorkehrungen gegen die revolutionaire Zeitrichtung. Als die zweckdienlichsten Maßregeln wurden erkannt: Anstellung von landesherrlichen Bevollmächtigten bei jeder Universität zur Ueberwachung der Lehre, der Lehrer und der Lernenden, Verbot aller

geheimen Verbindungen und insbesondere der Burschenschaft, Entfernung aller Lehrer, welche den bestehenden Staatseinrichtungen widersprechende Grundsätze vortrugen, Censur für alle periodischen Schriften und alle Werke über zwanzig Bogen, endlich eine Auslegung des dreizehnten Artikels der Bundesacte. Alle diese Anträge des Ministercongresses mit Ausnahme des letzten, hinsichtlich dessen einzelne Gesandte von ihren Regierungen Instructionen einholen zu müssen erklärten, wurden in der Sitzung des Bundestages vom 20. September 1819 einstimmig zu Beschlüssen erhoben.

Mit der Auslegung des dreizehnten Artikels meinte man eine solche, welche dem ständischen Prinzip über das constitutionelle den Sieg verschaffe. Eine Gleichförmigkeit der Verfassungen auf ständischer Basis war aber nach dem Erlaß der süddeutschen Staatsgrundgesetze nicht mehr möglich, und man erkannte dies auf den nächsten Ministerconferenzen in Wien (November 1819 bis Mai 1820) ausdrücklich an, indem man nur die allgemeine Regel aufstellte, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereint bleiben müsse und der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden dürfe. Obgleich die süddeutschen Regierungen mit diesen Bestimmungen einverstanden waren, fuhren sie doch fort, gegen die beiden Großmächte einen gewissen Gegensatz zu bilden. Auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtig, nahmen sie einen constitutionelleren Ton als früher an und behaupteten in der Bundesversammlung eine Oppositionsstellung, der sich auch die Gesandten nicht constitutioneller Staaten, insbesondere Kurhessens und Sachsens, anschlossen. Sehr verschiedenartige Ereignisse: der Tod des baierischen Ministers von Aretin, ein Zerwürfniß zwischen Ständen und Regierung in Baden, der Uebertritt Sachsens und Hessen-Darmstadts zur preußisch-österreichischen Politik, lockerten dieses Bündniß. Zuletzt stand Würtemberg allein und fügte sich nun ebenfalls der herrschenden Richtung, nachdem Rußland, Oesterreich und Preußen mit der Abberufung ihrer Gesandten gedroht hatten.

Was der preußisch-österreichischen Politik vorzüglich zu Hülfe kam, war außer den Mißgriffen der Ständeversammlungen und der Presse die Entdeckung einer wirklichen Verschwörung. Zwölf der unterdrückten Burschenschaften hatten sich im Jahre 1820 neu begründet und es hatte sich in ihnen durch die Verfolgung eine erbitterte Stimmung und ein sehr erhöhtes Gefühl

der eigenen Wichtigkeit ausgebildet. Einer ihrer Angehörigen, ein Student von Sprewitz, der, um seinen Arm der italienischen Revolution anzubieten, nach der Schweiz gegangen war, hörte dort von deutschen Flüchtlingen das Project eines Männerbundes erörtern und erhielt zugleich die Aufforderung, bei seiner Rückkehr nach Deutschland einen Jünglingsbund zu bilden. Sprewitz nahm sich der Sache thätig an und es entstand ein Geheimbund, der mit seinen Bestimmmungen, daß jeder Theilnehmer den unbekannten Obern Gehorsam zu leisten, sich Waffen anzuschaffen und darin zu üben habe, daß jedem einzelnen Bundesgenossen möglichst wenige andere Bundesgenossen bekannt sein dürften, daß jeder einen Eid der Verschwiegenheit leisten, den Verräther aber der Tod treffen solle, offenbar ein Abklatsch der italienischen Carbonaria war, aber nie auch nur im entferntesten die Verbreitung jenes Geheimbundes erreichte. Der Jünglingsbund umfaßte in der Zeit seiner höchsten Blüthe doch nur neun Hochschulen, hatte wenige Theilnehmer und wurde bald an sich selbst irre, so daß auf einem der ersten Bundestage, der im Mai 1822 in Würzburg zusammentrat, der Vorschlag gemacht wurde, den Bund aufzulösen. Erlangte auch dieser Antrag, der im nächsten Jahre in Nürnberg wiederkehrte, die Stimmenmehrheit nicht, so kam man doch über bloßes Formenwesen — Eintheilung Deutschlands in Kreise mit einem Centralpunkt, geheimen Erkennungszeichen u. dergl. m. — nicht hinaus, und als die Entdeckung erfolgte, war der Bund so gut wie aufgelöst, da man von der Existenz eines Männerbundes aller angewandten Mühe ungeachtet keine Kenntniß hatte erlangen können. Dieser Männerbund ist noch heutigen Tags gewissermaßen apokryph. Daß in einzelnen, keineswegs zahlreichen Gruppen eine Revolution gewünscht und in ihren Eventualitäten besprochen wurde, daß man selbst Pläne und Berechnungen aufstellte, ist allerdings gewiß, aber daß diese, auf den widersinnigsten, ja unmöglichen Voraussetzungen beruhenden Bestrebungen von einem geheimen, ganz Deutschland umfassenden Bunde ausgegangen wären, hat die Untersuchung nicht erwiesen, nicht einmal glaubhaft gemacht.

Zu Ende 1823 und zu Anfang 1824 wurden die geheimen Verbindungen entdeckt, und neue ausgedehntere Verhaftungen waren die Folge. Zugleich wurden am Bundestage neue Anträge, den revolutionairen Geist zu bändigen, gestellt und einhellig angenommen. Indem man die Gesetze von 1819 über die Presse und die Universitäten abermals bestätigte, beschloß man hinsichtlich

der Verfassungen, „es solle in allen Bundesstaaten, wo eine landständische Verfassung bestehe, streng darüber gewacht werden, daß das monarchische Princip unverletzt erhalten, bei den ständischen Verhandlungen aber eine Geschäftsordnung eingeführt werden, durch die alle Mißbräuche der Oeffentlichkeit jener Verhandlungen leicht zu beseitigen seien," und hinsichtlich des Erziehungswesens, „es solle aus der Mitte der Bundesversammlung ein Ausschuß von fünf Mitgliedern gewählt werden, welcher die gegenwärtig hervortretenden Gebrechen des gesammten Schulunterrichts und Erziehungswesens in ganz Deutschland zu erörtern und kräftige Maßregeln zur Abschaffung jener Gebrechen in Vorschlag zu bringen habe." Kurz vor diesen Beschlüssen hatte die Veröffentlichung der Bundesprotokolle ein Ende genommen. Von nun an herrschte in Deutschland eine politische Stille, welche, wenn die Maßregeln der Regierung auch an ihr einen bedeutenden Antheil hatten, doch hauptsächlich durch die Theilnahmlosigkeit des Volks hervorgerufen wurde. Diese Theilnahmlosigkeit hatte nicht die schimpflichen Motive, welche ihr von denen, deren Gewohnheit es ist, das deutsche Volk abwechselnd mit Blumen und mit Koth zu bewerfen, untergeschoben werden, war weder Feigheit, noch Unbildung, noch Trägheit. Ein öffentliches Leben braucht Zeit, sich herauszubilden, und noch mehr Zeit braucht es, bis die tägliche Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Staats für alle Classen und Stände zum Lebensbedürfniß wird. Ehe dieser Zustand entsteht, pflegt die ungeheure Mehrheit die Politik nur momentan und mit der sichern Erwartung augenblicklichen Erfolgs aufzunehmen, und, wenn dieser augenblickliche Erfolg begreiflicher Weise ausbleibt, mißmuthig umzukehren und andere Interessen zu pflegen. Daraus entsteht das große Uebel, daß eine spätere Umkehr zur Politik mit Ungestüm vollzogen wird und von Uebertreibungen und Ausschweifungen begleitet ist.

Den nationalen Bestrebungen war außer dem politischen noch ein zweites, mehr neutrales Gebiet geöffnet, das des Handels. Hier trieb die Noth zur Thätigkeit. Nach dem Sturze des Continentalsystems überschwemmte England den deutschen Markt mit seinen Erzeugnissen und brachte die Fabrication, besonders die Hausfabrication, welche in der deutschen Industrie von jeher obenan gestanden und Hunderttausenden von Familien bei einer selbstständigen Wirthschaft nothdürftigen Unterhalt verschafft hatte, an den Rand des Abgrundes. Es entstanden neue Zollverhältnisse, aber auf kleinerem

Gebiet und durchaus nur nach den Bedürfnissen der einzelnen Gebiete berechnet. Nicht blos, daß der Süden und Westen dem englischen Uebergewichte preisgegeben wurde, sah er sich selbst von dem deutschen Markte durch die neuen Zollgesetze der größeren Staaten, namentlich Oesterreichs und Preußens, ausgeschlossen. So hatte sich für Deutschland das ganz widersinnige Verhältniß herausgebildet, daß in den Handelsbeziehungen zum nichtdeutschen Auslande das Princip der Handelsfreiheit überwog, unter den deutschen Staaten selbst aber die Lehre vom Zollschutze und das Prohibitivsystem ihre praktische Anwendung fanden" (Häußer, Friedrich List's Leben). Es war natürlich, daß die Noth in vielen Köpfen zugleich den Gedanken an eine deutsche Handelseinheit erzeugte. Aber so mancher Mann in diesem Sinne auch arbeitete, gab es doch nur Einen, der mit vollständiger Klarheit die Idee erfaßte, die Mittel, das Ziel richtig erkannte und mit voller Aufopferung seiner selbst eine rastlose Agitation begann. Dieser Mann war Friedrich List. Auf der Frankfurter Ostermesse des Jahres 1819 regte er mehrere deutsche Kaufleute an, welche eine Bittschrift an den Bundestag entworfen hatten, einen deutschen Handels- und Gewerbeverein zu stiften. Am 19. April stellte der Verein sein erstes Protokoll auf, und List, der zum Geschäftsführer ernannt worden war, entwarf die Bittschrift an den Bundestag. Es waren in dieser zwei Forderungen gestellt: Aufhebung der Zölle im Innern und Errichtung einer auf Retorsion gebauten Zolllinie gegen das Ausland. Der Bundestag erkannte zwar an, „daß der Gegenstand gar wohl geeignet sei, in der Bundesversammlung erörtert zu werden, wie auch die Vorschläge der Denkschrift allerdings theoretisch sehr scheinbar als vortheilhaft dargestellt werden könnten," faßte indessen keinen Beschluß, der die bescheidensten Ansprüche des Handels befriedigt hätte. List hatte dieses Resultat erwartet und that nun Schritte in der Presse wie bei den einzelnen Regierungen. Bei den letztern machte er erfreulichere Erfahrungen, so daß er an den Verein berichtete (10. Januar 1820), sämmtliche Regierungen, mit Ausnahme von Oesterreich, Preußen und Hannover, würden sich unumwunden für die große Sache erklären, und auch von den dreien, welche freilich größere Bedenklichkeiten hegten, sei das Beste zu hoffen. Nur zu bald erkannte er diese Hoffnung als trügerisch, denn eine Eingabe an die Wiener Ministerialconferenzen erhielt zur Antwort, „daß dieser Gegenstand einer besondern Erledigung nicht bedürfe, indem die Conferenz wegen fernerer Bearbeitung der Handelsfrage bereits das Nöthige ver-

anlaßt habe, übrigens aber der eigenmächtig constituirte Handels- und Gewerbverein als solcher nicht anzuerkennen sei.“ Wären die Bedenken der Regierungen das einzige zu besiegende Hinderniß gewesen, so hätte sich noch immer ein Erfolg hoffen lassen. Aber in dem Handelsstande selbst lagen andere und größere Schwierigkeiten. Mehrere der Haupthandelsorte, Leipzig, die Hansestädte, schlossen sich von der Theilnahme aus, und im Verein hatten engherzige Kaufleute die Oberhand, denen es nicht gegeben war, den Blick von dem Nächstliegenden zu großartigen Entwürfen für den Welthandel zu erheben. Der Plan zu einer großen Waarenausfuhr, den List entworfen hatte, galt diesen Leuten für ein Luftschloß, und auf seine Anregung zu einer allgemeinen deutschen Industrie- und Kunstausstellung hatten sie die Entgegnung, „man könne den Nutzen dieses Planes nicht einsehen und der Erfolg sei zu ungewiß, als daß Jemand sein Geld an eine solche Unternehmung wagen könne.“ List erlangte mehr und mehr die Ueberzeugung, daß er den Leitern des Vereins unbequem werde, und legte seine Stelle als Geschäftsführer nieder. Er hatte wenigstens das lohnende Bewußtsein, vorbereitende Erfolge errungen, die Bahn gebrochen zu haben.

Unter dem, was der Handelsverein anregte, verdient die erste Stelle der Darmstädter Handelscongreß, der von Baden, Baiern, Würtemberg und mehreren anderen deutschen Staaten beschickt wurde und im September 1820 seine Sitzungen eröffnete. Auf diesem Congreß entwickelte Nebenius seine Gedanken über deutsche Zolleinigung. Die Verhandlungen setzten sich in den nächsten Jahren auf ähnlichen Zusammenkünften fort und verschafften den Wünschen des Handelsstandes ein günstigeres Gehör. Der unmittelbare positive Gewinn erreichte allerdings das Ziel der deutschen Handelseinheit nicht von fern, aber es wurden doch einige Zolllinien beseitigt und Gruppen geschaffen, die durch die günstigen Erfolge, welche sie durch Handelserleichterungen erzielten, zu Größerem aufmunterten. Bis 1830 bildeten sich vier solcher Zollgruppen. In der ersten Gruppe stand Preußen mit verschiedenen kleineren Enclaven, mit den anhaltinischen Ländern und mit Hessen-Darmstadt. Die zweite Gruppe umfaßte die Staaten des mitteldeutschen Handelsvereins, Sachsen, die sächsischen Herzogthümer und die reußischen Länder, Nassau, Braunschweig, Oldenburg u. a. m. Dieser Verein beschränkte sich indessen auf Erleichterungen des Verkehrs durch Straßenbau, Vereinfachung der Formen und Controlen, liberale Behandlung der Reisenden, und führte nur für

sechs und zwanzig der nothwendigsten Lebensbedürfnisse eine freie Einfuhr und Ausfuhr ein. Darum sonderte sich in ihm eine dritte Gruppe ab, zu der Kurhessen, Hannover, Oldenburg und Braunschweig gehörten, welche unter sich alle Zolllinien aufhob. In der vierten Gruppe standen die durch den Vertrag vom 18. Januar 1828 verbundenen Königreiche Baiern und Würtemberg mit den hohenzollernschen Fürstenthümern. Isolirt blieben außer Oesterreich auch Baden, die Mecklenburgs und vier kleinere Staaten. Oesterreich und Preußen standen sich in ihren Handelsgrundsätzen schroff gegenüber. Oesterreichs Staatsmänner erkannten damals noch nicht genug, daß die Finanzen ein Abhängiges sind, und daß die Blüthe des Staatshaushalts nur auf die Blüthe des Volkshaushalts dauernd gestützt werden kann. Bei dem Prohibitivsystem, das in dem herrlichen Kaiserstaate herrschte, konnten die Finanzen nie recht gedeihen und lasteten drückend auf dem ganzen Consum, mittelbar auch auf der heimischen Erzeugung, ohne doch für diese als wahrhaft wohlthätiger Sporn zur rascheren Entfaltung zu dienen. Auf der anderen Seite stellte Preußen den Grundsatz der Handelsfreiheit auf, nur mit der einen Beschränkung, daß es Gegenseitigkeit verlangte. Das preußische Gesetz vom 26. Mai 1818, das in der Hauptsache Geltung behielt, erklärte dies mit den Worten, „daß alle fremde Erzeugnisse der Natur und Kunst im ganzen Umfange des preußischen Staats könnten eingebracht, verbraucht und durchgeführt, daß alle inländischen Erzeugnisse der Natur und Kunst aus den preußischen Staaten könnten ausgeführt werden, daß diese gesetzlich ausgesprochene Handelsfreiheit den Verhandlungen mit anderen Staaten zur Grundlage dienen solle, daß Erleichterungen, welche preußischen Unterthanen in anderen Ländern zugestanden würden, erwiedert, dagegen aber auch Beschränkungen, wodurch der Verkehr der preußischen Unterthanen in fremden Ländern wesentlich litte, durch angemessene Maßregeln vergolten werden sollten."

Haben wir gesehen, daß die Regierungen die materiellen Interessen vernachlässigten, so müssen wir hinzufügen, daß auch von der Bevölkerung und insbesondere von dem gebildeten Theile derselben Handel und Industrie in ihrer bewegenden, vorwärts treibenden, umgestaltenden Kraft nicht erfaßt und sehr häufig, als dem Gemeinen dienend, verachtet wurden. Die Nationalökonomie, um deren Aufnahme an den Hochschulen namentlich Sartorius sich Verdienste erworben hatte, wurde dort auf einen Nebenplatz verwiesen. Einen wahrhaft bedeutenden Nationalökonomen besaß Deutschland noch nicht, List

bildete sich erst zu einem solchen aus. Von Adam Smith's Werke lief ein deutscher Auszug um, als Baptist Say's große Schrift erschienen war, verflossen vier Jahre, ehe sie von Morstadt in's Deutsche übersetzt wurde. Fragen wir nach den Gegenständen des allgemeinen Interesses für die Gebildeten, so müssen wir in ihnen die Philosophie, die Theologie, die schöne Literatur, die Musik erkennen. Die Philosophie hatte damals noch ein sehr großes Publikum, und was uns in neuester Zeit höhnend vom Auslande zugerufen wird, daß der deutsche Geist in dem Ausbau philosophischer Systeme seine höchste Aufgabe zu erkennen habe, das wurde vor 1830 im deutschen Norden nicht selten im ganzen Ernst behauptet. Für eines der philosophischen Systeme, das Hegel'sche, wurde die ausgiebigste Unterstützung der preußischen Regierung gewonnen, und diese sonderbarste aller Patronatsstellungen dauerte so lange fort, bis man inne wurde, daß man sich von einem mißverstandenen metaphysischen Satze, den man als unbedingte Billigung des Stabilitätsprincips ausgelegt hatte, habe verleiten lassen, einer Philosophie Vorschub zu leisten, deren Dialektik nothwendiger Weise in einem Zersetzen alles Positiven enden müsse. Wie die Hegel'sche Philosophie für die bestehende Politik, so sollte ein anderes, bei Künstlern und Dichtern sehr beliebtes System, das Schelling'sche, zum Wiedererwecken des positiven Christenthums dienen. Einzelne Katholiken benutzten diese Identitäts-Philosophie zu Stützung der katholischen Lehre, und in ihr suchte die katholisirende Richtung in der Kunst ihre hauptsächlichste Stütze. Im Protestantismus fand sie weniger Anklang, Tzschirner sagte über sie: „Der Gott der Naturphilosophen ist das Universum, es wohnt in ihm nur Leben und Bewußtsein und zeugende Kraft, aber kein heiliger Wille, keine Güte und Gerechtigkeit. Das selige Leben dieser Philosophie besteht nur in der Exaltation des Gemüths, welches sich selbst vergessend das allgemeine Leben anschauet und betrachtet; die Idee einer persönlichen Unsterblichkeit ist der Naturphilosophie völlig fremd, auch erkennt sie keine freien Handlungen des Menschen an; Alles ist ihr Erscheinung, Ankündigung des Absoluten, welches unter tausend Formen hervortritt, und was sie Freiheit und Sittlichkeit nennt, das ist nur Leben in gesteigerter Größe. Ihr Unendliches ist nur ein gesteigertes Endliches, und was wir das Uebersinnliche nennen, weil es nie in den Kreis der Erfahrung hineintritt, Gottheit, Freiheit, Unsterblichkeit, das sucht man in ihrem Systeme umsonst." Hegel und Schelling übten einen unmittelbaren Einfluß auf das staatliche

und religiöse Leben, weniger die übrigen Philosophen, unter denen sich gleichwohl sehr bedeutende befanden: Oken, Krause, Troxler, die eine speculative Weltconstruction aus dem Absoluten versuchten, Steffens, in der speculativen Behandlung der Naturwissenschaft einer der geistreichsten, Fries, der Repräsentant der psychologisch-kritischen Richtung, die wie er auf Kant fortbauenden Beneke, Schulze, Reinhold der Jüngere, der durchaus originelle und selbständige Herbart, Franz von Baader u. a. m.

In der Theologie behauptete die Kant'sche Philosophie, als Rationalismus hervortretend, ihre lange geübte Herrschaft. Nach der Ansicht der meisten ihrer Anhänger sollte die Religion in bloße Sittlichkeit verwandelt werden, so daß alles, was sich auf öffentliche Religionsübung, auf den Cultus bezog, blos als ein Ersatz für die Menschenklasse betrachtet wurde, die sich noch nicht zur reinen Sittlichkeit zu erheben vermöchte. Viele Fromme empörten sich über diese Meinung, aber seit Herder hatten nur wenig ausgezeichnete Theologen in den großen Entwicklungsgang der Ideen eingegriffen und es bedurfte eines bedeutenden Mannes, um eine gläubige Zeit zurückzuführen. Dieser Mann wurde Schleiermacher, „mit welchem eine neue theologische und kirchliche Richtung energisch begonnen hat." (Lücke.) Unter denen, welche ihn am kräftigsten unterstützten, haben wir eben den de Wette zu nennen, der wegen eines Trostbriefes, den er an Sand's Mutter geschrieben hatte, in Deutschland keine Kanzel, keinen Lehrstuhl mehr für sich offen fand. Der Aufschwung der Freiheitskriege hatte über die engen Kreise, in denen der Rationalismus und Supranaturalismus heimisch waren, hinausgetrieben, es herrschte eine Sehnsucht nach etwas Positivem, nach geistiger Erfrischung und Belebung, und jenes allgemeine Gefühl unterstützte jene beiden Männer mächtig. Ein dritter ergänzte ihre Thätigkeit, indem er das für das Volk wurde, was sie für die Gebildeten waren. Im Jahre 1817 feierte man das Reformationsjubiläum. Dieses Fest regte den Prediger Claus Harms in Kiel an, den 95 Thesen, die Luther vor dreihundert Jahren an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, 95 andere an die Seite zu setzen, und darin den Rationalismus, „das Papstthum der Vernunft, von welchem die Kirche des 19. Jahrhunderts eben so gut erlöst werden müsse, als einst die des 16. von der römischen Tyrannei", mit derben Worten anzugreifen. Der nicht ohne Lärm und Bitterkeit geführte Streit über diese Thesen — der Rationalist Ammon vertheidigte sie, Schleiermacher, der den Rationalismus

hauptsächlich stürzte, bekämpfte sie — machte die theologischen Gegensätze zu Tagesfragen. Gewann dadurch die Kirchlichkeit, so zeigte sich doch die üble Erscheinung, daß Eiferer mit und ohne Ueberzeugung lärmend auftraten und zu verketzern anfingen. Diesen Ultras war die Entgegenstellung des Biblisch-Christlichen gegen den Vernunftglauben noch nicht genug, vielmehr wollten sie das alte Lutherthum nach dessen ganzem Inhalt, auch dem zeitlichen, in das 19. Jahrhundert zurückführen. Sie betrieben diese Restauration mit um so größerem Eifer, als die Reformationsfeier den Plan erzeugt hatte, das Lutherthum durch Vereinigung der lutherischen und der reformirten Kirche in ein evangelisches Christenthum aufgehen zu lassen. Friedrich Wilhelm III. von Preußen betrachtete diese Vereinigung als das schönste Werk, das ihm nach den Freiheitskriegen noch zu vollbringen möglich sei. Obgleich sich ein größeres Widerstreben offenbarte, als er vorausgesehen hatte, blieb er doch seiner Absicht getreu. Nach vier Jahren war die Vereinigung durchgeführt (1821) und fand in Rheinbaiern, Würtemberg, Baden, Hessen, Nassau und Anhalt-Bernburg Nachahmung. Kaum war dies geschehen, so tauchte in Preußen ein neuer Stein des Anstoßes auf. Es war dies die Agende, die der König, damit die vereinigten Kirchen einen den Bedürfnissen der neueren Zeit angemessenen gemeinsamen Gottesdienst erhielten, hatte ausarbeiten lassen. Beide Theile waren unzufrieden. Die ehemaligen Lutherischen klagten, daß die Agende mehrere altlutherische Gebräuche beseitige, unbestimmt und charakterlos sei, und die Reformirten, deren Denkweise am wenigsten berücksichtigt worden war, fanden darin katholische Gebräuche. In dem Jahre 1830, in dem die Agende für alle preußischen Landestheile in Kraft trat, artete der Widerwille der Altlutheraner in Thätlichkeit aus.

Die Erstarkung des Protestantismus zeigt sich uns auch in der Verbreitung der Missionen, welche Deutschland im ganzen vorigen Jahrhundert außerhalb der Brüdergemeinde nicht gekannt hatte. 1815 befanden sich unter dem Belagerungsheere, das Hüningen einschloß, viel heidnische Tataren und Kalmücken, und der Anblick dieser Halbwilden erzeugte in einigen Bürgern Basels den Entschluß, wenn der Krieg sie verschone, für die Heiden thätig zu sein. Noch in demselben Jahre wurde der Grundstein zu dem Missionsinstitute gelegt. In Berlin wurde 1823 das Missionsseminar erneuert und von Goßner eine eigene Mission begründet; 1829 stiftete Barmen eine rheinische Missionsgesellschaft. Ueberall beruhte die Mis-

sionssache ganz auf Privatkräften. Der Zweck sollte eigentlich nur Bekehrung der Heiden sein, doch suchten die meisten Missionen auch im Inlande durch Traktate, Missionspredigten und Missionsfeste zu wirken. In Basel, dessen Mission überhaupt die bedeutendste war und eine Menge Hülfsvereine, namentlich in Würtemberg, gründete, nahmen die Missionsfeste einen universellen Charakter an und machten Basel zu einer Art von Mittelpunkt für das deutsche und schweizerische Missionswesen. Basel besaß zugleich die besuchteste Missionsschule zur Ausbildung junger Glaubensboten. Man nahm diese der Regel nach aus den Handwerkern und Bauern, die gebildeten Stände lieferten nur ein schwaches Contingent. Es ist zu bezweifeln, ob der Bildungsmangel, über den man bei den weit meisten Glaubensboten zu klagen hatte, durch den unleugbaren Vortheil aufgewogen wurde, daß die unteren Stände Leute lieferten, welche zu ihrem Werke die so nöthige körperliche Abhärtung mitbrachten.

Konnten wir uns bei der Erwähnung der protestantischen Thätigkeit auf den vaterländischen Boden beschränken, so müssen wir die katholische Bewegung der Zeit, wie ihr universeller Charakter es verlangt, in einem Gesammtbilde zusammenfassen. Wir haben hier den Grundunterschied hervorzuheben, daß der Kampf des Protestantismus sich vorwiegend um die Lehre bewegte, wogegen bei dem Katholicismus Alles auf die rein kirchliche Frage, auf die Formen und Grenzen der Macht, welche der Kirche und den Priestern derselben zustehen soll, hinauslief. Die Wiederherstellung der Autoritäten, die Richtung der öffentlichen Meinung gegen die Revolution, deren letzter Repräsentant Napoleon Hundertausende hatte leiden lassen, die schwärmerisch religiöse Wärme, die sich mit der nationalen Begeisterung verband, waren lauter günstige Momente. Der päpstliche Stuhl wurde mit der Rückkehr Pius VII. wieder der frühere Mittelpunkt, und fast in demselben Augenblicke, in dem der Papst seine Staaten zurücknahm, stellte er das bewährteste Werkzeug seiner Macht her. Die Bulle Sollicitudo omnium vom 9. August 1814 restaurirte die Jesuiten, welche nun rasch Ausbreitung und Ansehen erlangten, hier offen, dort heimlich unter andern Namen eindrangen. Sardinien, weniger Neapel, übergab ihnen einen großen Theil der Jugenderziehung, des Armenwesens, der Institutionen des Gemeinwohls und räumte ihnen einen bedeutenden, man will wissen, entscheidenden Einfluß auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten ein. 1815 erschienen die Väter Jesu im Canton

Wallis, 1816 in Freiburg, wo sie ein großartiges Pensionat errichteten, 1820, als Ligorianer nur geduldet, in Wien und in Galizien, 1826 in Steiermark. In Frankreich war ihnen Ludwig XVIII. nicht günstig, doch wußten sie Hofeinflüsse zu benutzen und durften als Väter des Glaubens auftreten. Darauf wurden sie halb allmächtig, befestigten sich in allen Verwaltungsstellen, auch im Heer, gründeten, nachdem ihnen die sogenannten kleinen Seminare übergeben worden waren, im gallikanischen Klerus eine wachsende Partei, und bearbeiteten die Massen mit großem Erfolge durch Missionen. Ihre Congregation (Verbindung mit Laien), die sie stifteten, reichte durch alle Stände, von den höchsten bis zu den niedrigsten, verfolgte aber, und dies war der größte Fehler der Jesuiten, nicht blos religiöse, sondern auch und zwar zumeist politisch-absolutistische Zwecke. Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Congregation wirklich, wie man in vielen (protestantischen oder liberalen) Büchern angegeben findet, einmal sechs Millionen Mitglieder gehabt habe. Ist die Zahl nicht zu hoch gegriffen, so beweist die Thatsache, daß eine solche Macht schließlich die Kirche schwächte und die politische Sache, der sie dienen wollte, zu Grunde richtete, eindringlicher als die beredtesten Worte, wie ungemein thöricht es ist, weltliche und geistliche Zwecke zu vermengen. „Es war ein wohlgemeinter, aber in seinen Folgen höchst schädlicher Irrthum, der zur Zeit Ludwig's XVIII. und Karl's X. so viele französische Priester und Missionäre verleitete, fast bei jeder Gelegenheit den Namen des Königs mit dem Namen Gottes zu verknüpfen und die Ergebenheit gegen die Bourbonen, als ob sie ein kirchliches Dogma wäre, von der Kanzel und vom Altar zu predigen. Es ist bekannt, wie schwer diese religiöse Politik und politische Religion nach der Julirevolution an der Geistlichkeit gerochen wurde." (Döllinger.) Auf der pyrenäischen Halbinsel bestanden andere Verhältnisse. Man findet dort eine noch lange nicht genug beachtete innigste Verbindung, man könnte sagen Verschmelzung der Nationalkirche mit den Sitten und dem ganzen Leben des Volks. Was man als Leidenschaft und als Fanatismus der Kirche aufgefaßt hat, ist häufig weiter nichts gewesen als Leidenschaft und Fanatismus des Volks. Darum wurde die spanische (und so die portugiesische) Kirche durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit dem Absolutismus, das sie zu gelegener Zeit in eine Theokratie verwandelt haben würde, nicht merklich erschüttert. Was ihr schadete, war dieses, daß sie in geistiger Beziehung von dem Augenblicke an, wo die Entwicklung

von Staat und Volk zu stocken anfing, in Verfall gerathen war. Ihren Einfluß auf das Volk behielt sie, aber sie verlor ihre geistige und sittliche Ueberlegenheit, und in ihren Reihen, namentlich unter der niedrigen Geistlichkeit, verbreitete sich eine traurige Unwissenheit. Der Reformator der spanischen Geistlichkeit, Don Jaime Balmes, ist erst 1840 nach der Beendigung des verheerenden Bürgerkriegs aufgetreten.

Mit demselben Eifer, mit dem die hierarchische Partei in Spanien, Portugal und Frankreich für katholische Herrscher in die Schranken trat, machte sie in Belgien und England gegen protestantische Monarchen Opposition. Das innige Bündniß der belgischen Katholiken und Liberalen entstand durch unkluge Schritte des ersten Königs der Niederlande, insbesondere, was die Kirche betraf, durch eine Verfolgung gegen Broglie, Bischof von Gent, wobei sich die Regierung so weit vergaß, diesen mit dem Adel eng befreundeten und vom Volke wegen seiner Sittenreinheit hochgeachteten Priester während einer momentanen Abwesenheit in Frankreich als flüchtigen Verbrecher zu behandeln und seinen Namen an den Schandpfahl heften zu lassen. Der Gram darüber brach dem Bischof das Herz, seine Meinungsgenossen aber, durch sein Martyrium, wie sie es nannten, begeistert, setzten den Kampf für Freiheit des Unterrichts und ungestörten Fortbestand der katholischen Vereine und Brüderschaften eifriger denn je fort. Die irischen Katholiken wurden durch ein Jahrhunderte lang fortgesetztes Unrecht und eine neue Wortbrüchigkeit erbittert. Nachdem man sie seit Cromwell als rechtlose Besiegte behandelt, hatte man ihnen bei Aufhebung ihres heimischen Parlaments politische Rechte versprochen. Dieses Versprechen wurde nicht gehalten, angeblich aus Furcht, daß das Papstthum nach England herübergreifen möge, in Wahrheit aber, weil man für die protestantische Staatskirche in Irland besorgt war, und diese Kirche mit ihren Pfründen von zusammen zehn Millionen Thalern jährlicher Einkünfte für die Versorgung der jüngeren Söhne des Adels nicht entbehren mochte. Eher hätten die Hochkirchlichen einen Bürgerkrieg ertragen, und in der That war ein solcher nahe genug, da der katholische Bund der Irländer in Daniel O'Connell ein Haupt erhielt, dessen Agitationskünste in England und der Welt ohne Gleichen waren, und durch diesen großen Mann zu einer die Regierungsgewalt weit überragenden Macht gelangte.

Die Erfolge des Katholicismus in Nordamerika haben wir bereits im zweiten Kapitel kennen gelernt. Es erscheint auf den ersten Blick auffallend,

daß das reinkatholische Südamerika nicht den günstigen Boden darbot, wie der Norden des Welttheils mit seinen starken protestantischen Elementen. Allein dies erklärt sich natürlich durch die Scheu der jungen Republiken vor der altbegründeten päpstlichen Gewalt, der es nicht zum Vortheil gereichte, daß ihre Heimath eine europäische war. Eine Mission Leo's XII., bei der sich Mastai Ferretti, der nachherige Pius IX., befand, scheiterte auf das Vollständigste. Die republikanischen Regierungen ließen es an Höflichkeit gegen die päpstliche Gesandtschaft nicht fehlen, beschleunigten aber die Wiederabreise derselben aller Orten mit einer solchen Hast, daß die Sendboten den Continent wie im Fluge durchmaßen und sich an der jenseitigen Küste zu Schiff fanden, ehe sie ihrem Auftrag gemäß zu eigentlichen Verhandlungen schreiten konnten.

Was Deutschland betrifft, so wissen wir, daß der Papst am Wiener Congreß mit Restaurationsplänen auftrat, welche nichts geringeres, als die Wiedereinsetzung der Kirche in den Stand vor 1792 beanspruchten. Nach diesen Forderungen bemessen, war das, was Rom wirklich erreichte, wenig, aber es war viel den Zeitumständen nach. In den Concordaten mit Baiern und Preußen wurden ihm die günstigsten Bedingungen zugestanden, namentlich für die Hierarchie hohe Gehalte mit Sicherheit durch Grundstücke, in Baiern auch die Wiederherstellung einiger Klöster. Zu den vier Erzbisthümern — München, Bamberg, Köln, Posen, — welche durch die Concordate mit Baiern und Preußen in's Dasein gerufen wurden, fügte ein Uebereinkommen mit den kleinern deutschen Regierungen ein fünftes, Freiburg im Breisgau. In dieses Uebereinkommen wollten die Regierungen Bestimmungen aufnehmen, welche die Macht des Papstes und der höhern Geistlichkeit beschränkt haben würden, namentlich die, daß bei der Wahl eines Bischofs außer den Domherren eine gleiche Anzahl auserwählter Landdecane mitwirke, und daß die Bestätigung von Rom aus binnen sechs Monaten zu erfolgen habe, päpstliche Einwendungen aber durch ein vom Staate ernanntes Gericht zu prüfen seien. In diese Bestimmung willigte die Curie nicht, die Dotation der Bisthümer und die Vereinigung derselben zu einer kirchlichen Provinz billigte sie. Ihr galt jene Beschränkung des Papstes nicht mit Unrecht für die Wirkung einer nationalen Tendenz, als deren wirksamster Träger Ignaz Heinrich von Wessenberg, Generalvicar von Constanz, bekannt war. Demselben Manne machte man Irrlehren zum Vorwurf, worunter man reformatori-

sche Bestrebungen verstand, die sich in der Einführung deutscher Kirchengesänge, in der Anordnung von Pastoralconferenzen, in einer freieren Fassung der Kirchenlehre, des Kirchenritus und der Kirchenverwaltung kundgaben. Obgleich Wessenberg 1817 nach Rom ging, konnte er sich doch von dem Verdacht der versteckten Feindseligkeit gegen das Papstthum nicht reinigen und wurde als Bischof von Constanz nicht bestätigt. In anderer Beziehung erregte Hermes, seit seiner Berufung an die neu errichtete Hochschule Bonn (1819) ein Lehrer von weitgreifender Wirksamkeit, die Bedenken seiner Kirche. Sein System, das er mit einer an Eigensinn und Selbstgenügsamkeit grenzenden Zuversicht vertheidigte, wollte die rechtgläubige Kirchenlehre weder vernichten, noch umdeuten, und strebte vielmehr dahin, derselben durch die Philosophie die rechte, von keiner echten Vernunft mehr zu entziehende Unterlage zu geben. Aber Hermes schwor zur Fahne der kritischen Philosophie, und gegen diese Richtung, nicht gegen katholische Philosophie überhaupt, war man eingenommen. Seine Fachgenossen Adam Möhler, der Schleiermacher der katholischen Kirche, Franz von Baader, der die katholische Lehre vom Standpunkte der Schelling'schen Philosophie aus begründen, Naturalismus und Spiritualismus versöhnen wollte, und vor allen Görres, der mit der außerordentlichsten Gewalt der Rede begabte Mystiker, wurden in jeder Weise ermuntert. Der confessionelle Friede wurde bis 1830 im Ganzen gewahrt, eine Meinungsverschiedenheit der preußischen Regierung und der römischen Curie hinsichtlich der Erziehung der Kinder in gemischten Ehen blieb freilich unausgeglichen, rief damals aber noch keine ernstere Folgen hervor.

Ein sehr werthvoller Bundesgenosse erwuchs dem Katholicismus in der romantischen Schule. Dem Ausspruch von Novalis: „Mit der Reformation war es um die Christenheit gethan; von nun an war keine mehr vorhanden, alles stand in sectirerischer Abgeschnittenheit einander gegenüber;" dem Urtheil von Zacharias Werner, „der Katholicismus sei das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft und allen übrigen christlichen Religionsformen weit vorzuziehen;" ließen sich viele verwandte Aeußerungen von Romantikern an die Seite stellen. Die romantische Schule ließ sich die Verherrlichung des katholischen Gottesdienstes und der Legendenwunder mit Eifer angelegen sein. Mehrere ihrer Angehörigen traten offen zur katholischen Kirche über, bei mehreren andern ließ sich die allgemeine Meinung nicht ausreden, daß sie Kryptokatholiken seien. Wieder andere geriethen tief in die protestantische

Mystik hinein und erhoben Jakob Böhm zu ihrem Philosophen. Stehen auch gerade die namhaftesten Romantiker mit ihren besten Werken in der Periode vor 1815, so wurde ihr Einfluß doch erst jetzt ein allgewaltiger und durchdrang Alles, das Staatsrecht nicht ausgenommen. Läßt man das Verdienst gelten, das Gervinus den Romantikern zuschreibt, indem er von ihnen sagt, sie hätten die Gelehrten unter den freien Himmel gerufen, erkennt man an, daß sie für eine bessere Kenntniß Shakespeare's, Calderon's, Dante's viel gethan, mit ihrem Zurückgehen auf das Mittelalter zu Studien angeregt, auf die altdeutsche Dichtung und Kunst, auf das Volkslied hingewiesen haben, so muß man doch urtheilen, daß der Schaden, den sie angestiftet haben, größer gewesen ist, als der Vortheil, den wir von ihnen gezogen haben. Sittliche Abscheulichkeiten, arge Geschmacklosigkeiten, förmliche Rasereien ließen sich in ihren Werken in Masse nachweisen. „Das Gewissen, der sittliche Inhalt und der Charakter war ihnen nur ein unentbehrliches Theaterrequisit. Wenn sie keine wirklichen Menschen für ihre Maschinerie brauchen konnten, so nahmen sie Gespenster, Heilige, Automaten, oder was sich gerade fand. Die innere Motivirung und die Uebereinstimmung mit dem nationalen Gefühl, mit dem protestantischen Gewissen war ihnen gleichgültig. Bei diesem Mangel an sittlicher Integrität mußten sie endlich in die Mystik des Zufalls, in die Poesie des Contrastes, in das Virtuosenthum und die Effecthascherei verfallen, und unser öffentliches Leben hat dann büßen müssen, was unsere Dichter gesündigt. Die besseren Köpfe unter den Romantikern haben sich schließlich mit Abscheu von diesen Mißgeburten abgewendet, oder sie haben vergessen, daß sie sie selbst heraufbeschworen haben" (Julian Schmidt).

Ludwig Tieck ist der einzige Dichter der romantischen Schule, die ihn eben darum mit überschwänglichen Lobsprüchen überhäufte und neben Goethe auf den Thron setzen wollte. Aber selbst er that das Seinige zu einer Geschmacksverwilderung, von der wir heute kaum mehr begreifen, wie sie so weit gehen konnte, in den Schicksalstragödien Meisterwerke des Genius zu vermuthen. Daß auch Grillparzer, eine reine Natur und ein Dichter, in seiner „Ahnfrau" der Gespensterromantik huldigte, ist ein neuer Beweis, mit welcher Gewalt die verkehrte Richtung der Schule die unklare Zeitstimmung beherrschte. Von den übrigen Schicksalstragöden, Werner, Müllner, Houwald u. s. w., läßt sich nichts Gutes sagen. Raupach verdarb seine großen Anlagen durch ein fabrikmäßiges Arbeiten, das sich durch sein Motiv, die

Bühne mit Stücken aller Gattungen zu versorgen und so die französischen Uebersetzungen zu verdrängen, nicht entschuldigen läßt. Im Roman tritt uns eine gesundere Richtung entgegen, die sich an Walter Scott anlehnte, aber freilich durch Tromlitz und van der Velde — Wilibald Alexis kam damals noch nicht über prüfende Versuche hinaus — nicht mit genügender Kraft, besser durch Hauff und Spindler, vertreten war. Die Romantik betrat natürlich auch dieses populäre Feld. Fouqué, dessen Werke, den „Zauberring" ausgenommen, durch ein süßliches Christenthum ungenießbar werden, Achim von Arnim, der eigentlich allein steht, aber mit den Romantikern die Vorliebe für die Poesie des Contrastes gemein hat, wurden weit überboten von Hoffmann, dem Dichter der „Teufelselixire." Ungleich edlere Erscheinungen sind die lyrischen Dichter Chamisso, Eichendorf, Uhland. Bei ihnen fand der Geist, den die Greuel und Verschrobenheiten, mit denen die Romantiker handthierten, anwiederten, nicht blos Reinheit der Empfindung, sondern auch Correctheit und Eleganz des Ausdrucks, Melodie, sinnige Plastik und jene tiefe Gemüthlichkeit, welche neben der Freude am Niedlichen das Charaktermerkmal der an liebenswürdigen Dichtern reichen schwäbischen Schule ist.

Die Herrschaft der Romantiker erreichte nicht ganz das Jahr **1830**. Ihre Einseitigkeit, ihre Selbstvergötterung, ihre poetische Unfruchtbarkeit raubten ihnen die Achtung, ihr Liebäugeln mit dem idealisirten Katholicismus und dem unwahr verklärten Mittelalter erhielt in der neuen, durch politische Vorgänge motivirten Vorliebe für das moderne Franzosenthum einen stärkeren Gegensatz, und ihre Niederlage war entschieden, als der classische Platen gegen sie auftrat. Nachtreter der gewöhnlichsten Gattung, welche die schöngeistigen Zeitungen zum langweiligsten Tummelplatze kleiner Productionen und kleiner Zänkereien machten, vollendeten den Ruin. Nachdem man so lange in mystischen Nebeln geschwebt, mit den unwahren, unmöglichen Figuren der Romantiker verkehrt hatte, gefielen das Alltagsleben und die platten Menschen, die ein Clauren vorführte. Wir nennen diesen Romanschreiber nicht wegen einer Bedeutenheit, welche er nicht entfernt besaß, sondern darum, weil es ein Zeichen der Zeit ist, daß es einer besondern Darlegung Hauff's bedurfte, um das Publikum aufmerksam zu machen, die Liebe, die sein Liebling Clauren darstelle, sei nichts weiter als gemeine sinnliche Lüsternheit.

Die Musik bot Ersatz für das, was die Literatur vermissen ließ, und in ihr konnte man auch dem Fremden, den natürlichen heiteren Klängen der

Franzosen und Italiener, Boieldieu's, Auber's, Rossini's etwas Deutsches entgegensetzen. Carl Maria von Weber, der den namhaftesten Trägern der Romantik persönlich nahe stand und für seine Opern romantische Stoffe — man vergegenwärtige sich die Handlung des „Freischütz" — nahm, war echt deutsch, schon darin, daß er das Volkslied für die höhere musikalische Form benutzte. Spohr, dessen „Faust" (1814) sieben Jahre älter als der Freischütz ist, wirkte durch Tonmalerei, durch feine Ausführung des Einzelnen, durch Ungewöhnliches und durch Contraste, die nicht durchgehends schön sind. Marschner trat mit der feurigen glanzvollen Musik seines „Vampyr" vielversprechend auf. Dem Liede wies Franz Schubert — geboren am 31. Januar 1797 zu Wien, gestorben ebendort am 19. November 1828 — eine ganz neue Stelle an und durchdrang, als Liedercomponist über alle andern hervorragend, seine Periode so, daß er noch jetzt zuerst genannt werden muß, wenn von Würdigung moderner Composition die Rede ist. Die dramatische Färbung mehrerer seiner Lieder ist von außerordentlicher Wirkung, aber er ist doch vorwiegend Lyriker und giebt die schönsten Situationen des Seelenlebens wahr treu, tief, innerlich. In der Ballade hat Löwe größeres geleistet.

War die unerreichbare Höhe der Ausbildung, die Beethoven der Instrumentalmusik gab, das Entzücken der Kunstkenner, so erweckte das Lied in seiner neuen Gestalt unter den weiteren Kreisen Theilnahme an der Musik. Die Pflege des Liedes wurde die Aufgabe der Gesangvereine. Es gab solche bereits vor 1813, unter andern den von Zelter im Winter 1809 in Berlin gegründeten, aber erst nach den Freiheitskriegen blühten die Liedertafeln rascher und kräftiger empor. Zu den ersten Musikern, Weber, Methfessel u. a. m., die für den vierstimmigen Männergesang schrieben, gesellten sich immer mehrere: für den ernsten kirchlichen Gesang Bernhard Klein und Friedrich Schneider, Marschner mit Trinkliedern, Konradin Kreutzer und Franz Otto mit Liebesliedern und Jägerliedern. Die Musikfeste, deren erste der Cantor Bischof zu Frankenhausen — vom Moniteur den Franzosen als l'évêque de Francohusen vorgeführt — veranstaltet hatte, wurden nun volksthümlich. Sie verbreiteten sich seit 1818 mit derselben Schnelligkeit wie die Liedertafeln über Deutschland. Bischof hatte seine Feste allein veranstaltet, auf seine Kosten und Gefahr, jetzt begann man Vereinigungen von Gesellschaften und Städten zu stiften, um für die Darstellungen Sicherheit und Dauer zu gewinnen. Die ältesten dieser Bündnisse sind die, welche einerseits

die rheinischen Städte Elberfeld, Düsseldorf, Köln und Aachen, andererseits mehrere Küstenstädte, Hamburg, Lübeck, Rostock und Wismar, eingingen. 1824 folgte dann in Mitteldeutschland der Elbmusikverein. Den Musikfesten, bei denen durch Chor, Sologesang, Orchester und Solospiel alle nicht streng dramatischen Kunstleistungen vertreten sind, schlossen sich Gesangfeste an, bei denen, wie der Name anzeigt, die Vokalmusik ausschließlich herrscht. Als Gründer derselben kann der Seminardirector Hientzsch in Potsdam gelten, von dem in Kynau bei Salzbrunn am 11. August 1830 das erste preußische Gesangfest veranstaltet wurde. Die besten Schulmänner forderten den Lehrerstand zu zahlreicher Theilnahme auf, welche auch nicht ausblieb, und nannten die Gesangfeste „wahre Palästren und olympische Spiele zur Förderung eines geistigen, künstlerischen Wetteifers, zur Belebung eines höheren Bewußtseins in dem verkümmernden, gedrückten Zustande des armen untergeordneten Lehrers und kirchlichen Musikers.“ Musiker von Fach gerathen oft in die Versuchung, Liedertafeln und Gesangfeste zu unterschätzen, ihnen als Sammelpunkten des Dilettantismus Verflachung des Geschmacks und einen herabstimmenden Einfluß auf die Componisten vorzuwerfen. Ohne diese Anklage ganz abzuweisen, wollen wir für diese Institute anführen, daß jede Liedertafel als ein Kanal, in dem musikalische Bildung durch alle Schichten der Bevölkerung sich verbreitet, die todte Scholle des Spießbürgerthums zerklüftet und mit befruchtenden Elementen in geistige Berührung setzt.

Von den Musikern der Periode reichte nicht einer an die großen Meister der eben beendeten großen classischen Zeit heran. Um so überraschender entfaltete sich die Kunst der Malerei, die man fast für erloschen gehalten hatte, und insofern wenigstens nicht ohne Grund, als die Zeugungsunfähigkeit der zu einem charakterlosen Idealismus gewordenen akademischen Richtung, die ausschließlich vorherrschte, durch eine lange Erfahrung nachgewiesen worden war. Ein Kreis deutscher Maler in Rom — Cornelius, Schadow, Overbeck, Veit waren die bedeutendsten — brach die Bahn zu einer höhern Kunst. Die vier führten in Rom die ersten Fresken aus, welche die Kunstgeschichte aus moderner Zeit anzuführen vermag, und brachten geniale Entwürfe und die seltenste technische Ausbildung nach Deutschland mit. 1820 wurde Cornelius nach Düsseldorf berufen, um die tief gesunkene Akademie von Grund aus zu reformiren. Als er den Rhein 1824 verließ, geschah es auf die Einladung des Kronprinzen Ludwig von Baiern, der im nächsten Jahre den Thron be-

stieg und von diesem Augenblicke an der Kunst eine glänzende Epoche bereitete. Mit Cornelius gingen seine besten Schüler, Kaulbach, Ernst Förster, Stürmer, Herrmann, nach München. Düsseldorf wurde seit 1826 von Schadow übernommen, und mit ihm gingen mehrere talentvolle Maler an den Rhein, oder schlossen sich ihm dort an, Sohn, Lessing, Hildebrand, Hübner, Bendemann. In dem Wetteifer der beiden Schulen trug die Münchener die Palme des Siegs davon. Ihr war es gestattet, für einen kunstliebenden König großartige Werke auszuführen, ganze Wandflächen von Klöstern, Kirchen und Kunsttempeln mit Fresken zu bedecken. Die Düsseldorfer Schule dagegen war auf die Ankäufe von Privaten und Kunstvereinen — deren es seit 1823 gab — schlimmsten Falls von speculirenden Kunsthändlern angewiesen und erhielt so eine starke Aufforderung, sich dem herrschenden Geschmack anzubequemen. Dieser hatte aber denselben sentimental romantischen Ton, der in den Anfängen der Düsseldorfer Schule so unerquicklich hervortritt. Wie die Oelmalerei feierte auch die Glasmalerei ihre Wiedererstehung. Nachdem Sigismund Frank glückliche Versuche gemacht hatte, errichtete König Ludwig von Baiern in seiner Hauptstadt eine Glasmalereianstalt und gab den Auftrag zu gemalten Fenstern für den Regensburger Dom. Im März 1828 waren diese Fenster vollendet, doch erst in spätern Werken erreichten und übertrafen Heinrich Heß und seine Genossen die Tiefe und Harmonie der alten Farbentöne. Ausgezeichnete Bildhauer, deren Namen neben Thorwaldsen und Canova genannt werden durften, besaß Deutschland in Rauch, Friedrich Tieck, einem Bruder des Dichters, den beiden Wichmann's, Eberhard, Schwantbaler. Die von Stiglmaier geleitete Münchener Erzgießerei, auch eine Schöpfung des Königs Ludwig, wurde für den Bronzeguß Epoche machend.

Unsere culturgeschichtliche Uebersicht hat uns bereits den Beweis geliefert, daß die deutsche Restaurationsepoche von 1815 — 1830 keineswegs so unfruchtbar und abgestorben war, als sie von einseitigen Parteimännern gewöhnlich wegen der Mangelhaftigkeit der politischen Resultate dargestellt wird. Eine noch größere Achtung vor jener Zeit, als ihre Kunststrebungen uns einflößen, werden wir bekommen, wenn wir der wissenschaftlichen Thätigkeit einen Blick gönnen. Der Fortschritt, den die Geschichtschreibung machte, war vorzüglich das Werk von Niebuhr und Savigny, zwei Männern, die in die Politik der Zeit verflochten waren und sich im Leben persönlich sehr nahe standen. Niebuhr, gleich Savigny ein Gelehrter vom staunenswerthesten viel-

seitigsten Wissen, ist darin groß, wie er die allgemeinen Naturgesetze des geschichtlichen Völkerlebens nachweist und politische Grundsätze in den Thatsachen entwickelt. Durch ihn und seinen Schüler Ottfried Müller wurde es zu einer Lieblingsbeschäftigung der Geschichtsforscher gemacht, den Uranfängen der Nationen nachzugehen, die Verschlingungen der Geschichte und der Mythe aufzulösen. Savigny gab in lebendigen Zügen eine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, aus der die Geschichtsforschung und die Jurisprudenz gleichen Gewinn gezogen haben. Dennoch ist ihm bei weitem nicht die Anerkennung zu Theil geworden, die man Niebuhr gern gewährte, und zwar deßhalb nicht, weil er das theoretische Gesetzmachen, die moderne Codification, als eine Umkehr des natürlichen Processes nachwies, der das geschriebene Recht aus den Sitten und Rechtsgewohnheiten der Völker herauswachsen läßt. Mit Niebuhr und Savigny arbeitete noch eine ganze Reihe tüchtiger Männer auf dem geschichtlichen Felde, darunter zwei Historiker von erstem Range, Schlosser und Ranke. Eine ungeahnte Bereicherung wurde der Geschichtsforschung durch die vergleichende Sprachforschung. Wilhelm von Humboldt's Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens mittelst der baskischen Sprache (1821) waren der erste Anfang von Entdeckungen, welche uns nach so kurzer Zeit bereits die Hoffnung gewähren, daß wir mit Hülfe der Sprachen manche der dunkelsten Seiten der menschlichen Geschichte werden entziffern können. Das Bedeutendste für die vergleichende Sprachforschung leistete die deutsche Philologie, eine ebenfalls sehr junge Wissenschaft. Durch Wiederherstellung der älteren Sprachdenkmäler in ihrer ursprünglichen Reinheit, durch Forschungen über die deutsche Sprache, wie sie aus verschiedenen Formen nach und nach entstanden ist, über die deutsche Heldensage, das deutsche Märchen, die deutsche Mythologie, die deutschen Rechtsdenkmäler, machten sich die beiden Brüder Grimm zu den Häuptern aller deutschen Sprachforscher, so nahe ihnen mancher der letzteren, vor allen Lachmann, auch gekommen ist.

Am 3. November 1827 begann Alexander von Humboldt in Berlin Vorträge über den Kosmos zu halten. Anfänglich las er in einem Saale des Universitätsgebäudes, aber der Zudrang wurde nach den ersten Vorlesungen ein so ungewöhnlicher, daß der große Naturforscher in die geräumige Halle der Singakademie übersiedeln mußte. Die königliche Familie, die namhaftesten Gelehrten, die höchsten Staatsbeamten, viele Gebildete aus allen Ständen bildeten die Zuhörerschaft, und nicht selten fanden sich Naturfreunde aus der

Provinz ein, die wenigstens einigen Vorlesungen beiwohnen wollten. Dieser glänzende Erfolg, der einen einfachen Gelehrten zu „einer Puissance" machte (Worte Wilhelms von Humboldt), ist uns ein Zeichen, daß die Naturwissenschaft sich anschickte, die Philosophie in der öffentlichen Gunst zu ersetzen. Noch kurz vorher hatte die Naturphilosophie sich vermessen, die Welt der Erscheinungen durch freie Geistesthätigkeit hervorzubringen, aber inzwischen war die Naturwissenschaft ruhig des Wegs gegangen, der sie durch Beobachtung, Experiment und Vernunftschluß weiter führt. Unbeirrt durch die abenteuernden Sprünge des absoluten Naturwissens, nahm der deutsche Geist an der großartigen Erweiterung des empirischen Naturwissens den regsten, ehrenvollsten Antheil. Was die einzelnen Fächer speciell gewonnen haben, wie die Medicin, obgleich durch Aberglauben und Mystik vielfach in Verwirrung gebracht, wichtige Ergebnisse, namentlich für die Chirurgie, Geburtshülfe und Augenkunde gewonnen und sich durch Verbesserungen der Spitäler und Gefängnisse den Dank der Menschenfreunde erworben hat, wie die Physik namentlich nach Oersted's Entdeckung des Elektromagnetismus schwierige Räthsel der Natur gelöst hat, wie die Chemie neue Zweige gebildet, in der animalischen und vegetabilischen Physiologie, in der Agricultur, in allen Gewerben erhöhte Bedeutung gewonnen hat, wie die Geologie, die einseitigen Theorien der Neptunisten und Vulcanisten als Stufen zu höherer Kenntniß benutzend, die Geschichte und Natur der Erde kennen gelehrt hat, wie die Pflanzenkunde und die Erkenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes mit Hülfe des Mikroskops glänzende Fortschritte gemacht hat, — dieses alles und vieles andere gehört in die besondere Geschichte der einzelnen Doctrinen. Für uns genügt es, eines der charakteristischen Merkmale der Naturwissenschaft unserer Zeit kennen zu lernen, welches darin besteht, auf Annäherung der verschiedenen Naturwissenschaften hinzuarbeiten, sie in Zusammenhang zu bringen, die Hülfsmittel der einen für die Forschungen der andern nutzbar zu machen. Man beförderte jetzt das Ineinandergreifen der verschiedenen Fächer, ohne wie früher an ein Unterordnen zu denken, und suchte von jeder Wissenschaft Anwendungen zu machen, sei es auf eine andere Wissenschaft, sei es für die Technik und das praktische Leben.

Eine trotz allem Lärmen doch isolirt bleibende Verirrung der Naturwissenschaft, den thierischen Magnetismus als Schlüssel zu den Geheimnissen des Seelenlebens, der Ewigkeit, der Geisterwelt handhaben zu wollen, machte die

Gunst der öffentlichen Meinung nicht schwankend. Viel zur Popularisirung der Naturkunde thaten dann die Naturforscherversammlungen mit ihren Wanderungen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Die erste Anregung zu diesen Vereinen gab Oken durch eine Aufforderung in der Isis im Jahre 1822. Die Idee fand Beifall, allein Viele fürchteten, daß die Regierungen solche Versammlungen nicht gern sehen würden, und so wurden die beiden ersten Zusammenkünfte in Leipzig und Halle nur sehr schwach besucht. Mehrere der Erschienenen baten sich aus, daß ihre Namen nicht in die Liste gesetzt würden, Blumenbach, der zufällig in eine der Leipziger Sitzungen gerieth, betheuerte hintennach öffentlich, daß er keineswegs zu der Naturforscherversammlung gereist sei. Bei der dritten Versammlung in Würzburg stieg die Zahl der Theilnehmer auf 30, bei der vierten in Frankfurt am Main auf 63, die fünfte und sechste in Dresden und München zerstreuten die letzten Bedenklichkeiten, da die Regierungen von Sachsen und Baiern das freundlichste Zuvorkommen an den Tag legten. Die Versammlung zu Berlin (1828) gab der Sache eine neue Gestalt, theils durch die Anzahl der Theilnehmer, deren man 466 zählte, außer Deutschen auch Schweden, Polen, Russen und Engländer, theils durch die auf Alexander von Humboldt's Rath getroffene Einrichtung von besonderen Sectionssitzungen, denen die einzelnen Zweige zu näherer Verhandlung überwiesen wurden, während den gemeinschaftlichen Sitzungen die allgemeinen Gegenstände vorbehalten blieben. Bei diesen Versammlungen haben wir ihres Förderers Leopold von Buch's zu gedenken, den eine innige Freundschaft und gemeinschaftliche Reisen und Studien mit Alexander von Humboldt verbanden. Buch ist nicht nur der classische Ergründer der Vulkane, er ist es auch, welcher der Wissenschaft von der Erdbildung durch das Zusammenfassen aller darauf bezüglichen Momente, der geognostischen und physikalischen Verhältnisse der Erdoberfläche, der Temperatur, des Bodens, der Pflanzenwelt einen universellen und organischen Charakter verliehen und derselben später noch durch ein tiefgreifendes und geistvolles Studium der geognostischen Versteinerungen eine überaus fruchtbare Bereicherung gegeben hat. Durch ihn bekam die Paläontologie eine Richtung, welche es möglich macht, aus den Ueberresten eines untergegangenen Thierlebens die wichtigsten Schlüsse auf den Bildungsproceß der Erdoberfläche zu ziehen.

Die Jahre 1815 — 1830 sahen die Veröffentlichung des größten Theils der naturwissenschaftlichen Resultate, die Alexander von Humboldt auf einer

fünfjährigen Reise in den amerikanischen Tropengegenden gewonnen hatte. Dem Rang, den sich unser Volksgenosse durch seine Reisewerke über Amerika und seine andern Arbeiten gewann, ist der keines andern Naturforschers der Zeit zu vergleichen. Alexander von Humboldt hat aber auch den Kreis unseres Wissens erweitert, wie keiner unter den Lebenden. Außer einer Menge einzelner Entdeckungen, unter denen mehrere sind, welche allein hinreichen würden, den Ruhm eines Mannes zu begründen, haben wir von ihm zwei neue Wissenschaften erhalten: die Pflanzengeographie und die vergleichende Klimatologie. Er ist der erste Geograph, der die senkrechten Projectionen ganzer Länder gegeben, den Körper eines Continents mit dem Knochengestell der Gebirge, dem Adersystem der Flüsse, den Fleischtheilen der Ebenen gleichsam anatomisch aufgefaßt hat. Gehen wir seinen Spuren nach, so werden wir auf die verborgenen Wege geführt, die von einem wissenschaftlichen Gebiet in das andere hinüberleiten. Bei ihm ist das universelle Wissen ein Aaronsstab, der aus dem dürrsten Felsen belebendes Wasser hervorsprudeln läßt.

Fünftes Kapitel.

Die romanischen Länder. Revolution und Reaction in Italien, Spanien, Portugal. Frankreich bis zum Ministerium Polignac. Das französische Geistesleben während der Restauration.

Bei den romanischen Völkern der Halbinsel des Apennins und der Pyrenäen war die Restauration, wie wir bereits in der Uebersicht des ersten Kapitels angedeutet haben, zugleich eine Reaction. Frankreich in dieselbe finstere und rachsüchtige Politik hineinzuziehen, schien die erste Kammer, welche nach 1815 in Paris zusammentrat, zu ihrer ausdrücklichen Aufgabe gemacht zu haben. Wäre es nach dieser „unauffindbaren Kammer" gegangen, so hätte die Regierung die ersten unvermeidlichen Maßregeln der Strenge, die ihr von der erschütterten, mit Auflösung drohenden Lage der Dinge abgenöthigt wurden, zu einem System erhoben. Aber Ludwig XVIII., obgleich durch den Abfall der Franzosen von ihm tief beleidigt, war zu klug, um eine der unermeßlichen Mehrheit der Franzosen verhaßte Richtung einzuschlagen, und nebenbei viel zu eifersüchtig auf seine Macht, um sich der Ultrapartei, die sich ganz in seiner Nähe, im Pavillon Marsan, eine Art von geheimer Nebenregierung eingerichtet hatte, in die Hände zu geben. Er verordnete wohl, daß diejenigen, welche bei dem allgemeinen Verrath an den Bourbons die thätigsten gewesen waren, vor Gericht gestellt oder ins Ausland gewiesen würden, er gestattete wohl, daß Bestimmungen über Beschränkungen der persönlichen Freiheit und die Unterdrückung aller aufrührerischen Reden und Schriften erlassen und von Prevotalgerichten, deren unwiderrufliche Urtheile binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden sollten, gehandhabt wurden, aber weiter ging er nicht. Auch seine Mäßigung hatte schon genug den Charakter der Strenge. Ney, der strafbarste von allen Staatsverbrechern,

da er nach Napoleons Landung bei Cannes förmlich um einen Heerbefehl gebeten und dann die ihm anvertrauten Truppen zu Napoleon hinübergeführt hatte, die Brüder Faucher, Mouton-Duvernet, Labedoyere wurden hingerichtet, Lavalette ebenfalls verurtheilt, aber durch die muthige Aufopferung seiner Gattin gerettet, Carnot, Thibaudeau, Realo Merlin von Douai, die Generale Exelmans, Lobau und Lamarque, alle Napoleoniden, alle Königsmörder verbannt, durch die Prevotalgerichte viele angesehene Männer, über deren Schuld ordentliche Gerichtshöfe wahrscheinlich anders geurtheilt hätten, mit harten Strafen belegt. Das Drängen der Ultras zu einem ausgebildeten Verfolgungssystem fand um so weniger Gehör, als sich immer deutlicher zeigte, daß die unauffindbare Kammer, nicht zufrieden damit, alle aus dem Geiste der Revolution hervorgegangenen Reformen und Gesetze umzustoßen, auch dem Königthume durch aristokratische und hierarchische Satzungen Schranken aufstellen wolle, die es unter der alten Monarchie nicht gegeben hatte. Als sie Beschränkung des Wahlrechts, Wiederherstellung des Erstgeburtsrechts und mehreres Aehnliche forderte, löste Ludwig XVIII. sie auf. (5. September 1816.)

Der neuen Kammer, in der die Ultras nicht mehr die Mehrheit besaßen, legten die Minister (Richelieu, Decazes) ein Wahlgesetz vor, das unmittelbare Wahlen ohne Zwischencollegien einführte, jedem dreißigjährigen Franzosen, der 300 Franken directer Steuern zahle, Wahlrechte gab und so dem bemittelten Bürgerstande einen bedeutenden Einfluß sicherte. Des Widerstandes der Ultras ungeachtet wurde das Wahlgesetz am 5. Februar 1817 von den Kammern angenommen und zeigte bald seine Wirkungen. Die Ergänzungswahlen — nach der Charte hatte jedes Jahr ein Fünftheil Abgeordneter auszuscheiden — fielen immer weniger auf Ultras, immer mehr auf gemäßigte Männer, zuweilen auch auf entschiedene Liberale, die man in jenen Zeiten gegewöhnlich für verkappte Revolutionaire hielt. In den Ultras erzeugte dieses Verdrängtwerden verrückte Pläne. Ein schon 1815 gefaßter Gedanke wurde wieder hervorgeholt, nämlich die Bildung eines Königreichs Aquitanien, das unter dem Herzog von Angoulême den Theil Frankreichs begreifen sollte, der von dem Ocean, von Poitou, Auvergne, Lyonnais, den Alpen, dem Mittelmeer und den Pyrenäen eingeschlossen wird. Doch diese Zerreißung Frankreichs würde auf zu viele Schwierigkeiten gestoßen sein, und so wandte man sich an die in Aachen versammelten Monarchen mit der Bitte, die Besetzung

Frankreichs noch fortdauern zu lassen, weil der revolutionaire Geist durch den von Jacobinern umstrickten König selbst Vorschub erhalte. Statt diese Bitte zu erfüllen, beschloß der Congreß im Gegentheil die Räumung und überschickte die Denkschrift der Ultras an den König. Die Niederlage der letzteren wurde noch vollständiger, als Richelieu, der sich seit dem Aachener Congreß ihnen etwas genähert hatte, aus dem Ministerium ausschied und Decazes eine neue Verwaltung bildete, die von den Ultras mit gutem Grunde als ihnen entschieden feindlich betrachtet wurde.

Die Ergänzungswahlen des Jahres 1819 führten vier Mitglieder der Rechten, funfzehn des Centrums, fünfunddreißig der Linken in die Kammer. Unter den Gewählten befand sich der Abbé Gregoire, der in den Stürmen der Revoultion mit persönlicher Gefahr viele Bibliotheken und Denkmäler gerettet, aber auch, wenn auch nicht für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt, doch das Todesurtheil in einem Schreiben an den Convent gebilligt hatte. Die Ultras hatten die Wahl dieses Mannes mit allen Kräften unterstützt, um dem König recht eindringlich zu zeigen, wohin sein freisinniges System führen werde. Allein die Kammer der Abgeordneten nahm Gregoire nicht auf, und die Ultras waren abermals mit ihren Anschlägen gescheitert. Da lieferte ihnen ein schändliches Verbrechen Stoff zu Anklagen gegen den modernen Geist, wie sie ihn nicht besser wünschen konnten.

Die ganze Zukunftshoffnung der Bourbons beruhte auf dem Herzog von Berry. Er war der einzige Prinz der Familie, der Nachkommenschaft haben konnte, der einzige, welcher im Stande war, zu Pferde an der Spitze der Truppen zu erscheinen, der einzige, der eine über eine bestimmte Partei hinausreichende Volksbeliebtheit besaß. Am 13. Februar 1820 verließ der Herzog das Theater, und wollte eben in den Wagen steigen, als ein Unbekannter durch die Wachen drang und ihm ein zweischneidiges Messer in die Brust stieß. Die Wunde war tödtlich, noch in derselben Nacht hauchte der Verwundete in den Armen seiner trostlosen Gemahlin seinen Geist aus. Der Mörder wurde fast auf der That ergriffen. Es war ein Sattlergesell Louvel, kein Jacobiner, sondern ein Bonapartist, ein leidenschaftlicher Franzose, den der Contrast zwischen dem siegreichen Frankreich Napoleons und dem besiegten Frankreich der Bourbons halb wahnsinnig gemacht hatte. In dem ersten Verhör legte er die Motive seines Mordes offen dar. Die Bourbons, mit denen die Fremden in das Land gekommen, seien die ärgsten, gefährlichsten Feinde

Frankreichs, und sie zu ermorden, sei kein Verbrechen, sondern „eine schöne und tugendhafte That". Er gestand auch, daß er im Theater, auf der Jagd, in den Kirchen oft den Bourbons sich genähert, aber nie früher zu der Ausführung seiner Mordpläne habe gelangen können. Daß er allein gestanden habe, versicherte er bis zum letzten Augenblicke, und das Ergebniß der gegen ihn geführten Untersuchung strafte ihn nicht Lügen. Nachdem funfzig Commissionen drei Monate lang in Paris und den Provinzen thätig gewesen, und über zwölfhundert Zeugen verhört worden waren, erklärte der Generalprocurator Bellart in der Anklageacte, Louvel habe keine Mitschuldige. Am 7. Juni 1820 wurde er hingerichtet, am 29. September desselben Jahres gebar die Wittwe des Ermordeten einen Sohn, so daß der Zweck des Verbrechens, die Bourbons aussterben zu lassen, doch nicht erreicht war.

Das Entsetzen Ludwig's XVIII. über die Ermordung des Herzogs von Berry war so groß, daß es ihn zum ersten Male fanatischen Einflüsterungen zugänglich machte. Die Ultras scheuten sich nicht, ein Ereigniß, das die königliche Familie und die Nation in tiefe Trauer versetzte, für ihre Parteizwecke auszubeuten. Auf der Rednerbühne der Abgeordneten, wo kein Wort gesprochen werden konnte, ohne sich durch Frankreich fortzupflanzen, schleuderten sie leidenschaftliche Anklagen gegen den Liberalismus und die Minister. „Ein liberaler Grundsatz hat den Herzog von Berry erdolcht!" wurde das Schlagwort der Partei, und ein Ultra erhob sich in der Kammer mit den Worten: „Ich schlage der Versammlung eine Anklage vor gegen Herrn Decazes, Minister des Innern als Mitschuldigen an dem Morde des Herzogs von Berry." Von allen Seiten mit Vorstellungen bestürmt, ließ Ludwig XVIII. seinen Günstling fallen. Decazes erhielt seine Entlassung, „er glitt im Blute des Herzogs von Berry aus", sagte die Ultrapartei. Richelieu, jetzt den verblendeten Royalisten ziemlich nahe stehend, übernahm das Ministerium, indem er gleich drei Gesetze vorlegte. Das erste führte für alle Zeitschriften die Censur wieder ein, das zweite ermächtigte die Minister, jeden des Hochverraths Verdächtigen ein Jahr lang in Haft zu halten, ohne ihn den Gerichten zu übergeben, das dritte änderte das Wahlsystem in einer solchen Weise, daß Wahlcollegien der Departements und Wahlcollegien der Bezirke gebildet wurden, in den ersten die Höchstbesteuerten allein 172 Abgeordnete, in den zweiten die Höchstbesteuerten zusammen mit den übrigen, 300 Franken entrichtenden Wählern 258 Abgeordnete wählten. Die Kammern nahmen alle drei Gesetze an.

Auch sie standen unter dem moralischen Eindruck von Louvel's Verbrechen und fürchteten auch wohl verdächtigt zu werden, wenn sie ihren freisinnigen Grundsätzen treu blieben.

Hörte man die Stimmen der französischen Liberalen, so war Frankreich durch die Gesetze Richelieu's ganz auf dieselbe Linie mit den übrigen romanischen Ländern herabgedrückt worden. In Wahrheit war aber Frankreich noch himmelweit von dem System entfernt, das auf den beiden Halbinseln seit 1815 ohne Unterbrechung geherrscht hatte. Wir haben dieses System in der einleitenden Uebersicht bereits mit kurzen Worten geschildert. Die ängstlichste, selbst mit Grausamkeiten gepaarte Ueberwachung des öffentlichen Geistes, das innigste Bündniß der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der sogenannten modernen Ideen, die geflissentliche Vernachlässigung der Quellen der öffentlichen Wohlfahrt, und in Folge von dem Allen, Noth des Staats, Verarmung des Volks und eine dumpfe Unzufriedenheit — sind Erscheinungen, die wir in Spanien wie in Italien überall wiederfinden, hier jedoch mit Ausnahme der österreichischen Gebietstheile, wo eine musterhafte Verwaltung eingeführt worden war. Neapel, Sardinien, Spanien, Portugal unterhielten ferner starke Heere, ließen die Offiziere und Soldaten aber Noth leiden, da im Schatze gewöhnlich eine vollständige Leere war. Daß die Soldaten auf den Straßen bettelten, kam auf der pyrenäischen Halbinsel wie in Neapel täglich vor, und wenn Sardinien sein Heer besser hielt, so war dagegen der zureichende Unterhalt von 70,000 Soldaten für ein Land von vier Millionen Einwohnern eine um so größere Last. Der in Italien Reisende bemerkte sogleich an den erbärmlichen Straßen, den vielen Bettlern, den Nachrichten über Räuberbanden und Verbrecher, wo er die österreichische Grenze überschritt. In Spanien und Portugal wurde das Reisen zu Zeiten durch Banden ganz unmöglich gemacht, dicht vor den Thoren Roms hausten Räuber und schleppten reiche Leute am hellen Tage von den Landhäusern in die Gebirge.

In Italien wie jenseits der Pyrenäen hatten die napoleonischen Kriege eine Menge neuer Ideen in Umlauf gesetzt. Fast überall hatten Verfassungen bestanden, die dann von den restaurirten Monarchen beseitigt worden waren, ohne daß etwas Besseres an ihre Stelle gesetzt, oder auch nur ein erträglicher Rechtszustand hergestellt worden wäre. Unter den beseitigten Verfassungen war die spanische von 1812 diejenige, welche des weitesten Rufes genoß, ein=

mal, weil sie die Aegide gewesen war, unter der die Spanier ihren heldenmüthigen Kampf gegen Napoleon gefochten hatten, dann aber auch, weil sie als ein streng theoretischer Bau den Ansichten und Wünschen des philosophischen Liberalismus merkwürdig gut entsprach. Daß diese Verfassung, die seit 1812 in Aller Munde war, in dem mit Spanien lange verbunden gewesenen Süden von Italien hoch gehalten wurde, ist eine natürliche Erscheinung, zu deren Erklärung wir nicht zu der Annahme von dem Bestehen einer europäischen Verschwörung zu greifen brauchen. Spanien, Portugal, die italienischen Staaten hatten ihre Verschwörungen, aber einen Zusammenhang derselben gab es nicht. In Portugal und Spanien waren die vorkommenden Aufstände — Freire d'Andrade in Portugal 1817, in Spanien Porlier 1815, Lacy 1817, Vidal 1819 — mehr Ausbrüche der Verzweiflung, als tief angelegte Pläne und wurden deßhalb, obgleich in den vernachlässigten, hungernden Heerkörpern Zündstoffe genug lagen, ohne große Kämpfe unterdrückt. In Italien bestand dagegen eine große Verschwörung, die unter dem Namen der Carbonaria bekannt ist. Mag nun die Carbonaria die Erneuerung, vielleicht Fortsetzung einer uralten Verbindung sein, oder mag sie erst in den Kämpfen mit der französischen Republik und dem Kaiserreich ihren Anfang genommen haben, so ist wenigstens das gewiß, daß sie nicht früher als in der Restaurationszeit wichtig wurde. 1815 auf einige Thäler der Hochgebirge in den südlichen Apenninen beschränkt, pflanzte sie sich in den nächsten Jahren, durch keine Zoll- und Polizeilinie aufgehalten, mit reißender Schnelligkeit von Meer zu Meer und bis zu den Alpenpässen fort. Sie soll 1819 im Ganzen 642,000 Mitglieder umfaßt haben, Männer aus allen Ständen, auch viele Geistliche, Patrioten, die sich mit der Unabhängigkeit Italiens unter jeder Regierungsform begnügt haben würden, Constitutionelle, Republikaner. Die Polizei machte wohl einzelne Entdeckungen, allein die Verzweigung des riesenhaften Geheimbundes entdeckte sie nicht. Die Carbonari hatten auch solche Einrichtungen getroffen, daß sie ziemlich geschützt waren. Die geringeren Verschworenen versammelten sich in kleinen Abtheilungen, vendite oder Verkaufsstätten genannt, die gegenseitig von einander nichts wußten, und nur der hohe Rath der unbekannten Obern, die alta vendita, hatte einen Ueberblick über das Ganze. Nicht einmal ein verfrühter Aufstand, der zu Macerata im Kirchenstaat ausbrach, leitete auf weitere Spuren.

Seit Jahren hatte die spanische Regierung in Cadix und der Umgegend



Riego

Truppen zusammengezogen, welche nach Südamerika übergeschifft und gegen den dortigen Aufstand benutzt werden sollten. Es fehlte immer an Schiffen, welche den Transport besorgen konnten, und in der langen Zeit, welche darüber verging, wurden die lagernden Regimenter, die man aus den unzufriedensten Elementen des Heeres gebildet hatte, auf's Aeußerste vernachlässigt. Als endlich fünf Linienschiffe und drei Fregatten, die von der russischen Regierung durch Kauf erworben worden waren, in Cadix anlangten, zeigte sich bei ihnen ein solcher Verfall, daß die Soldaten den Argwohn faßten, man wolle sie nur einschiffen, um sie in die Tiefe des Meeres zu versenken. Am Ende des Jahres 1819 kam der Befehl zur Einschiffung von Madrid. Schon früher hatten die Offiziere eine geheime Verbindung gebildet, die, obgleich durch einen der Theilnehmer, den Grafen O'Donnel d'Abisbal der Regierung verrathen, unter zuverlässigeren Häuptern, Lopez Banos, Quiroga, Riego, fortgesetzt worden war. Jener Einschiffungsbefehl gab das Zeichen zum Losbruch. Am 1. Januar 1820 rief Riego an der Spitze von vier Bataillonen die Verfassung von 1812 aus. Nächsten Tags schlossen sich mit Quiroga zwei weitere Bataillone an, und bis zum 12. nahmen die Aufrührer, jetzt 7000 Mann stark, die ganze Insel Leon in Besitz. Aber Cadix einzunehmen gelang ihnen nicht, und da auch ein Zug, den Riego nach Andalusien unternahm, den unglücklichsten Ausgang hatte, so war die Sache des Aufstandes fast hoffnungslos. In diesem Augenblicke erhoben sich andere Provinzen, zuerst Galizien, dann Asturien und nun in rascher Folge Navarra, wo Mina seine alten Kampfgenossen aus dem Unabhängigkeitskriege unter die Waffen rief, Arragonien, Catalonien, Murcia, Granada, Valencia. Als das Volk die befreieten politischen Gefangenen, deren es Tausende gab, aus den Gefängnissen hervorwanken sah, Manchen mit Gliedern, welche die Tortur gebrochen hatte, machte es mit den Liberalen, deren Grundsätze es nicht verstand, gemeinschaftliche Sache. Bei dem Anblick dieser Einmüthigkeit flohen die Regierungsbeamten oder ließen sich ohne Widerstand verhaften. Der Aufstand kam der Hauptstadt näher, auch dort wurde die Stimmung eine unruhige, und zuletzt erklärte Ballesteros dem König, für die Haltung der Truppen lasse sich nicht einstehen. Ein Paar Tage lang glaubte Ferdinand VII. durch unbestimmte Versprechungen die Gährung beschwichtigen zu können. Dann sprach er in öffentlichen Aufrufen von der Berufung der „alten Cortes", worunter er die früheren Stände der spanischen Monarchie verstand, und al-

auch dies nichts half, erkannte er am 7. März 1820 die Verfassung von 1812 an. Ein neues, aus Freisinnigen (Arguelles, Blake, Ciscar, Castannos, Agar, Cevallos) gebildetes Ministerium, hob die Inquisition, die Censur auf und berief die Cortes auf den 9. Juli 1820. Als dieser feierliche Tag kam, erschien Ferdinand VII. vor den Abgeordneten seines Reichs, leistete den Eid auf die Verfassung, die er frei und aus eigenem Antriebe hergestellt habe, und erklärte, in dieser Verfassung sein und seines Volkes Interesse vereinigt zu sehen.

Dem einen Brand folgten zwei andere. Nachdem die Verwaltung Lord Beresford's in Portugal bis zu dem Grade erbittert hatte, daß man dem fremden Leiter des Landes und der eigenen Königsfamilie den Plan beimaß, Portugal halb zu Gunsten Englands, halb zu Gunsten der Colonie Brasilien aussaugen zu wollen, mußte die spanische Revolution die bedenklichste Gährung hervorrufen. Lord Beresford glaubte wohl an keinen nahen Ausbruch, denn er entfernte sich mitten unter den drohendsten Symptomen nach Brasilien, um von Johann VI. neue Verhaltsbefehle einzuholen. Die Abwesenheit des noch mehr gefürchteten als gehaßten Mannes wurde rasch benutzt. Oporto erhob sich zuerst (24. August 1820), die Truppen, welche gegen die dortigen Aufrührer ausgeschickt wurden, gingen größtentheils zu denselben über, und nach einigem Zögern machte auch die Hauptstadt ihren unblutigen Aufstand (15. September). Nachdem Alles vorüber war, kehrte Lord Beresford mit sehr ausgedehnten Vollmachten zurück, wurde aber abgewiesen, ohne daß man ihm das Land zu betreten erlaubte. Johann VI. wurde darauf von den Vorgängen in Kenntniß gesetzt und gab seine Einwilligung, daß zu Anfang des Jahres 1821 die Cortes zusammenträten, um für Portugal eine Verfassung zu entwerfen.

Wir haben die Erzählung des portugiesischen Aufstandes wegen der geographischen Lage des Landes vorausgeschickt, obgleich die neapolitanische Revolution der Zeit nach die frühere war. Wie in Portugal und Spanien, so war es auch in Neapel das Heer, welches die Bande der Ordnung durchbrach. Im Lager von Sessa waren mehrere Regimenter vereinigt, die theils über schlechte Verpflegung, theils über die Uebergabe des höchsten Befehls an einen Ausländer, den General Nugent, klagen zu dürfen glaubten. Man kannte bereits den Aufstand von der Insel Leon, und die sehr zahlreichen Carbonari schürten auf das eifrigste. 130 Soldaten vom Reiterregiment Bourbon wur-

den vom Lieutenant Morelli bestimmt, in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1820 in Nola die spanische Verfassung auszurufen. In Avellino, wohin die Empörer ihren Weg nahmen, vereinigte sich mit ihnen die Besatzung unter dem Obristlieutenant Lorenzo de Conciliis; nun strömten Massen von Landvolk zu, mit Haufen von Carbonari vermischt, und mehrere Regimenter, die von Neapel gegen die Aufständischen geschickt wurden, thaten entweder nichts, oder gingen über. Durch den Uebertritt des Generals Wilhelm Pepe mit zwei Regimentern zu dem Aufstande verlor König Ferdinand IV. die letzte Hoffnung. Am 7. Juli proclamirte sein Sohn, Herzog Franz von Calabrien, der zum Regenten ernannt worden war, die Verfassung von 1812, am nächsten Tage beschwor der König dieselbe selbst, am 9. Juli hielt Pepe an der Spitze von 20,000 Mann seinen Einzug in die Hauptstadt, die sich vor Jubel kaum zu fassen wußte. Am 1. October wurde dann das neapolitanische Parlament in Anwesenheit des Königs und der Prinzen seines Hauses feierlich eröffnet.

Diese neapolitanische Revolution war die hoffnungsloseste von allen. Auf die Begeisterung eines Volks, das in nichts als in seinem beispiellosen Wankelmuth sich treu bleibt, war wenig zu geben, und im ersten Augenblicke kam es zu einem Bürgerkriege. Sicilien machte seine eigene Revolution, die sich nicht blos gegen die neapolitanische Regierung, sondern gegen die Neapolitaner im Allgemeinen richtete. Am 15. Juli 1820 rotteten sich sicilianische Soldaten und viele Leute der niedrigsten Classen in Palermo zusammen, erbrachen mit dem Rufe: „Es lebe die Verfassung, es lebe die Unabhängigkeit!“ die gemeinen Gefängnisse und die Bagno's und bewältigten mit Hülfe der befreieten Verbrecher und Galeerensklaven die neapolitanischen Truppen. Als der Kampf aufgehört hatte, dauerte das Morden noch fort, bis 4000 Leichen auf den Straßen lagen. Unter ähnlichen Greueln setzte die Revolution ihren Weg über die Insel fort, mußte aber vor Trapano und Messina, wo neapolitanische Truppen die gutgesinnten Einwohner unterstützten, Halt machen. Die beiden genannten Städte wurden die Stützpunkte des Heeres, das von Neapel anlangte. Florestan Pepe führte den Befehl, die Truppen bestanden aus den besten Regimentern. Caltanisetta, das die Aufständischen kurz vorher (12. August) ausgeplündert und ausgemordet hatten, war der Ort, wo die Revolution den ersten Schlag empfing. Eine zweite Niederlage bei Termini (19. September) flößte den besseren Classen einen solchen Schrecken ein,

daß sie sich von dem Aufstande lossagten. Der Widerstand, den Palermo mehrere Tage lang den stürmenden Neapolitanern leistete, ging von den abtrünnigen Soldaten und vom Pöbel aus, imponirte jedoch dem General Florestan Pepe so gewaltig, daß er in der Capitulation, die am 5. October zu Stande kam, sehr günstige Bedingungen bewilligte. Sicilien sollte mit Neapel durch dieselbe Regierung vereinigt bleiben, aber, falls das nächste sicilianische Parlament dies verlange, seine eigene gesetzgebende Gewalt bekommen. Da die neapolitanische Regierung diesen Vertrag verwarf, so dauerten die Unruhen auf der Insel fort.

Das neapolitanische Parlament, das am 1. October 1820 seine erste Sitzung hielt, fand leere Kassen vor. Da man mit dem König wie mit dem Prinzregenten Franz von Calabrien im besten Einvernehmen war, so hätte man Steuern ausschreiben können, versäumte dies aber nicht nur, sondern verminderte die Einnahmen sogar durch Aufhebung der drückendsten und verhaßtesten Abgaben und Gefälle. In Folge des Geldmangels ließ sich nun für das Heerwesen und die Volksbewaffnung keine dem Bedürfniß entsprechende Fürsorge treffen. Offenbar wurde das Parlament, obgleich es diese niederschlagende Wahrheit nicht eingestand, durch die Furcht gelähmt, daß die Kosten neuer Organisationen die Verfassung unbeliebt machen und einen Aufstand der zahlreichen Anhänger des alten Staatswesens hervorrufen würden. Die Befestigung der constitutionellen Monarchie wurde weniger von den Anstrengungen der Neapolitaner, als von der Ausbreitung ihrer Revolution über ganz Italien erwartet. Auf einen solchen Fortschritt nach außen harrte aber die Revolutionspartei während dieser ganzen Zeit, in der eine Diversion günstigen Erfolg gehabt haben könnte, vergebens. Der Kirchenstaat, das lombardisch-venetianische Königreich blieben ruhig, und als Sardinien endlich losbrach, hatte die letzte Stunde des neapolitanischen Aufstandes bereits geschlagen.

Die Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel, alle drei das Werk der stehenden Heere, nahmen dasselbe Ziel, nämlich eine Verfassung, welche das Princip der Volkssouverainetät bis zu den äußersten, in einer Monarchie möglichen Consequenzen entwickelte. Man combinirte mit diesen, so auffallend denselben Charakter tragenden Ereignissen die Thaten Sand's und Louvel's und folgerte mit scheinbarer Richtigkeit auf das Bestehen eines allgemeinen europäischen Geheimbundes von der gefährlichsten Natur. Daß

dieser Geheimbund keine weitere Ausdehnung gewinne und in den Staaten, wo er den Sieg über die Staatsgewalt davongetragen hatte, unterdrückt werde, lag so sehr im Interesse aller Regierungen, daß der Aufforderung des Fürsten Metternich zu gemeinschaftlichen Besprechungen auf einem Congresse bereitwillig entsprochen wurde. Der Congreß wurde zu Troppau abgehalten (18. October — 6. December 1820). Die Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich erschienen in Person, Frankreich und England waren durch Gesandte vertreten. Ein gemeinschaftlicher Beschluß wurde nicht erreicht, da Frankreich und England gegen jede Einmischung mit bewaffneter Hand waren. Die englischen Motive kamen mit den französischen darin überein, jede Vermehrung des österreichischen Einflusses auf Italien für unstatthaft zu erklären, Frankreich hatte noch ein besonderes Motiv, und dieses war kein anderes, als das Bestreben Ludwig's XVIII., seine Charte von 1815 in den romanischen Ländern einzuführen. Zu diesem Behufe führte die französische Regierung in Spanien wie in Neapel Unterhandlungen, die, wenn sie Erfolg gehabt hätten, den neuen constitutionellen Staaten den Schutz Frankreichs verschafft haben würden. Als der Congreß schloß, hatte weder Lord Stewart seine Note über die Rechtswidrigkeit von Einmischungen in die Angelegenheiten unabhängiger Staaten zurückgenommen, noch hatten die französischen Gesandten Laferronays und Caraman von ihrem Protest gegen gewaltsame Maßregeln wider Neapel abgebracht werden können. Um so fester hatten sich die drei Ostmächte an einander geschlossen und sich das Recht zugesprochen, „gemeinschaftliche Sicherheitsmaßregeln gegen Staaten zu ergreifen, in welchen ein durch Aufruhr bewirkter Umsturz der Regierung, auch nur als Beispiel betrachtet, eine feindselige Stellung gegen alle rechtmäßigen Verfassungen und Regierungen zur Folge haben müßte.“ (Circulardepesche vom 6. December.) Dieselbe Erklärung, welche diesen Grundsatz aufstellte, bezeichnete Neapel als das Land, gegen das er zuerst angewendet werden müsse, wenn versöhnende Maßregeln, die mit dem König von Neapel in Laibach besprochen werden sollten, ohne Wirkung blieben.

Der Congreß zu Laibach, den die Circulardepesche ankündigte, wurde in den ersten Tagen des Januars 1821 eröffnet. Blos die Kaiser von Oesterreich und Rußland kamen selbst, Preußen, Frankreich, England, die italienischen Staaten schickten Gesandte. Während der Verhandlungen stellte sich auch der König von Neapel ein, von dem man in Neapel sonderbarer Weise

erwartete, daß er die Verfassung von 1812 vor dem Congreß vertheidigen werde. Die Stellung der Gesandten zu einander war dieselbe wie in Troppau. Dem festen Willen der Ostmächte gegenüber beschieden sich Frankreich und England, die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen, Frankreich jedoch nicht eher, als bis seine Versuche, das neapolitanische Parlament zu Abänderungen der Verfassung in gemäßigtem Sinn zu bestimmen, eben so gescheitert waren wie seine Bestrebungen, die übrigen italienischen Staaten gegen Oesterreich einzunehmen. Die drei verbündeten Mächte hatten das Feld für sich. Sie beschlossen, die neapolitanischen Behörden zu unbedingter Unterwerfung unter den König aufzufordern und ein österreichisches Heer in Neapel einrücken zu lassen, 10,000 Mann, wenn die Neapolitaner gehorchten, 100,000 Mann, wenn sie bei ihrem Aufstande beharrten.

Das Parlament zu Neapel verweigerte die Unterwerfung. Seine Streitkräfte waren nur auf dem Papier achtunggebietend, denn die zahlreichen Milizen entbehrten jeder Zucht und Uebung, theilweise sogar der Waffen, von den 52,000 Soldaten hatten kaum 30,000 brauchbare Gewehre, und für Munition, Lebensbedürfnisse und Transportmittel war wenig gesorgt worden. Auch hatten die Truppen weder zu sich noch zu ihren Führern Vertrauen, und es waren unter ihnen viele, welche der Fahne, die über ihren Häuptern wehte, den Untergang wünschten. Gegen Ende des Februars erreichten die Oesterreicher, in fünf Divisionen, 80,000 Mann stark, die neapolitanische Grenze. Die neapolitanischen Truppen hatten sich in zwei Heere getheilt, von denen das eine unter Wilhelm Pepe die Grenze in den Abruzzen besetzt hielt, das zweite unter Carascosa, auf die Festungen Gaeta und Capua gestützt, den Angriff erwartete. In der Abtheilung in den Abruzzen griff der Verrath so stark um sich, daß Pepe, damit nicht alles schimpflich untergehe, eine Schlacht anbot. Das Gefecht fand bei Rieti statt (7. März 1821) und wurde in kurzer Zeit von der österreichischen Tapferkeit zur Entscheidung gebracht. Die geschlagenen Neapolitaner verbreiteten sich in völliger Auflösung durch das Land, und wo sie erschienen, erlosch der Kriegsmuth. Carascosa's Heer empörte sich, die Festungen öffneten die Thore, am 24. März war Neapel in den Händen der Oesterreicher. Zu der Unterwerfung von Sicilien, welche die Aufgabe von 10,000 Mann kaiserlicher Truppen wurde, bedurfte es nicht einmal einer Schlacht.

Zwei Tage nach dem entscheidenden Gefechte von Rieti machten die Carbo-

nari Sardiniens den längst vorbereiteten Aufstand. Am 9. März 1821 wiegelten verschworene Offiziere die Truppen in Alessandria, Tortona und Fossano auf, am 12. rief auch die Besatzung der Citadelle von Turin die spanische Verfassung aus. Der König Victor Emanuel legte darauf die Krone nieder, indem er seinen abwesenden Bruder Karl Felix als seinen Nachfolger anerkannte, einstweilen aber den Prinzen von Carignan, der sechsundzwanzig Jahre später als „das Schwert Italiens" gefeiert werden sollte, mit den Regierungsgeschäften beauftragte. Der Prinz war in die Pläne der Carbonari eingeweiht, aber nichts weniger als zuverlässig, da seine berechnende Klugheit ihm sagte, daß die Zeitlage ihm die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne nicht gestatten werde. Etwa eine Woche war verflossen, da verließ er heimlich Turin, (Nacht vom 21. auf den 22.) und nahm denselben Weg zu der lombardischen Grenze, den mehrere Regimenter auf seinen Befehl bereits eingeschlagen hatten. Bei Novara ordnete der Graf della Torre die treuen Truppen, denen österreichische Unterstützungen in Eilmärschen zuzogen. Statt vor der Ankunft der letzteren einen Angriff zu machen, zögerten die Sardinier, indem sie den Grafen della Torre durch Unterhandlungen zu sich herüber ziehen zu können hofften, wagten endlich am 8. April eine Schlacht bei Novara und wurden in dieser, da die Oesterreicher auf dem Schlachtfelde erschienen, so nachdrucksvoll geworfen, daß der eine Tag das Schicksal des ganzen Landes besiegelte. Am zweiten Tage darauf ging Turin über, am dritten Alessandria, das letzte Bollwerk der Constitutionellen, beide Plätze ohne einen Schuß abzufeuern.

In Sardinien wie in Neapel waren verschiedene Häupter der Carbonaria gefangen worden, und es hatten sich bei ihnen Listen der Verschworenen vorgefunden. Die Zahl der Carbonari war groß, und so wurde auch die Zahl der Verfolgten groß. Sardinien verfuhr mit Mäßigung, in Neapel dagegen mischte sich die südliche Leidenschaft ein und erstreckte die Bestrafung über ganze Städte und Bezirke, über ganze Classen und Stände. Vier besondere Aufsichtsbehörden reinigten die Geistlichkeit, die Lehrer und Schriftsteller, die Justizbeamten, die Verwaltungsbeamten von allen verdächtigen Elementen. Achtzehn Regimenter Fußvolk, fünf Regimenter Reiterei wurden mit einem Male verabschiedet und dann aus den verlässigsten Leuten frische Truppen gebildet. Nach demselben Grundsatze gänzlicher Reinigung erfolgte die Auflösung der öffentlichen Schulen, mit der die Verabschiedung der Lehrer ver-

bunden war. In diesem und den folgenden Jahren stützte sich die Regierung ganz auf die österreichischen Truppen, welche erst im April 1826 Sicilien, ein Jahr später Neapel verließen und hier wie dort das Zeugniß mitnahmen, daß sie in allen Lagen eine musterhafte Mannszucht gehalten und die friedliche Bevölkerung gegen die Räuber besser als je eine einheimische Regierung geschützt hätten.

Nach der Bewältigung der italienischen Aufstände gab es nirgends mehr revolutionaire Regierungen, als auf der pyrenäischen Halbinsel. Wollte man diese ebenfalls beseitigen, so bedurfte man unumgänglich der Hülfe Frankreichs. Ludwig XVIII. hatte sich bis dahin dem Grundsatze der Einmischung nicht günstig gezeigt, und ihn selbst zu einem Einschreiten mit den Waffen in Spanien zu bereden, war um so schwieriger, je näher die Zeit lag, in der Spanien das Grab von mehr als hunderttausend Franzosen geworden war. Es kam Alles darauf an, ob die Spanier, denen der erste fremde Besuch zugedacht war, den Rathschlägen, die Ludwig XVIII. ihnen in Verfassungsangelegenheiten zu ertheilen nicht aufhörte, ein offenes Ohr schenkten, oder ob sie bei ihrem Radicalismus beharrten. Sie thaten das letztere, und dieß in einer Weise, welche ihre Revolution als eine Fortsetzung der Revolution von 1789 erscheinen ließ.

Für die Scenen in Spanien aus der Corteszeit von 1820 giebt es nur die eine Entschuldigung, daß Ferdinand VII. ein Monarch war, von dem sich Alles, nur kein aufrichtiger Anschluß an Verfassungsformen, erwarten ließ. Von dem ersten bis zu dem letzten Augenblicke der constitutionellen Epoche richtete sich gegen ihn der gegründete Argwohn, daß all sein geheimes Sinnen der Frage gelte, wie er sich einer Verfassung entledigen könne, die ihm für eine Beschimpfung galt, seiner Person und seiner Krone angethan, und die wirklich in mehr als einem Punkte mit der königlichen Würde unverträglich war. Wollte man aus dieser Stellung Ferdinands VII. zur Verfassung eine Rechtfertigung der Verfassungsfreunde herleiten, so würde man aus den Augen lassen, was von diesen ihrerseits gesündigt wurde. Sie wollten für ihre Macht von gestern eben so wenig Schranken dulden, wie ihr königlicher Gegner für die seinige, ihr Alter nach Jahrhunderten zählende; sie waren so unzuverlässig, so wenig um die Mittel verlegen, wie er, und wenn es unter ihnen auch manchen edlen Mann gab, so war doch in der unendlichen Mehrzahl weder die Sittlichkeit, noch die Bildung lebendig, von denen ein Volk

seine Erhebung auf eine höhere Stufe einzig und allein zu erwarten hat. Nimmt man hierzu noch, daß der Kampf in Spanien zwischen zwei äußersten Parteien geführt wurde — denn selbst die spanischen Gemäßigten erhielten als entschiedene Anhänger der radicalen Verfassung ihren Namen nur im Hinblick auf noch extremere Schattirungen der Liberalen — und daß Leidenschaftlichkeit, Zähigkeit und Grausamkeit hier wie dort verbreitet waren und maßlose Erbitterung erzeugten, so wird man begreifen, daß die edelsten Männer nicht die Macht hatten, zu zügeln, und weit eher selbst mit fortgerissen wurden.

Als Begleiter der Revolution traten geheime Verbindungen und Clubs auf. Die Absolutisten hatten ihre Hofcamarilla, mit der die geheimen Ausschüsse in den Provinzen eine regelmäßige Verbindung unterhielten, die Liberalen versammelten sich anfangs in den Freimaurerlogen, später auch in andern Clubs. Die Communeros, die im Grunde des Herzens republikanisch gesinnt waren, hatten großen Anhang im Heer und zählten Riego, den Helden des Tags, zu den Ihrigen. Von ihnen zweigten sich die Decamisados (Ohnehemden) ab, eine sehr ernst gemeinte Copie der Sansculotten der ersten französischen Revolution. Allerdings gab es zwischen diesen Vereinen der Ultras von rechts und links eine wirkliche Mittelpartei, deren Mitglieder sich an einem Ring erkannten und daher Anilleros hießen, die aber mit ihrer Ansicht, daß die Verfassung ermäßigt werden müsse, zu allein stand, um von Gewicht zu sein. Die ersten Cortes waren bis auf eine kleine Mitgliederzahl Freimaurer. Sie faßten Beschlüsse in großer Anzahl, darunter manche, die von dem besten Willen zeugten, aber bei dem Zustande des Landes nicht zur Ausführung kamen. Dahin gehörte unter anderm ihre Reform des Unterrichtswesens. Vor allen Dingen kam es ihnen darauf an, die Consequenzen der Verfassung nach allen Richtungen hin zu ziehen, insbesondere die bestehenden aristokratischen Vorrechte, Majorate, Patronate und Alles dieser Art, den demokratischen Regeln der Verfassung zum Opfer zu bringen. Verhängnißvoll, wie dieser Fehler durch die von ihm verschuldete Entfremdung des Adels wurde, verschwindet er doch gegen das Verbrechen, das die Cortes begingen, als sie, um Geld für die ewig leeren Staatskassen zu erlangen, Hand an den Besitz der Geistlichkeit legten. Sie befahlen das Aufhören mehrerer Orden, die Aufhebung aller Klöster bis auf eines in jedem Orte, welches eine auch aufzuhören hatte, wenn es nicht aus wenigstens zwölf Mönchen oder Nonnen bestand, und erklärten alle auf diese Weise der Geist-

lichkeit entzogenen Güter für Nationaleigenthum. Geld brachten diese Decrete nicht, denn für die Nationalgüter fanden sich keine Käufer, aber um so mehr Haß erzeugten sie, nicht blos bei der Geistlichkeit, sondern überhaupt im Volke.

Der König verweigerte den Beschlüssen über die Kirchengüter seine Genehmigung; ein Volksauflauf zwang ihn dazu. Tief gekränkt zog er sich nach dem Escurial zurück, jedoch nur um die zweite Demüthigung zu erleiden, da die Madrider ihn durch die Drohung, sie würden ihn holen, zur Rückkehr nöthigten. Die Minister begünstigten immer offener die exaltirte Partei, da sie die Entdeckung gemacht zu haben glaubten, daß Ferdinand VII. mit den Absolutisten, die bereits in Aufständen ihre Kraft prüften, in genauer Verbindung stehe. Am 2. März, einen Tag nach der Eröffnung der zweiten Sitzung der Cortes, wurden sie entlassen und durch neue Räthe ersetzt, denen es an aller Energie fehlte. Die Folge war, daß die Cortes die entschiedensten Maßregeln ergriffen und am 17. April 1821 zwei terroristische Gesetze erließen, welche jeden „Feind der Religion und der Verfassung" mit Tod oder Verbannung bedrohten, Spanien in Kriegszustand erklärten und jeden Aufrührer vor ein Kriegsgericht zu stellen befahlen. Die revolutionaire Leidenschaft entzündete sich an diesem Terrorismus auf das Heftigste. Am 4. Mai erbrach der Pöbel in Madrid das Gefängniß des Domherrn Vinuesa, der als Verschwörer verdächtig war, und ermordete den Unglücklichen auf eine gräßliche Weise mit Hammerschlägen. Weit entfernt, daß diese That Entsetzen im Volk erregte, feierte man sie wie einen Sieg und stiftete einen Orden vom Hammer. Die Cortes dagegen ermannten sich und liehen den Ministern ihre Unterstützung zur Unterdrückung der in Madrid, Cadix und Sevilla ausbrechenden Unruhen. Als dies erreicht war, entließ der König seine Minister und umgab sich mit lauter Männern ohne eine bestimmte Farbe, den Ausfall der Wahlen abwartend.

Die neuen Cortes, deren Sitzungen am 1. März 1822 begannen, waren vorwiegend Abgeordnete der exaltirten Partei. Riego wurde von ihnen zum Präsidenten gewählt, einer ihrer ersten Beschlüsse war eine abermalige Beraubung der Geistlichkeit durch die Aufhebung der Collegiatstifter und die Einziehung aller Grundstücke der Pfarreien. Die neuen Minister, die der König unter Martinez de la Rosa's Vorsitz ernannte, wären, da sie eine Ermäßigung der Verfassung von 1812 in ihr Programm aufnahmen, selbst den frühern

Cortes nicht genehm gewesen, von den jetzigen wurden sie als Verräther angesehen. Ihnen legte man zur Last, daß die Absolutisten in vielen Provinzen Guerillas, die sogenannte Glaubensarmee, bildeten und in Castilien unter dem Pfarrer Merino, in Arragonien unter Hierro, Truxillo und Chafandino, in Catalonien unter dem Trappisten Maragnon und unter d'Eroles, in den baskischen Provinzen unter Quesada, Juanito und Santos Ladron sogar das offene Feld behaupteten und einen festen Punkt, Seo d'Urgel, eroberten. Allerdings bereitete diese Partei einen Schlag, der jedoch die Minister so gut wie die Cortes getroffen haben würde. Die Garden des Königs übernahmen die Ausführung. Am 7. Juli marschirten sie von dem Schlosse Pardo gegen die Hauptstadt, die sie zu überfallen gedachten, aber so gut vorbereitet fanden, daß sie sich nach dem Pardo zurückziehen mußten. Als sie hier capitulirt hatten, begingen sie den schändlichen Verrath, auf die arglosen Milizen noch eine volle Salve zu feuern, wurden nun aber mit Wuth angegriffen, zersprengt und größtentheils niedergemacht.

Dieser Zusammenstoß mit den Garden brachte die Exaltirten ins Ministerium. Der König, den man als den geheimen Anstifter der Gegenrevolution kannte, mußte auch seine Günstlinge und Vertrauten entlassen und war von nun an ein Gefangener. Vergebens bat er den Staatsrath, den Magistrat von Madrid, die Bäder besuchen zu dürfen; man schlug es ihm ab. Diese Demüthigung blieb nicht die einzige. Der Magistrat von Madrid erbat sich seine Gegenwart bei der „Gedächtnißfeier der Helden des 7. Juli," aus den Provinzen liefen Adressen ein, welche das Bedauern aussprachen, „daß der Hauptverschwörer, durch seine gesetzliche Unverantwortlichkeit geschützt, unerreichbar sei." War es eine Uebertreibung, wenn seine Anhänger seine Lage mit jener Ludwigs XVI. nach den Oktobertagen verglichen, und war es nicht gerechtfertigt, daß die leitende Junta der Glaubensarmee den Namen einer obersten Regentschaft von Spanien während der Gefangenschaft Ferdinands VII. annahm?

Im August und September des Jahres 1822 hatte die Glaubensarmee fast die ganzen an Frankreich grenzenden Provinzen bis auf die Festungen und großen Städte inne. Jetzt hatten aber die Exaltados die Hülfsquellen des Reichs zur Verfügung und konnten das Heer nach ihrem Willen verwenden. Ihre Feldherren entfalteten die größte Thätigkeit. Während Espinosa die Aufständischen der baskischen Provinzen über die Grenze warf,

zwang Mina den Baron d'Eroles, der in Catalonien 20,000 Mann gesammelt hatte, in der Nähe von Tora zu einer Schlacht (20. October), schlug ihn auf's Haupt und verfolgte seinen Sieg so energisch, daß die Glaubensarmee nicht wieder zu Athem kommen konnte, eine feste Stellung nach der andern, selbst Seo d'Urgel, räumen und endlich ebenfalls jenseits der Grenze Rettung suchen mußte. Am Ende des Jahres hatten die Absolutisten in Spanien keine nennenswerthe Streitmacht mehr. Einzelne Banden, mehr Räuber als Parteigänger, behaupteten sich in den unwegsamsten Gebirgen.

So eifersüchtig die Portugiesen jede Abhängigkeit von Spanien abweisen, folgen sie doch in unruhigen Zeiten gewöhnlich den Bewegungen des größern Landes. Was wir in Spanien verlassen haben, dasselbe finden wir in Portugal wieder: Clubs, maßlose Debatten, Fanatismus für eine rein demokratische Verfassung, heftige Beschlüsse gegen Adel und Geistlichkeit, Beleidigungen der königlichen Würde. Diese letztere Tendenz wurde dadurch nicht abgeschwächt, daß Johann VI., so volksfeindlich seine Gemahlin Carlota (eine Schwester Ferdinands VII., im Vergleich mit der der spanische König fast liebenswürdig erscheint) auch gesinnt sein mochte, dem Freiheitstaumel der Portugiesen halb theilnahmlos zusah. Nichtsdestoweniger beleidigte man ihn, wie er den Fuß an das Land setzte, das er doch nur auf die Bitten des Volks betrat, durch Zurückweisung mehrerer seiner Begleiter und später noch durch kindische Vorschriften, daß kein Abgeordneter den König besuchen, keiner ihm die Hand küssen dürfe u. s. w. Im September 1822 war die Verfassung fertig, in der die Grundsätze der spanischen von 1812 alle enthalten und zum Theil noch schärfer ausgeprägt waren. Der König beschwor sie — nach den Cortes — die Königin verweigerte den Eid, „weil die königliche Gewalt durch das Staatsgrundgesetz zu einem Schatten gemacht werde". Die Cortes verwiesen sie darauf des Landes und konnten mit Mühe bestimmt werden, die Landesverweisung in eine Verbannung auf das Lustschloß Ramalhao zu verwandeln. Die von der ganzen Bauernschaft unterstützte Partei des Adels und der Geistlichkeit, welche die Aufhebung aller Vorrechte und die Einziehung der reichsten Pfründen wie aller Klöster bis auf 60 nicht vergessen konnte, fand in der tödtlich gekränkten Königin ein entschlossenes und gewandtes Haupt. Eine gefährliche Verschwörung spann sich über das Land aus, und wenn auch ein Aufstand, den der Graf Amarante in Traz os Montes machte, zuletzt besiegt wurde (März 1823), so hätte doch die liberale Partei, wenn ihr bei

ihren theoretischen Beschäftigungen noch ein freier Blick für die wahren Zustände des Landes geblieben wäre, Anzeichen genug wahrnehmen können, daß ihre Herrschaft nicht von langer Dauer sein werde.

Seit dem Congreß von Laibach waren die Ostmächte bemüht, Ludwig XVIII. für ein Einschreiten in Spanien zu stimmen, und Verhältnisse wie die oben geschilderten enthielten in der That Aufforderung genug, die Dinge nicht ihrer eigenen Entwicklung zu überlassen. Ueberdies hatte sich inzwischen in Frankreich die Lage so gestaltet, daß man nicht ohne Grund von einer Einwirkung der spanischen Revolution reden konnte. Es gab hier so gut wie auf der andern Seite der Pyrenäen geheime Verbindungen, deren Verzweigung im Heer, in den gebildeten Ständen und selbst im Volke allem Anschein nach eine bedeutende war. Die erste Entdeckung machte man in den Garderegimentern, die theilweise für eine Militairrevolution, deren Ausbruch die unbekannten Häupter auf den 19. August 1820 festgesetzt hatten, gewonnen worden waren. Nur ein kleiner Theil der Spuren ließ sich weiter folgen, aber es zeigte sich doch so viel, daß man viele Offiziere entließ, noch mehr versetzte und überhaupt mit den einzelnen Bestandtheilen der verschiedenen Truppenkörper vollständig wechselte. Wenige Monate darauf führten die nach dem neuen Wahlgesetz vorgenommenen Wahlen so viele Ultras in die zweite Kammer, daß die Partei das Uebergewicht von 1815 wieder erhielt. Die Ergänzungswahlen von 1821 hatten dasselbe Resultat, worauf Richelieu trotz der Zugeständnisse, die er der Partei gemacht und obgleich er zwei ihrer Führer, Villèle und Corbière, in sein Ministerium aufgenommen hatte, so lebhaft angegriffen wurde, daß er seine Entlassung nahm. Das neue Ministerium, das nach dem Finanzminister Villèle benannt wird, hatte nur Royalisten von entschiedenster Färbung zu Mitgliedern: Corbière, Peyronnet, Montmorency, Victor, Clermont-Tonnerre. So behutsam diese Minister auftraten — sie stellten sogar die Preßfreiheit wieder her — erkannte man doch an der Reinigung, die sie mit dem Beamtenstande vornahmen, und an dem entscheidenden Einfluß, den sie den Geistlichen auf das ganze Unterrichtswesen einräumten, das Ziel, dem sie zusteuerten, zu deutlich, als daß sich die bereits vorhandene Unzufriedenheit nicht hätte vermehren sollen. Die geheimen Gesellschaften erhielten massenhaften Zuwachs, so daß in Paris einmal auf ein gegebenes Zeichen 40,000 Verschworene eine für jeden Uneingeweihten unbemerkbare Musterung passirt haben sollen. Der Beitritt von namhaften Männern, von Lafayette,

Voyer d'Argenson, Schonen, Dupont von der Eure, Corcelles, wirkte auf die Provinzen ein. Rochelle, Poitiers, Niort, Colmar, Straßburg, Neu-Breisach, Nantes, Béfort, Bordeaux, Toulouse waren Centralpunkte, nicht ein Regiment blieb unangesteckt, und da die Regierung die Truppen aus Argwohn häufig versetzte, so schuf sie selbst eine wandernde Revolutionsarmee, welche die Verschwörung nach allen Orten verpflanzte.

Am Ende des Jahres 1821 waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß die geheimen Obern das ungeduldig erwartete Zeichen zum Losschlagen gaben. In Béfort und Saumur entdeckte die Polizei das Vorhaben im letzten Augenblicke vor der Ausführung und verhaftete die bekannt gewordenen Theilhaber. Lafayette, der bereits unterwegs war, kehrte auf diese Nachricht nach Paris zurück. Ueber einen Monat später (14. Februar 1822) machte der General Berton in Thouars, einem Städtchen der Vendee, einen dritten Versuch. Mit etwa 1000 Bewaffneten, die sich ihm angeschlossen hatten, rückte er auf Saumur, traf an der Brücke von Foucheux auf königliche Truppen, wurde geschlagen und bald darauf gefangen. Noch immer gab die Verschwörung ihre Sache nicht verloren, doch neue Zettelungen in Rochelle, Toulon, Nantes, Marseille und im Elsaß führten zu nichts, als zu wiederholten Entdeckungen, durch welche die Ultrapartei der Linken unheilbar geschwächt wurde. Als die Anführer von Rochelle und Thouars nebst mehreren andern, zusammen zehn an Zahl, hingerichtet wurden, erhob sich kein Finger zu ihrer Rettung. Die französische Carbonaria hörte nicht auf, aber sie verlor den Zusammenhang. Die Einzellogen, welche der Entdeckung durch die Polizei weniger ausgesetzt waren als eine große Organisation, arbeiteten für verschiedene Zwecke, die einen für Napoleon II. oder für Joseph Bonaparte, die andern für die Republik, diese für Eugen Beauharnais, jene für den Herzog von Orleans.

Die Ultras, denen die Ergänzungswahlen von 1822 eine noch bestimmtere Kammermehrheit als früher gaben, drängten aus zwei Rücksichten zu einem Marsche über die Pyrenäen, einmal um ihren Parteigrundsätzen Geltung zu verschaffen, dann auch, um das Königthum der Bourbons durch den Glanz der Waffen volksbeliebt zu machen. Man hätte glauben sollen, die Ultraminister hätten aus dem ersten, Ludwig XVIII. aus dem zweiten Grunde der Einmischung ihre Zustimmung geben müssen, dem war jedoch nicht so. Dem König waren die Ultras zu mächtig geworden und er fürchtete mit Villèle,

daß das französische Heer, wenn es auch in Spanien nicht demselben heldenmäßigen Widerstande begegne wie Napoleon, in seiner Treue wankend gemacht werden könne. Dieser Widerwille des Monarchen und des ersten Ministers gegen den Krieg dauerte noch fort, als der Moment herannahte, der im vorigen Jahre für die Abhaltung eines neuen Congresses, dieses Mal in Verona, vorausbestimmt worden war.

Dieser Congreß war der glänzendste von allen. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen und Neapel, mehrere kleinere Herrscher, die Elite der europäischen Diplomatie, berühmte Feldherren und viele Träger der höchsten Adelstitel waren gegenwärtig. An den Verhandlungen nahmen hauptsächlich Antheil Fürst Metternich für Oesterreich, Graf Bernstorff (der Fürst Hardenberg empfand bereits die Krankheit, die ihm am 27. November in Genua das Leben raubte) für Preußen, Graf Nesselrode und Graf Pozzo di Borgo für Rußland, der Marquis von Montmorency und der Graf Chateaubriand für Frankreich, der Herzog von Wellington und Lord Strangford für England. Die Verhandlungen über Spanien traten in den Vordergrund, und bei ihnen handelte es sich vorzüglich darum, Frankreich für ein thätiges Eingreifen zu bestimmen. Dieß war, soweit es dabei auf die französischen Gesandten ankam, nicht schwer. Montmorency war selbst ein Ultra und von einem Eifer beseelt, der ihn seine Instructionen überschreiten ließ, Chateaubriand wurde durch die Aufmerksamkeiten des Kaisers Alexander gewonnen. Die englische Einsprache gegen eine Intervention ließ man unbeachtet, da man wußte, daß England damit nicht bis zu einer thatsächlichen Verhinderung vorschreiten werde. Die ungetrübte Einigkeit der drei Ostmächte sprach sich in der Circulardepesche aus, welche von ihnen als einleitende Ankündigung ernster Maßregeln gegen Spanien erlassen wurde. Nachdem darin die Uebel, welche die Revolution über Spanien gebracht habe — Anarchie und Zügellosigkeit, Ohnmacht der Regierung, Gefangenhaltung des Herrschers, Beraubung der Kirche — aufgezählt worden waren, wurde Spanien der Vorwurf gemacht, daß es durch seine Presse alle Monarchen Europa's beleidige, durch seine Sendlinge in allen Ländern Unzufriedenheit zu erregen suche, so daß die Monarchen ewigen Unruhen ausgesetzt seien, so lange Spanien sein verderbliches System beibehalte. Es gebe nur ein Mittel, daß Spanien das alte Verhältniß zu den Großmächten wiederherstelle, nämlich das jetzige politische System gänzlich verändere, den König in Freiheit setze und ihm mit

seinen Rechten die Möglichkeit wiedergebe, Ordnung und Frieden herzustellen.

Am 22. November ging Montmorency nach Paris zurück, wohin ihm der Herzog von Wellington folgte. Der französische Gesandte wollte dort für den Krieg wirken, der englische für den Frieden. Ludwig XVIII. und Villèle empfingen den ersteren kalt, und am 26. December hatte er seine Entlassung. Der König befolgte den Rath des Herzogs von Wellington, den Cortes solche Veränderungen der Verfassung zu empfehlen, welche die anstößigsten Bestimmungen derselben beseitigten. Die französisch-englischen Vermittlungsvorschläge erreichten Madrid fast gleichzeitig mit einer Note der Ostmächte. Der spanische Stolz fühlte sich durch beide Documente verletzt und gab auf das eine wie auf das andere eine hochfahrende Antwort. Ludwig XVIII. wurde geantwortet, er verfalle in einen Abgrund von Widersprüchen, wenn er erkläre, Spaniens Ruhe und Wohl zu wünschen, und doch zu gleicher Zeit an den Pyrenäen ein Heer aufstelle und den in sein Land geflüchteten Aufrührern gestatte, die spanischen Grenzprovinzen aufzuwiegeln. Die Zumuthung, daß Spanien seine Verfassung ändern solle, wurde mit Entrüstung zurückgewiesen.

Ludwig's XVIII. Stimmung wurde durch diese Antwort auf seine gutgemeinten Vorschläge zu einer ganz andern. Das Drängen der Ultras, denen sich Chateaubriand, der Montmorency im Ministerium des Aeußern ersetzte, vollständig angeschlossen hatte, fand ihn zugänglicher. Der Krieg wurde beschlossen. Am 28. Januar 1823, als die Kammern eröffnet wurden, verkündete der König seinen Entschluß. „Ich habe Alles versucht," sprach er, „den Frieden zu erhalten, aber die Verblendung, mit der meine Vorstellungen in Madrid zurückgewiesen worden sind, läßt wenig Hoffnung auf Erhaltung des Friedens übrig. Ich habe die Zurückberufung meines Ministers befohlen; 100,000 Franzosen, befehligt durch einen Prinzen meiner Familie, den mein Herz gern meinen Sohn nennt, sind marschfertig, um unter Anrufung des Gottes des heiligen Ludwig den Thron Spaniens einem Enkel Heinrich's IV. zu erhalten." In einer der nächsten Sitzungen forderte die Regierung hundert Millionen, und dies war die Gelegenheit, bei der die an Zahl schwache Linke die Einmischung bekämpfte. Am 26. Februar ergriff Manuel, ein Abgeordneter der Vendee, das Wort, ein entschiedener Liberaler, welcher der Mehrheit wegen seiner Heftigkeit verhaßt war. Man hörte ihn mit Ungeduld

an, als er aber einen Satz anhob, der möglicher Weise mit einer Rechtfertigung der Greuel von 1793 endigen konnte, unterbrach man ihn mit Wuth. Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich, die Sitzung mußte aufgehoben werden, und am nächsten Tage forderte die Rechte Manuel's Ausstoßung, obgleich er inzwischen seinem Satze in einem Schreiben an den Präsidenten eine unverfängliche Ergänzung gegeben hatte. Es war mehr als zweifelhaft, ob die Kammer das Recht besitze, einen Abgeordneten, den nicht sie auf seinen Platz geschickt hatte, davon zu entfernen, aber die Parteileidenschaft kümmerte sich um diese Rechtsfrage nicht, und Manuel wurde ausgestoßen. Am folgenden Tage, 4. März, erschien er wieder im Saal; um ihn alle Abgeordneten der Linken in ihrer Amtstracht. Der Präsident forderte ihn auf, sich zu entfernen, er antwortete: „Ich weiche nur der Gewalt.“ Die herbeigerufenen Nationalgarden weigerten sich, an einen Abgeordneten Hand anzulegen, aber nun kamen Gensdarmen, welche solche Bedenklichkeiten nicht kannten und Manuel mit Gewalt hinausschleppten. Da die Linke in dieser Sitzungsperiode nicht wieder erschien, wurden die hundert Millionen für den spanischen Krieg ohne Widerrede bewilligt.

Am 5. April 1823 überschritt das französische Heer die Bidassoa in der Stärke von 90,000 Mann. Der Herzog von Angoulème hatte den Oberbefehl, unter ihm führten Oudinot, Molitor, Hohenlohe, Moncey und Bordesoult die einzelnen Abtheilungen. Die Trümmer der Glaubensarmee schlossen sich an. Am jenseitigen Ufer zeigte sich eine Schaar französischer Flüchtlinge, die unter dem Rufe: „Es lebe Napoleon II.! Es lebe die Freiheit!“ eine dreifarbige Fahne entrollte, aber mit Kartätschenschüssen auseinandergesprengt wurde. Das erste Mittel der Cortes, dem Angriffe durch Verführung der französischen Soldaten zu begegnen, äußerte mithin keine Wirkung. Was die übrigen Mittel betraf, so waren sie dürftiger Natur. Das gediente Heer war nicht über 25,000 Mann stark, und auf die neu ausgehobenen Truppen konnte man sich wenig verlassen. Die Hoffnung der Cortes war ein Volkskrieg in der Art des gegen Napoleon geführten, und diese Hoffnung mußte trügen. Die Stützen der Liberalen, auf welche sich rechnen ließ, waren in dem alten Heer und in den größeren Städten enthalten. Unter der übrigen Bevölkerung gab es theils keine Theilnahme für das Verfassungswesen, theils offene Feindschaft gegen dasselbe. Bei dem Einmarsch der Franzosen unter Napoleon war ganz Spanien mit Ausnahme der allgemein verachteten Jo-

sephinos einmüthig gewesen, dieser zweite Einmarsch fand ein in sich zerrissenes Volk. Noch eben war es dem Bandenführer Bessieres möglich gewesen, mit einer Guerilla von 5000 Mann bis in die Nähe der Hauptstadt zu dringen. Die Kenntniß der Volksstimmung entmuthigte das Heer und machte die Anführer, die nicht selbst Parteimänner waren, wenig geneigt, ihre Zukunft für eine untergehende Sache auf das Spiel zu setzen.

In raschem Vordringen erreichte das französische Hauptheer unter Oudinot, ohne daß erhebliche Kämpfe stattgefunden hätten, den Ebro, Burgos, die Gefilde von Altcastilien. Die spanischen Generale Ballesteros, O'Donnell d'Abisbal, Morillo (der Gegner Bolivar's) machten Raum. Der rechte französische Flügel begegnete nur in S. Sebastian einer entschlossenen Vertheidigung, der linke (Molitor) schloß Pampelona ein und rückte sodann nach Arragonien vor. Den schwersten Stand hatte Moncey in Catalonien gegen Mina und gewann wenig Boden. Als Oudinot Madrid nahe kam, hatten die Cortes die Hauptstadt längst verlassen und sich mit dem König auf Sevilla zurückgezogen. Abisbal, der Madrid decken sollte, erließ plötzlich eine Ansprache an seine Truppen, in der er erklärte, da die Nation die Verfassung nicht mehr wolle, so müßten neue Cortes zusammenberufen werden, und diesen und dem König stelle er sich mit seinem Heer zur Verfügung. Er beabsichtigte durch diesen Schritt Unterhandlungen einzuleiten, durch die er Spanien eine gemäßigte Verfassung retten könne, allein der Herzog von Angoulème nahm seine Abgesandten nicht an und setzte seinen Marsch auf Madrid fort, doch wenigstens so viel Hoffnung lassend, daß Abisbal keine Feindseligkeiten weiter unternahm. Am 24. Mai hielt der Herzog seinen Einzug in der Hauptstadt, wo er aus Führern der Glaubensarmee und andern spanischen Ultras eine Regentschaft bildete. Die Cortes fühlten sich nun in Sevilla unsicher. Da der König sich weigerte, sie auf ihrer Flucht weiter zu begleiten, erklärten sie ihn am 11. Juni für wahnsinnig und führten ihn als Gefangenen mit sich fort nach Cadix. Dort hatten die alten Cortes, als ganz Spanien von Napoleon's Soldaten überschwemmt war, die Sache der Unabhängigkeit muthig aufrecht erhalten, und dieses glorreiche Beispiel sollte jetzt nachgeahmt werden. Dazu war freilich nöthig, daß Heer und Volk an den Cortes festhielten, und dies geschah nicht. Kaum hatte der rasch nachrückende Herzog von Angoulème Cadix eingeschlossen, so ging Morillo zu den Franzosen über (11. Juli). Ballesteros, der bei Campillo de Aronas eine Schlacht

wagen wollte, wurde von dem größten Theile seiner Truppen verlassen und capitulirte. In Cadiz selbst gestaltete sich die Lage ganz anders als 1811, da die Franzosen, dieses Mal von einer Flotte unterstützt, die Belagerungsarbeiten weit energischer betreiben konnten. Am 31. August erstürmten sie den Trocadero, eines der wichtigsten Bollwerke. Unter den Stürmenden konnte man in Grenadieruniform den Prinzen von Carignan bemerken, der auf diese Weise seine Theilnahme an der piemontesischen Revolution sühnte. Am 23. September fiel dann das Fort Petri. Man kannte in der Stadt die Niederlagen der Constitutionellen, und die Einwohner wollten sich nicht für eine nun hoffnungslose Sache opfern. Die Cortes unterhandelten, nachdem sie zuvor von Ferdinand VII. das Versprechen erlangt hatten, daß er eine Amnestie bewilligen und, „falls eine Aenderung der Verfassung nothwendig sei," eine Regierungsform annehmen werde, welche allen Spaniern Eigenthum, bürgerliche Freiheit und individuelle Sicherheit garantire. Darauf hin wurde Cadiz den Franzosen übergeben. Am 30. September hatte Ferdinand VII. seine Versprechungen geleistet, am 1. October, im Lager bei dem Herzog von Angoulême, erklärte er Alles, was er während seiner Gefangenschaft gethan, wie alle Acte der sogenannten constitutionellen Regierung, für kraftlos und nichtig. Zum Glück für sie hatten die Cortes diese Handlungsweise vorausgesehen und sich meistens auf fremden Fahrzeugen nach England oder Tanger geflüchtet, „weil sie den Schutz des Sultans von Marocco für sicherer als den Eidschwur Sr. katholischen Majestät hielten."

Quiroga hatte am 17. August Corunna übergeben müssen, Riego war am 13. September bei Jaen geschlagen und fliehend im Gebirge gefangen worden; Morillo, Abisbal, Ballesteros hatten schon früher den Kampf eingestellt, und so gab es nach dem Fall von Cadiz nur noch eine Provinz und einen Feldherrn, welche bei der constitutionellen Fahne ausharrten: Catalonien und Mina. Der kühne Parteigänger hatte in den Festungen einen Rückhalt und machte durch schnelle Märsche und Ueberfälle den Franzosen nicht wenig zu schaffen. Wie aber die Franzosen die Hände frei bekamen und frische Truppen gegen Catalonien verwenden konnten, gleichzeitig auch die Kunde von der Auflösung der Cortes sich verbreitete, wurde Mina's Stellung eine unhaltbare. Als der letzte aller spanischen Generale schloß er am 2. November zu Soria eine Capitulation, in der er Ehre, Leben und Eigenthum seiner Mitkämpfer sicher stellte, und verließ mit San Miguel, Milans und Rotten das Land.

Die Rachsucht der spanischen Ultras kannte nach dem Siege keine Grenzen mehr. Ihre Ausschweifungen nahmen einen solchen Charakter an, daß der Herzog von Angoulême trotz aller Energie kaum den schändlichsten Grausamkeiten wehren konnte. Vor der Seele siegreicher Fanatiker schwebt oft der Gedanke, ein sündhaftes Geschlecht ganz auszurotten, damit der mit Blutströmen gereinigte Boden forthin nur Eine Frucht trage. Diesen blutigen Wahnsinn haben die Schreckensmänner von 1793 gehegt, und ihm sind die spanischen Ultras von 1823 verfallen. Cadix war eben erst von den Franzosen eingeschlossen worden, als in den Provinzen, welche im Bereich der Glaubensarmee lagen, bereits 44,000 Menschen die Gefängnisse füllten, und diese Zahl wurde nach der gänzlichen Bewältigung der Liberalen auf's stärkste vermehrt. Die regelmäßigen Hinrichtungen forderten noch die wenigsten Opfer und waren vorzugsweise milde Strafen, wenn auch gegen einige der Verurtheilten, namentlich gegen Riego, Grausamkeiten der verworfensten Art vorkamen. Ungleich mehr Menschen fielen unter den Dolchen, den Flinten, den Marterwerkzeugen fanatischer Horden, denen entmenschte Parteihäupter die Aufmunterung zuriefen, alle Constitutionellen, die ja sämmtlich todeswürdige Verbrecher seien, niederzuhauen. Da die Franzosen solche Scheußlichkeiten nicht duldeten, richtete sich auch gegen sie die Wuth, und nicht selten wurden kleinere ihrer Abtheilungen von Glaubensbanden überfallen und erschlagen. Sie ganz aus dem Lande zu bringen, war der Zielpunkt aller Ultras, und Ludwig XVIII. konnte nach der Beendigung des Kriegs nicht weniger thun, als zwei Drittheile seiner Truppen zurückzuziehen. Als dieses geschehen war, wurde die Lage des zurückbleibenden Drittheils eine so mißliche, daß Ludwig XVIII. abermals wie 1820 ein Beobachtungscorps an den Pyrenäen aufstellen mußte, um den Franzosen in Spanien nöthigenfalls schleunige Hülfe bieten zu können.

So entschieden Ferdinand VII. mit seiner Restauration voranging und obgleich er das constitutionelle Heer auflöste, alle seit dem 7. März 1820 ernannten Beamten absetzte, selbst die Maßregeln der Cortes vernichtete, welche aus finanziellen Gründen kaum entbehrt werden konnten, die Geistlichkeit in jeder Art begünstigte und ihr anfangs in der Person seines Beichtvaters Victor Saez die Leitung der Staatsgeschäfte übergab, that er doch den Ultras bei Weitem nicht genug. Sein nächstes Ministerium hieß bei diesen eine Verwaltung von Negros (Constitutionellen), und die Häupter der

Partei, die sich in einer apostolischen Junta eine Art von Neben- und Gegenregierung schufen, begannen die Feindschaft gegen Minister wie Ugarte und Ofalia bis auf die Person des Königs zu erstrecken. Die Ernennung gemäßigterer Minister, eines Zea Bermudez und anderer, wurde wie ein Verrath an der heiligen Sache aufgenommen. Ferdinand VII. sollte entthront, sein Bruder Don Carlos als König ausgerufen werden. Eines der Mitglieder der apostolischen Junta, Bessieres, empörte sich an der Spitze von einigen tausend Mann, gleichzeitig rief die apostolische Partei Andalusiens Karl V. als König aus (August 1825). Die Niederlage, die d'España den Aufständischen zufügte und durch die Hinrichtung von Bessieres und andern Generalen noch empfindlicher machte, erbitterte nur, statt zu entmuthigen. Im nächsten Jahre erneuerte sich der Aufstand in Catalonien, traf aber wieder auf den eisernen España als Gegner und scheiterte. Erst jetzt entschloß sich Ferdinand VII., sich von der apostolischen Partei zu entfernen, der er wegen ihrer Beihülfe zur Restauration Dank schuldete. Indessen wurde dieser Entschluß nicht consequent durchgeführt, vielmehr gelang es den Apostolischen mehrmals, durch die Benutzung der Befürchtungen des Königs, daß die hie und da vorkommenden liberalen Regungen zu furchtbaren Aufständen anwachsen könnten, sich einen Weg zu den höchsten Staatsämtern zu bahnen. Nach außen hin stellte die Räumung Spaniens durch die letzten Franzosen, welche nach der Unterdrückung des catalonischen Aufstandes erfolgte, die Selbständigkeit der Regierung her.

Der französische Einmarsch in Spanien erstreckte seinen Einfluß bis auf Portugal. Die Königin Carlota und ihr Sohn Dom Miguel hatten nach der Flucht Amarante's über die spanische Grenze ihre Bemühungen fortgesetzt und durch Zusagen und Bestechungen unter dem Heer einen starken Anhang geworben. Am 27. Mai 1823 verließ Dom Miguel mit mehreren Schwadronen Lissabon, zog vor den Mauern ein Regiment Fußvolk an sich und erließ von Villafranca aus die Erklärung, daß er den König und die Nation von dem schmachvollen Joche befreien wolle, das die Cortes Beiden auferlegt hätten. Die Gegenrevolution vollzog sich wie im Fluge. In den wenigen Tagen vom 27. Mai bis zum 2. Juni sahen sich die Cortes von den Soldaten, von den Generalen und Heerführern, die sie selbst ernannt hatten, verlassen, und gingen still aus einander. Da die absolutistische Partei, welche den Umschwung herbeigeführt hatte, von der Gewalt fern gehalten wurde, so

befleckten keine Grausamkeiten den Sieg. Johann VI. gab den bevorzugten Ständen die Rechte zurück, welche man ihnen früher genommen hatte, ertheilte den Generalen, welche mit dem Grafen Amarante, der jetzt zum Marquis von Chaves wurde, gegen die Cortes gekämpft hatten, Orden und Titel, beseitigte die ultraliberale Verfassung, ließ die Gesetze aus der constitutionellen Periode durch eine Junta revidiren, entschied sich aber keineswegs für das System blinder Reaction, das in Spanien so schreckliche Folgen zu erzeugen anfing. Portugal war ruhig, nur die apostolische Partei war es nicht. Die Königin und ihr Lieblingssohn organisirten eine zweite Verschwörung. Dieselben Truppen, die den frühern Ausbruch herbeigeführt hatten, wurden für den Zweck gewonnen, „den König aus den Händen der Freimaurer und Verräther, deren Gefangener er sei, zu befreien.“ In der Nacht vom 29. auf den 30. April 1824 umstellte Dom Miguel mit seinen Leuten den Palast von Bemposta, verhaftete die Minister, von denen jedoch zwei, und gerade die gefährlichsten, entkamen, bemächtigte sich aller Gemäßigten, die er zu fürchten hatte, und „befreite“ seinen Vater. Diese Befreiung hatte die eigenthümliche Form, daß Johann VI. völlig als Gefangener behandelt wurde, mit Niemand verkehren durfte und nur die Freiheit erhielt, alle Decrete, welche sein Sohn ihm vorlegte, zu unterzeichnen. Der Triumph Dom Miguel's war von kurzer Dauer, die fremden Gesandten, die gebildeten Classen mißbilligten sein Verfahren mit Entschiedenheit, und selbst unter dem Militair wurde Murren hörbar. Dem Könige wurden durch die allgemeine Stimmung Verbindungen nach außen möglich gemacht. Am 9. Mai verlangte er, auf dem Tajo nach seinem Palaste Caxias gefahren zu werden. Im Strome lag ein englisches Linienschiff, in dessen Nähe die königliche Barke kaum gekommen war, als englische Schaluppen heranruderten, welche Johann VI. auf das Linienschiff entführten. Dies war der Sturz der Absolutisten. Dom Miguel ging auf Reisen, die Königin, welche verbannt werden sollte, aber sich krank stellte, wurde im Schlosse Queluz in einer Art leichter Haft gehalten.

Am 10. März 1826 starb Johann VI. Sein Testament ernannte seine Tochter Isabella Maria zur Regentin, enthielt aber nichts über die Thronfolge. Wäre sein ältester Sohn im Stande gewesen, den Thron zu besteigen, so hätte über diese kein Zweifel herrschen können. Aber Dom Pedro war durch die Bestimmung behindert, daß die Kronen von Portugal und Brasilien nie wieder auf einem Haupte vereinigt werden sollten, und übertrug seine

Rechte auf seine sechsjährige Tochter Donna Maria da Gloria. Das Thronrecht, das sein Bruder Dom Miguel nach alten, gegen die weibliche Succession auszulegenden Verordnungen der alten Stände beanspruchen konnte, suchte er mit dem seiner Tochter dadurch zu vereinigen, daß er eine Heirath zwischen ihnen vorschlug. Außerdem machte er zur Bedingung, daß eine Verfassung, die er vorlegte, zum portugiesischen Staatsgrundgesetz erhoben würde.

Die Regentin proclamirte die Verfassung und da auch Dom Miguel in Wien sie beschwor und bald darauf seine Zustimmung zu seiner Verlobung mit Donna Maria gab, so ergaben sich die Portugiesen der Hoffnung, daß kein neuer Sturm ausbrechen werde. Er war bereits im Anzuge, und was ihn dieses Mal besonders gefährlich machte, war der Antheil, den die spanische Regierung an den Plänen der portugiesischen Absolutisten nahm. Zweimal wurden Chaves, Abrantes, Silveira auf spanisches Gebiet zurückgetrieben, und beide Male organisirten sie dort ihre Truppen aufs Neue, zogen Verstärkungen an sich und erhielten von den spanischen Behörden Lebensmittel, Kleidung, Waffen und Munition. Als sie zum dritten Male nach Portugal zurückkehrten, überlieferte ihnen die Sympathie eines Theils der Armee und des ganzen Landvolks mehrere der wichtigsten Plätze und Bezirke. In ihrer Noth forderte die Regentin von England den Beistand, der von jenem Reiche nach den bestehenden Verträgen in solchen Lagen geleistet werden mußte. Canning zauderte keinen Augenblick, ein Heer zu schicken. Obgleich die Engländer blos als Reserve auftraten, war die moralische Einwirkung ihrer Anwesenheit doch so groß, daß der Aufstand, der die Provinzen Traz os Montes, Beira, Duero und Alentejo in Flammen gesetzt hatte, in seinen Fortschritten gehemmt und endlich in zwei Schlachten (9. Januar und 2. Februar 1827) zu Boden geschlagen wurde. Canning leistete dem verbündeten Lande darauf noch den weiteren Dienst, daß er Spanien nöthigte, die auf sein Gebiet herübergetretenen Aufrührer zu entwaffnen und von ferneren Beunruhigungen Portugals abzuhalten.

In der Zwischenzeit hatte Dom Miguel in Wien seine Verstellung fortgesetzt und, wie man wissen will, sogar den Fürsten Metternich dadurch getäuscht. Die Versicherungen, die er gab, ahmten die Sprache der Wahrheit so gut nach, daß Dom Pedro den diplomatischen Vorstellungen, es nicht zu einem Erbfolgestreit kommen zu lassen, nachgab und seinem Bruder die Regentschaft übertrug. Am 22. Februar 1828 landete Dom Miguel in Lissabon, am 26. legte er vor den Cortes, die sich zu diesem Zwecke versam-

melt hatten, den Eid auf die Verfassung von 1826 ab. Dennoch wollte kein rechtes Vertrauen entstehen, denn man sah mit Bangen, daß der böse Dämon des Regenten, die verwittwete Königin Carlota, augenblicklich den alten bestimmenden Einfluß wieder übte. Diese unselige Frau hatte manche Beleidigung erduldet und drängte ihren Sohn auf den Weg hin, der sie zur Rache führte. Die liberalen Beamten und Offiziere wurden entfernt, die Cortes aufgelöst, die unteren Classen zu Demonstrationen für das absolute Königthum und zu Beleidigungen gegen die Gebildeten aufgefordert. Nachdem die liberale Partei gänzlich eingeschüchtert war, sammelte man Unterschriften zu Adressen, in denen die Beseitigung der Cortes erbeten wurde. Dom Miguel berief darauf die alten Stände, um ihnen die Frage, ob die Verfassung von 1826 als gültig beizubehalten sei, vorzulegen. Die Wahlen wurden unter einem Einschüchterungssystem vollzogen, aber man hielt doch für nöthig, die Sitzungen dieser Cortes mitten unter den Bajonetten eines Regiments Soldaten zu eröffnen. Die erste Sitzung war auch die letzte. Als die Cortes auf den Vorschlag des Bischofs von Viseu Dom Miguel als absoluten König ausgerufen, hatten sie ihre Arbeit gethan und konnten gehen. (23. Juni 1828.)

In dem Augenblicke, als Dom Miguel die Krone des unumschränkten Herrschers auf sein Haupt setzte, standen in Oporto die Liberalen gegen ihn in den Waffen. Vier Regimenter hatten sich empört und durch den Anschluß der Truppen in der Provinz Minho, der Besatzungen von Coimbra, Condeira, Beira und Aveiro eine beträchtliche materielle Stärke erlangt. Aber es fehlte ein allgemein bekannter und geachteter Führer, und das Landvolk zeigte sich feindlich. Unter den Aufständischen herrschte ferner so wenig Selbstvertrauen, daß sie keinen Angriff auf die anderen Provinzen wagten, sondern sich auf die Vertheidigung beschränkten. Durch Ausreißereien geschwächt, nahmen die Constitutionellen halb entmuthigt eine Schlacht an den Ufern der Vouga an (28. Juli 1828) und wurden bis zur Vernichtung geschlagen. Wenige Tage später ergab sich Oporto, dann ging Madeira für Dom Pedro verloren, und die Constitutionellen hatten von nun an blos noch in der Insel Terceira einen Haltpunkt, den sie auch gegen die Angriffe der Miguelisten glücklich behaupteten. Hier erwarteten sie, durch portugiesische Flüchtlinge und Abenteurer aller Nationen verstärkt, unter tüchtigen Anführern die Ankunft Dom Pedro's, von dem ihnen bekannt war, daß er die brasilische Krone bereitwillig mit jener von Portugal vertauschen werde.

Die fortdauernde Gefahr, welche von Terceira aus dem Regiment Dom Miguels drohte, machte dieses noch gewaltthätiger, als es ohnedies gewesen sein würde. Der Einfluß der verwittweten Königin, welcher bis zum Tode dieser nicht blos leidenschaftlichen, sondern selbst bösartigen und verbrecherischen Frau (Anfang von 1830) der gleiche blieb, ließ die nicht seltenen Anwandlungen von Reue, welche in ihrem Sohne namentlich durch die Vorstellungen der fremden Mächte hervorgerufen wurden, unwirksam vorübergehen. Als Dom Miguel einst die Besorgniß vor einem Einschreiten des Auslandes aussprach, antwortete Donna Carlota: „Um Dich auf Deinem Throne zu befestigen, bedarf es nichts, als die Köpfe der Unzufriedenen abschlagen zu lassen. Die Kabinette Europas werden freilich viel unnützes Papier verschreiben, aber sich wohl hüten, Truppen nach Portugal zu schicken; glaube mir, ich kenne sie." In dem letzten Punkte hatte sie Recht. Nahm doch selbst England, obgleich es die junge Donna Maria als Königin anerkannte und bei ihrem Erscheinen in London (September 1828) als solche empfing, auf den faktischen Besitz Dom Miguels so viel Rücksicht, daß es keinen Gesandten Donna Maria's am Hofe duldete und die flüchtigen Portugiesen nicht nach Terceira gelangen lassen wollte, wohin sie aber doch mit Hülfe amerikanischer Schiffe kamen. Dom Miguel war mithin vor dem Auslande sicher und konnte seine Regierung auf seine Weise befestigen. Der Abgott der Bauern, denen er viele Begünstigungen zu Theil werden ließ, hielt er die gebildeten Stände mit Gewalt nieder und beutete zugleich jede Aeußerung von Unzufriedenheit, die sich unter ihnen zeigte, zu finanziellen Zwecken aus. Nach seinen Gesetzen traf eine Geldbuße von 400,000 Reis jeden, der ein, wenn auch noch so geringfügiges Eigenthum eines Verhafteten oder Geflüchteten verheimlichte, und Vermögenseinziehung war die Strafe, wenn ein Portugiese das Land heimlich verließ oder sich der Anhänglichkeit an Dom Pedro verdächtig machte. Diese Strafen wurden, da es an Mißvergnügten nicht fehlte und die Prevotalgerichte, welche an die Stelle der ordentlichen Gerichte getreten waren, der Ansicht der Regierung über die Schuld eines Verhafteten nicht zu widersprechen pflegten, so häufig ausgesprochen, daß der Staat seine Bedürfnisse größtentheils aus Geldbußen bestreiten und der gutgesinnten Bevölkerung eine thatsächliche Abgabenfreiheit gewähren konnte*).

*) Die unter Dom Miguel's Regierung veröffentlichten französischen und englischen Werke

Der Jubel der französischen Ultras über die Bewältigung der spanischen Revolution hatte seinen guten Grund. Nach der Besiegung der Cortes gab es in Europa keine demokratische Verfassung mehr, und die Liberalen wurden aller Orten sichtlich entmuthigt. Die französischen Wahlen vom Herbst 1823 waren der sicherste Beleg der veränderten Zeitstimmung. Die Ultras trugen den Sieg davon, so daß Villèle, so sehr er auch zu weiteren Zugeständnissen an die Partei entschlossen war, doch für nöthig hielt, die Kammer aufzulösen und auf die neuen Wahlen durch die ganze Maschinerie der Regierungsgewalt Einfluß zu üben. Er bekam durch diese Mittel eine Kammer, in der neben vielen Landedelleuten, welche halb ihm, halb den Ultras folgten, nicht mehr als elf Liberale — Foy, Benjamin Constant, Casimir Perier, Royer-Collard u. a. m. — saßen. Dieser Kammer legte er den Plan vor, die fünfjährige Kammersitzung in eine siebenjährige zu verwandeln und die jährlichen Ergänzungswahlen durch eine allgemeine Wahl zu ersetzen. Die royalistische Mehrheit nahm das Gesetz an, obgleich Royer-Collard mit prophetischem Blick hervorhob, daß die Kraft der Kammer die in der Berührung mit dem Volke liege, bei allgemeinen Wahlen ganz und ungetheilt sich erzeuge, dadurch stärker als die Kraft des Königthums werden und aus dem Werkzeuge der Reform ein Werkzeug der Revolution machen könne. Villèle legte darauf der Kammer ein zweites Gesetz vor, welches die Umwandlung der fünfprocentigen Rente in eine vierprocentige aussprach. Die auf diese Weise ersparten Summen sollten dazu benutzt werden, die ehemaligen Ausgewanderten für ihre in der Revolution erlittenen Verluste zu entschädigen. Auch dieses Gesetz wurde von den Abgeordneten angenommen, aber von den Pairs verworfen. Der unermüdliche Minister richtete nun seine Aufmerksamkeit auf die Presse, in welcher der Liberalismus das Feld, das er in der Kammer verloren hatte,

---

über Portugal geben dem, was im Texte von dem System des portugiesischen Königs de facto gesagt worden ist, Zusätze, welche Grauen erregen. Dom Miguel hat auf Spazierritten die Gewohnheit gehabt, wohlgekleidete Begegnende mit einem Keulenstock niederzuschlagen, er hat die stets überfüllten Gefängnisse durch willkürliche Hinrichtungen geleert, um Raum für neue Gefangene zu gewinnen, er hat die Liberalen in pesthauchende, mit Ungeziefer gefüllte Kerker geworfen, sich dort persönlich an ihren Qualen geweidet, sie verhungern lassen u. s. w. Diese Erzählungen sind aber im höchsten Grade verdächtig, denn es waltet in ihnen der Parteizweck vor, mit grellen Farben der europäischen Welt die Abscheulichkeit einer Ultraregierung vor Augen zu stellen. Die Angaben, die wir aufgenommen haben, sind geschichtlich erwiesen.

noch immer behauptete. Sein abenteuerlicher Plan, alle liberalen Zeitungen durch Kauf an sich zu bringen, scheiterte. Es gab eine bequemere Aushülfe, die Wiedereinführung der Censur, und zu diesem Mittel griff Villèle. (16. August 1824.)

Das Ende Ludwig's XVIII. nahte mit starken Schritten heran. Mit Mühe erhielt die Kunst der Aerzte das Leben in dem unförmlichen, keiner Bewegung mehr fähigen Körper. Aber der Geist blieb bis zum letzten Augenblicke hell, und der Sterbende war sich der Lage, in der er das Reich hinterließ, vollkommen bewußt, als er seinem Thronerben mit brechender Stimme sagte: „Ich habe zwischen den Parteien lavirt, wie Heinrich IV., aber ich habe vor ihm den Vorzug, daß ich in meinem Bette, in den Tuilerien, sterbe. Handeln Sie, wie ich gethan habe, und Sie werden zu demselben Ende des Friedens und der Ruhe gelangen. Ich verzeihe Ihnen allen Kummer, den Sie mir gemacht haben, in der Hoffnung, die ich in Ihr Benehmen als König setze." Am 16. September 1824 hatte Ludwig XVIII. ausgekämpft. Karl X., bis dahin Graf von Artois, besaß Tugenden, welche seinem Vorgänger gefehlt hatten. Er war charakterfest, treu und ehrlich, richtete aber unglücklicher Weise die Ausübung dieser Eigenschaften auf ein Ziel, das er als unerreichbar erkannt haben würde, wenn sein beschränkter Geist nicht in den Kreis der Anschauungen und Wünsche der Ultras festgebannt gewesen wäre. Eine traurige Verblendung spiegelte ihm vor, daß der französische Geist, wenn die vor 1789 in Geltung gewesenen Institutionen wieder hergestellt würden, sich dem alten Kleide wieder anbequemen werde. Seine Umgebung, welche aus eben den Ultras bestand, die in der sogenannten geheimen Regierung des Pavillons Marsan und in der Congregation die Hauptrolle gespielt hatten, bestärkte ihn in diesem Irrthum. Nun ein König ihren Sinnes auf dem Throne saß, glaubten diese Leute am Vorabend des sicheren Siegs zu stehen und beschworen den Monarchen jeden Tag, das Werk der Wiedergeburt zu beginnen.

Eine gewisse Volksbeliebtheit konnte für die Zwecke der neuen Regierung nicht anders als förderlich sein, und aus diesem Grunde begann Karl X. mit zwei liberalen Maßregeln: einer Amnestie für politische Verbrecher und der Aufhebung der Censur. Als er zum ersten Male vor den Kammern erschien, erklärte er, „nachdem er als Unterthan geschworen habe, die Charte und die mit ihr verbundenen Einrichtungen aufrecht zu erhalten, werde er die Gewalt,

nun sie sich in seinen Händen befinde, ungetheilt darauf verwenden, zum Wohle seines Volks den großen Act zu befestigen, den er zu beschützen geschworen habe." Unmittelbar nach diesen Worten eröffneten die Freunde und Schützlinge des Königs ihren Feldzug gegen die von ihnen revolutionair genannten Einrichtungen Ludwigs XVIII. In ihrer Siegestrunkenheit verriethen sie selbst, wohin sie strebten, und daß sie nicht eher ruhen würden, als bis Adel und Geistlichkeit das seit 1789 Verlorene zurückerhalten, in der Verwaltung und in den Gerichten die Satzungen der alten Monarchie wieder Geltung erlangt hätten.

Zwei Gesetze über die Entschädigung der Ausgewanderten und die Heiligthumsschändung waren die ersten wichtigen Maßnahmen Karls X., welche zur öffentlichen Erörterung kamen. Was die Entschädigung der Ausgewanderten betraf, so konnten die Bourbons kaum anders, als den Getreuen, welche mit ihnen Frankreich verlassen und wie sie selbst die Revolution nie anerkannt hatten, einen Schadenersatz für die Verluste zu gewähren, die ihnen durch ihre Gesinnung erwachsen waren. Ueberdies war eine solche Maßregel nach einer andern Richtung hin eine beruhigende, da die Käufer der Nationalgüter in ihrem Besitz ganz sicher wurden, wenn man die ehemaligen Eigenthümer mit Geld abfand. Dennoch hatte Ludwig XVIII. die immer wiederkehrenden Forderungen einer Entschädigung bis auf die letzte Zeit zurückgewiesen, weil er wußte, daß die Volksstimme darin eine Belohnung des Vaterlandsverraths sehen würde, eine Prämie für Franzosen, die gegen Frankreich in den Waffen gestanden hatten. Karl X. forderte tausend Millionen Franken und erhielt sie. Bei der Vertheilung dieser Summe an die Betheiligten ergab sich freilich, daß die Gönner und Angehörigen der liberalen Partei den stärksten, die Ultras den geringsten Antheil erhielten, aber darauf nahm die öffentliche Meinung, welche zuweilen vorgefaßte Ansichten wider Recht und Vernunft festzuhalten liebt, keine Rücksicht. Man wiederholte überall die Worte Dupont's von der Eure in der Kammer: „Man will der ganzen Revolution den Proceß machen und dreißig Millionen Menschen verurtheilen, der Auswanderung Abbitte zu leisten."

Das Gesetz über die Heiligthumsschändung war das Werk des Theils der Geistlichkeit, welche die Frömmigkeit mittelst der Zuchtruthe des Staats verbreiten wollte. Die strengsten Strafen sollten jeden treffen, der ein Heiligthum entweihe, den Kirchendieb der Tod, den, welcher in einem heiligen Orte

ein Vergehen sich zu Schulden kommen lasse, längere Haft oder eine Geldbuße bis zu 1000 Franken. In den Kammern sprachen außer den Liberalen auch gemäßigte Royalisten gegen das Gesetz. „Die christliche Religion," sagte Chateaubriand, der seit dem Juni 1824 nicht mehr Minister war, „die christliche Religion zieht es vor, zu verzeihen, statt zu strafen; sie verdankt ihre Siege dem Erbarmen; sie bedarf keiner Blutgerüste, außer für ihre Märtyrer. Der Gesetzentwurf, den man uns vorlegt, verletzt die Menschlichkeit, ohne die Religion zu schützen." Diesen human christlichen Worten setzte Graf Bonald die Aeußerung entgegen: „Wenn die Guten ihr Leben der Gesellschaft als einen Dienst schulden, so schulden die Bösen es ihr als ein abschreckendes Beispiel. Die Religion befiehlt dem Menschen, zu verzeihen, aber sie befiehlt zugleich der Gewalt, zu bestrafen, denn nicht ohne Ursache, sagt der Apostel, trägt diese das Schwert. Der Erlöser hat für seine Henker um Gnade gebeten, aber sein Vater hat ihn nicht erhört, er hat die Strafe sogar auf ein ganzes Volk ausgedehnt. Der Heiligthumsschänder wird durch das Todesurtheil blos vor seinen natürlichen Richter geschickt." „Furchtbare Aeußerungen," antwortete Graf Pasquier dem Fanatiker, „welche uns an jenen Ausruf des Inquisitors in dem Kriege gegen die Albigenser erinnern: Schlagt todt, schlagt alles todt, Gott wird die Seinigen schon herausfinden."

Im Mai 1825 begab sich Karl X. mit seinem Hofstaat, seinen Garden, den fremden Gesandten und einem überaus glänzenden Gefolge nach Rheims, um sich mit dem heiligen Oel salben zu lassen. Es war nichts gespart worden, um die Feierlichkeit zu einer pomphaften zu machen. Monate vorher und noch lange nach dem 29. Mai, an welchem Tage die Krönung stattfand, hörte und las man von nichts, als von der Pracht der Costüme, dem Geschmack der Anordnung, den Millionen, welche dieser eine Tag gekostet hatte. Es war Karl X. dabei nicht nur um die Befriedigung seiner Vorliebe für Gebräuche, bei denen sich die Majestät des Königthums entfalten kann, sondern auch darum zu thun gewesen, den schaulustigen Franzosen zu imponiren. Er war in dem guten Glauben, daß ihm dies gelungen sei, und führte sein System eifriger denn je der Vollendung entgegen. Die Uebergabe der Erziehung des Herzogs von Bordeaux an einen Ultramontanen, die Berufung von zwei derselben Richtung folgenden Geistlichen, Latil und Clermont-Tonnerre, in den geheimen Rath, die Bevorzugung der geräuschvoll Frommen bei allen Aemtern, selbst im Heer, unduldsame Schritte gegen Freidenkende, rei-

ßend schnelle Ausbreitung der religiösen Vereine unter dem Schutz der Krone, alle diese nach der Krönung hervortretenden sprechenden Symptome verwischten den Eindruck, den die Ceremonie von Rheims gemacht hatte.

Katastrophen kündigen sich lange vorher durch Zeichen an, die anfangs einzeln, dann gruppenweise auftauchen, als wollten sie eine Warnung aufzwingen. Karl X. konnte die Zeichen der Zeit erkennen, als bei dem Begräbniß des Generals Foy, obgleich ein kalter Decemberhimmel Ströme von Regen niederschickte, 100,000 Menschen der Leiche des liberalen Parteiführers das letzte Geleit gaben, als eine Flugschrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten bei dem großen Publicum, einem großen Theile der royalistischen Partei, der Pairskammer warme Theilnahme fand. Die Pairs bewiesen häufig ihre Unabhängigkeit, die Abgeordneten wurden schwieriger, zweite und erste Kammer verwarfen gleicher Weise ein Gesetz, welches das Erstgeburtrecht, vorläufig bei großen Gütern mit mehr als dreihundert Franken Grundsteuerbelastung, einführte, und an dem Tage, als dieses geschah, veranstalteten die Pariser eine allgemeine Beleuchtung der Stadt. Ein zweites Gesetz, das die Presse zum Schweigen verurtheilt haben würde, erlitt gleichfalls das Schicksal, verworfen zu werden, ein drittes, zur Umgestaltung der Schwurgerichte bestimmt, wurde von den Pairs so verändert, daß es zu einer Garantie für das Volk wurde. Villèle führte darauf nochmals die Censur wieder ein und verfügte die Auflösung der Nationalgarde von Paris, aus deren Reihen Karl X. bei einer Musterung von wenigen Stimmen den Ruf: „Es lebe der König!“ und von ganzen Legionen das Feldgeschrei: „Nieder mit den Ministern, nieder mit den Jesuiten!“ gehört hatte. Villèle erklärte sich noch nicht besiegt. Er verlangte vom König die Auflösung der zweiten Kammer, die Vermehrung der ersten um 86 Pairs, und erlangte beides, da er das zuversichtliche Versprechen gab, daß er nach diesen Verordnungen den Befehlen des Königs Gehorsam verschaffen werde. Das wirkliche Ergebniß war das entgegengesetzte: die Wahlen zur zweiten Kammer trafen 303 Männer, welche Villèle als Gegner kannte, und nur 125 Ministerielle. Die Mittel des Ministers waren erschöpft; am 3. Januar 1828 reichte er mit seinen Amtsgenossen seine Entlassung ein, welche angenommen wurde.

In dem neuen Ministerium nahmen nur Royalisten von gemäßigten Gesinnungen Stellen ein, Martignac, Portalis, Roy, Vatismenil u. a. Die Gesetze, welche diese Verwaltung vorlegte, gingen aus der Tendenz hervor,

die öffentliche Meinung mit der Regierung zu versöhnen. Martignac beantragte gleich zu Anfang eine jährliche Revision der Listen der Wähler und der Geschwornen, ein Preßgesetz, welches die Censur wie die vorhergehende Genehmigung des Ministeriums für neue Zeitschriften abschaffte, und erhielt für beide Anträge die Genehmigung der Kammern. Sodann stellte er die acht Secundairschulen, welche den Jesuiten übergeben worden waren, unter die Aufsicht der Universität zurück und verordnete, daß Niemand als Lehrer zugelassen werden solle, der nicht die Erklärung unterzeichne, daß er keinem der in Frankreich verbotenen religiösen Vereine angehöre. Die Ultramontanen boten vergebens alles auf, die Jesuiten und geheimen Gesellschaften zu retten. Clermont-Tonnerre, Geheimerath und Erzbischof von Toulouse, ging so weit, im Namen der Bischöfe dem König zu sagen: „Es widerstreitet unserm Gewissen, der weltlichen Macht das Recht zuzugestehen, daß sie sich in den geistlichen Unterricht mische. Wir schicken Tag und Nacht unsere Gebete für den allerchristlichsten König zum Himmel, aber wir sind auch des Gebots eingedenk, welches uns die Pflicht auflegt, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.“ Martignac blieb fest, und der König fand es noch nicht an der Zeit, seinen halbliberalen Minister zu entlassen. Die Geistlichkeit fügte sich endlich auf den unmittelbaren Befehl des Papstes, worauf die Mehrzahl der Jesuiten Frankreich verließ.

Nachdem Martignac durch eine Reihe volksbeliebter Anordnungen seinen Bruch mit den Ultras unheilbar gemacht hatte, glaubte die liberale Kammermehrheit ihn ganz zu sich herüberziehen zu können. Als dies mißlang, entzog sie ihm ihre Unterstützung, griff seine Finanzverwaltung an, welche in der That Blößen darbot, und opponirte auch einem Gesetz über die Departemental- und Gemeindeverwaltung, das zu dem Besten gehörte, was dieses oder ein früheres Ministerium dem Lande dargeboten hatte. Dieses Gesetz legte nämlich Bresche in jenes System bureaukratischer Centralisation, welches jetzt so weit ausgebildet worden war, daß jede Gemeinde, welche eine Brücke oder Straße bauen, ein öffentliches Gebäude ausbessern wollte, dazu einer Ermächtigung von der Centralstelle in Paris bedurfte. Mit dem Grundsatze, Provinz und Gemeinde auf die eigenen Füße zu stellen, war die linke Seite einverstanden, aber sie verlangte von dem Minister, daß er die Unabhängigkeit von der Regierung vollständig mache und bei den Wahlen für die zu bildenden Räthe der Departements, der Bezirke und Gemeinden nicht blos den Reichen

Wahlrechte gebe, sondern auch die Mittelclassen zulasse. Beides konnte Martignac nicht bewilligen, da er sich gegen den König gebunden hatte. Er beharrte dabei, daß die Regierung die Bürgermeister und Gemeinderäthe in den Städten ernennen müsse, und daß die Wähler allein aus den Höchstbesteuerten bestehen dürften. Da die Höchstbesteuerten jene großen Grundbesitzer waren, welche bisher für die Ultras gestimmt hatten, so ging die Linke wegen dieser Bestimmung ein Bündniß mit der Rechten ein, welcher das ganze Gesetz verhaßt war, und aus dieser Coalition entsprang die Verwerfung der Maßregel. Die Hofpartei ließ den Liberalen nicht Zeit, sich mit dem Ministerium zu versöhnen. Am 30. Juli 1829 wurden die Kammern geschlossen, am 8. August hatten Martignac und die übrigen Minister ihre Entlassung. Das neue Ministerium bildeten der Fürst von Polignac, dem König durch ein zartes Geheimniß theuer, Bourmont, Labourdonnaye, der später durch Montbel ersetzt wurde, Haussez, Chabrol, Courvoisier, Guernon de Ranville. Alle diese Männer waren Ultras vom ausgesprochensten Charakter und mehrere von ihnen der Nation besonders verhaßt: Bourmont, weil er am Vorabend der Schlacht von Waterloo zu den Verbündeten übergegangen war, Polignac wegen seiner ewigen Verschwörungen gegen Napoleon, seines Hasses gegen die Verfassung, seines Gehorsams gegen die Jesuiten. Ein Ministerium, aus solchen Parteimännern gebildet und mit Polignac an der Spitze, konnte nur darum ernannt worden sein, um der Charte Ludwigs XVIII. und allen Einrichtungen, die aus dem Schiffbruch der Revolution übrig geblieben waren, den Krieg zu erklären. Die denkenden Royalisten, die Gemäßigten aller Parteien trauerten, nur die Ultras von rechts und links frohlockten, denn sie sahen vor diesem Ministerium die Schranke fallen, welche sie bisher abgehalten hatte, sich mit den Waffen in der Hand auf einander zu stürzen. „So ist es also noch einmal zerrissen," rief das gemäßigte Journal des Debats aus, „das Band der Liebe und des Vertrauens, welches das Volk an den Monarchen knüpfte! Siehe da noch einmal den Hof mit seinem alten Groll, die Auswanderung mit ihren Vorurtheilen, das Priesterthum mit seinem Freiheitshasse, wie sie vereint sich auf Frankreich und seinen König werfen. Was das Land errang durch vierzig Jahre voll Mühen und Leiden, entreißt man ihm, was es zurückstößt mit aller Macht seines Willens, drängt man ihm gewaltsam auf. Die Männer, welche jetzt die Verwaltung leiten, wollten sie auch gemäßigt sein, sie könnten es nicht. Der Haß, den ihr Name in allen Gemüthern weckt, ist zu

tief, um nicht zurückgegeben zu werden. Gefürchtet von Frankreich, werden sie Frankreich furchtbar werden. Unglückliches Frankreich, unglücklicher König!"

Es war ein reiner Wahnsinn, daß Polignac und die Seinigen eine Rückkehr zu dem alten Regimente des Hofs und der Parlamente für möglich hielten. Es stand ihnen Alles entgegen, die materiellen Interessen wie die geistige Strömung. Adel und Geistlichkeit hatten ihren früheren Reichthum nicht mehr, und von dem patriarchalischen Verhältniß, wie man die alte Unterthänigkeit des Bauern unter dem Gutsherrn gern mit einem wohltönenderen Namen nannte, war keine Spur mehr vorhanden. Durch die Käufer der Nationalgüter war eine zahlreiche Classe von Gutsbesitzern entstanden, welche die adeligen Gutsherren mit dem entschiedensten Haß betrachtete. Die Entlastung und Theilbarkeit des Bodens hatte ferner eine große Menge kleiner und kleinster Grundbesitzer hervorgerufen, denen die Gesetze nunmehr gestatteten, den angeborenen Trieb des Franzosen, irgend ein Stückchen Land als eigen zu erwerben, zu befriedigen und die durch die erneuerten Versuche der Ultras, wieder geschlossene Güterbestände zu schaffen, in fortdauernder Unruhe erhalten wurden. Gleichheit der Interessen vereinigte diese kleinen Leute mit den Käufern der Nationalgüter, und es gab im Norden und in der Mitte Frankreichs große Landstriche, wo die Bourbons fast die Gesammtheit der ländlichen Bevölkerung gegen sich hatten. Unter derselben fand man sehr viele Soldaten, Offiziere und Generale Napoleons, die eine unkluge Politik aus dem Heere entfernt hatte. Eben so begegnete man in den Fabriken und in den Handelshäusern einer großen Anzahl von Bonapartisten aus dem Militairstande, zu denen sich die Beamten gesellten, welche bei den verschiedenen Reinigungen ihres Standes ausgemerzt worden waren. Unter solchen Umständen konnte die Stimmung der industriellen Bevölkerung, welche von Haus aus durch die royalistischen Lobreden auf das Glück des reinen Ackerbaustaats abgestoßen wurde, nicht die beste sein. In der That waren die Fabrikanten und Kaufleute bei allen Abstufungen der Opposition bis zu der republikanischen abwärts zahlreich zu finden, und in der Blüthezeit der französischen Carbonaria waren die Namen Reisediener und revolutionairer Agent so gut wie identisch. Der Reisediener legte seine Musterkarten oder Proben vor, wechselte ein paar geheime Zeichen aus und ging dann zu dem wahren Zweck seiner politischen Sendung über. Wie das Treiben der Ultras

außerhalb der Partei wirkte, davon ist der Baron von Ternaux ein Beispiel. Dieser Industrielle, vielleicht der bedeutendste der Restaurationszeit, verließ 1815 mit den Bourbons Frankreich und endete damit, der Opposition seine großen Mittel zu leihen. Für Handel und Fabriken zeigten sich in Folge des Regierungssystems, Massen von Intelligenz aus dem Beamtenstande und dem Heer auszustoßen, die wohlthätigsten Wirkungen. Kapital, Intelligenz und Arbeit schlossen jene innige Verbindung, welche das Ideal des Nationalökonomen ist. Das Elsaß, ein Hauptsitz des Bonapartismus und Liberalismus, wurde zu dem Muster eines Manufakturlandes. Maschinen-, Spinn-, Web- und Druckfabriken, alles fand sich da beisammen, die Mechaniker, Zeichner und Techniker hatten dort ihre Heimath. Das Elsaß wurde zu einer großen Druckereischule, wo die Meister und Werkführer des ganzen Fabrikationszweigs sich ausbildeten. Ihm ist es zuzuschreiben, daß Europa an den anmuthigen und leichten Geweben Geschmack fand, die mit so wenig Kosten alle Wohnungen zieren und worin sich alle Frauen so wohlfeil kleiden. Lyon behauptete den industriellen Ruf, den seine Seidenarbeiten ihm verschafft haben. Allerdings vergesellschafteten sich die namhaftesten Künstler mit der Industrie und lieferten unübertreffliche Muster, zu welcher Arbeit deutscher Künstlerdünkel sich nicht verstehen mochte. Ja, wir müssen sogar Gelehrtennamen unter den Förderern der französischen Industrie nennen. 1820 kaufte Amadée Joubert, ein bekannter Orientalist, für Ternaux in den Steppen der freien tatarischen Bucharei dreizehnhundert Caschemirziegen und begründete auf diese Weise die Verfertigung der französischen Caschemirschawls.

Finanzielle Rücksichten zwangen die Regierung, den leidenschaftlichen Wunsch der Industrie nach Schutzzöllen zu erhören. Der Tarif von 1822 ging aber zu weit, denn er führte ein Prohibitivsystem ein. Er schloß baumwollene und wollene Zeuge von der Einfuhr aus und erhöhte die Eingangszölle auf fremdes Eisen, ausländischen Zucker, Leinwand und die meisten übrigen Waaren so unverhältnißmäßig, daß die Einfuhr derselben unmöglich wurde. Der Nutzen, den dieses Prohibitivsystem für Frankreich, wo es noch immer eifrige Vertheidiger findet, gehabt hat, ist ein sehr problematischer. Stimmt man auch nicht mit den besten französischen Nationalökonomen ein, daß die zu große Anhäufung baaren Geldes, zu der die Schwierigkeit Rückfrachten zu finden geführt hat, eine Calamität für das Land ist, so ist doch so viel außer Zweifel, daß der französische Tarif in andern Ländern Erwiede-

rungen hervorgerufen und dadurch den Absatz der französischen Fabrikate vermindert hat. Vier Jahre nach diesem Tarif führte die Regierung auf das Drängen der zweiten Kammer in die Viehzölle Sätze ein, welche eine sechszehnfache bis fünfundzwanzigfache Erhöhung des Zolls vom Jahre 1816 enthielten. Diese mehr als übertriebenen Steuern wurden nicht aus einem nationalökonomischen Gesichtspunkte verlangt und bewilligt, vielmehr gab ein politisches Motiv den Ausschlag. Nachdem man die alte Monarchie hergestellt hatte, wollte man auch die ständische Gliederung und vor allem die Grundaristokratie und den großen Besitz herstellen. Um einen Schutz des Ackerbaues in der nationalökonomischen Bedeutung des Worts handelte es sich nicht, sondern darum, den Werth der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu steigern, dadurch die Grundrente zu erhöhen, die Classe der reichen Grundherren wieder zu beleben, kurz die Gegenrevolution zu erleichtern. Die Entschädigungsmilliarde für die Ausgewanderten, die übertriebene Vermehrung der Abgaben für fremdes Vieh und ausländische Wolle, die Einführung eines Getreidezolles, alle diese Maßregeln strebten demselben Ziele zu.

Die Naturwissenschaften stehen bei den Franzosen im höchsten Ansehn, und was diese öffentliche Theilnahme unter der Restauration noch besonders erhöhte, das war die polytechnische Schule, der Stolz und das Schoßkind der Revolution, die man wie ein Palladium des Fortschritts in den exacten Wissenschaften hochhielt. Aus dieser Schule ging auch Franz Arago hervor, der den Sälen, in denen die großen Fähigkeiten seines Geistes zu früher Reife gediehen waren, bis zum Tode treu blieb, sie häufig besuchte und den Fortschritten der Jugend mit der Zärtlichkeit eines Vaters und der Pietät eines dankbaren Schülers folgte. Neben Alexander von Humboldt steht Arago einzig da als populaires Genie durch Erschließung und Verbreitung wissenschaftlicher Fragen in weitere und weiteste Kreise und durch Anwendung der neuen Entdeckungen auf das praktische Leben. Er hatte im höchsten Grade die Gabe, die Sprache der technischen Formeln in die gemeinverständliche Sprache zu übersetzen und die algebraischen Räthsel des Himmels mit gefälliger Klarheit aufzulösen. Er war ein Organ der Vermittlung zwischen der Wissenschaft und den Massen. Den poetischen Gehalt der Wissenschaft ließ er bei Seite liegen. Die dichterische Ader fehlte seinem Organismus, Schilderungen, wie sie unseres Humboldts „Ansichten der Natur“ auszeichnen, würde man in seinen Werken vergebens suchen. Einer der bedeutendsten Naturforscher des älteren

Geschlechts, Lakanal, verlebte die ganze Restaurationszeit in freiwilliger Selbstverbannung an den Ufern des Mobile, wo ihm der Congreß der Vereinigten Staaten Ländereien eingeräumt hatte. Geoffroi St. Hilaire und Cuvier suchten die Prophezeiung Dubenton's, daß die Zoologie eine französische Wissenschaft werden müsse, wahr zu machen. Geoffroi mühte sich sein ganzes Leben lang ab, in der Zoologie jenes große Gesetz der Einheit organischer Bildung herzustellen, vermöge dessen die ganze Thierwelt sich auf ein einziges Exemplar zurückführen läßt. Cuvier leugnete diese Einheit in der Mannigfaltigkeit, sein analytischer Geist grenzte jedes organisirte Wesen in eine feste und ewig unveränderliche Form ein, deren isolirte Charakterzüge einfach zu beschreiben die einzige Aufgabe der Wissenschaft sein sollte. Cuvier nahm sich auch die Denkmäler der Geschichte zum Vorwurf, wobei er das meiste Licht aus der vergleichenden Anatomie schöpfte. Mit Hülfe eines neuen Princips, dem der Wechselbeziehung der Organismen, gelang es ihm, die längst begrabenen Thiere wieder zu erwecken und aufs Neue auf unserer Weltbühne herzustellen. Seine Methode trug sehr viel zur Festsetzung des Charakters der verschiedenen Zeitalter unseres Weltalls bei. Man darf indessen nicht Cuvier allein die geologischen Eroberungen zuschreiben, welche in neueren Werken unter seinem Namen verzeichnet sind; er wurde bei seinen Entdeckungen von anderen bedeutenden Gelehrten unterstützt. In der Physik zeichneten sich Fresnel und Biot aus, in der Chemie Ampère, nach dessen Theorie der elektro-dynamischen Kräfte der Magnetismus in elektrischen Strömen besteht, welche um die Theilchen der Körper in kreisenden Bewegungen sich verbreiten.

Die materialistische Richtung, welche die Theologen den Naturwissenschaften vielfach vorwerfen, verursachte der französischen Partei, welche das Banner des Glaubens gern über die gesammte Welt ausgebreitet hätte, manche sorgenvolle Stunde. Die Bekehrung der Naturforscher gelang nun wohl bei Einzelnen, so ganz besonders bei Cuvier, aber im Ganzen lieferten doch die desfallsigen Versuche niederschlagende Resultate. Je mehr die „heidnische Naturkunde" Lieblingsstudium des Volks war, um so thätiger beeiferte man sich, sie mit christlichen Waffen zu bekämpfen. Der Schriftsteller, welcher unter dem Beifall und mit der thatkräftigen Unterstützung der Ultraroyalisten die Religion, worunter man gewöhnlich die unduldsame Frömmelei verstand, in Wechselbeziehungen zur Gesellschaft, zur Gemeinde, zum Staat zu bringen bemüht waren, gab es eine Legion; scheidet man aber diejenigen aus, bei denen

der Eifer das Talent zu ersetzen hatte, so bleiben drei, höchstens vier Namen, Bonald, Maistre, Lamennais, vielleicht auch noch Eckstein, ein den Franzosen wenig verständlicher Mystiker der deutschen Schule. Von bedeutenden Kanzelrednern besaß Frankreich nur einen, und dieser eine, Frayssinous, konnte nur dadurch so wirksam werden, daß er sich an den Verstand seiner Zuhörer wandte.

Die Thätigkeit des Clerus erweckte unter den Weltlichen der anderen Seite eine entsprechende Rührigkeit. Man griff zunächst in das Arsenal des philosophischen Jahrhunderts, verbreitete Rousseau's und Voltaire's Werke, deren Druck unter Napoleon so gut wie geruht hatte, in zehn verschiedenen, den Geldmitteln aller Classen angepaßten Ausgaben, und veranstaltete die erste vollständige Ausgabe von Diderot's Schriften. Indem die Philosophie auch productiv sein wollte, schöpfte sie unwillkürlich aus den von Reichthum strotzenden deutschen Quellen. Victor Cousin versprach eine neue eklektische Philosophie, die das Beste aus allen Systemen zusammenreihe, zwischen dem Idealismus und Materialismus die Mitte halte, aufkläre, aber nicht zerstöre, und gab unter diesem Aushängeschild wesentlich deutsche Philosophie, Ideen von Kant und Hegel. Nicht minder wurzelte die Religionsphilosophie, welche Benjamin Constant den Franzosen zu geben versuchte, auf deutschem Boden. Lordet übersetzte Jahn's Volksthum, Quinet Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Ein Protestant aus dem Elsaß, Joseph Willm, gründete **1826** eine Révue Allemande, die als Révue Germanique bis **1836** bestanden hat. In den letzten Jahren der Restauration war der Einfluß dieser Revue besonders groß, denn in dieser Zeit bildete sie mit dem protestantischen Blatt Le Semeur und mit dem von Dubois geleiteten Globe das Kleeblatt der wissenschaftlichen Oppositionspresse.

Die an Zahl schwachen Abgeordneten der zweiten Kammer und Schriftsteller, die man als Doctrinairs in einer spätern Zeit verspottete, waren nicht blos als die ersten durchgebildeten Constitutionellen auf dem Festlande einflußreich, sondern wurden es auch durch die Anregung, welche sie den Wissenschaften, namentlich der Geschichte, gaben. Die Versöhnung der Gegensätze, die gefahrlose Anknüpfung der Extreme an eine mit dem Uebergewicht versehene richtige Mitte, welche sie für die Gegenwart anstrebten, suchten sie in der Geschichte nachzuweisen, vorzugsweise in der englischen, die ihnen Lehrerin war. In ihren guten Stunden nahm die Restauration die Unter-

stützung der Doctrinairs an, der an Geist und Kenntnissen reichste unter ihnen, Franz Guizot, war mehrmals in einem höhern Amt. Guizot glaubte die englischen Institutionen auch nach Frankreich verpflanzen zu können und wollte für sein Vaterland noch mehr, nämlich die englische Entwicklung. Auf diese kam er in allen seinen Schriften zurück, indem er nachwies, wie ein Volk seine Erkenntnisse ausdehne, durch welche langsame und geheimnißvolle Arbeit es endlich zum manneskräftigen Staatsleben reif werde, welche bedeutsame und berechtigte Stellung die geschichtliche Ueberlieferung in der ganzen volklichen Existenz behaupte. Sein Geschichtswerk über die englische Revolution verdient auch jetzt noch gelesen zu werden, nachdem Macaulay denselben Gegenstand behandelt hat. Die Aufwärmung der Theorie des Grafen Boulainvilliers, daß der Adel und der Bürgerstand Frankreichs zwei ganz verschiedenen Völkern angehöre, der Adel aus den siegreichen Franken, der Bürgerstand aus den besiegten Galliern hervorgegangen sei, regte Augustin Thierry zu Studien an, deren unschätzbare Früchte zwei Werke über die Normannen und über die Geschichte Frankreichs waren. Jetzt erst, kann man sagen, lernten die Franzosen ihre eigene Geschichte kennen, denn bis dahin hatte man, wie Chateaubriand sagt, „den Typus einer ernsten, würdigen, unveränderlichen Monarchie im Kopfe, die immer mit ihren drei Ständen und dem Parlamente in langem Talar sich gemessen vorwärts bewegte.“ Thierry und Guizot sind die Wiederhersteller der Geschichtschreibung in Frankreich, für ihre Popularisirung hat die strenge Wissenschaft zwei Geschichtschreibern der Revolution, die als Publicisten in der Tagespresse zuerst bekannt wurden, Thiers und Mignet, ihren Dank abzustatten.

Villemain, ein Akademiker und zugleich ein Lehrer, den die Jugend mit Begeisterung hörte, ein geachteter Geschichtschreiber und als Literarhistoriker und Kritiker das Vorbild einer geistreichen Schule, möge uns zu der Poesie hinübergeleiten. An der Schwelle derselben begrüßt uns die heitere Gestalt des liebenswürdigsten aller französischen Sänger, Béranger's, dessen Lieder den wählerischsten Kunstkenner befriedigen und das Entzücken des Volks sind und bleiben werden. Der politische Grundton, der aus seinen Gedichten klingt, herrscht noch entschiedener in den musterhaften Pamphleten Paul Louis Courier's, des elegantesten und geistreichsten Kunstprosaikers der Restauration. So gefährlich war dieser Meister der entschiedensten Ironie und der logisch scharfen Polemik den Leuten der äußersten Rechten, daß, als er eines Tags

ermordet vor seiner Thür gefunden wurde, eine unparteiisch geführte Untersuchung den Verdacht nicht erstickte, daß er, wie er es selbst oft prophezeiet hatte, als ein Opfer der Scheinheiligen (cagots) geendet habe. Die übrigen namhaften Dichter der Periode von 1815 bis 1830 vertheilen sich fast alle unter die beiden Gruppen der Classiker und Romantiker. Einen Geschmack und Regeln zu stürzen, die aus dem siebenzehnten Jahrhundert stammten und von der gewaltigsten Umwälzung der Welt nicht erschüttert worden waren, eine logisch verbundene Kette von Meinungen zu sprengen, die in das Denken und Fühlen der Nation wie eingenietet war, eine Sprache fortzubilden, die Jedermann für fertig hielt, in die Literatur die Gährung hineinzutragen, die im Staatsleben herrschte, kurz eine Literatur zu revolutioniren, die an Stabilität ihres Gleichen nicht hatte — dieses Unterfangen der Romantiker erregte Kämpfe, vor denen selbst die politische Aufregung von Zeit zu Zeit zurücktrat. Die politischen Tendenzen mischten sich übrigens auch in diesen Streit. Die Classiker waren meistens Liberale, die Romantiker zählten damals noch zu den Royalisten und waren außerdem nicht national, sondern Schüler der Deutschen und Engländer. Victor Hugo, das Haupt der Romantiker, feierte in seinen ersten Oden die Bourbons und die Kirche, ebenso Lamartine. Sie sind die bedeutendsten Dichter der Schule, zu der auch Alfred de Vigny, Alexander Dumas, Sainte-Beuve u. a. m. gehörten. Casimir Delavigne war auf der classischen Seite, der er jedoch halb und halb untreu wurde, der gefeiertste Name. 1818 traten die Romantiker auf, von 1825 an war ihr Kampf mit den Classikern sehr heftig, und am Schlusse der Periode hatten sie den Sieg davon getragen. Im Bewußtsein ihrer Schwäche riefen die Classiker zuletzt die Hülfe der Regierung an und verlangten in einer Bittschrift, daß die Aufführung romantischer Stücke auf dem Theater Français nicht gestattet werde.

Wenn die Classiker von einer Verwilderung des Geschmacks sprachen, die durch die Romantiker zu befürchten sei, so konnten sie besonders auf den Roman hinweisen. Die sittlichen und künstlerischen Verirrungen der deutschen Romantiker wiederholten sich in Frankreich in einem stärkeren Grade. Das haarsträubende Genre vertrat mit hervorragender Virtuosität Eugen Sue, in dessen Romanen aus der Restaurationszeit schon eine gewisse socialistische Tendenz hervortritt, indem gezeigt werden soll, daß die Verfassung unserer Gesellschaft die Schlechten triumphiren läßt und die Guten zum Untergange verurtheilt. Der Einfluß, den Walter Scott auf die französischen Romanschriftsteller übte, erstreckte

sich nicht so weit, daß seine Nachahmer jenseits des Kanals seine Keuschheit sich zum Muster genommen hätten. Glücklicher Weise konnte der allgemeine Hang zum Häßlichen und Frivolen die Massen noch nicht vergiften. Das Feuilleton der politischen Zeitungen, das schöngeistige Sachen in alle Hände bringt, blühte unter dem Kaiserreiche und dann wieder unter der Julimonarchie, aber nicht in der Restaurationszeit. In dieser überwog das politische Interesse, und zwar sehr zum Nachtheil der Bourbons. Nach einem geheimen Polizeiberichte war schon im Jahre 1824 das Verhältniß der Regierungsorgane und der Oppositionsblätter dieses, daß die ersteren 14,274, die letzteren 41,330 Abnehmer hatten. Der Unterschied von 27,056 zu Gunsten der Opposition vermehrte sich in dem nächsten Jahre bereits auf 31,400 und stieg in demselben Grade, als die Regierung ihre antinationale Politik ausbildete.

Die spanische Literatur bereicherte sich in der Zeit von 1815 — 1830 sehr wenig. Will man die spanische Poesie der Periode kennen lernen, so muß man sie in den Cortesverhandlungen aufsuchen, wo sie zum Schaden des Landes blühte. Die Mehrzahl der Dichter bestand aus Liberalen, die das bittere Brod der Verbannung essen mußten. Im Auslande ist Martinez de la Rosa der bekannteste von allen. Unter denen, welche der altspanischen klassischen Schule angehörten, behauptet Manuel Jose Quintana den ersten Rang. Den Geist moderner Dichtung nahmen in die alten Formen auf Don Javier de Burgos, Alberto Lissa, Juan Nicasio Gallego, Angel Saavedra, Herzog von Rivas u. a. m. Die unserer Dichter, welche die Gewohnheit angenommen haben, das traurige Erdenloos der Poeten zu bejammern, können sich aus den Lebensbeschreibungen ihrer spanischen Collegen Trost holen. Martinez de la Rosa war mehrere Jahre in Afrika auf den Galeeren und ging 1823 in die Verbannung, Quintana wurde nach einem kleinen Dorfe Estremadura's verwiesen, Gallego in ein einsames andalusisches Kloster, Lissa mußte Jahre lang im Auslande leben, Burgos flüchtete und verlor durch die Denunciation eines Mönchs seine ganze Bibliothek, der Herzog von Rivas erhielt sich in Orleans von dem Ertrag einer Zeichnenschule. Nicht alle diese Verfolgten ertrugen ihr Loos so heiter wie Don Jose Somoza, der, als man ihn zu Piedrahita in einen Kerker warf, sich freute, daß er als politischer Chef dieses Gefängniß hatte besser einrichten lassen, und der, als er nach dem Verlust seines Vermögens nichts als das väterliche Haus behielt, „dies für ein großes Glück hielt, indem er darin zugleich den Beweis fand, daß die Revolu-

tionen dieses Jahrhunderts nicht so zerstörend seien, wie die anderer Zeiten.“ (Selbstbiographie.)

An schöngeistigen Schöpfungen war Italien fast noch ärmer, als Spanien. Die Dramatiker Nicolini und Silvio Pellico, zu denen wir noch Alberto Nota um seiner Fruchtbarkeit und seiner Beliebtheit bei seinen Landsleuten willen fügen, und der Romanschreiber Alessandro Manzoni, dessen „Verlobte“ durch Goethe's Empfehlung in Deutschland ein nicht ganz verdientes Ansehen erlangt haben, repräsentirten die höhere Production. Die Sprache erhielt eine einsichtige Pflege und man beschäftigte sich nicht nur mit der Schriftsprache, sondern auch mit den Dialekten, namentlich denen von Mantua, Parma, Piemont, Padua, Reggio und Venedig. Ueber die großen alten Dichter, Dante, Petrarca, Tasso, Ariosto, Boccaccio wurden werthvolle Arbeiten veröffentlicht, Shakespeare, Goethe und Schiller, aber auch Iffland, Kotzebue und Scribe, durch Uebersetzungen auf den italienischen Boden verpflanzt. Der Reichthum an Improvisatoren überbot alles, was man in früheren Zeiten vereinigt gesehen hatte.

In der Opernmusik gingen französische und italienische Componisten zusammen. Rossini war der Held der Periode, seine lieblichen, rein durch den sinnlichen Reiz wirkenden Melodien durchzogen Europa und eroberten sich keine Bühne so vollständig, wie die deutsche. Die französischen Tondichter, Boieldieu in seiner spätern, Auber in seiner frühern Epoche ahmten den glücklichen Italiener nach und thaten zu seiner Manier nur so viel Französisches hinzu, daß die Oper zum Vaudeville zu werden drohte. Mit einem Male that sich aber eine neue Richtung hervor, welche von Musikern wohl eine musikalische Revolution genannt wird. Auber setzte seine Stumme von Portici, Rossini seinen Wilhelm Tell. In der Stummen erhielt man dramatische Musik, ein starkes Eingreifen des Chors, volksthümliche Gesänge und insbesondere jene Contraste und Nervenreizungen, mit denen die französische Neuromantik zu wirken liebt. Rossini war unter den Ersten, welche diesem Umschwung, der von nun an die Musik beherrscht, folgten. Auch in der Musik kündigte sich eine andere Zeit an. Die Stoffe, der Geist der neuen Opern waren revolutionair.

Sechstes Kapitel.

England unter den Ministerien Castlereagh, Canning, Wellington. Die Emancipation der Katholiken. Die englischen Colonien. Handel und Entdeckungsreisen. Die Literatur des Zeitraums.

England ging aus den Kriegen gegen Napoleon mit einer großen Vermehrung an Macht und Schulden hervor. Es beherrschte alle Meere, aber es schuldete auch 814 Millionen Pfund Sterling und mußte, um die Staatsbedürfnisse zu decken, die Steuerpflichtigen hart bedrücken, was um so stärker empfunden wurde, als die Handelsblüthe, die man von dem allgemeinen Frieden erwartet hatte, nicht sogleich eintreten wollte. In dem Jahre des zweiten Pariser Friedens führte die Aristokratie zu den bestehenden Lasten noch eine neue ein, welche eine Besteuerung aller andern Classen zu Gunsten des ländlichen Grundbesitzes enthielt. Damit diesem die hohen Kornpreise erhalten würden, belegte man die Einfuhr fremden Korns mit einem Verbot, das nur dann und auf so lange aufgehoben werden sollte, als der Scheffel (nach Berliner Maß) Weizen 5 Thaler 26 Silbergroschen, der Scheffel Hafer 2 Thaler 2 Silbergroschen koste. Man beschönigte diesen Zoll mit trügerischen Berechnungen, nach denen die einheimische Kornerzeugung, durch die Urbarmachung von drei Millionen Ackern Land während der Kriegsjahre aufs stärkste vermehrt, in gewöhnlichen Jahren hinreichen sollte, den innern Bedarf zu decken, während keine Theuerung eintreten könne, ohne daß sofort die ausländische Einfuhr den Mangel abwende. Die Erfahrung lehrte jedoch in den nächsten Jahren, wie trügerisch diese Berechnungen seien. Mißernten steigerten die Preise, jedoch nicht ganz bis zu der Höhe, wo eine Oeffnung der

Häfen einzutreten hatte, und die arbeitenden Classen, denen die Handelsstockung den Erwerb schmälerte, litten durch die Theuerung entsetzlich.

Von den Ministern ließ sich keine Abhülfe erwarten. Sie waren als Aristokraten mit den Interessen des großen Grundeigenthums innigst verbunden, und Lord Castlereagh, die Seele oder der böse Geist dieses Ministeriums, hatte mit der Sorge, den Volksgeist niederzuhalten, so viel zu thun, daß er die Pflege der materiellen Interessen vernachlässigte. Ebenso wenig war vom Parlament zu hoffen, dessen volksthümlicher Zweig in Folge eines Wahlsystems, das eine der zahlreichsten Religionsgenossenschaften, die Katholiken, und mehrere der gewerbthätigsten großen Städte von dem Wahlrecht ausschloß und dieses einer Menge unbedeutender Orte, den sogenannten verrotteten Flecken, erhielt, ziemlich im Alleinbesitz des Adels war und in diesem Augenblicke eine starke Mehrheit von Tories hatte. Wenn die Gesetze und die Behörden eines Landes gegründeten Klagen Gehör versagen, so läßt sich das Volk von den ausschweifendsten Theorien verleiten, die ihm von Demagogen vorgetragen werden. Begeht dann der rohere Theil des Volks Ausschweifungen, so sieht die übel berathene Regierung darin den Beweis für eine allgemeine Verdorbenheit und läßt Maßregeln der Strenge eintreten, durch welche neue Zwangsgesetze und durch diese wieder neue Unordnungen hervorgerufen werden. Dies ist die Geschichte Englands während der Unglückstage, in denen Lord Castlereagh der leitende Staatsmann war.

Der Nothstand von 1815, die schlechte Ernte von 1816 waren von Unruhen begleitet, die sich von Irland nach England fortpflanzten und Brandstiftungen, Morde, einen Angriff auf den Tower, selbst ein Attentat auf den Prinzregenten (28. Januar 1817) im Gefolge hatten. Das Ministerium verbot die potitischen Vereine, hob die Habeas-Corpus-Acte bis zum 1. März 1818 auf und machte von den außerordentlichen Vollmachten, die das Parlament ihm übertragen hatte, den ausgedehntesten Gebrauch. Kaum war die gesetzliche Regel wieder in Kraft getreten, so beriefen die Volksführer, deren Macht durch die Reaction vermehrt worden war, Volksversammlungen, in denen Bittschriften für Verminderung der Steuerlast und eine radicale Reform des Parlaments, welche einjährige Parlamente und allgemeines Stimmrecht einführe, berathen und unterzeichnet wurden. 1819 wurde der Nothstand drückender denn je und führte diesen Volksversammlungen Massen von Theilnehmern zu. Zu der Versammlung, die der Radicale Hunt auf den 16. August

1819 nach Manchester berief, fanden sich fast 100,000 Menschen ein. Die Regierung hatte beschlossen, Hunt mitten unter der Menge zu verhaften, und übergab diesen Auftrag an die berittene Miliz. Diese aus Tories bestehende Truppe warf sich, als die Verhaftung ohne Widerstand vollzogen worden war, auf die Volkshaufen, um denselben mehrere Fahnen mit revolutionairen Inschriften zu entreißen, und brauchte dabei die Waffen. In dem Kampfe, in dem Gedränge, durch das Einstürzen von Gerüsten wurden etwa vierhundert Menschen getödtet oder verwundet.

Dieses „Blutbad von Manchester" wurde von der Volkspartei ins Ungeheure übertrieben, und hatten bisher die Volksversammlungen noch einen gewissen Charakter von Mäßigung getragen, so verschwand dieser nunmehr gänzlich. Hunt, der gegen eine Caution die Freiheit erlangt hatte, wurde von Huldigungen umgeben, wie sie dem Prinzregenten nie zu Theil geworden waren. Als er am 13. September einen feierlichen Einzug in London hielt, strömten 300,000 Menschen zusammen. Auch die Gemäßigten begannen das herrschende System zu tadeln, aber auf die Minister machte dies so wenig Eindruck, daß sie dem am 23. November zusammentretenden Parlament neue Zwangsgesetze, fünf an der Zahl, vorlegten. Das Parlament gab zu allen seine Zustimmung. Volksversammlungen durften fortan nur nach vorgängiger Genehmigung der Obrigkeit angesetzt und nur von Angehörigen des Kirchspiels, wo sie stattfanden, besucht werden. Die Polizei erhielt das Recht, in den unruhigen Grafschaften in allen Wohnungen nach versteckten Waffen Haussuchungen halten zu dürfen. Alle Flugschriften wurden demselben Stempel wie die politischen Zeitungen unterworfen. Die Schriftsteller, Drucker und Umherträger, die zum zweiten Male wegen einer gottlosen oder aufrührerischen Schrift angeklagt würden, sollten zur Deportation verurtheilt werden können. Die Demagogen hielten sich nun still mit Ausnahme einiger der verwegensten, Thistlewood u. A., die eine Verschwörung anzettelten. Die Verschworenen wollten die Minister bei einem Gastmahl, das Lord Harrowby gab, überfallen und ermorden. An dem zur Ausführung bestimmten Tage (23. Februar 1820) wurden sie verrathen und ergriffen.

Seit dem Tode Georgs III. (29. Januar 1820) saß Georg IV., der bereits längere Zeit als Prinzregent die Regierung geführt hatte, auf dem Throne. Dieser herzlose Monarch, der nur den einen Ehrgeiz kannte, als erster Gentleman seines Reichs anerkannt zu werden, lebte seit Jahren von

seiner Gemahlin, der Prinzessin Caroline von Braunschweig, geschieden. Diese Dame zerstreute sich durch Reisen auf dem Festlande und gab durch ein freies Benehmen Anstoß. Als sie den Tod ihres Schwiegervaters erfuhr, kehrte sie nach England zurück, um ihre Rechte als Königin geltend zu machen. Diesen Moment hatte ihr Gemahl erwartet, um mit den Zeugenbeweisen, die er insgeheim gegen sie angesammelt hatte, öffentlich hervorzutreten. Dem Parlament wurde angezeigt, daß die Königin sich des Ehebruchs mit ihrem Kammerherrn Bartolomeo Pergami schuldig gemacht habe, und am 5. Juli brachte Lord Liverpool im Oberhause ein Gesetz ein, daß die Prinzessin Caroline wegen dieses Vergehens ihres Titels als Königin verlustig zu erklären und von ihrem Gatten zu scheiden sei. Am 17. August nahm der beispiellose Prozeß seinen Anfang. Die überaus bestimmten Aussagen der Belastungszeugen schienen an der Schuld der Angeklagten keinen Zweifel zu lassen. Als aber die Vertheidiger jene Zeugen ins Kreuzverhör nahmen, wurden die meisten derselben der Lüge überführt und die beiden, welche allein fest blieben, so in Verwirrung gebracht, daß sie auf die verfänglichen Fragen zuletzt keine andere Antwort mehr hatten, als: „Ich erinnere mich nicht.“ War das Verunglücken des Beweises allein schon ein Motiv, das Verfahren fallen zu lassen, so entschied noch ein anderer Umstand, nämlich die Bestimmung des englischen Rechts, daß nur derjenige Gatte, welcher sich selbst nichts vorzuwerfen hat, wegen Ehebruchs Klage erheben darf. Es ließ sich aber Georg IV. durch Documente beweisen, daß er nicht blos in Ehebruch, sondern sogar in Bigamie gelebt habe, und die Vertheidiger der Königin gaben deutliche Winke, daß sie diese Beweise vorlegen würden. Daher erklärte Lord Liverpool am 2. November im Oberhause, daß er das Gesetz über die Scheidung „heute nach sechs Monaten abermals vorlegen werde,“ das heißt, er zog den Antrag zurück.

Mehr hätte sich die Regierung nicht schaden können, als durch dieses Verfahren und den Schluß desselben. Die englische Biederkeit empörte sich über das Heer von Spionen, mit dem ein schuldiger Gatte seine Gemahlin Jahre lang umstellt hatte, und wie der Verlauf des Prozesses die Schuldlosigkeit der Königin wahrscheinlich machte, wurde sie wie eine Verfolgte betrachtet. Die allgemeine Theilnahme für sie erstreckte sich bis auf das Heer, so daß eines der Garderegimenter von London entfernt werden mußte. Die Aufregung wurde erhalten, da die Minister die Königin zu verfolgen fortfuhren.

Am 19. Juli 1821 erschien sie bei der feierlichen Krönung ihres Gemahls und wurde vor den Thüren der Kirche schimpflich abgewiesen. Am neunzehnten Tage darauf war die leidenschaftliche Frau todt.

Die moralische Macht des Ministeriums war nach dem Prozeß der Königin dahin. Lord Castlereagh fühlte dies am tiefsten, wie er derjenige gewesen war, welcher das System am schonungslosesten aufrecht erhalten hatte. Sein Geist verdüsterte sich, er sah überall drohende Gestalten, gezückte Dolche, so daß man fürchtete, er möge in der Fieberangst seinem Leben ein Ende machen, und alle Waffen von ihm entfernte. Ein Federmesser hatte man ihm gelassen, und mit diesem durchschnitt er sich die Halsadern. Er starb mit den prophetischen Worten: „Es ist Alles zu Ende!" (12. August 1822). Das Reich der Hochtories war wirklich zu Ende. Nicht ein Staatsmann der Partei hatte den Muth, auf Castlereagh's Wege weiterzugehen, und die diesen Minister am eifrigsten unterstützt hatten, gaben dem König selbst den Rath, Georg Canning zu berufen. Dieser Name war Georg IV. der verhaßteste von allen, aber die Wucht der Verhältnisse drückte auch auf ihn, und die Zügel des Staats wurden in die Hand gelegt, welche allein fähig war, sie mit Kraft und Umsicht zu führen.

Georg Canning war ein Staatsmann im höchsten Sinne des Worts und einer jener glücklichen Charaktere, denen in allen Dingen Maß zu halten vergönnt ist. In der Schule Wilhelm Pitt's groß gezogen, hatte er sich keiner der Uebertreibungen, zu denen der Kampf mit Frankreich reizte, angeschlossen und in der spätern Zeit sowohl gegen die Politik Castlereagh's als gegen den Scheidungsprozeß Einsprache erhoben. Als Minister des Aeußern und als Botschafter an einem fremden Hofe hatte er die Politik der Staaten und die Triebfedern derselben genau kennen gelernt, eine mehrjährige Stellung an der Spitze des ostindischen Departements und des Handelsbureaus hatte ihn mit den Handelsverhältnissen vertraut gemacht. Er war einer der geachtetsten Tories, einer der bedeutendsten Parlamentsredner und in beiden Beziehungen geeignet, die herrschende Partei für die Systemsänderung zu stimmen, deren Nothwendigkeit mit ihm die begabtesten seiner Meinungsgenossen erkannt hatten.

Er trat mit der Absicht ins Ministerium, diese Systemsänderung sowohl in den innern als in den äußeren Verhältnissen des Landes durchzuführen. Der Hebung des Wohlstandes wandte er seine Bemühungen zunächst zu, denn

dieses war das Dringendste. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß die entwickeltste Industrie der Welt der Schutzzölle entbehren kann und daß das Freihandelssystem einem Lande wie England auf doppelte Weise nützen müsse, einmal indem es dem Auslande das Motiv zu Retorsionsmaßregeln nehme, und dann indem es den einheimischen Fabriken die unentbehrlichen Rohstoffe wohlfeiler zugänglich mache, ermäßigte er nach und nach die Eingangszölle für eine große Menge ausländischer Waaren und insbesondere für die Urerzeugnisse. Diese Ermäßigungen ergaben zugleich das von ihm erwartete Resultat, daß die Zölle, da die Einfuhr stieg, höhere Einnahmen lieferten. England nahm gegen frühere Jahre über zwei Millionen Pfund Sterling mehr ein, und um diesen Betrag wurden die Steuern zur größten Erleichterung der arbeitenden Classen herabgesetzt. Weitere Nachlässe in den Abgaben wurden durch die musterhafte Ordnung ermöglicht, die durch Canning in die Finanzen kam. Die Arbeit ließ sich am sichersten wohlfeiler machen, wenn man dem Arbeiter durch Aufhebung der Korngesetze wohlfeiles Brod gab. Dies war Canning's Ziel, aber er erreichte es nur unvollkommen, da die Aristokratie ihm in dieser Sache ihre Unterstützung entzog. Nur an eine Herabsetzung des Normalpreises, bei dessen Eintritt die Häfen der zollfreien Einfuhr geöffnet werden durften, willigte das Parlament, und selbst diese Nachgiebigkeit würde Canning nicht gefunden haben, wenn er seine Reform nicht als eine nur bis zum Mai 1828 gültige angekündigt hätte. Die Ruhe, welche nach diesen humanen Maßregeln eintrat, predigte eine so eindringliche Lehre, daß Canning seine Partei einem weitern versöhnenden Schritt geneigt glaubte. In drei nach einander folgenden Jahren (1825 — 1827) forderte er die Emancipation der Katholiken und erlangte jedes Mal ein Ja des Unterhauses, das durch ein Nein des Oberhauses unwirksam gemacht wurde. Endlich bahnte er auch die Emancipation der Sklaven an durch Gesetze und Einrichtungen, welche darauf berechnet waren, die Schwarzen für die Freiheit sittlich reif zu machen. Dem Wunsche der Whigs, die Wahlgesetze zu reformiren, fügte sich dagegen Canning nicht. Er glaubte, man dürfe an der Verfassung nicht rütteln, ohne den Volksklassen eine Macht zu verleihen, welche in kurzer Zeit für die Monarchie Gefahr bringend werden müsse.

Die äußere Politik Canning's übte die weitgreifendsten Wirkungen. Nicht genug, daß England sich von der Politik der heiligen Allianz, der es

bisher unter gelegentlichen Protesten gegen Einzelnes gefolgt war, trennte, durchkreuzte es auch dieselbe in dem Augenblicke, als sie sich anschickte, die Welt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Man würde diese Seite von Canning's Thätigkeit zu gering beurtheilen, wollte man sie nach ihren äußern Resultaten abschätzen und nur das in Rechnung bringen, daß durch den genialen englischen Staatsmann Portugal besetzt, Südamerika gegen europäische Einmischung sicher gestellt (wozu übrigens Monroe's energische Erklärung wohl noch mehr beitrug) und Griechenlands Eintritt in die Reihe der unabhängigen Staaten vorbereitet wurde. Weit höher ist die moralische Macht anzuschlagen, die durch die liberale Haltung Englands in die Wagschale geworfen wurde. Canning ermüdete nicht, aller Orten Mäßigung zu empfehlen und sprach im Parlament mit kühnen Worten aus, daß er seinen Rathschlägen nöthigenfalls durch die Waffen Nachdruck geben werde. „Ich fürchte", sagte er, als er am 11. December 1826 die englische Intervention in Portugal ankündigte, „ich fürchte, daß der nächste europäische Krieg ein Kampf von furchtbarem Charakter sein wird, ein Krieg nicht blos zwischen streitenden Heeren, sondern auch zwischen streitenden Meinungen. Ich weiß, daß das Land, wenn es sich in diesen Krieg einläßt, unter seinem Banner alle unruhigen und mißvergnügten Geister des Zeitalters finden wird, alle diejenigen, welche mit dem gegenwärtigen Zustande ihrer Heimath unzufrieden sind. Ich sehe hier eine Macht, die unter Englands Führung vielleicht furchtbarer werden kann, als irgend eine andere, die je in der Weltgeschichte hervorgetreten ist. Obschon es aber herrlich ist, Riesenkraft zu besitzen, so wäre es doch tyrannisch, sie wie ein Riese zu gebrauchen. Das Bewußtsein dieser Kraft macht unsere Sicherheit aus, und wir haben nicht nöthig, eine Gelegenheit, bei der wir sie entwickeln können, zu suchen, sondern brauchen nur durch eine entfernte Hindeutung auf sie fühlbar zu machen, daß Mäßigung den Ultras aller Parteien rathsam sein möchte".

Canning's Laufbahn als Minister war zu kurz, um ihm die volle Entwicklung seiner Ansichten zu gestatten. Frühzeitig durch anstrengende Arbeiten erschöpft, konnte seine Gesundheit den gehässigen Angriffen und Verleumdungen seiner Feinde auf die Dauer nicht widerstehen. Die Parlamentssitzung von 1827, während der er ein neues und liberaleres Ministerium gebildet hatte, zog ihm neue Verunglimpfungen zu, welche ihn zu Tode hetzten. Nachdem dieses Parlament am 2. Juli vertagt worden war, begab er

sich nach Chiswick auf den Landsitz des Herzogs von Devonshire, von einer Luftveränderung Heilung hoffend. Dort erlag er am 8. August einer Entzündung, die jeder Kunst Widerstand leistete. Seine Grundsätze lebten fort, und in seiner eigenen Partei, unter den Tories, die er zuerst mit einer liberalen Politik versöhnt hatte, fand sich ein Staatsmann, der alles, was der genialere Canning angestrebt hatte, mit mehr praktischer Begabung, freilich aber auch durch die günstigere Zeit unterstützt, glücklich zum Ziel führte.

Dieser Mann war Sir Robert Peel. Nach einem Uebergangsministerium unter Lord Goderich (Robinson), das sich nur bis zum Ende des Jahres 1827 behauptete, bildete der Herzog von Wellington eine Verwaltung, in die Peel in der Mitte des Jahres 1828 eintrat. Canning hatte ihn als denjenigen bezeichnet, welcher sein rechtmäßiger Nachfolger in der Gewalt sei, und Peel machte sich dieses Ausspruches in der Nacht würdig, in der er dem Unterhause die Emancipation der Katholiken empfahl. Diese Maßregel, durch die Peel mit einer zwanzigjährigen Vergangenheit seines Lebens brach, setzte er im Kampf gegen unerhörte Schwierigkeiten mit derselben Energie durch, mit der er sie bisher bekämpft hatte. Es leitete ihn das Bewußtsein politischer Nothwendigkeit, er war mit dem Herzog von Wellington der Ansicht, daß ohne dieses Zugeständniß ein Bürgerkrieg ausbrechen werde, und diese Gefahr erschien ihm unverhältnißmäßig größer, als das Legen einer Bresche in die vielgerühmte Verfassung von 1688. In Irland waren die Verhältnisse so geworden, daß ein Privatmann, Daniel O'Connell, eine größere Macht übte, als die Regierung. Von O'Connell und von dem großen Katholiken-Bunde, der ihn als Führer verehrte, hing es ab, ob ein Aufstand ausbrach, der das Reich in seinen Grundfesten erschüttert haben würde. Vielleicht hatte O'Connell nicht die Absicht, das Zeichen zum Kampf zu geben, aber er hatte der Regierung einen Beweis von beispielloser Macht gegeben, als er bei der berühmten Wahl von Clare, durch die er wider das Gesetz zum Parlamentsabgeordneten ernannt worden war, ein Volk von Säufern und Raufbolden durch sein bloßes Wort bestimmt hatte, bis die Wahl vorüber sei keinen Branntwein zu trinken und keine Schlägerei anzufangen.

Am 5. März 1829 erklärte Sir Robert Peel dem Unterhause, daß den Katholiken kein wirksamer und dauernder Widerstand mehr geleistet werden könne. „Zurückschauend auf die Vergangenheit“, sprach er, „die Gegenwart überblickend und die Aussichten in die Zukunft beurtheilend, sage ich, daß

die Zeit gekommen ist, wo die Frage geordnet werden muß." Drei Wochen dauerte der Kampf im Unterhause, bis endlich eine Stimmenmehrheit für das Gesetz gewonnen war. Im Oberhause eröffnete der Herzog von Wellington am 2. April die Debatte mit den Worten: „Ich bin ein Mann, welcher wahrscheinlich eine längere Periode des Lebens im Kriege beschäftigt war, und zwar vorzugsweise im Bürgerkriege, als die meisten Menschen, aber ich kann sagen und ich muß es sagen, daß, wenn ich, durch welches Opfer es auch immer sein möchte, nur einen Monat Bürgerkrieg dem Lande ersparen könnte, dem ich zugethan bin, so würde ich mein Leben opfern, um es zu thun. Ich sage, es giebt nichts, was Eigenthum und Wohlstand in höherem Grade zerstört und den Charakter entsittlicht, als es ein Bürgerkrieg thut. Im Bürgerkriege ist die Hand des Menschen gegen seinen Nachbar aufgehoben, gegen seinen Bruder und gegen seinen Vater. Der Diener verräth seinen Herrn und alles endigt in Verwirrung und Verwüstung. Dies, Mylords, ist die Hülfe nach der wir uns hätten umsehen müssen, dies sind die Mittel die wir hätten anwenden müssen, um diesem Zustande der Verhältnisse ein Ende zu machen, wenn wir es nicht vorgezogen hätten, die Maßregeln einzubringen, für die ich mich selbst verantwortlich halte." Bei der Abstimmung ergab sich eine unerwartete Mehrheit von 105 Stimmen für die Emancipation. Am 13. April gab der König dem in beiden Häusern angenommenen Gesetze seine Zustimmung. Damit verschwanden alle bürgerlichen Unfähigkeiten, welche bisher auf den Katholiken gelastet hatten. Die Katholiken erhielten Zutritt zum Parlament und zu allen Gemeinde- und Staatsämtern, diejenigen ausgenommen, welche ihrer Natur nach von Protestanten bekleidet werden mußten. Die Emancipation war aber nicht blos eine Handlung der Gerechtigkeit, sondern auch ein erster Einbruch in stabile Rechtsverhältnisse, der nicht allein bleiben konnte. Als Lord Winchelsea im Oberhause prophezeiete, daß nun auch die verrotteten Wahlflecken ihr Wahlrecht verlieren würden, blickte er schärfer in die Zukunft, als Peel, der eine Parlamentsreform so wenig für unabwendbar hielt, daß er vielmehr durch die Emancipation den Reformern wirksam entgegengetreten zu sein glaubte.

Seit in dem Kriege gegen Nordamerika der Plan gescheitert war, das nördliche Amerika der Herrschaft des alten Mutterlandes wieder zu unterwerfen, richtete England seine Anstrengungen hauptsächlich auf die Befestigung und Erweiterung seines indischen Reichs. Obgleich ein großer einheimischer Fürst

im Innern nicht mehr vorhanden war, und die Besiegung Tippo Saib's zugleich den französischen Einfluß vernichtet hatte, war doch kein eigentlicher Friedenszustand zu erreichen gewesen. Die Mahrattenfürsten, der Peischwa, Holkar, Scindiah, der Radscha von Berar, der Nizam von Haiderabad, bewährten ihre Feindschaft durch die Duldung, die sie den Räuberhorden der Pindarries angedeihen ließen. Das ganze nördliche Tafelland von Dekan wimmelte von Freibeutern, zu denen sich immer neue kühne Abenteurer und Häuptlinge als Anführer und Parteigänger gesellten, so daß die Horden zu furchtbaren Massen anwuchsen. Diese Pindarries brachen jedes Jahr mit ihren Reiterschaaren, in denen bis zu 40,000 Streiter, alle mohamedanischen Glaubens, vereinigt waren, von den schwer zugänglichen Wildnissen des obern und mittleren Tapti nnd Nerbudda aus, und überzogen die Ebenen mit der Schnelligkeit und den zerstörenden Wirkungen eines Orkans. Mit ihren Pferden, die sie durch Gewürze und Opium zu außerordentlichen Leistungen berauschten, legten sie in vierzehn Tagen hundert deutsche Meilen zurück und vernichteten in weitem Umkreise alles Leben. Die Bevölkerungen großer indischer Dörfer opferten sich mit ihrer Habe den Flammen, um nicht den scheußlichen Grausamkeiten dieser erbarmungslosen Feinde zu verfallen. 1814 war von den brittischen Behörden schon beschlossen worden, durch Vertilgung der Pindarries dem Dekan den Frieden zu geben, den dieses Land seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, als die Kraft der Engländer durch ein anderes Unternehmen in Anspruch genommen wurde. Die Ghorka-Dynastie in Nepal griff weiter und weiter um sich, überschritt überall die alten Grenzen und ließ auf brittischem Gebiet plündern und morden. Im Jahre 1814 brachen die Engländer die wegen dieser Unbilden gepflogenen Unterhandlungen ab und begannen einen Krieg, den sie sich wahrscheinlich nicht so schwer gedacht hatten. Auf gewaltige Naturhindernisse hatte man sich gefaßt gemacht, aber nicht auf eine so große todesverachtende Tapferkeit der Gebirgsvölker. Zwei der vier englischen Divisionen wurden von den Gebirgspässen zurückgeschlagen, die beiden andern, welche in das Land eindrangen, mußten eine Stellung, eine Gebirgsfestung nach der andern erstürmen. Im zweiten Jahre des Kampfes brach endlich ein einfacher Hauptmann, Webb, durch seine glänzende Kriegsführung den Muth der Nepalesen. Die Erstürmung einer der uneinnehmbarsten Festen, der Verlust einer Schlacht in der Nähe von Almora, der Tod des tapfersten Ghorka-Häuptlings, der Aufstand mehrerer einheimischer Radscha's führten zu

einem Friedensvertrage. Der Ghorka-Macht wurden ihre reichsten Eroberungen entrissen, ein Theil davon in brittisches Gebiet verwandelt, ein anderer den vielen kleineren selbständigen Radscha's zurückgegeben. Die brittische Herrschaft in Indien gewann dadurch einen großen Grenzstaat gegen China.

Der Sorge um die Nepalesen ledig, setzten die Engländer ihre Pläne gegen das Dekan in Ausführung. Die Pindarries hatten sich in einer Vertheidigungslinie aufgestellt, die vom Nerbudda nordwärts gegen den Dschumna, gegen Gvalior lief. Festungen und Verschanzungen hatten sie nicht, sie vertrauten auf ihre Tiefthäler, Wälder, Sumpfdickichte, Ströme und auf die Weglosigkeit dieser Gegenden. Aber die Generale Malcolm, Adams und Marshall drangen von drei Seiten in die Wildnisse ein, die zum Theil noch kein Europäer betreten hatte, und erfochten in der Mitte des wildesten Hochlandes drei große Siege. Tausende von Pindarries fielen in den blutigen Tagen von Hussingabad (26. und 27. November 1817), die Horden zerstreuten sich darauf und wurden theils ausgerottet, theils verjagt, ihre Reste aber in Truppen der ostindischen Gesellschaft verwandelt. Die Militairkraft der Mahratten war jetzt gebrochen und wurde dadurch noch unschädlicher gemacht, daß die Engländer die wichtigsten natürlichen Schutzwehren des Landes in Besitz nahmen und die verschont bleibenden Häuptlinge durch Verträge und politische Beaufsichtigung banden. Hatte bis jetzt den zerstreuten englischen Gebieten der drei Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay der Zusammenhang in der Mitte gefehlt, so war nun für das politische System die Verbindung und die innere Begründung auf natürlichen Grundlagen gefunden. Mit der Besiegung der Pindarries kam eine neue Politik in Thätigkeit, und darum ist das Jahr 1818 für Ostindien Epoche machend. Die Staaten, von denen man feindliche Gesinnungen fürchtete, wurden in brittische Enclaven verwandelt, die Schutzfürsten und die vielen mehr oder weniger abhängigen kleinen Häuptlinge für jeden Wink gehorsam gemacht, an allen Höfen der Hindufürsten brittische Residenten angestellt, in viele Hauptstädte brittische Truppen gelegt. Bei günstigen Gelegenheiten schloß man neue Verträge, nahm fruchtbare Provinzen in eigene Verwaltung, ließ sich Landstriche abtreten, in denen dann große Verbindungsstraßen oder Festungen angelegt wurden, und brachte die Herrschaft der einheimischen Fürsten immer mehr zu einem Schatten herab.

Eine so durchgreifende Veränderung konnte nicht vollzogen werden, ohne

daß die unter ihr leidenden Fürsten von tiefem Groll erfüllt wurden. Die Kenntniß dieser Stimmung und ein thörichter Dünkel schmeichelten dem Herrscher der Birmanen die Hoffnung ein, daß es ihm gelingen werde, die verhaßten Engländer aus Indien zu verjagen. Durch die Eroberung der Staaten Aracan, Caschar, Asam und Jaintya waren die Birmanen den englischen Besitzungen so nahe gekommen, daß Grenzstreitigkeiten in diesen Waldwildnissen unvermeidlich waren. Diese Differenzen hätten sich jedoch beilegen lassen, wenn es nicht vorbedachter Plan des goldfüßigen Monarchen gewesen wäre, einen Krieg herbeizuführen, der ihm gestatte, seinen Thron in Delhi aufzurichten. Die bedeutenden Vorbereitungen, die er zu diesem Ziele traf, berauschten das Nationalgefühl in dem Grade, daß die fortdauernde Geneigtheit der Engländer zu Unterhandlungen als Feigheit ausgelegt wurde. Als die birmanischen Vorposten bis Dschittagong vorgedrungen waren, erklärte England seinerseits den Krieg. General Campbell hatte nicht mehr als 20,000 Mann, aber er warf sich mit dieser kleinen Macht auf Asam und Rangun, wodurch er alle vorgeschobenen Abtheilungen der Birmanen zwang, sich zum Schutze Ava's auf Prome und Pugan zurückzuziehen. Drei blutige Schlachten (1., 7. und 14 Januar 1825), zur Wiedereroberung Ranguns unternommen, endeten mit Niederlagen der Birmanen. Der Tod des einzigen tüchtigen birmanischen Feldherrn raubte dem Heer allen Muth. Als Bundela von einer platzenden Bombe getödtet worden war, ließen sich die Truppen nirgends mehr zum Stehen bringen. Nur die eintretenden Ueberschwemmungen hielten die Engländer ab, schon im Februar 1825 von Prome auf Ava vorzurücken. Die Gewässer des Irawaddy fielen, Campbell erreichte Yandabo, und der birmanische Stolz beugte sich der Nothwendigkeit. Der Friede von Yandabo (3. Januar 1826, vom König von Birma bestätigt am 24. Februar) vermehrte das brittische Reich in Indien um vier Provinzen: Arakan bis zur Gebirgskette von Ava mit den Inseln Ramri und Cheduba, und die südlich gelegenen Gebiete von Ye, Tavoy und Tennasserim. Die Birmanen versprachen außerdem, die nördlichen Gebirgsstaaten Asam, Caschar, Jaintya und Mainpur der eigenen Entwicklung, das heißt dem englischen Schutz zu überlassen, zahlten sieben Millionen Thaler Kriegskosten und räumten ihren siegreichen Gegnern werthvolle Handelsfreiheiten ein. Der Krieg hatte einundneunzig Millionen Thaler gekostet, und doch waren damit die Vortheile, die der Friede einräumte, nicht zu theuer erkauft. Die Gestade von Aracan

bis Mergui besitzen vorzügliche Häfen, Aracan gebietet über die Zugänge zu den Teakwäldern, die der indischen Flotte nothwendig sind, und Mainpur, das zugleich der Schlüssel der Landverbindung zwischen Bengalen und Ava ist, gestattet auf der Landseite den Verkehr mit der chinesischen Grenzprovinz Yünnan. England erhielt durch seine neuen Erwerbungen die Herrschaft über den bengalischen Meerbusen, größere Sicherheit für seine bengalischen Besitzungen, endlich ein Ganzes von Handelsstationen bis Pulo Penang, Malacca und Singapur. Die Vortheile, welche zunächst für den Handel sich gewinnen ließen, wurden mit englischer Energie ausgebeutet. Am 6. April 1826 legte Crawfurd in einem dichten Walde, wo Affenheerden, Pfauenschaaren, Büffel, Hirsche, Elephanten und Leoparden bisher die einzigen Repräsentanten des Lebens gewesen waren, den ersten Stein zu einer Stadt, die den Namen Amhersttown erhielt. Man hatte eine Stelle gewählt, die wegen der Nähe des Kalyen und Irawaddy eine große Entwicklung versprach. Als Crawfurd seine Schöpfung drei Viertel Jahre später wieder besuchte, waren 230 Häuser erbaut und 1200 Einwohner in ihnen angesiedelt. Moalmain, 1827 eine Einöde mit wenigen Fischerhütten, war 1851 zu einer Stadt mit 60,000 Menschen geworden. Aracan wurde die Getreidekammer aller Länder rings um den bengalischen Meerbusen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr an Reiß schwankt gegenwärtig zwischen acht und neun Millionen Thalern, und obgleich noch kein Drittheil des herrlichen Landes angebaut ist, hat sich die Bevölkerung doch von den 100,000 Einwohnern des Jahres 1827 bis zum Jahre 1851 auf 500,000 gehoben. Nicht so überraschend schnell, aber doch viel versprechend haben sich die anderen neuen Gebiete entwickelt.

Von 1815 bis 1818 verschwand der letzte Rest einer Monarchie, so alt wie das erste Perserreich, vor der andringenden Cultur. 1815 wurde der letzte König von Kandy, dem Binnenreich auf der Insel Ceylon, entthront, 1818 im October der Aufstand, den die besiegten Singhalesen unternommen hatten, nach jahrelangem Blutvergießen bewältigt. Ceylon erhielt nun (21. November 1818) eine neue Verfassung, durch welche alle persönlichen Frohndienste, die Arbeiten für Wege und Brücken ausgenommen, und alle Abgaben bis auf den Zehnten vom Reiß aufgehoben und die Gerichtsbehörden unter die Aufsicht englischer Beamten gestellt wurden. Wie in Ceylon, so wurde in ganz Indien nicht blos die Befestigung und Nutzbarmachung der englischen Herrschaft, sondern ebenso auch die Sittigung und Aufklärung des Volks zur

Aufgabe gemacht. Die Errichtung einer Unterrichtsanstalt für junge Hindu, die Gründung der ersten Bengali-Zeitung durch Marsham, das Verbot der Wittwenverbrennung durch Lord Bentinck sind Zeugnisse für humane Bestrebungen, denen endlich auch die Anerkennung der Eingeborenen zu Theil wurde. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, das alte zähe Brahmanenthum, das seit zwei Jahrtausenden in seinem Wesen nichts geändert hat, zum Weichen zu bringen. Das jüngere Geschlecht der höheren Stände lernte die englische Sprache und Literatur kennen, begeisterte sich für eine höhere Cultur und begann für dieselbe unter den Hindu zu werben. Der erste dieser Reformatoren, Romahun Roy, erntete für seine Bemühungen endlose Leiden. Seine Kaste stieß ihn aus, seine Verwandten zogen sich von ihm zurück, selbst Frau und Kinder verließen ihn, um nicht durch den Umgang mit dem Unreinen ihre Kaste zu verlieren, das heißt rechtlos und heimathlos zu werden. Aber trotz aller Leiden und Anfeindungen ging Romahun Roy seinen Weg fort und erlebte noch den Triumph, daß sich ein Mann an ihn anschloß, der vermöge seiner hohen Geburt und seines unermeßlichen Reichthums unangreifbar war. Dieser Mann, Dwakarnath Tagor, ist der Wohlthäter Indiens geworden. Er wirkte in dem Sinne, daß er den materiellen Fortschritt als wichtigstes Werkzeug benutzte, und die Vernichtung des Polytheismus bis zuletzt aufsparte. „Die Hindu," wiederholte er oft, „sollen von den Engländern lernen, wie man durch Handel und Industrie Reichthümer erwirbt, denn Wohlhabenheit und Reichthum ist die Grundbedingung der Macht civilisirter Staaten, wie das Individuum nur durch sie die Mittel zu höherer Ausbildung erhält." Von 1813 an widmete er sich industriellen Unternehmungen, baute 1826 Sylladab und andere Indigofactoreien, kaufte ein großes Schiff, das er mit einer werthvollen Ladung eigener Erzeugnisse nach Südamerika schickte, und gründete später ein Handelshaus in Calcutta, um seinen Landsleuten ein Beispiel zu geben. Häufig schickte er junge Hindu auf seine Kosten nach England, um sie dort studiren zu lassen, gründete Schulen, stiftete Jahrespreise für die besten Schüler und ermunterte überhaupt in jeder Weise die wissenschaftlichen Studien, in denen er die beste Vorbereitung für das Christenthum sah. Der englischen Regierung fühlte er sich zu unendlichem Dank verpflichtet, daß sie „all das streitsüchtige Gesindel der Maharadschah und Nawab, der Sultane und Emire zu Boden trete und so die Ruhe im Innern des Landes erhalte."

Am Setletsch berührte sich das englisch-indische Reich mit dem Bundesstaate der Seiks, der seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts einem einzigen Häuptling, dem mächtigen Rundschit Sing, gehorchte. In der Periode, welche in den Bereich unserer Darstellung gehört, dehnte sich der Seiksstaat noch immer aus, meistens auf Kosten der Afghanen. Zuerst Attock, dann Multan, weiter Kaschmir, dessen grüne, von silbernen Wasserfäden durchzogene Alpentristen das Entzücken der Völker des Südens sind, endlich Peschawer vermehrten den Besitz des Maharadschah im Lande der fünf Ströme. Das Glück führte ihm im Jahre 1822 zwei Officiere aus der Schule Napoleons zu, Ventura und Allard, die in Persien vergebens Anstellungen gesucht und nun nach diesem fernen Lande die Schritte gelenkt hatten. Zwei andere Offiziere, Court und Avitabile, die vier Jahre später eintrafen, halfen von dem etwa 150,000 Mann starken Heer 50,000 auf europäische Art einüben. Die vier Europäer verfolgten ihre Aufgabe mit großem Eifer, errichteten Pulvermühlen, Kanonengießereien und Waffenfabriken. In seinem Heer suchte und fand Rundschit Sing die Mittel sich zu behaupten. Die Reformen und Wohlthaten, durch die andere Usurpatoren den Ursprung ihrer Gewalt vergessen machen, verschmähte der rohe Mann, der nie lesen und schreiben lernte, keine eigenthümliche Verwaltung einrichtete, keine Gesetze erließ, keine Gerichtshöfe gründete, sich nur mit Emporkömmlingen aus den untersten Classen umgab, aber doch wenigstens Handel und Gewerbfleiß gewähren ließ, und sich mit weit weniger Grausamkeiten und Verbrechen befleckte, als die meisten andern Gründer orientalischer Despotieen. In der Blüthe seiner Macht besaß er ein jährliches Einkommen von funfzehn Millionen Thalern und hatte zu Govindgur in Metallen, Edelsteinen und Stoffen einen Schatz von siebzig Millionen Thalern aufgehäuft. Die Engländer störten ihn nicht in seinen Bestrebungen, den Seikstaat mächtig und gefürchtet zu machen. Ihnen galt das Pendschab für ein Vorland, das im eigenen Interesse mit der brittischen Macht gegen Afghanen, Perser und andere äußere Feinde zusammengehen werde. Rundschit Sing war eine Grenzwache, die nicht die mindesten Kosten verursachte

Im Jahre 1814 erlosch das Monopol der indischen Gesellschaft auf den Handel zwischen Indien und Europa. Der freie Handel trat nun in die erfolgreichste Concurrenz, so daß 1827 die Gesellschaft für 804,778 Pfd. St., die Kaufmannschaft dagegen für 3,903,006 Pfd. St. ausführte. Für den Zwischenhandel in den indischen Meeren wurde vor allem Singapur wichtig,

eine kleine Insel vor der äußersten Spitze der malayischen Halbinsel, die 1819 noch das wenig geachtete Eigenthum eines malayischen Sultans war, als der praktische Blick eines Engländers erkannte, daß an diesem Orte, in der unmittelbaren Nähe einer großen Seehandelsstraße und mitten unter einer Menge vereinzelter Niederlassungen eine blühende Colonie gegründet werden könne. Noch in demselben Jahre wurde dem Sultan seine Insel für eine Kleinigkeit abgekauft, und die Colonie nahm ihren Anfang. Sir Thomas Stamford Raffles, dem Singapur seine Entstehung verdankt, schrieb damals mit sicherm Blick in die Zukunft: „Unser Zweck ist nicht Landbesitz, sondern Handel, ein großer Stapelplatz und ein Hebelpunkt, von dem aus wir unsern politischen Einfluß so weit zu erstrecken vermögen, als dereinst die Umstände erfordern. Ein Freihafen in diesen Gewässern muß den Erfolg haben, den Bann des holländischen Monopols zu lösen, und was Malta im Westen, kann Singapur im Osten werden." Singapur wurde zum Freihafen erklärt und diesem Begriff eine Ausdehnung gegeben, welche in Europa, sogar in dem so freigebig bedachten Triest, unbekannt ist. Malayen und Chinesen strömten bald zahlreich herbei, da man ihrer Niederlassung nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg legte, und die Schiffe suchten einen so vortheilhaft gelegenen Hafen, der sich ihnen ohne Abgaben zu fordern öffnete, begierig auf. 1819 noch beinahe wüst, zählte Singapur im Jahre 1836 bereits 29,984 Einwohner, und 1851 war die Zahl auf 60,000 gestiegen.

Welche allgemeine Förderung dem englischen Handel zu Theil wurde, ist zum größten Theil in der politischen Geschichte angegeben worden, wie dort auch von den Nachtheilen die Rede war, die in den hohen Steuern und andern Verhältnissen lagen. Die englische Industrie wurde zum unerreichbaren Vorbilde für alle Völker, und dies zumal durch die allgemeine Benutzung der Maschinen, sowie durch Erfindungen, welche sich von Tag zu Tag in dem Grade drängten, daß eine Sammlung der englischen Patente Bände füllen würde. An Hargrave's Baumwollenspinnmaschine schloß sich eine große Reihe von Verbesserungen, durch welche die Baumwollenmanufactur beinahe unglaublich verbessert wurde. Seit 1818 wurde auch der Dampfwebestuhl allgemein. In dem genannten Jahre gab es in Manchester und der Umgegend 2000 solcher Webestühle, 1821 schon über 5700 und 1827 mehr als 20,000. Die mechanische Flachsspinnerei entwickelte überraschende Erfolge, seit 1828 ein neues Spinnsystem zur Anwendung kam. Vieles unterstützte den Aufschwung

der englischen Industrie. Dazu gehört ein Capitalreichthum, auf dessen Umfang aus der Thatsache zu schließen ist, daß die festländischen Regierungen von 1822—1829 aus England in Anleihen 509 Millionen Thaler schöpften. Es gehört dazu der natürliche Reichthum des Landes, namentlich an Eisen und Kohlen, von welchen letztern 1819 4⁴/₁₀ Millionen Tonnen (zu 20 Centnern) in den Häfen verschifft wurden. Besonders sind aber die Kenntnisse und die Geschicklichkeit der Arbeiter hervorzuheben. Der englische Arbeiter identificirt sich mit seiner Maschine, deren kleinste Theile er sorgfältig studirt, deren Bewegungen er mit mathematischer Genauigkeit regelt. Durch kein Zunftwesen gehemmt, vereinigen sich die Arbeiter in Gruppen, die das Bedürfniß bildet, in volkswirthschaftlichen oder industriellen Gesellschaften, die sich nach Tausenden zählen lassen.

Unvollständig unterrichtete Schriftsteller haben wohl veralteten, oder richtiger gesagt vernichteten national-ökonomischen Theorien zu Gefallen den Beweis versucht, daß das englische Maschinen- und Fabrikwesen ein Fluch für das Land geworden sei. Statt aber zu beweisen, haben sie einseitig behauptet, daß die ökonomische Lage des Fabrikarbeiters trauriger sei, als jene des bei dem Ackerbau beschäftigten Tagelöhners, daß die Sterblichkeit durch die Fabriken zugenommen habe, daß der Fabrikindustrie die Tendenz beiwohne, den Mittelstand zu beseitigen und einige wenige Reiche einer Masse von Proletariern entgegenzustellen. Gegen diese Klagen ist mit Zahlen der Gegenbeweis geführt worden. 1825 zahlten die Fabrikbezirke (Westbezirk von Yorkshire, Lancashire) viermal und beziehentlich fünfmal weniger Armensteuer, als die Ackerbau-Grafschaft Sussex. „Man hat die besten Gründe, anzunehmen", schrieb Macaulay*) im Januar 1830, „daß in Manchester in der Mitte des vorigen Jahrhunderts jährlich einer von achtundzwanzig starb. Jetzt stirbt einer von fünfundvierzig. In Glasgow und Leeds hat eine ähnliche Besserung stattgefunden. Ja das Verhältniß der jährlichen Sterbefälle ist in diesen drei großen Hauptstädten der Fabrikbezirke gegenwärtig beträchtlich geringer, als es vor funfzig Jahren in England und Wales, flaches Land und Städte zusammengenommen, war. Wir können mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Menschen länger leben, weil

*) S. Macaulay's ausgewählte Schriften, übersetzt von Steger, Braunschweig bei Westermann 1853, Bd. 4. in der Kritik: Southey's Gespräche über die Gesellschaft.

sie besser wohnen, besser genährt, gekleidet, in Krankheiten besser gewartet werden, und daß diese Verbesserungen jener Zunahme des Nationalreichthums, welche das Fabrikwesen erzeugt hat, zu verdanken sind. — England ist das reichste Land Europa's, hat den meisten Handel und die blühendsten Fabriken. Rußland und Polen sind die ärmsten Länder Europa's. Sie besitzen kaum einen Handel und nur die rohesten Manufacturen. Ist der Reichthum in Polen und Rußland besser vertheilt, als in England? Es giebt in Polen und Rußland Individuen, deren Einkommen wahrscheinlich dem unserer reichsten Landsleute gleichkommt. In jenen Ländern giebt es vielleicht eben so viele Einkommen von achtzigtausend jährlich wie hier. Giebt es aber eben so viele Jahreseinkommen von zweitausend, von eintausend Pfund? Es giebt in England Kirchspiele, wo mehr Menschen mit Einkünften zwischen dreihundert und dreitausend Pfund jährlich leben, als in allen Besitzungen des Kaisers Nicolaus. Die hübschen und bequemen Häuser, die für Leute dieser Classe innerhalb der letzten dreißig Jahre in London und dessen Nachbarschaft gebaut sind, würden allein eine Stadt bilden, größer als die Hauptstädte einiger europäischen Königreiche. Dies ist der Zustand einer Gesellschaft, in der die großen Eigenthümer die kleineren verschlungen haben!"

Die Benutzung der Dampfkraft für Abkürzung der Entfernungen ließ in England nicht lange auf sich warten. 1812 fuhr auf der Clyde, 1813 auf der Themse das erste Dampfboot, in den nächsten Jahren wagte man sich mit den neuen Schiffen auf das Meer und machte sogar Versuche, durch Fahrzeuge, welche Dampfkraft und Segelkraft mit einander verbanden, den Verkehr mit Amerika und Ostindien zu unterhalten. Für die Einführung von Locomotiven war besonders die von Georg Stephenson in Newcastle gegründete Maschinenfabrik thätig. 1825 wurde nach Stephenson's Princip die erste Eisenbahn zur Beförderung von Personen zwischen Stockton und Darlington vollendet. 1830 eröffnete die englische Eisenbahngesellschaft, die schon 1825 über ein Actiencapital von mehr als fünfundvierzig Millionen Thaler verfügte, die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester, wobei der Minister Huskisson seinen Tod fand. Gasbeleuchtung erhielt London 1819. Für den Fortschritt der praktischen Mechanik wurde der 1825 beginnende Bau eines Tunnels unter dem Themse-Bett fördernd.

Mit den directen Unternehmungen zu Gunsten des Handels stehen die vielen Entdeckungsreisen der Periode in engster Verbindung. Es versteht sich,

daß dabei das wissenschaftliche Interesse bedeutend mithalf, was besonders für die deutschen und italienischen, weniger für die französischen Reisen der Zeit gilt, die wir in unsere Darstellung gleich mit aufnehmen, um ein Gesammtbild von einer Thätigkeit zu geben, die überaus ehrenvoll ist. Es waren besonders zwei Zielpunkte, die sich der Forschungstrieb gestellt hatte, die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt und die Aufschließung des räthselhaften Innern von Afrika. Die Nordpolreisen — Sebastian Cabot 1498, Meares 1787 — hatten durch die Kriege Englands gegen Frankreich eine lange Unterbrechung erlitten. Als endlich wieder Friede herrschte, regte Sir John Barrow, Secretair der Admiralität, unablässig zu neuen Entdeckungsfahrten an. Die milden Winter von 1815 — 1817, deren warme Sommer das Polareis schmolzen, boten für solche Forschungen günstige Gelegenheit dar. Barrow drang nun darauf, daß man das Polarmeer zu erreichen suche, wo man auf die Strömung treffen müsse, welche aus der Behringsstraße komme. Die ersten Reisen — Johann Roß und Edward Parry nach Westen, David Buchan mit Franklin, Back und Beechey nach dem Pole — blieben ganz resultatlos. Auf der nächsten Reise, die 1819 und 1820 unternommen wurde, gelangte Parry bis zur Südküste der Insel Melville und löste dadurch wenigstens eine der gestellten Aufgaben, indem er bis zum 110. Meridian westlich von Greenwich vorgedrungen war. Nach einer Ueberwinterung an einem Orte, wo die Natur nichts mehr als Moos, Flechten, Zwergeichen und Saxifragen erzeugt, brach er sich am 1. August 1820 durch das Eis mit der frohen Hoffnung Bahn, daß er den nächsten Winter in dem milden Clima der Hawaii-Inseln verleben werde, sah aber seine Erwartung in kurzer Zeit vereitelt, da im Westen undurchdringliches, unabsehbar sich ausdehnendes Eis stand, im Südwesten das Banksland eine Schranke bildete, und kehrte unverrichteter Dinge nach England zurück. Nicht besser war der Ausgang der zweiten Reise Parry's, welche die Jahre 1821—1823 ausfüllte. Noch zweimal, 1824 und 1827, wagte der ausgezeichnete, unter schwierigen Umständen nie um ein Auskunftsmittel verlegene Seemann sein Leben an seinen großen Zweck. Da das Eis 1824 allen Anstrengungen, vorwärts zu kommen, ein Hinderniß war, entwarf man 1827 den Plan, eben dieses feindselige Element zu benutzen, um den Nordpol zu erreichen. Ein Bericht des Wallfischfängers Scoresby erweckte die Illusion, daß man von Spitzbergen aus glattes Eis finden werde, auf dem sich weit nordwärts vorgehen lasse. Allerdings zeigte sich das Eis vierzig Stunden

weit über Spitzbergen hinaus so glatt, wie man gehofft hatte, dann aber traf man auf lose, rauhe und oft dünne Massen, die von vielen Kanälen durchschnitten waren, und als ein heftiger Wind aus Norden aufsprang, der das Eis gegen Süden trieb, entdeckte sich, daß man mit allen Anstrengungen nicht vorwärts, sondern rückwärts kam. 1829 trat Johann Roß, um den übeln Eindruck zu verwischen, den sein verzagtes Benehmen auf seiner ersten Reise hervorgerufen hatte, eine zweite Fahrt an, die für die Wissenschaft die interessanteste von allen ist, denn auf ihr ist an der Ostküste von Boothia Felix, am Ausgange der James Roß-Straße in das sogenannte Meer des Königs Wilhelm der magnetische Nordpol entdeckt worden (1. Juni 1831). Das Schiff des Entdeckers mußte nach zweijähriger Fahrt im Herbst 1831, weil es aus dem Eise nicht loszubringen war, verlassen werden, und noch zwei Jahre irrten die Schiffbrüchigen in den Einöden des Nordens umher. Als sie endlich ein Schiff erreichten, dessen Mannschaft Roß selbst früher befehligt hatte, erkannte sie Niemand. „Mit ungeschorenem Bart," lautet die einfache Erzählung Roß', „ich weiß nicht seit wie langer Zeit schmutzig, in die Fetzen der Felle wilder Thiere gehüllt, abgemagert bis auf die Knochen und blaß wie Gespenster, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns einen schroffen Gegensatz. Wir hatten nun die Abenteuer der Victory (des verlassenen Schiffs) und die Geschichte unserer langen Leiden zu erzählen. Kranke wurden gepflegt, jedem Matrosen sein Platz angewiesen, und es geschah für uns alles, was Wohlwollen und Liebe nur thun konnten. Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf hartem Schnee oder nacktem Felsen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden war."

Fast gleiche Leiden hatte der Theil der Entdecker zu erdulden, welcher den Polargegenden zu Lande sich näherte. Franklin, Richardson, Back, Dease, Simpson und Rae sind die namhaftesten dieser Landreisenden. Mit unbeschreiblichen Beschwerden kämpfend, geistig niedergedrückt durch eine nur mit braunem und dunkelgrünem Moose geschmückte Landschaft von unsäglicher Oede, oft genöthigt, sich von Steinflechten, von verfaulten Thierhäuten, von dem Leder der eigenen Schuhe zu nähren, waren die Tapfern im Winter einer Kälte preisgegeben, die nicht selten bis zu — 42° R. stieg, und litten in der sogenannten guten Jahreszeit durch die Myriaden von Insekten, welche der kurze Sommer dieser hohen Breiten erzeugt. „Wie soll ich einen Begriff

von der furchtbaren Pein, von der unbeschreiblichen Qual geben, mit welcher die Sandfliegen uns heimsuchten? Wenn wir in die engen Thäler hinabsteigen, oder sumpfige Strecken durchwaten mußten, dann wirbelten sie in so unermeßlichen Schwärmen auf, daß im buchstäblichen Sinne des Worts die Luft verfinstert wurde; es war durchaus unmöglich, zu sehen oder zu sprechen. Denn wo nur irgend die Haut entblößt war, da saßen sie dicht neben einander, flogen in Mund und Nasenlöcher und versetzten uns schmerzhafte Stiche. Von unsern Gesichtern floß das Blut so stark herab, als wäre es mit Blutegeln bedeckt, der Schmerz brannte wie Feuer und hatte einen Schwindel im Gefolge, der uns halb toll machte. Wenn wir irgendwo anhielten, was häufig geschehen mußte, dann warfen sich meine Leute, die Indianer nicht ausgenommen, mit dem Gesicht zu Boden und ächzten vor Schmerz und Qual." (Back.) Als Franklin 1820 zu dem Fort Entreprise an den Quellen des Kupferminenflusses zurückkehrte, waren er und seine Begleiter durch die Entbehrungen und Mühen so schwach geworden, daß, wenn ein Theil sich legte oder niedersetzte, die übrigen stehen bleiben mußten, um jenen von der Erde aufzuhelfen.

Der Gewinn, den diese Nordpolreisen ergaben, steht zu den Anstrengungen und Kosten, die an sie gesetzt wurden, in keinem Verhältniß. Man hat durch die Landreisenden, deren Namen die mehrerer Seefahrer, insbesondere Beechey's zugesellt werden müssen, die Nordküste des amerikanischen Festlandes kennen gelernt, man hat die Botanik mit einigen wenigen Arten bereichert, man hat den magnetischen Nordpol, dessen ungefähre Lage längst bekannt war, endlich gefunden, man hat die Theorie der Meeresströmungen durch einige neue Thatsachen fester gestellt, man hat ein Paar Straßen entdeckt, die vielleicht (von einer hat es M'Clure ganz neuerlich bewiesen) von Meer zu Meer unter dem Eise fortlaufen, man hat endlich den Wallfischfahrern neue Wege gezeigt, die von ihnen auch ohnedies gefunden sein würden. Nachdem Roß den magnetischen Nordpol entdeckt hatte, nachdem die geringe naturwissenschaftliche und geographische Ausbeute, die sich überhaupt gewinnen ließ, gemacht worden war, hätten die Reisen abgebrochen werden sollen. Der wissenschaftliche Beweis, daß es eine nordwestliche Durchfahrt gebe, war geliefert worden, und somit konnte man des thatsächlichen Beweises entbehren. Man wußte jetzt, daß in den verhältnißmäßig niedrigeren Breiten, wo man eine brauchbare Durchfahrt vermuthet hatte, die ungeheuren Felder des Polar-

eises jedem regelmäßigen Handelsverkehr, ja sogar dem zufälligen Durchgange eines einzelnen Schiffes selbst bei fast übermenschlicher Anstrengung und Entbehrung auf Seite seiner Mannschaft einen absoluten Widerstand entgegensetzten. Man wußte, daß noch weiter nördlich nichts mehr zu finden sei, als eine unabsehbare Einöde von Eisbergen, deren Eintönigkeit blos von dem Krachen des sich hebenden Eises unterbrochen wird, und wo der kühne Seefahrer höchstens die Befriedigung hat, seinen Namen in einen Granitfelsen einzugraben, bis zu welchem selbst der Eskimo auf seinen Sommerwanderungen nicht vordringt. Trotzdem setzte man die Entdeckungsreisen fort, woran theils der Eigensinn Barrow's Schuld war, theils das Auftauchen einer neuen Theorie, die sich den Nordpol von einem eisfreien Meer umgeben denkt, zu dem der Zugang von der Baffins-Bai aus schwer, von der Behringsstraße her aber leicht sein soll, theils und hauptsächlich die Idee, daß die Ehre des englischen Volkes fordere, die nordwestliche Durchfahrt, nachdem an diese so viel gesetzt worden sei, nun auch zu entdecken. Diesem Eigensinn und diesen theoretischen Grillen ist in neuester Zeit das Leben Franklin's und 125 wackerer Matrosen geopfert worden. Möchte seine Entdeckungsreise die letzte von allen sein, und möchten die Nachsuchungen nach dem Vermißten nicht dazu benutzt werden, unter einem neuen Vorwande Forschungen fortzusetzen, die keinen vernünftigen Zweck mehr haben!

Rohe Völker ziehen um den Küstenrand Afrika's einen Kreis, der selten durchbrochen werden kann, ohne daß im Innern Fieber, Ruhren und die Nachstellungen noch roherer Stämme das kühne Unternehmen rächen. Afrika ist die Höhle des Löwen, vor der man viele Fußtapfen sieht, die hineinführen, wenige, die herausgehen. Dennoch waren die Entdeckung der Nilquellen, die Ermittlung des Nigerlaufs, die Erforschung der inneren Königreiche über Timbuktu hinaus Lockungen, die sich immer wieder mächtig erwiesen, so oft man auch die Trauerkunde hörte, daß das Fatum der afrikanischen Reisenden ein neues Opfer gefordert habe. Die Gründung eines geordneten Reichs in Aegypten durch Mehemed Ali öffnete einen Zugang, der eifrig benutzt wurde. Caillaud, Belzoni, Champollion, Rosellini, Gobat, Sulkowski, der Geognost Brocchi, Burton, Hemprich und Ehrenberg, Minutoli, Westphal, Rüppel erweiterten unsere Kunde von dem Nillande und dessen Nebengebieten um ein Bedeutendes. Champollion veröffentlichte 1824 sein System der Hieroglyphen, das für die Enträthselung der ältesten Geschichte so viel gelei-

stet hat. Was aber die Ermittlung des Nillaufs betrifft, so hätten die neuesten Forscher Herodots Wort wiederholen können: „Wo die Quellen liegen, habe ich nicht erfahren können, weil Niemand es weiß". Gleich jenen Luftspiegelungen der Wüste, die dem dürstenden Wanderer die Bilder von Seen und Hainen mit rieselnden Quellen vorgaukeln, entrückte sich die Nilquelle, wenn man ihr nahe gekommen zu sein glaubte, in weite Ferne. Nur bis Khartum, so weit der arabische Volksstamm und der Einfluß Mehemed Ali's reichten, ließ sich in dieser Periode der Nillauf verfolgen. Größere Strecken eines bis dahin unbekannten Laufs enthüllte der Niger. Tuckey und Peddie freilich fanden ihren Tod (1816) fern von dem Ziele, das sie erstrebt hatten, aber Clapperton und Denham drangen glücklich zum Tschadsee vor und ermittelten, daß der bei Timbuktu vorbeiströmende Dscholiba nach einer Wendung gegen Südosten südlich und westlich ströme und endlich in den Meerbusen von Benin ausmünde. Den Gebrüdern Lander war es vorbehalten, die Identität des Niger, Quorra und Dscholiba festzustellen. Die wiederholten Anträge von Eingeborenen, sie auf dem Niger bis Bornu zu schiffen und in den Tschadsee zu bringen, konnten die Brüder nicht annehmen und so ließ sich auf den Karten der Lauf des Niger noch immer nicht vollständig einzeichnen. Timbuktu wurde von Laing zweimal (1820 und 1826) besucht — ob auch von dem Franzosen Caillié? Belzoni starb auf dem Wege dahin zu Gato (1823). Mollien reiste nach den Quellen des Senegal und Gambia, Bowdich wurde an dem letztern Flusse vom Tode hinweggerafft, Perrotet besuchte Senegambien, Douville Congo. Ein verheerender Krieg der Kaffern mit den Engländern störte die Unternehmungen, die vom Süden des Welttheils ausgingen. Außer A. Billiard und Campbell wüßten wir keinen Reisenden der Zeit zu nennen, dessen Entdeckungen im Süden Beachtung verdienten. Für Nordafrika lieferten die Reisen von Lyon und Ritchie Ausbeute. Lacombe besuchte Madagaskar, wo der König Radama das Christenthum begünstigte, eine englische Expedition ging von der Insel nach der Ostküste des Continents über.

Durch den südamerikanischen Freiheitskrieg fielen die Schranken, mit denen Spanien fast alle Fremde ferngehalten hatte. Arsene Isabelle, Mathison, Pöppig, Rugendas, d'Orbigny bereisten große Theile des Südens, Jacqueminot, v. Langsdorf, Spix und Martius, Natterer, Bourchell besuchten Brasilien, Gay Chili, der Mineralog Burkart Mexiko, Macdonald Pa-

tagonien. Die zunehmende Auswanderung nach Nordamerika verbreitete Licht, aber auch manche falsche Darstellung, die dann von wissenschaftlichen Reisenden, Herzog Paul von Würtemberg, Colton u. A. berichtigt werden mußte.

Unter den Forschern in Asien begegnet uns der Nestor der Wissenschaft, unser Alexander von Humboldt, der mit Rose und Ehrenberg 1829 am Ural, Altai und kaspischen Meere war. Russische Offiziere untersuchten 1820 die Nordküsten Sibiriens, in demselben Jahre und dann noch einmal 1829 erstieg Parrot den Ararat, Ermann bereiste Sibirien, Eichwald das kaspische Meer und den Kaukasus, eine Gesellschaft russischer Botaniker den Altai, Murawiew Turkomanien, Fraser, die Gebrüder Gerard, Moorcroft Hochasien, der letztere auch Mittelasien, wo er 1825 starb, Ker Porter Georgien, Armenien, Persien, in welchem letzteren Lande er in Fontanier einen Nachfolger erhielt, Bankes Pälastina, Forbio und Fontanier die Levante, Michaud Paläſtina und Syrien, Carl Maßen Beludschistan, Afghanistan und das Pendschab, Jacqueminot die Insel Bourbon und Ostindien, Müller, Boie, Macklot und van Oort Java. Die Gesandtschaft Lord Amherst's nach China, Crawfort's Reisen eben dahin und nach Cochinchina, v. Siebold's Reise nach Japan lenkten die Aufmerksamkeit auf die verschlossensten Länder der Erde. Spezielle Zwecke verfolgten im Orient der Botaniker Honigberger, der Sprachforscher Rask und Csoma von Körös. Dieser originelle Mann, der die Geschichte der Magyaren bis auf die erste Quelle rückwärts verfolgen wollte, drang auf Wegen, die vor ihm nie ein Europäer betreten hatte, in das Herz von Mittelasien ein und erreichte durch eiserne Ausdauer sein Ziel, die Sprache, Literatur und Geschichte von Tübet zu ergründen.

Von Australien kannte man vor unserer Periode nur die Küsten, die dann von King, Jeffries und Kelly noch näher erforscht wurden. 1813 trieb eine furchtbare Dürre zu Anstrengungen, grüne Weiden auszumitteln, und nun überstieg Evans zum ersten Male die blauen Berge, wobei er die Ebenen von Bathurst und den Oberlauf des Macquarie entdeckte. Oxley machte den Lachdan näher bekannt, verbreitete aber den Irrthum, daß alle Flüsse in Sümpfen endigten. Cunningham fand den Karaula oder Darling, Throsby brachte 1820 von einer Reise nach dem Süden die erste Nachricht über den Murrumbidschi mit, Howell und Hume drangen 1824 von der Nordwestseite der australischen Alpen bis zu der Südküste von Port Philip vor, Sturt bestätigte, indem er 1828 den Macquarie bis zum Karaula verfolgte, daß

die zahlreichen Flüsse, die man nördlich vom Macquarie gefunden hatte, mit diesem und dem Karaula in Verbindung ständen. Diese Entdeckungen wirkten unmittelbar auf den Wohlstand der Colonie zurück. Durch die Auffindung neuer Weiden begünstigt, vermehrten sich die Schafheerden, die Abkömmlinge einiger 1796 vom Kap eingeführten Merinos, 1820 bis auf 100,000 Stück, so daß von 1824 jährlich 275,600 Pfund Wolle nach England verschifft werden konnten. Die Bevölkerung dehnte sich nun über weitere Strecken aus, die neunzehn Grafschaften unter den blauen Bergen genügten nicht mehr für die Hirten, die in nördlicher und nordwestlicher Richtung mit ihren Heerden nach Wasser und Weide umherwanderten. Das tiefe Innere des Landes wurde durch alle Entdeckungen nicht bekannter, und noch heute weiß man nicht, ob man dort auf ein großes Centralgebirge stoßen wird, oder auf ein ausgedehntes Binnenmeer, oder aber, was leider am wahrscheinlichsten ist, auf eine todte Wüste.

Südpolreisen unternahmen Weddel, Biscoe, Bellinghansen, Fahrten um die Welt Otto von Kotzebue, in dessen Geleit unser Naturforscher und Dichter Chamisso war, von Lütke, Parker King mit Fitzroy und Darwin, Roquefeuil, Duperré, Dumont d'Urville, der die letzten Reste von Lapeyrouse's unglücklicher Weltumsegelung auffand, und zum ersten Male auch preußische Schiffer, zweimal Harmsen, das dritte Mal Wendt mit dem Naturforscher Meyen. Konnten diese Reisen auch nicht mehr die Ausbeute liefern, wie die frühern, so vervollständigten oder bestätigten sie doch ältere Wahrnehmungen, förderten insbesondere die Völkerkunde, die nun größere Beachtung fand, und waren mit interessanten magnetischen Beobachtungen verbunden. In der letzteren Beziehung handelte es sich besonders darum, zu ermitteln, wie die Stärke des Magnetismus oder die Intensität der magnetischen Kraft an den verschiedenen Punkten des Erdbodens von einander abweiche. Die dazu führenden Arbeiten regte Alexander von Humboldt an, indem er zugleich den zur Ausführung gelangenden Vorschlag machte, magnetische Warten zu errichten, auf denen an bestimmten Tagen gleichzeitige Beobachtungen angestellt würden. Alle die Weltumsegelungen, die wir genannt haben, gaben Veranlassung zur Untersuchung der Koralleninseln, jener in manchen Meeren zahllos zerstreuten Inseln, die ihre Entstehung anscheinend der Thätigkeit eines kleinen Thieres verdanken. Durch Ehrenberg, der um dieser Inseln willen das rothe Meer besuchte, Kotzebue u. A. wurde nachgewiesen, daß die Korallenthiere nie bis auf große Tiefen herabgehen, also ihre Bauten nicht vom Grunde des Meeres

aufführen können, was noch Chamisso halb und halb annahm, ob aber die Thierchen auf Erhebungskratern bauen, ob auf eingesunkenen Flächen, darüber hat die Wissenschaft noch nicht ihr letztes Wort sprechen können. Höhenmessungen wurden in den Cordilleren und im Himalaya vorgenommen, Gradmessungen in Dänemark (durch Schuhmacher und Gauß), in den russischen Ostseeprovinzen und in Finnland. Das Leuchten des Meers, die Strömungen desselben, die Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen beschäftigten die Naturforscher vielfach.

Mehrere der Gesellschaften, welche gegenwärtig für Sprachenkunde und Kenntniß der Erde am thätigsten sind, entstanden in dem Zeitraume von 1815—1830. In London wurde die k. asiatische Gesellschaft für Großbrittannien und Irland gegründet, um die Colebrooke sich Verdienste erwarb, in Paris durch Maltebrun und Barbié du Boccage die geographische Gesellschaft, drei Jahre später (1822) auch eine asiatische Gesellschaft, 1829 dann noch eine statistische Gesellschaft, 1828 in Berlin der Verein für Erdkunde, unter dessen Mitgliedern Carl Ritter, der gründlichste und gelehrteste Geograph des Zeitalters, hervorragt, in Petersburg 1823 das Institut für orientalische Sprachen, in London, vorzüglich in Folge von Barrow's Bemühungen, 1830 die k. geographische Gesellschaft. Nicht genug kann hervorgehoben werden, was durch die Missionen, namentlich die protestantischen, für Sprachen und Erdkunde geschah. Nicht wenige der Reisenden, deren Namen wir oben genannt haben, waren Glaubensboten; wo immer eine Mission in fernen Ländern das Kreuz aufrichtete, da wurde sie zu einer Brücke auf ein unbekanntes Gebiet. Durch die Glaubensboten wurden auch die englischen Bemühungen für Abschaffung des Sklavenhandels unterstützt, die zur bessern Kenntniß von Afrika so Vieles beigetragen haben. Schottische Glaubensboten übersetzten Theile des neuen Testaments in die Mundart der Kalmucken, Nott das Evangelium Lucä ins Otaheitische, andere die ganze Bibel ins Malaiische, Morrison lieferte ein chinesisches, Medhurst ein japanisches Wörterbuch, Gützlaff eine siamesische Sprachlehre. Unabhängig von dem Missionswesen schrieb Remusat eine chinesische Grammatik. Als wichtig für die Sanskrit-Studien ist Bopp's Sanskrit-Grammatik und Wilson's Uebersetzung des Theaters der Hindu ins Englische zu erwähnen. 1825 legte Eugen Burnouf in Verbindung mit unserm Lassen der asiatischen Gesellschaft zu Paris einen „Versuch über das Pali" vor und wandte sich darauf der Zendsprache zu.

„Wir haben weit mehr berühmte Namen und bekannte Schriftsteller in der Gegenwart aufzuführen als eigentlich berühmte, großartige Werke." So urtheilte E. L. Bulwer 1833 über die neueste Literatur seines Vaterlandes, indem er als Hauptursache jener Erscheinung die Zersplitterung der literarischen Kraft in den jährlich sich mehrenden Zeitschriften aller Art nannte. Stellte sich doch ein gefeierter Dichter, Thomas Campbell, an die Spitze einer Zeitung mit einem Eifer, der ihn der Dichtkunst fast entfremdete, und lassen sich doch Namen nennen, die nur durch Beiträge zu Zeitungen ihren Ruf begründeten. Ein Beispiel dieser Art ist Macaulay, dessen erste Studie (über Milton) im Jahre 1825 im Edinburgh Review erschien. Zu Bulwer's Urtheil ist hinzuzusetzen, daß die berühmten Namen, die England in dieser Periode aufzuweisen hatte, meistens über die Zeit ihrer Blüthe hinaus waren. Dies gilt von Southey, von Coleridge, Wordsworth und andern Dichtern der Seeschule, wie von Byron und Moore, obgleich das Gedicht des Sängers der irischen Melodien, in dem er seinen Höhepunkt erreicht haben soll, Lalla Rookh („Zwangsnatur im höchsten Ton, nichts als Kolben und Retorten, nichts als Destillation," nach Rückerts Urtheil) innerhalb des Zeitraums an das Licht trat. Byron, bis an seinen Tod so angefeindet, daß er sich aus England verbannte, gewann auf die Literatur der dreißiger Jahre, die deutsche wie die französische, einen großen Einfluß, vor 1830 war Walter Scott der Herrscher des Tages. „Es fehlte ihm wenig zu einem Dichter, aber dieses Wenige, wie viel ist es!" hat über ihn Tieck geurtheilt, mehr geistreich als wahr, denn die eigentlich dichterische Kraft, Gestalten mit lebensvoller Wahrheit zu formen, hat Walter Scott unleugbar besessen. In dieser Beziehung steht ihm der englische Erbe seines Ruhms, Bulwer, bedeutend nach, und selbst Hope hat ihn im „Anastasius" nicht erreicht.

Mehrere der besten wissenschaftlichen Arbeiten Englands muß man in den Encyklopädien suchen, namentlich in der von Lardner, für die unter andern Herschel schrieb. Davy, der Begründer des Elektrochemismus und der Theorie der Chlorverbindungen, veröffentlichte seine gehaltreichen Vorlesungen in der „Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur." Außer Davy hielten Whewell, der Chemiker Faraday, der Botaniker Hooker, der Zoologe Richardson, Beide auch als Begleiter Franklin's auf einer von dessen Nordpolreisen bekannt, der Geolog Lyell u. a. m. den alten naturwissenschaftlichen Ruf der Engländer aufrecht. Hallam schrieb ein Geschichtswerk ersten Ranges, in dem er

die Entwicklung der englischen Verfassung kritisch und erläuternd verfolgte. Wenn auch nicht durch viele Namen vertreten, erwarb sich die englische Wissenschaft den Ruhm, nach der Verbreitung allgemeiner Bildung zu streben und die praktische Laufbahn, die Bacon ihr vorgezeichnet hatte, treu zu verfolgen. Mit den Gelehrten verbanden sich Staatsmänner, und durch diese Vereinigung entstanden Vereine für Gewerbewesen mit großen Bibliotheken, ein Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, für den vor allen Brougham bemüht war, u. a. m. Der Volksunterricht war in dieser Zeit noch ganz der Privatthätigkeit überlassen, dem höheren Unterrichtswesen hafteten große Mängel an, so daß ohne jene vermittelnde Thätigkeit der Literatur und der Vereine der allgemeine Bildungsstand auf einer niedrigen Stufe geblieben sein würde.

1825 forderte der Dichter Campbell zur Errichtung einer freien, das heißt allen Glaubensbekenntnissen geöffneten Universität zu London auf, und der feurige Brougham, an den der Ruf speziell ergangen war, nahm sich der Sache so eifrig an, daß noch vor Verlauf des Jahres die erforderlichen Geldmittel beisammen waren. Vornehme Whigs, berühmte Parlamentsmitglieder und Schriftsteller, Lord Landsdowne, Lord John Russell, Mackintosh, Hume, Macaulay, Brougham, nahmen Stellen im Ausschuß an, Lardner richtete für die Anstalt den physikalischen Apparat ein, Turner das chemische Laboratorium, Bell das anatomische Museum, Thompson die Sammlung zur Erläuterung der Arzneimittellehre, und am 1. Oktober 1828 wurden die Vorlesungen durch den Anatomen Bell eröffnet. Gab man auch nicht offen zu, daß man die alten Universitäten zu Reformen anregen wolle, so wurde dieser Zweck doch eben so erstrebt, wie die eingestandene Ermöglichung einer höhern Bildung für die dissentirenden Secten. 1829 zählte die Hochschule 680 Jünglinge, dann sank die Zahl durch die vereinten Anstrengungen der Hochkirchlichen und der Tories, welche ihrerseits in der Hauptstadt eine Lehranstalt gründeten.

In der Kunst leisteten die Engländer weniger als alle andern großen Völker. Lawrence war ihr bester Maler, Hayton würde sich hoch erhoben haben, wenn den unglücklichen, zuletzt zu Grunde gegangenen Mann nicht Launen immer wieder vom rechten Wege abgetrieben hätten, Landseer war vorzüglich in Thierstücken vortrefflich, Wilkie in historischen Gemälden. Der Kupferstecherkunst, die noch immer bedeutende Meister aufzuweisen hatte, stellten 1821 Parkins, Fairmann und Heath im Stahlstich einen Nebenbuhler an die Seite.

Siebentes Kapitel.

Rußland und der Orient. Die russischen Militaircolonien. Die große Adelsverschwörung. Alexanders Tod. Cancrin's Finanzsystem. Die Türkei, Persien und Aegypten. Der Aufstand der Griechen. Rußlands Kriege mit Persien und der Türkei.

Die reformatorischen Ideen, mit denen Kaiser Alexander aus dem Kriege gegen Frankreich heimkehrte, konnten sich keinen würdigeren Gegenstand wählen, als die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse. Die russische Leibeigenschaft ging und geht noch heute in völlige Sclaverei über. Es ist nicht richtig, wenn man sich unter den russischen Leibeigenen nur die an die Scholle Gebundenen unserer früheren Geschichte denkt, denn diese Unglücklichen können auch ohne Land verkauft werden, was ganz direct zum Menschenhandel führt, der in Rußland wirklich in großem Umfange betrieben wird. Nicht genug, daß man Leute kauft, um sie als Tagelöhner oder Dienstboten zu vermiethen, ist es eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Mohamedaner unfreie Mädchen kaufen, um sie zu ihren Beischläferinnen zu machen, und es finden sich Christen, welche Jahr aus Jahr ein mit solchen Mädchen einen Handel treiben. Adelige von englischer, deutscher, französischer, selbst tatarischer, armenischer und jüdischer Abkunft besitzen „Seelen", aber Leibeigene sind und können nur die echten Russen sein, nicht die anderen Europäer, nicht die Orientalen.

Alexander ging mit mehr Eifer als Ausdauer an das Werk, diesen faulen Fleck aus dem russischen Volksleben zu entfernen. Die Ostseeprovinzen sollten den Anfang machen. Am 24. September 1818 wurde in der Gegenwart des Kaisers in der Domkirche zu Mitau vor einer zahlreichen Versamm-

lung des Adels und des Volks die Abschaffung der Leibeigenschaft für die Provinzen Esthland, Kurland und Liefland verkündet. Diese Maßregel auf das ganze Reich auszudehnen, war bei der Stimmung des Adels bedenklich. Es blieb bei einem Versuche, der durch die Art der Ausführung vereitelt wurde. Ein Gesetz schrieb nämlich vor, daß der Grundeigenthümer, der seinen Bauern die Freiheit gewähren wollte, bei den Behörden um die Erlaubniß bitten müsse, und zwar zunächst bei dem Adelsmarschall seines Bezirks, dann bei dem Statthalter der Provinz, weiter bei dem Minister des Innern, bei dem Senat, endlich bei dem Kaiser selbst. Bei der Art, wie die Geschäfte, und namentlich solche Geschäfte, in Rußland betrieben werden, brauchte es Jahre, bis alle diese Förmlichkeiten beendet waren, und so kam es, daß die Menge der freien besitzenden Bauern, welche Alexander hervorrufen wollte, noch nicht die Zahl von 80,000 erreichte.

Am besten hatten sich bisher die Leibeigenen auf den Staatsgütern (Kronbauern) befunden, die, wenn sie ihre geringe Abgabe ($2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{3}{4}$ Thaler auf den Kopf) entrichtet hatten, hingehen konnten, wohin sie wollten. Da faßte der Kaiser in einer unglücklichen Stunde den Entschluß, Militaircolonien zu errichten. Die bösen Rathgeber, die den Plan einflüsterten, machten für ihn die besten Empfehlungen geltend: daß man durch die Ansiedelung von Soldaten in den Gouvernements Nowgorod, Mohilew, Charkow, Kiew, Podolien und Cherson in der Nähe Polens, Oesterreichs und der Türkei mobile Streitermassen erhalte, daß man die Finanzen des Staats erleichtere und gleichzeitig die Streitkräfte desselben vermehre, daß man den Regimentern, die während der Kriege im Auslande gefährliche Ideen eingesogen hätten, eine ablenkende Beschäftigung gebe, endlich daß man große öde Flächen für die Cultur gewinne. Die ersten Soldaten, Fußvolk, siedelte man 1816 versuchsweise in den Gouvernements Smolensk und Nowgorod an. Diese beiden ersten Versuche wurden als gelungen betrachtet, und es erfolgte darauf die Ansässigmachung von zwei Divisionen Fußvolk und eben so viel Reiterei. Von den Zwecken, die man im Auge hatte, wurde nicht einer erreicht. Die Finanzen wurden nicht erleichtert, sondern beschwert, da die Ansiedelung jedes einzelnen Regiments durchschnittlich fünf Millionen Rubel kostete, gerade die Militaircolonien wurden Heerde von Unruhen und Aufständen, das stehende Heer zog aus ihnen keine neue Kraft, und dem Ackerbau brachten sie Schaden. Dieser letztere Punkt ist der traurigste von allen. Die Kronbauern,

die man zur Erleichterung des Uebergangs aller Leibeigenen in einen Zustand der Freiheit hätte benutzen können, wurden nach den Bestimmungen über die Militaircolonien jetzt ihrerseits an die Scholle gefesselt. Ihre Abgabe erließ man ihnen, um ihnen dafür den Unterhalt der Soldaten und deren Familien aufzubürden und um sie der Willkür der Offiziere, welche die Aufsicht erhielten, preiszugeben. Die Kronbauern, die man mit der Einlegung von Colonien bedachte, fühlten nur zu gut, was ihnen bevorstehe. Viele ließen ihre Felder unbebaut liegen und trotzten den barbarischen russischen Strafen. Die Verpflanzung der Colonien unter die freien Kosaken am Dniestr und Dniepr rief Schauderscenen und Aufstände hervor. Nachdem die Männer nach verzweifeltem Widerstande erlegen waren, schleuderten die Frauen ihre Kinder, um sie vor der drohenden Sclaverei zu bewahren, unter die Pferde der anrückenden Truppen. Dieser Widerstand hatte nur die Folge, daß der General Araktschejew, dem man, obgleich er der verhaßteste Offizier der Armee war, die Oberleitung übertragen hatte, die Befehle seines hintergangenen Herrn mit der schonungslosesten Härte ausführte.

Eine Regierungsgewalt, wie sie Peter der Große gründete, kann sich mit einem mächtigen Adel nicht vertragen. Deßhalb haben alle Regierungen die Freiheiten und Vorrechte, welche die alten Bojaren praktisch besaßen, langsam und planmäßig vernichtet, um die orientalische Herrschergewalt aufzurichten, wo kein Ansehn und keine Macht gilt, als die, welche aus der Gunst des jeweiligen Herrschers fließt. Der Adel, dem die Cultur des Westens zugänglich war, mußte diese Lage tief fühlen, und selbst der milde Despotismus Alexanders konnte das gekränkte Gefühl nicht beruhigen. Ueberdies war auf die liberalen Anwandlungen des Kaisers bald eine Umkehr gefolgt, welche in Rußland und mehr noch in Polen, wo der Großfürst Konstantin ein willkürliches, die nationalen Gefühle verletzendes Regiment ausübte, mit mancher Härte verbunden war. Der mißvergnügte Adel machte nun Verschwörungen, die sich von 1816 — 1825 fortspannen und zum ersten Male nicht auf eine Palastrevolution, sondern auf eine Umwälzung des ganzen Staatslebens hinausliefen. „Die Mitglieder der mächtigen Verbindung scheinen aus drei sehr verschiedenen Classen von Menschen bestanden zu haben. Die erste, am wenigsten zahlreiche, aber thätigste, und diejenige, welche dem ganzen Verfahren dieser Verbindungen den Stempel aufdrückte, bestand hauptsächlich aus jungen Leuten, die von den edelsten und uneigennützigsten Beweggründen getrie-

ben waren. Sie wünschten die gesammte russische Nation auf dieselbe Stufe geselliger Bildung zu heben, wie die Bewohner der begünstigtsten Länder, und allen slavischen Völkern bürgerliche und religiöse Freiheit in der weitesten Bedeutung des Worts und in einem Grade zu verschaffen, wie sie bis jetzt noch nirgends ausführbar gefunden wurde. Es waren meist Leute aus der höhern Aristokratie, von großem Vermögen, das sie opfern wollten, indem sie ihren Leibeigenen die Freiheit gaben, und es zeigte sich unter ihnen ein edler Wetteifer, ihr Thun und Treiben von jedem Schatten persönlichen Ehrgeizes zu entkleiden. Die Oligarchisten bildeten die große Mehrzahl, und in ihren Reihen fand sich eine so große Zahl von Verschwörern, daß die Regierung nach dem Ausbruch der lange vorbereiteten Verschwörung es unmöglich fand, alle Betheiligten zu strafen, da die Arbeiten der Untersuchungscommission herausgestellt hatten, daß keine bedeutende Familie im Reiche war, von der nicht einzelne Mitglieder Antheil genommen hatten. Endlich gab es noch eine Anzahl Mitglieder, von denen man eher sagen konnte, daß sie das Verhalten der andern billigten, als daran Theil nahmen, und welche sich schmeichelten, von dem Erfolg ihrer Bundesgenossen Nutzen zu ziehen, ohne die Gefahr des Mißlingens zu theilen". (Revelations of Russia).

Die uneigennützige, allein für die Freiheit begeisterte Classe der Verschworenen spaltete sich in zwei Parteien. Die eine, welche ihren Mittelpunkt in Petersburg hatte und zu der Nikita Murawiew, die Fürsten Trubetzkoi und Obolenski, die Obersten Mitkow, Narischkin, Rylejeff gehörten, hatte eine constitutionelle Monarchie und die Beseitigung der Unterschleife und zahllosen Mißbräuche in der Verwaltung im Sinn. Sie wollte außerdem friedliche Mittel gebrauchen, während die zweite Partei, welche eine Föderativrepublik anstrebte, die Anwendung von Gewalt vorhatte und insbesondere Pläne zur Ermordung des Kaisers entwarf. Diese republikanische Partei, deren Seele der Oberst Pestel war und die im Süden von Rußland, zu Tultschin, ihren Centralpunkt hatte, stand mit den polnischen Verschworenen in Verbindung. Der alte Volkshaß zwischen Russen und Polen hinderte die gegenseitige Annäherung nicht. Man wollte die bestehende Regierung stürzen und dann den einzelnen Gebieten die Entscheidung überlassen, ob sie sich an die Republik Polen oder an die Republik Rußland anschließen wollten.

Wenn sich das Bestehen einer Verschwörung auch in einzelnen Anzeichen verrieth, so gelang es der Regierung doch nie, sich der leitenden Fäden zu

bemächtigen. Erst gegen das Ende von Alexanders Tagen wurden Enthüllungen gemacht, welche so bestimmt waren, daß man Maßregeln treffen, verdächtige Offiziere versetzen und mehrere Obersten von dem Commando ihrer Regimenter entfernen konnte. Die Verschworenen gedachten ferneren Entdeckungen durch die Ermordung des Kaisers zuvorzukommen, als dieser ihnen durch eine höhere Hand entrückt wurde. Alexander befand sich in der Krim bei seiner Gemahlin, die sich zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit dorthin begeben hatte. Er hatte seine Reise in der düstersten Stimmung angetreten und vernachlässigte in der Krim, als ihn ein climatisches Fieber befiel, die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln. So nahm sein Unwohlsein den Charakter eines Nervenfiebers an und machte seinem Leben so rasch ein Ende, daß man allgemein glaubte, er sei an Gift gestorben. Sein Tod erfolgte am 1. December 1825 zu Taganrog am Meer von Asow.

Nach dem bestehenden Thronerbfolgerecht würde, da Alexander keine Leibeserben hinterließ, sein ältester Bruder, Großfürst Constantin, den Thron haben besteigen müssen. Aber der Großfürst besaß nicht die äußern und noch weniger die innern Eigenschaften, die dem Selbstherrscher eines solchen Reichs nothwendig sind, und hatte außerdem, um sich mit einer polnischen Dame verheirathen zu können, seinen Rechten entsagt. Als die Nachricht von dem Tode Alexanders nach Petersburg kam, eröffnete der Senat ein Packet, das der vorige Kaiser bei seiner Abreise nach der Krim ihm übergeben hatte, und fand darin die Urkunde der Entsagung Constantins und ein zweites Document, in dem Alexander seinen zweiten Bruder Nicolaus für seinen Nachfolger erklärte. Man wollte nun diesem letztern huldigen, der sich aber weigerte, die Krone anzunehmen, ehe der ältere Großfürst seine Verzichtleistung wiederholt habe. Als dies geschehen war, erklärte er seine Bedenklichkeiten besiegt.

Es waren darüber einundzwanzig Tage verflossen, eine Zeit, während der die Verschworenen nicht müßig gewesen waren. Sie bestanden aus Offizieren und höheren Beamten und konnten daher leicht Anhang gewinnen. Am 26. December, dem zur Huldigung bestimmten Tage, verweigerten mehrere Garderegimenter den Eid. Man hatte ihnen vorgeredet, daß Constantin keineswegs auf den Thron verzichtet habe, und ihnen das Feldgeschrei: „Constantin und die Constitution!“ gegeben. Die Constitution hielten sie für die Gemahlin des Großfürsten und zogen, indem sie den vorgeschriebenen

Ruf getreulich wiederholten, auf den Senatsplatz, wo der Sammelpunkt war. Das Regiment Moskau war das erste, welches dort erschien, andere Abtheilungen der Garde und der Marinetruppen schlossen sich an. Der junge Kaiser entwickelte an diesem gefährlichen Tage jene Energie und kluge Ueberlegung, durch die alle seine Entschlüsse und Handlungen gekennzeichnet werden. Seine raschen Maßregeln hielten die noch wankenden Truppen bei den Fahnen und sicherten alle die Gebäude, deren Besitz von Wichtigkeit war. So entschlossen wie er, so verzagt handelten die Empörer. Fürst Trubetzkoi, der zum Dictator ernannt worden war, eilte, als die abgefallenen Truppen bereits ihre Stellungen genommen hatten, in den Senatspalast, um Nicolaus den Eid der Treue zu schwören, die Andern suchten ihn hier und dort, und ehe kräftigere Männer sich an die Spitze gestellt hatten, war eine kostbare Zeit verloren gegangen.

Daß die Regimenter auf dem Senatsplatze sich nicht vermehrten und daß die Volkshaufen, die sich hinter ihnen sammelten, nur ein wüstes Geschrei ausstießen, verurtheilte den Aufstand zum Untergange. Nach wenigen Stunden hatte der Kaiser so viele Truppen aller Waffengattungen um sich vereinigt, daß er zum Angriff übergehen konnte. Er zog es vor, Versuche mit milderen Mitteln zu machen. Aber der General Miloradowitsch, den er an die Aufrührer abschickte, fiel durch einen Schuß, und als der Metropolit von Petersburg, von einer großen Anzahl von Popen begeitet, mit dem Kreuz in der Hand zu den Truppen redete, wurde seine Stimme von Trommelwirbeln übertäubt und er selbst zurückgestoßen. Jetzt erst gab der Kaiser den Befehl zum Angriff. Der Kampf war kurz, aber blutig. Nachdem Reiterei und Fußvolk vergebliche Versuche gemacht hatten, feuerten die Geschütze, und vor ihrem Kartätschenhagel stoben die Empörer auseinander. Alle Verschworenen wurden an diesem oder den folgenden Tagen ergriffen.

Die gefährlichere Verschwörung des Südens war fast im Augenblicke, als Kaiser Alexander starb, entdeckt und durch die Verhaftung einer Menge von Theilnehmern, unter denen auch Pestel war, unschädlich gemacht worden. Nichts desto weniger begann Sergei Murawiew-Apostol den Aufruhr, indem er am 10. Januar 1826 mit mehreren Compagnien gegen Wassilkow zog. Ein Bataillon, das ihm entgegengeschickt wurde, ging zu ihm über, aber nun verdarb der übermüthig gewordene Mann seine Sache dadurch, daß er gegen die Soldaten unvorsichtige Reden führte, von der Absetzung des Kaisers,

von der Republik sprach, worauf die meisten ihn verließen. Bei dem Flecken Ustirowka umstellte ihn am 15. Januar der General Geismar. Murawiew vertheidigte sich wie ein Verzweifelter; als er unter Säbelhieben zusammensank, warfen seine Truppen die Waffen von sich.

Nach der Unterdrückung des Aufstandes begann eine Untersuchungscommission ihre Thätigkeit. Ihre veröffentlichten Berichte geben die ganze Ausdehnung der Verschwörung nicht an und machen uns nur mit den Haupttheilnehmern bekannt. 121 Verschworene wurden vor Gericht gestellt, fünf zum Tode verurtheilt, zweiundfunfzig zur Zwangsarbeit in Sibirien, dreißig zu derselben Strafe in Petersburg, die übrigen zu geringeren Strafen. Die fünf — Pestel, Rylejeff, Sergei Murawiew-Apostol, Bestuscheff-Rjumin, Kachofski — wurden am 25. Juli 1825 in Petersburg mit dem Strange hingerichtet. Alle starben mit hohem Muth. Als bei Rylejeff der Strick riß, rief er laut: „Mir soll also nichts gelingen, nicht einmal das Sterben."

Blieb die Untersuchungscommission auch weit von dem Ziele, das ein kaiserliches Manifest ihr gesteckt hatte, „ein Uebel, dessen Keim schon seit Jahren vorhanden gewesen sei, in seiner ganzen Ausdehnung und in allen seinen Verzweigungen zu treffen, es bis auf die Wurzel auszurotten, den heiligen Boden Rußlands von fremdem Ansteckungsstoff zu reinigen und für immer zwischen der Vaterlandsliebe und den revolutionairen Leidenschaften eine Grenzlinie zu ziehen", so befreite die Unterdrückung der Revolution die Regierung doch von einem innern Feinde und gab ihr die Machtvollkommenheit der Zeit Peters des Großen zurück. Auch das Gute entstand aus der Verschwörung, daß Nicolaus durch sie auf mehrere Mißbräuche aufmerksam gemacht und zu Reformen geführt wurde. Ein von Pestel entworfener Codex wurde zum großen Theile in die vom Kaiser veranstaltete Gesetzsammlung, den Swod, aufgenommen. Nur wurden die Wohlthaten, welche eine Sammlung der Gesetze hätten begleiten sollen, dadurch stark beeinträchtigt, daß die Regierung auch hier wieder ihr Ziel der Verrussung verfolgte, also den fremden Nationalitäten des Reichs das mit ihrem Volksleben verwachsene eigene Recht nahm und ihnen dafür die russischen, ihrem eigenthümlichen Wesen widerstreitenden Satzungen aufdrang. Ferner ließ der Swod die sehr mangelhafte Sicherheit bestehen, welche die Gesetze dem Kapitalisten gewähren, der sein Geld einem Privatschuldner anvertraut, und erschwerte dem Grundbesitzer durch das Verbot, mehr als eine Hypothekschuld aufzunehmen, die Erlangung von Geld.

Es war wohlberechnete Absicht, daß man dem Geld suchenden Privaten die Verbindung mit dem Geld besitzenden Privaten so gut wie unmöglich machte. Es geschah dies in demselben Augenblicke, als das Trugbild einer russischen Industrie aufgestellt wurde, die der Staat auf jede Weise fördern werde, und als, damit an dem Ernst dieses Entschlusses kein Zweifel bleibe, die Verwandlung des russischen Schutzzollsystems in jenes Prohibitivsystem erfolgte, unter dem der deutsche und insbesondere der preußische Handel so empfindlich gelitten hat. Der Gedanke, die russische Industrie auf die eigenen Füße zu stellen, wurde sehr beliebt, die überschüssigen Kapitalien drängten sich herbei, und da sie nur in den Staatscassen und Staatsanstalten (Reichshypothekenbank, Assignatenbank, Handelsbank, Reichsbank, den Lombards in Petersburg und Moskau, den Ausschüssen der allgemeinen Fürsorge, die in jeder Hauptstadt eines Gouvernements bestehen), Sicherheit fanden, so strömten sie in dieselben, um aus diesen allgemeinen Reservoirs in die Privatkassen zurückzufließen. Der Staat wurde mithin der große Bankier des ganzen Reichs und konnte den Industriezweig, der ihm genehm war, unterstützen, den Zweig, der ihm keine Zukunft versprach oder seine Zolleinnahmen zu schmälern drohte, niederhalten. Der Staat konnte aber auch eine Staatsindustrie schaffen, konnte Ackerbau, Handel und Gewerbe durch Verweigerung oder Gewährung von Vorschüssen von sich abhängig erhalten, und konnte endlich nach Belieben und Bedürfniß aus seinen Kassen für sich schöpfen. Dies ist das System, als dessen Schöpfer der Graf Cancrin, ein Deutscher von Geburt und ursprünglich für den Staatsdienst von Hessen-Darmstadt bestimmt, sich eine traurige Berühmtheit geschaffen hat. In einer einundzwanzigjährigen Verwaltung (1823 — 1844) hat er dieses System bis zu seinen letzten Consequenzen hinaus ausgebildet und damit erreicht, daß der Selbstherrscher aller Reußen, nachdem er bereits auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete der alleinige Gebieter gewesen war, nun auch die materielle Bewegung seines unermeßlichen Reichs mit Allgewalt leitet. Cancrin hat ferner erreicht, daß der Staat in glücklichen Zeiten, wenn die Kapitale seine Anstalten aufsuchen, über unermeßliche Geldmittel verfügt, daß aber, wenn Mißernten und Nothstände eine allgemeine Rückforderung der anvertrauten Gelder veranlassen, zu Anleihen im Auslande für die leeren Kassen gegriffen werden muß. Er hat erreicht, daß Grundbesitzer und Industrielle das Geld des Staats, das zu niedrigem Zinsfuß dargeboten wird, vorzugsweise suchen

und sich dadurch von der Regierung abhängig machen. Er hat aber nicht erreicht, daß die Industrie, die er den Russen versprochen hat, wirklich ins Dasein getreten ist, und hat dies auch gar nicht erreichen wollen. Im Gegentheil ist sein Zweck der gewesen, das industrielle Leben unentwickelt zu lassen und dadurch das Volk in der Armuth zu erhalten. Man kennt von ihm den Ausspruch: „Die Lage des Volkes verbessern? Unmöglich. Das russische Sprüchwort hat Recht: man darf einen Hund nicht fett werden lassen, er wird sonst toll.“ Was die Staatsindustrie betrifft, die Cancrin geschaffen hat, so ist sie zu einer schweren Last des Staats geworden, so daß man sie später (1840) hat aufheben wollen, um die meisten der 500,000 Arbeiter mit Gewalt zum Ackerbau zurückzuführen, wovon man indessen abzustehen gezwungen gewesen ist, weil man dem Staat unverhältnißmäßige Baarverluste zugefügt und eine gefährliche Proletarier-Classe herangezogen haben würde. In welchem Grade der Staat die für die „Hebung des Handels und der Industrie“ bestimmten Gelder für sich benutzt hat, das verliert sich in dem künstlichen Dunkel, welches über den russischen Finanzen schwebt. Nur von einem Jahre (1840) besitzen wir offizielle Nachweise, und in diesem Jahre hatte der Staat $^3/_4$ des vorhandenen Geldes an sich genommen.

Die Haltung des Kaisers Nicolaus in den ernsten Krisen, von denen seine Thronbesteigung begleitet war, erweckte die Ahnung, daß jetzt den Thron ein Mann einnehme, der ein ganzes politisches System vollständig vertreten werde. Alexander hatte die Russen zu Europäern machen wollen, aber dabei die innern Zustände stark vernachlässigt, die Verdorbenheit des Beamtenthums ihren Weg gehen lassen und überhaupt an nichts gerührt, wodurch sein Wahlspruch: „Ruhe um jeden Preis!“ hätte in Gefahr kommen können. Nicolaus ließ in diesem Allen, wenn auch anfangs mit einer gewissen Unsicherheit, eine vollständige Aenderung eintreten. Mit dem Ideal des absoluten Czarenthums vor den Augen, wollte er sich als ein strenger und sittlicher, als ein nationaler und orthodoxer Kaiser zeigen. Wie er mit seinem Swod der Gesetze zugleich Ordnung und Herrschaft der russischen Gebräuche bezweckte, wie er das Cancrin'sche System, so persönlich zuwider dessen Schöpfer ihm auch war, adoptirte, weil dasselbe seiner Herrschaft eine neue und ausgedehnte Unterlage unterbreitete, haben wir bereits erwähnt. Zunächst bekämpfte er die allgemeine Bestechlichkeit und Untreue der Beamten mit der ganzen Gluth eines jungen Monarchen. Seine Generaladjutanten, deren

Zahl in kurzer Zeit bis auf hundertundzwanzig vermehrt wurde, erhielten die Vollmacht, von jeder Behörde des Reichs Rechenschaft über die Verwaltung und Vorlage der Rechnungen fordern zu können. Man sah diese gefürchteten Diener bald hier, bald dort, oft in den entferntesten Provinzen des Reichs, aber ihre Thätigkeit blieb doch wirkungslos. Die bedrohten Beamten wußten sich zu helfen — wenn es kein anderes Mittel mehr gab durch jene Feuersbrünste, welche in Rußland regelmäßig da aufzulodern pflegen, wo eine Revision von Kassen oder Magazinen bevorsteht. Mit zu der Bekämpfung der Verdorbenheit im Beamtenstande war „die eigene Kanzlei" des Kaisers bestimmt, aus der jedoch schon unter ihrem ersten Vorstande Benckendorf eine gewöhnliche geheime Polizei wurde, wie das Institut der Generaladjutanten seinerseits in eine Ausdehnung der Militairherrschaft über Alles umschlug. Das Nationalitätsprinzip der Regierung machte sich besonders im Unterrichtswesen geltend, wo man den Einfluß der Ausländer allmälig entfernte, um die Nationalisirung des geistigen Lebens und der höhern wissenschaftlichen Erziehung durch Russen auf russischen Lehranstalten zu erreichen. Daß Rußland jetzt einen orthodoxen Kaiser habe, wurde bei allen Gelegenheiten durch die augenfällige Theilnahme Nicolaus' an den Festen und Gebräuchen der Kirche vor den Augen der Menge an den Tag gelegt.

Die russische Kirche und die griechische Kirche haben ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß, das **1642** von Mogilas, Erzbischof von Kiew, entworfen und von dem Patriarchen von Konstantinopel angenommen wurde. Sind in Rußland auch Aenderungen eingetreten — namentlich durch die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Gewalt in der Person des Kaisers, die von der Kirche des Orients, welche kein Oberhaupt als Jesus Christus allein anerkennt, verabscheut wird — so sind doch so viele Grundlagen hier wie dort geblieben, daß man füglich von einer kirchlichen Einheit des Orients und Rußlands sprechen kann. Dem russischen Volksgefühl gilt diese Einheit für ausgemacht und ihm erscheint der Kaiser, das Oberhaupt der russischen Kirche, als der natürliche Vorkämpfer der ganzen griechischen Gemeinde, als der von Gott berufene Befreier der Christen des Orients vom Joch der Ungläubigen. In Kaiser Alexander hatte sich dieses Volksgefühl gleichsam verkörpert, und trotzdem folgte er dem mächtigen Antriebe seines Innern nicht, weil seine Revolutionsfurcht, die ihn in den letzten Jahren seiner Regierung nicht mehr verließ, durch den Aufstand der Griechen neue Nahrung erhielt. Er war

in seiner Abneigung, zu Gunsten von Empörern einzuschreiten, so fest geblieben, daß er ohne Bedauern eine Anzahl seiner besten Beamten, die ihn erfolglos zum Kriege drängten, Capodistrias, Fürst Mentschikoff, Stroganow u. a. m., aus seinen Diensten scheiden sah. Nicolaus mit seinem scharfen, fast zu nüchternen Blick für die Wirklichkeit, sah die Dinge anders an, als der stets mit Phantomen kämpfende Alexander. Er berechnete, daß eine Unterstützung der Griechen, wenn sie auch vorläufig zu keiner Gebietserweiterung benutzt werde, das Ansehn des russischen Reichs im Orient ebenso vermehren, als die Kräfte des türkischen Reichs schwächen müsse. Dieser Erfolg war um so sicherer, als sowohl der Zustand der asiatischen Reiche, als die öffentliche Stimmung Europa's für die russische Politik nicht günstiger gedacht werden konnte.

Die alten morschen Zustände des Orients waren endlich in ihrem ganzen Verfall von hellersehenden Herrschern erkannt worden, und die beiden Hauptreiche hatten Anstalten getroffen, der Cultur des Westens zur Kräftigung des Staats Eingang zu verschaffen. In Persien war der Thronfolger Abbas Mirza der Gönner der Reform. Man hat diesen Prinzen lange Zeit überschätzt und in ihm einen jener großen Männer sehen wollen, welche zuweilen sinkenden Völkern zu einer Wiedergeburt verhelfen. In der That war Abbas Mirza ein unternehmender und verständiger Mann, der seinem Vaterlande nützlich sein wollte, aber mit zu vielen sittlichen Mängeln behaftet, um das durchführen zu können, was er unternommen hatte. „Alles war bei ihm ein bloßes Aufflackern, Alles fing gut an, aber es fehlte ihm an Wärme, das Begonnene fortzusetzen, es fehlte die Kraft, um eine lange Probe zu bestehen. Der Muth, welcher ihn im Anfange beseelte, verschwand in der Folge gänzlich; mit einem Wort, er hatte nicht die gehörige Ausdauer, oder, wenn man will, die Geduld, welche eine unerläßliche Eigenschaft eines Jeden ist, der auf ein bestimmtes Ziel losarbeitet. Mit dieser Charakterschwäche verband Abbas Mirza noch eine Neigung zu allen möglichen im Orient bekannten Genüssen, welche seine Gesundheit zerstörten, ihm einen sehr großen Theil seiner Zeit raubten und die Stimme der Vernunft in ihm oft so sehr erstickten, daß er ihnen die wichtigsten Geschäfte opferte. Er wollte sein Land bilden und bemühte sich nicht im Geringsten, sich selbst zu bilden." (Baron Korf.)

Abbas Mirza begann wie Peter der Große damit, daß er selbst mit

wenigen Vertrauten die europäischen Kriegsübungen erlernte. Um nicht verlacht zu werden, machte er seine Handgriffe und Schwenkungen auf einem verschlossenen Hofraume und überaschte seinen Hof plötzlich als schulgerechter Soldat. In dem Kriege gegen Rußland, den der Friede von Gulistan (1814) beendete, war seine europäische Truppe noch zu schwach, um auf die Entscheidung einwirken zu können, erweckte aber durch ihre Haltung große Hoffnungen. Nach dem Friedensschlusse wurde die Truppenbildung in größerem Maßstabe fortgesetzt. 1819 hatte Abbas Mirza mit Hülfe englischer Offiziere sechs Truppenkörper, zusammen 12,000 Mann, auf europäischem Fuß eingerichtet. Das Geschützwesen zählte ohne die leichten Drehbassen der Kameel-Artillerie sechsunddreißig Kanonen und Haubitzen, eine regelmäßige Reiterei fehlte, da die Perser in ihrem Dünkel, die besten Reiter der Welt zu sein, keine europäischen Lehrmeister duldeten. Ein Krieg gegen die Türken, um Beleidigungen willen unternommen, wie sie in den dortigen Grenzbezirken jedes Jahr vorkommen, sollte die Brauchbarkeit des neuen Heers prüfen. Dieser Versuch fiel traurig aus. Allerdings wurden die Türken aus der Festung Topra-Kaleh im Norden des Wan-Sees vertrieben und in einer Schlacht bei Choi geschlagen, aber als Abbas Mirza seine Vortheile verfolgen wollte, sah er sich mit einem Male ohne Truppen. Bei dem Passe Denar brach nämlich die Cholera aus, worauf das persische Heer nach allen Winden auseinanderstob.

Die Schlacht von Choi war die höchste und letzte von Abbas Mirza's Kraftanstrengungen. Von nun an ging alles rückwärts und hauptsächlich in Folge seiner Ungeduld, die ihn trieb, die Aufgabe der europäischen Lehrer als vollendet anzusehen und Alles mit Persern ausrichten zu können. Diese einheimischen Gehülfen ließen die Magazine ungefüllt, veruntreuten die Gelder und verurtheilten die Truppen zum Hungern, so daß die Soldaten schaarenweise ausrissen. Die vielversprechenden Arbeiten in Tabris, das Arsenal und die Gießereien, die Druckerei, die Gruben und Bergwerke geriethen ins Stocken. So traurig war der Zustand in Aserbeidschan, und doch war diese Statthalterei Abbas Mirza's die persische Musterprovinz. In den übrigen Gebieten blieben alle Mängel der innern Verwaltung und wurden selbst noch vermehrt, da der Schah Feth Ali der verderblichen Gewohnheit folgte, seine zahlreichen Kinder auf Unkosten des Staats zu versorgen. 1819 gab es, Abbas Mirza eingerechnet, zehn Prinzen in eben so vielen Provinzen, von denen jeder seinen Hofstaat, seine Truppen, seinen Schatz hatte und mit

unumschränkter Gewalt ausgestattet war. Außer diesen standen noch neununddreißig Söhne und fast alle hundertundvierzig Schwiegersöhne des Schah's in hohen Aemtern, so daß, während der Schah selbst verarmte, alle Provinzen des Reichs gleichmäßig ausgesogen und die Finanzen wie die sämmtlichen übrigen Verhältnisse in die größte Verwirrung gebracht wurden. Die allgemeine Zerrüttung gestattete nicht, daß der europäische Truppenkern, den man auf 50,000 Mann hatte bringen wollen, auch nur auf dem Stande von 12,000 erhalten werden konnte. In dieser ungenügenden Stärke waren diese Truppen von keinem irgend wesentlichen Nutzen, wohl aber diente ihr Vorhandensein dazu, bei den Persern die übertriebensten Vorstellungen von der Kriegsmacht ihres Reichs zu erhalten.

Die Türkei verharrte fast regungslos in dem Zustande von Lethargie, den innere Empörungen, unglückliche äußere Kriege und ein allmäliges Abnehmen der innern Lebenskraft herbeigeführt hatten. Unter den Provinzen, die sich so gut wie unabhängig gemacht hatten, zieht besonders Aegypten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der dortige Pascha, Mehemed Ali, der von dem Augenblicke an, in dem er die Statthalterwürde erhielt (1806), sich der türkischen Herrschaft entzogen hatte, wurde nicht blos von denen hochgeachtet, welche das Heil des Orients von europäischen Civilisationsversuchen erwarten, sondern auch von der einheimischen Partei der Altgläubigen, welche die unbedingte Rückkehr zu den alten Sitten und Formen fordert. Wirklich war Mehemed Ali zugleich ein Reformator im europäischen Sinn und ein Glaubensheld nach dem Geschmack der Orientalen. Nachdem er seine Provinz durch die treulose Vernichtung der letzten Mameluckenbei's sich zu eigen gemacht, hatte er einen Vertilgungskrieg gegen die Wechabiten in Arabien unternommen. Diese Sekte schreibt ihren Ursprung von dem Scheik Mohamed her, einem Sohne Abd-el-Wahab's, der zu einem kleinen Stamme der Nedschd-Araber gehörte. Mohamed behielt die Sittengebote des Korans bei, und verschärfte sie noch, verwarf aber alle Auslegungen der Erklärer des heiligen Buchs und alle Ueberlieferungen der verschiedenen Sekten, diejenigen nicht ausgenommen, welche auf die Heiligkeit der Person des Propheten gegründet waren. Seine Lehre war: nur Gott allein gebühre die Ehre, alle andere Anbetung, möge sie nun Mohamed, oder Christus, oder Moses erwiesen werden, sei Götzendienst. Durch den Beitritt eines mächtigen Scheik gestärkt, gründeten die Wechabiten in Derajeh einen Kriegerstaat, dessen Leben in

fortwährenden Kriegsunternehmungen gegen die Gotteslästerer bestand. Der zweite Herrscher der Sekte, Abd-el-Aziz (1765—1802) schickte zu dem Stamm, den er bekriegen wollte, das Glaubensbekenntniß der Wechabiten und fügte ein kurzes, immer gleichlautendes Schreiben zu: „Abd-el-Aziz dem Stamme Gruß! Allah gebeut Dir an den Koran zu glauben, wie ich ihn Dir erklärt habe. Bekehre Dich, oder erwarte Deine Bekehrung durch das Schwert." 1809 waren alle Araber bis Aleppo und Damascus, Baharein und Maskat den kriegerischen Bekehrern unterworfen. Zeigte sich ein Ungehorsam, so wurden alle Empörer niedergehauen und ihre Besitzungen für den Schatz eingezogen. Die gehorsamen Stämme hatten den Zehnten von allen Einkünften, aller Habe zu entrichten, auch von den Menschen, denn jeder zehnte Mann mußte die Waffen ergreifen. So kam ein Heer von hundertzwanzigtausend Kriegern zusammen, und in Derajeh häuften sich unermeßliche Werthe. Die Wechabiten bildeten eine starke Einheit, sie stützten sich auf die arabische Volksthümlichkeit, und dieses beides machte sie für Asien so furchtbar, daß ihr dritter Herrscher Suchud ohne Prahlerei den Titel eines Khalifen der Wechabiten des Morgenlandes annehmen konnte.

Da die Wechabiten Mekka und Medina eingenommen hatten und die Pilgerkaravanen ausplünderten, erwachte die Pforte endlich aus ihrem Schlaf. Die Pascha's von Bagdad und Syrien, die zuerst aufgeboten wurden, waren in ihren Unternehmungen unglücklich und mußten sich meist auf die Vertheidigung beschränken. Mit größerer Umsicht und Energie ging Mehemed Ali zu Werke, als er auf das Drängen des Sultans den Kampf aufnahm. In den ersten Feldzügen erreichte auch er nicht viel, da seine Truppen die Natur des Landes und die Kampfweise der Gegner noch zu wenig kannten, und da an der Spitze der Wechabiten noch Suhud stand. Aber Suhud starb im April 1814, und sein Sohn und Nachfolger Abdallah besaß nicht die Gaben und Talente des Vaters. Während er die alten Zwistigkeiten der Stämme wieder ausbrechen ließ, erhielten die Aegypter in Ibrahim Pascha, dem Sohn Mehemed Ali's, einen Befehlshaber, der eine wilde Tapferkeit mit orientalischer List verband. Viele Scheiks gewann er durch Unterhandlung und Bestechung, einem gleich großen Theil drang der Schrecken, den seine rücksichtslose Grausamkeit verbreitete, die Unterwerfung ab. Mit dem Rest seiner Getreuen zog sich Abdallah hinter die Verschanzungen, die er zwischen Medina und Derajeh, auf dem einzigen ins Innere führenden Wege, eine hinter der

andern angelegt hatte. So erbärmlich diese Werke waren, machten sie doch den Aegyptern, so lange sie nur ihre eigenen Erfahrungen zu Rathe zogen, viel zu schaffen. Vor El Rass ließ Ibrahim 4000 Todte und mußte nach viermonatlicher Belagerung unverrichteter Dinge abziehen. Endlich folgte er den Rathschlägen, die sein Adjutant Vaissiere ihm gab, unternahm regelmäßige Belagerungen und brach sich nun in das Innere Bahn. Am 6. April 1818 kam er mit 5000 Soldaten und zwölf Geschützen vor Derajeh an. Innerhalb der Mauern stand Abdallah mit dem Kern der Wechabiten. Alles schien die Stadt zu vertheidigen: ihre feste Lage, ihre offene Verbindung mit dem rückwärtsliegenden Lande, das Klima, das mit seinen glühend heißen Tagen und eiskalten Nächten die Angreifer zehntete, selbst der Himmel, dessen Feuer die Pulvermagazine der Aegypter in die Luft sprengte. Ueber alle diese Nachtheile triumphirte Ibrahim's eiserne Beharrlichkeit. In den letzten Wochen der Belagerung ließ er ohne Unterbrechung stürmen, bis Derajeh am 9. September die weiße Fahne aussteckte. Das Loos über die Wechabiten-Dynastie und ihre Hauptstadt war geworfen. Abdallah wurde nach Konstantinopel geführt, wo sein Kopf unter dem Beile fiel, 400 der angesehensten Männer mußten nach Aegypten in die Verbannung gehen, die Stadt und ihre Umgegend wurden der Vernichtung preisgegeben, alle Palmbäume gefällt, Haus für Haus von den Soldaten ausgeleert und dann in einen Aschenhaufen verwandelt. Nach zwanzig Tagen war von der frühern Hauptstadt nur noch ein grauenvolles Leichenfeld übrig. Doch es war ein Vertilgungskrieg beschlossen worden, und Ibrahim Pascha ruhte nicht eher, als bis er das ganze innere Nedschd verwüstet hatte. Seuchen und Hungersnoth, die er hervorgerufen hatte, trieben ihn endlich von seinem Werke fort. Vernichtet waren die Wechabiten noch immer nicht, aber sie störten den ägyptischen Vicekönig in seinen ferneren Entwürfen nicht.

In diesen Kriegen gegen die Wechabiten, die ihn mit dem Nimbus eines Glaubenskämpfers umgaben, schuf Mehemed Ali den Kern eines stehenden, auf europäische Art geschulten Heeres. Italienische und französische Offiziere, die sich durch Anhänglichkeit an Napoleon oder durch Theilnahme an Verschwörungen blosgestellt hatten, waren die Lehrer der Truppen. Sève, der in Toulon nach Napoleon's Rückkehr von Elba die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hatte und mit siebenundzwanzig Franken in der Tasche zu Mehemed Ali gekommen war, gründete eine Militairschule. Die orientalische Trägheit

nahm die anstrengenden taktischen Uebungen mit dem höchsten Widerstreben auf. Es gab Widersetzlichkeiten, Tumulte, Mordanschläge, aber endlich unterwarf man sich doch, bewältigt durch Sève's Energie und Tapferkeit. 1823 waren sechs Regimenter eingeschult, jedes aus fünf Bataillonen zu 800 Mann bestehend, im Ganzen also 24,000 Mann, und die Kriegsflotte, die Mehemed Ali gleichzeitig auszubilden angefangen hatte, bestand aus 63 Kriegsschiffen aller Größen, die mit Arabern, deren Tüchtigkeit im Seedienst mit jener der Griechen wetteifert, bemannt waren.

Während die Bildung eines regelmäßigen Heeres Fortschritte machte, benutzte Mehemed Ali die Reste der türkischen und albanesischen Kriegshorden zu Eroberungen im Süden. Er säuberte auf diese Art sein Land von schlimmen Meuterern und gewann ausgedehnte Bezirke, die ihm Gold und Sklaven liefern sollten. Der Gebietszuwachs, den er sich erkämpfte, begriff in Arabien die Landschaft Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina und in Afrika Dongola, Sennaar und Kordofan, oder das nubische Gebiet jenseits der Katarakten bis an die Grenzen von Dar-Fur und Habesch. Damit alle Kräfte dieser großen Landstrecken im höchsten Grade nutzbar und ihm verfügbar würden, führte er ein System der Regierung und Verwaltung ein, das eine Reihe von Jahren den Traum einer Wiederkehr der Pharaonenzeit nährte. Er vergab die höchsten Stellen an Christen, schickte junge Araber und Türken nach Europa in Lehranstalten, gründete Schulen und Institute aller Art, ließ die besten wissenschaftlichen Werke des Abendlandes ins Arabische übersetzen und besiegte das muselmännische Vorurtheil in dem Grade, daß seine Arzneischule Zergliederungen von Leichen vornehmen konnte. Aber die Verbreitung von Bildung war Mehemed Ali nicht Selbstzweck, sondern nur eines der Mittel, seine Macht und ganz insbesondere seine Einkünfte zu vermehren. Die directeren Maßnahmen, die er zu diesem Zweck ergriff, waren zum Theil der gewaltthätigsten, tyrannischsten Art. Er begann damit, die Güter der Moscheen und die von den ehemaligen Multezims (Steuereinnehmern) auf Erbpacht besessenen Ländereien einzuziehen. Er wurde dadurch der fast alleinige Besitzer aller bestellbaren Aecker und konnte nun die Nilbauern (Fellahs) nach Willkür ausbeuten. Gegen diese Unglücklichen organisirte er ein geregeltes System der Aussaugung, durch das er diese zahlreichste Menschenclasse in das tiefste Elend stürzte. Dem Fellah wurde vorgeschrieben, wie viel Korn, wie viel Indigo oder Baumwolle er anbauen solle, und er

hatte den ganzen Ertrag seiner Ernte an die Regierung abzuliefern. Die in Europa gesuchten Rohproducte verkaufte der Pascha, welcher der große Monopolhändler seines Reichs war, an Europäer, das Korn gab er theilweise den Fellahs zurück, zu Preisen, die er selbst machte. Mit diesen Erpressungen noch nicht zufrieden, lieferte er den Fellahs auch Kleidungsstoffe aus seinen Fabriken und ließ sie für Alles Steuern bezahlen, für den Palmbaum vor ihrer Lehmhütte, für die vielfachen Fabrikate, welche man von diesem wohlthätigen Baum gewinnt, für ihre elenden Barken, für ihr weniges Vieh, für den trockenen Kuhmist und das Stroh, mit dem sie ihr kümmerliches Feuer unterhalten. Furchtbarer als Alles war dem Fellah, daß er seine Söhne an das Heer abgeben mußte. Ganze Einwohnerschaften flohen in die Wüste oder nach Syrien, um diesem Zwange zu entgehen, in vielen Dörfern des Nils sah der europäische Reisende nur solche junge Männer, die sich an den Händen, Zähnen oder Augen verstümmelt hatten. Dieses Verstümmeln nahm so überhand, daß Mehemed Ali aus solchen Verstümmelten ganze Bataillone bildete, wodurch er seinen Zweck, das Wüthen gegen sich selbst aufhören zu lassen, nach einiger Zeit erreichte. War das Rekrutirungssystem an und für sich schon drückend, so wurde es durch die Art der Ausführung noch schändlicher. Jede Aushebung war eine Menschenjagd. Die Arnauten des Paschas drangen in den Bezirk, wo man waffenfähige Mannschaft vermuthete, umzingelten die Dörfer und schleppten Alle, welche ihnen irgend tauglich erschienen, nach Kairo, wo der Schwarm sortirt und die Untüchtigen ohne Reisegeld und Lebensmittel entlassen wurden, um bei der nächsten Jagd abermals eingefangen zu werden. Noch ehrlosere Schändlichkeiten wurden bei den Negerjagden im Süden begangen, durch die Mehemed Ali sich die besten seiner Rekruten verschaffte. Vertheidigten sich die Neger, was gewöhnlich geschah, so erstürmte man ihre Dörfer, metzelte die Alten und Schwachen nieder und führte die Jugend beider Geschlechter nach Aegypten, die Mädchen für die Harems, die Männer für das Heer. Mit dem Hals und dem einen Arm an eine Gabel gebunden, mit Durra und etwas Wasser nothdürftig erhalten, mußten die Unglücklichen bei einer erstickenden Hitze tagelange Märsche machen und fielen immer haufenweise.

Für die ungeheuren Opfer, die Aegypten seinem Herrscher zu bringen hatte, erhielt es nur ein Geschenk von unzweifelhaftem Werth. Die Kanäle, von denen die ganze Fruchtbarkeit des Landes abhängt, waren unter der

Herrschaft der Mamelucken in Verfall gerathen. Mehemed Ali erneuerte sie, vermehrte sie mit neuen Wasserleitungen, führte an geeigneten Stellen Dämme auf und unternahm in dieser Beziehung Arbeiten, welche an die Zeit der Pharaonen erinnerten. Als er die Zügel ergriff, hatte Aegypten nicht mehr als 2½ Millionen Feddans urbares Land, er vermehrte diese Zahl bis auf 6½ Millionen. Auch das ist zu rühmen, was Mehemed Ali für die Gewinnung von Baumwolle, Seide und Indigo that. **1823** erzeugte Aegypten **259,426** Centner Baumwolle, die zum Theil nach Europa ausgeführt, zum Theil in den Kattunfabriken Mehemed Ali's verarbeitet wurden. Für die Seidenzucht wurden drei Millionen Maulbeerbäume angepflanzt, Indigofabriken entstanden zehn. Nicht minder hervorzuheben ist die Sorge des Paschas für Ordnung und Sicherheit im Innern. Durch ihn wurde Aegypten zu einem Lande, wo der Europäer ohne alle Gefahr für Eigenthum und Leben reisen konnte.

Dem Sultan fehlte alle Macht, seinen Statthalter in Aegypten von sich abhängig zu erhalten. Mehrere Paschas waren gegen ihn im permanenten Aufstande, die Kräfte großer Provinzen blieben unbenutzbar, und die Leistungsfähigkeit des gesammten Reichs sank mit jedem Jahre. Der Zwiespalt, den Selim III. durch die theilweise Einführung des europäischen Heerwesens und andere Neuerungen erregt hatte, dauerte unvermindert fort, da Sultan Mahmud II. aus seinen Reformplänen kein Hehl machte. Auch ihn würde wie Selim die verhängnißvolle Schnur erreicht haben, wenn ihn nicht der Umstand geschützt hätte, daß er der einzige Sproß aus dem Geschlechte Osman's war. Von einer freudigen Unterstützung des Herrschers durch seine Unterthanen konnte aber unter diesen Umständen keine Rede sein. Am abgeneigtesten waren ihm die Janitscharen, deren Geist der türkische Geschichtschreiber Esaad Effendi mit den Worten schildert: „Diese feurigen Rosse, die in Freiheit auf den Weiden der Unordnung herumjagten, ließen sich nicht leicht am Pfahle des Gehorsams festbinden. Sie betrachteten sich als die Könige des Landes, schürten das Feuer unter dem Kessel der Widersetzlichkeit und feilten an dem Halsbande des Gehorsams.“ Die Janitscharen und die Spahi's, die ersteren das Fußvolk, die letzteren die Reiterei der Türken, waren eine eigentliche Lehnsmiliz und mit den Sitten des Volks, mit den Einrichtungen des Landes innig verwachsen. Sie vernichten und durch ein Heer europäischer Zucht ersetzen, hieß mit einem Schlage vollführen, was im

christlichen Abendlande nur im Laufe von Jahrhunderten ermöglicht worden war. Allerdings war diese Miliz in ihrem Zustande des Verfalls halb unbrauchbar und hatte seit einem Jahrhundert fast jedes Schlachtfeld, wo ihr Oesterreicher oder Russen entgegenstanden, fliehend verlassen. Hatte Sultan Mahmud ein europäisches Heer, dann konnte er vielleicht wieder glückliche Kriege führen und ganz gewiß der Ungebundenheit seiner Pascha's, Sandschak's und Bei's ein Ende machen.

In drei wichtigen Grenzprovinzen, in der Moldau und Walachei und in Serbien hatte der Sultan wenig mehr zu sagen. Durch die Verträge von 1774 und 1781 hatte Rußland das Recht erworben, im Interesse der Moldau und Walachei Vorstellungen machen zu dürfen, die der Divan berücksichtigen müsse, und in den Fürstenthümern zur Beaufsichtigung der Hospodare einen Generalconsul zu halten. Der Friede von Bukarest hatte diese russischen Vorrechte bestätigt. Serbien war dem türkischen Reiche blos noch durch ein loses Band verbunden. Der erste Aufstand des schwarzen Georgs (Czerny Georg, Kara Georg) hatte allerdings sein Ziel nicht erreicht, Czerny Georg selbst hatte das Land als Flüchtling verlassen, aber Milosch Obrenowitsch war zurückgeblieben, den Türken in Belgrad dienend und insgeheim bei seinen Landsleuten das Feuer schürend. Von seinem Gehöft, das bei Rudnik im wildesten Waldgebirge liegt, ging er am Palmsonntag des Jahres 1815 nach Takowo, wo seine Anhänger in der Kirche versammelt waren. Mit der Kriegsfahne der Serben trat er mitten unter sie und sagte: „Hier bin ich, und jetzt habt Ihr den Krieg.“ Der Unabhängigkeitskrieg, der an diesem Tage begann, war wie alle orientalische Kämpfe an den merkwürdigsten Wechselfällen überaus reich. Bei den Völkern des Ostens schwellen die Heerhaufen nach glücklichen Erfolgen plötzlich zu vielen Tausenden an, und nach einer Niederlage steht der Anführer allein neben der verlassenen Fahne. Einmal verzweifelte selbst Milosch so gänzlich, daß er ohne das Zureden seiner Frau aus dem Lande gegangen sein würde, ein anderes Mal kehrte er aus einer heißen Schlacht an der Morawa mit einem einzigen Begleiter zurück. Nicht daß die andern etwa alle gefallen wären, sie hatten sich versteckt. Beide Male war Milosch bald darauf wieder an der Spitze großer Heerhaufen. Ein glänzender Sieg, auf der Ebene der Matschwa über die unter Ali Pascha aus Bosnien eingedrungenen Türken erfochten, entschied die Unabhängigkeit Serbiens.

In Epirus und Thessalien schaltete in dieser Zeit Ali von Tepelen, der sich vom Räuberhauptmann zum Pascha aufgeschwungen hatte. Grausam und treulos, war er doch ein einsichtiger Regent und machte das Glück derjenigen seiner Untergebenen, welche er nicht ausrottete. Der ungehorsamste Diener der Pforte, stand er doch lange mit ihr im besten Vernehmen, weil er nie vergaß, den Ertrag seiner Räubereien mit einflußreichen Mitgliedern des Divans zu theilen. Endlich, nachdem Ali durch Ermordung der unruhigsten Kapitani's der griechischen Grenzprovinzen und durch Bändigung der wilden Stämme Ruhe und Ordnung geschaffen hatte und nun Handel und Gewerbe aufblühen ließ, erwachte in dem Großherrn das Bewußtsein, wie gefährlich dieser Pascha sei. Es erschien ein Heer, das mit Unterstützung der griechischen Kapitani's Ali bereits in seine Festung Janina eingeschlossen hatte, als es plötzlich zurückging. Es hatten sich Spuren jener griechischen Verschwörung gezeigt, welche gleich darauf zum Ausbruch kam, so daß der türkische Oberfeldherr sich der Gefahr ausgesetzt sah, von seinen christlichen Verbündeten unversehens überfallen zu werden.

Unter den Griechen herrschte seit den großen napoleonischen Kriegen, aus denen sie mehrmals die Hoffnung auf Befreiung schöpften, ein neuer Geist. Einzelne griechische Stämme, die Sphakioten auf Kreta, die Sulioten in Epirus, mehrere Waffengenossenschaften Thessaliens, die Mainoten im alten spartanischen Gebirge waren von den Türken nie eigentlich unterworfen worden. Griechische Bildung durfte man bei diesen in wilder Ungebundenheit lebenden Stämmen nicht suchen, wohl aber hatten sie durch ewige Kämpfe und Raubzüge eine Tapferkeit ausgebildet, die sie sehr tauglich machte, den Stamm eines Freiheitsheers herzugeben. Sie nannten sich Klephten, und waren auch, was der Name andeutete: Räuber, aber auch Rächer der Unbilden, die von den Türken an ihren weniger kriegerischen Glaubens- und Stammesgenossen ausgeübt wurden. In die Gebirge, wo der Klephte unangreifbar wie der Adler auf seinem Horst hauste, flüchteten sich alle, die durch eine rasche That an ihren Unterdrückern Rache genommen hatten, und so entstanden häufig große Banden von Geächteten, deren Züge bis an die Thore der türkischen Hauptstädte Schrecken verbreiteten. Diesen kleinen Krieg zu einem allgemeinen Volkskriege werden zu lassen, dem rohen Freiheitsdrang der Klephten ein edles Ziel zu geben und das ganze griechische Volk in einem freien Staate zu sammeln, war der Gedanke eines geheimen Vereins, der zu

Anfang unsers Jahrhunderts von gebildeten Griechen, meistens Gelehrten, die ihre Bildung auf deutschen Hochschulen empfangen hatten, gestiftet wurde. Dieser Bund der Musenfreunde (ἑταιρία Φιλομούσων) mag anfangs nur eine vorbereitende Tendenz gehabt, die geistige und sittliche Ausbildung des Volks im Auge gehabt haben. Aber der Anblick der glänzenden Erfolge, welche andere Völker für sich erkämpften, und die überraschende Theilnahme, der die Hetairie überall begegnete, erweckten größere Hoffnungen, so daß die Selbstbefreiung schon für die nächste Zukunft beschlossen wurde. Die Organisation, welche die Hetairie sich nun gab, war jener der italienischen Carbonaria ziemlich ähnlich. Man machte fünf Grade oder Classen, benutzte die untern Stufen zu Prüfungen und ließ nur das bewährte Mitglied zu dem höhern, in den Plan tiefer eingeweihten Grad aufsteigen. Die unterste Classe, aus den „Adoptivbrüdern" bestehend, wußte nichts, als daß der Zustand Griechenlands verbessert werden solle. Den „Junggesellen" der zweiten Stufe vertraute man, daß zur Herbeiführung dieser Besserung eine Umwälzung vorbereitet werde. Der dritte Grad, jener der „Priester von Eleusis", wurde damit bekannt gemacht, daß der Zeitpunkt der Erhebung nahe sei und daß es Obere gebe, welche über Ort und Stunde entscheiden würden. Diese Obern bildeten die beiden höchsten Stufen, zunächst jene der „Prälaten", deren hundertsechszehn Mitglieder die Bezirksvorsteher waren und den leitenden Ausschuß von Allem unterrichteten. Der Ausschuß endlich, der Mittelpunkt der ganzen Hetairie, bestand aus sechszehn Mitgliedern, und ihm war die unbeschränkte Entscheidung anheimgestellt.

Die Geldmittel des Vereins, die durch vorgeschriebene Steuern der Mitglieder und durch freiwillige Gaben aufgebracht wurden, müssen sehr bedeutend gewesen sein, wenn auch die Erzählungen der Griechen von hunderttausenden von Piastern, die in kurzen Zeiträumen eingegangen seien, mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. An Mitgliedern sehr zahlreich, dehnte sich die Hetairie in räumlicher Beziehung nicht nur über das jetzige Königreich Griechenland und die europäischen Provinzen des osmanischen Reichs, sondern auch über die asiatische Türkei und alle die christlichen Länder aus, wo Griechen wohnten. Was die Hetairisten erstrebten, war nichts Geringeres, als eine Erneuerung des byzantinischen Reichs. Nach ihrer sanguinischen Berechnung ließ sich eine gleichzeitige Erhebung aller der griechischen, romanischen und slavischen Stämme der Türkei erwarten, welche die geknechtete Volksmasse der Raja bildeten.

Dies war indessen eine Vorspiegelung griechischer Eitelkeit. Die Griechen glauben unter der christlichen Bevölkerung der Ländertheile, welche früher von den Kaisern zu Byzanz ihre Gesetze empfingen, dieselbe Stellung fordern zu dürfen, welche die Magyaren in Ungarn bis auf die neueste Zeit behauptet haben. Sie glauben zu einer natürlichen und rechtmäßigen Suprematie berufen zu sein, weil höhere Bildung und edleres Blut sie vor allen andern Völkerschaften bevorzugten, und diese Meinung prägte sich in der Hetairie auf das schärfste aus. Es entging diesem Bunde, was den Griechen noch heute verborgen zu sein scheint, daß die übrigen christlichen Stämme der Centralisation, in der sie eine Vernichtung ihrer individuellen Volksthümlichkeit sehen, auf das heftigste widerstreben, und daß die Slaven aus diesem Grunde die Griechen mit noch feindseligeren Augen betrachten, als die Osmanli. Ueber diese feindselige Stimmung sollte der Hetairie bald kein Zweifel mehr bleiben.

Die Hetairie hatte den Frühling des Jahres 1821 zum Losschlagen bestimmt und ihren Plan so entworfen, daß das eigentliche Griechenland, die Moldau und Walachei, Serbien, Bulgarien, Macedonien, die Griechen der Hauptstadt und der kleinasiatischen Küste auf ein gegebenes Zeichen die Fahne des Kreuzes entfalten sollten. Dieses Zeichen gab Fürst Alexander Ypsilanti, russischer Generalmajor und jetzt Haupt der Hetairie, indem er in den ersten Tagen des März von Bessarabien aus, wo er eine Anzahl Arnauten gesammelt hatte, in die Moldau einfiel. Da der dortige Hospodar, Michael Suzzo, selbst Hetairist war und Ypsilanti's kleines Heer allgemein für den Vortrab der Russen galt, so nahm die Bevölkerung ihre Befreier gut auf. In der Walachei gab es bereits einen Aufstand, der aber nicht der türkischen Herrschaft, sondern der griechischen Verwaltung galt. Theodor Wladimiresko, der hier der Führer war, hatte die Bauern aufgewiegelt, um den hergebrachten Erpressungen, die nach dem Tode des letzten Hospodars von dessen Nachfolger zu erwarten waren, die Spitze bieten zu können. Beide, Wladimiresko und Ypsilanti, behaupteten in russischem Auftrage zu handeln und konnten daher kaum anders als sich vereinigen. Plünderungssüchtige Haufen strömten herbei und äußerlich wurde der Aufstand ein sehr achtunggebietender. Um so größer war seine innere Schwäche. Der Haß der Walachen gegen die griechischen Priester, deren Verjagung durch das Volk mitten im Aufstande begann und sich das Jahr hindurch fortsetzte, wie gegen die vornehmen Griechen

des Landes, die fast ohne Ausnahme von den verrufenen Familien des Fanar in Konstantinopel abstammten, trug sich in das gemeinschaftliche Lager hinüber. Die Griechen ihrerseits vergaßen weder ihre Ansprüche auf die Herrschaft, noch ihre üblen Eigenschaften der Zwietracht, des Neides und der Ränkesucht. Ypsilanti selbst, der doch für so viele Leben verantwortlich war, that vieles, was die Hoffnungen auf Erfolg vernichtete. Er setzte seine besten Offiziere gegen unfähige Schmeichler zurück, nahm den beleidigenden Stolz eines Herrschers an und verharrte in Bukarest in einer Unthätigkeit, welche die vorhandenen Elemente der Zwietracht immer mehr stärken mußte. Er wartete auf Hülfe von außen, auf eine Ausbreitung des Aufstandes ohne sein Zuthun, auf russische Truppen. Diese Ereignisse traten indessen nicht ein, oder waren doch für ihn, wie der wirkliche Ausbruch des Aufstandes in Griechenland, keine wirksame Unterstützung. Die Verschwörung der Griechen in Konstantinopel kam durch Verrath an den Tag und endete zugleich mit dem Leben ihrer Urheber, die Provinzen mit slavischer und gemischter Bevölkerung feuerten keinen Schuß ab, die russischen Truppen am jenseitigen Ufer des Pruth blieben theilnahmlose Zuschauer, ja Kaiser Alexander ließ den Fürsten Ypsilanti von der Liste seiner Offiziere streichen.

Das Scheitern so vieler und so zuversichtlich genährter Hoffnungen raubte dem unfähigen Feldherrn der Donaufürstenthümer den letzten Muth. In dem Augenblicke, als die Türken aus den Festungen vorrückten, räumte er Bukarest, wo er die beiden unzuverlässigen Walachen Wladimiresko und Sava zurückließ, und zog sich näher an die österreichische Grenze. Von da an schlug er sich mit Ausnahme eines sehr unglücklich endenden Angriffs blos für einen gesicherten Rückzug. Endlich erreichte er nach sonderbaren Quer- und Kreuzzügen, deren strategischer Zweck ein Räthsel bleiben wird, die rettende Grenze, las seinen Leuten Briefe vor, in denen die österreichischen Behörden, um über eine Unterstützung der Griechen mit ihm zu berathen, seine Anwesenheit auf ihrem Gebiete forderten, erlog sich so die Erlaubniß, zu gehen, und wurde nicht wieder gesehen. Eine sechsjährige Gefangenschaft in der ungarischen Festung Munkacs war für solche Thaten ein gerechter Lohn. Was er begonnen hatte, vollendete der allgemeine Abfall der Walachen. Einige der isolirten griechischen Haufen setzten den Kampf mit aufopfernder Tapferkeit fort. Tod oder Gefangenschaft war das Loos der meisten, die wenigsten retteten sich über den Pruth auf russisches Gebiet.

Mit den letzten Freiheitskämpfern sprengte sich Georgakis in dem befestigten Kloster Sebu in die Luft (20. August 1821).

Im eigentlichen Griechenland nahm der Kampf am 2. April 1821 mit der Erhebung der Stadt Kalabryta in der Nähe von Patras seinen Anfang. Die wenig zahlreichen Türken konnten sich nicht der Griechen aus den Ebenen erwehren, geschweige denn der tapfern Mainoten, die unter ihrem Bei Pietro Mauromichalis von ihren Bergen herabstiegen. Drei glückliche Gefechte, die beiden ersten am 24. April und 27. Mai bei Valtezza in der Nähe von Tripolizza, das dritte am 30. Mai bei Doliana geliefert, machten die Revolution siegreich. Die Türken behaupteten nur die Festungen, und selbst von diesen fielen drei, Monembasia, Navarino und Tripolizza, in die Hände der Griechen. Vollständig befreiten sich die Inseln, Hydra, Spezzia und Ipsara voran, wodurch die Griechen in den Besitz einer Flotte kamen, die ihnen den freien Verkehr auf dem Meere erhielt und die weit größeren, aber ihrer besten (griechischen) Matrosen beraubten türkischen Schiffe erfolgreich bekämpfte.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den griechischen Freiheitskampf bis in alle seine Einzelnheiten zu verfolgen. Kriege, wie dieser, die auf beiden Seiten auf eine ungeregelte Weise, häufig sogar ohne allen Plan geführt werden, verlangen entweder eine ausführliche Darstellung, welche die einzelnen Scenen und Heldenthaten, die das einzig Interessante sind, hervorheben darf, oder eine kurze Charakteristik, die nur die Hauptmomente in sich aufnimmt. Der sittliche Charakter des Kampfes war der eines Vertilgungskampfes, in dem nicht blos wilde Tapferkeit, sondern auch ausgesuchte Grausamkeit und tückische Treulosigkeit sich geltend machen. Griechen und Türken schlugen sich wie Kannibalen, und wenn die Türken, welche angriffsweise auftraten, auf ihren Zügen tief in das feindliche Land hinein mehr Menschenblut vergossen, mehr schändliche Lüste befriedigten, mehr plünderten und verwüsteten, so thaten es die Griechen ihren ehrlicheren Gegnern in der Hinterlist, mit der sie Verträge brachen, weit zuvor. Diese Treulosigkeit, die einer der ältesten griechischen Charakterzüge ist, bethätigten sie gegen sich selbst. Immer mit einander uneinig, immer neidisch und herrschsüchtig, im Glück wie im Unglück egoistischen Zwecken mehr als der gemeinsamen Sache hingegeben, verriethen viele der griechischen Führer ihr Vaterland an einen Feind, dessen barbarischen Charakter sie nur zu gut kannten. Indem wir diese widerlichen Züge stark betonen, müssen wir zugleich hinzufügen, daß sie hauptsächlich

eine Frucht der langen Knechtschaft waren. Auch das dürfen wir nicht vergessen zu erwähnen, daß die öffentliche Meinung in Europa sich über den Charakter der Griechen mit einer fast unbegreiflichen Hartnäckigkeit verblendete. So viele ungünstige Berichte von Philhellenen auch einliefen, so viele schaudererregende Schilderungen griechischer Tücke und Grausamkeit sich auch aus glaubwürdigem Munde ausbreiteten, blieb man doch allgemein dabei, in dem Kriege der Griechen einen reinen Kampf des Christenthums und der Bildung gegen Fanatismus und Rohheit zu sehen. Diese Verirrung der öffentlichen Meinung brachte den Griechen vielfachen Nutzen, denn sie verschaffte ihnen durch Vermittlung der Griechenvereine, deren es besonders in der Schweiz und in Deutschland viele gab, Geld, Waffen, Kriegsbedürfnisse und Mitkämpfer. Diese letztern, die unglücklichen Philhellenen, konnte Griechenland am wenigsten brauchen. Sie wollten Lehrer der europäischen Taktik sein, fanden aber ungelehrige Schüler und wurden mit einem Mißtrauen betrachtet, das nicht ganz ungerechtfertigt war, da sich unter ihnen anmaßende Ignoranten, Betrüger und viele Abenteurer befanden. Als sie sich endlich zu einer eigenen Abtheilung vereinigt hatten, wurden sie von einem griechischen Häuptling verrathen und fielen bis auf wenige bei Peta in einer Verzweiflungsschlacht (16. Juli 1822).

In der Hetairie hatte eine einheitliche Leitung Bestand, für den ausgebrochenen Kampf ließ sich eine solche nicht herstellen. Unter einem ewigen Hader der Primaten mit den Kapitani's, der einzelnen Führer, der einzelnen Landschaften, bald auch der politischen Parteien gegen einander ging der Krieg seinen blutigen Gang. Die Versuche, welche mehrere Hetairisten machten, eine feste Ordnung einzuführen, vermehrten die Zwietracht, da sich bei jedem solchen Unternehmen zu den alten hadernden Gruppen neue bildeten. So ging es, als Demetrius Ypsilanti, ein Bruder des Feldherrn in den Donaufürstenthümern und so herrschsüchtig wie dieser, die Oberleitung übernehmen wollte, so ging es, als Alexander Maurokordatos nach dem Ruder griff. Der Congreß von Epidauros, den der letztere berief, wurde von den Kapitani's verlacht, und die Verfassung dieser Versammlung, eine Nachbildung der nordamerikanischen, blieb ein todter Buchstabe. Erst im dritten Jahre des Aufstandes brachte man eine ordentliche Regierung zu Stande, und in dieser, welche sechs Mitglieder zählte, waren nicht weniger als drei einander todtfeindliche Parteien (Maurokordatos, Kolettis, Mauromichalis) vertreten.

Daß Heerführer, die zu lange glücklich gewesen waren, in der Gefahr von den andern verlassen wurden, fällt noch nicht so schwer ins Gewicht, als daß zwei der ersten Feldherrn, Odysseus und Kolokotronis, das Vaterland, das sie mehr als einmal gerettet hatten, hinterdrein verriethen. Der Schlüssel des Räthsels liegt in den alten Klephtengewohnheiten, welche den Krieg als eine Geldspekulation zu betrachten lehrten.

Zwei günstige Umstände, die eigene Tapferkeit und die Unfähigkeit der Türken, retteten die Griechen von dem Verderben, das sie durch ihre üblen Eigenschaften hundertmal herauf beschworen. Ihre natürliche Taktik bestand darin, gute Stellungen zu wählen und bis auf das äußerste zu vertheidigen, wenn die Feinde zu überlegen waren, unzugängliche Höhen aufzusuchen, von dort aus jede Bewegung des großen Heers zu erspähen, die Zufuhren abzuschneiden, Nachzügler und kleinere Abtheilungen zu vernichten. So tief die Türken zu Zeiten eindringen mochten, immer stießen sie zuletzt auf einen Punkt, wo sie durch den kleinen Krieg ermüdet und geschwächt einen unbesieglichen Widerstand fanden. Traten sie dann den Rückzug durch Gegenden an, die sie selbst zu einer Wüste gemacht hatten, so wurden sie in Feindesschwärme eingehüllt und litten noch mehr durch Hunger und Seuchen. Die Griechen fühlten sich bei diesem strategischen Verfahren so sicher, daß Odysseus, nachdem er die Thermopylen längere Zeit gesichert hatte, eines der größeren Heere absichtlich durchließ, damit es um so sicherer untergehe. „Hier sende ich Dir 30,000 Türken", schrieb er dabei an Kolokotronis, „mache mit ihnen, was Du willst; mehr lasse ich nicht durch". Von den 30,000 kamen kaum 3000 zurück. In einem Feldzuge, dem von 1823, befolgten die Türken einen ausgedehnten Operationsplan, den europäische Rathgeber entworfen hatten. Drei starke Abtheilungen, die eine Flotte unterstützte, drangen von verschiedenen Seiten in das Land — um alle zu scheitern, denn in solchen Lagen zeigten die Griechen eine Tapferkeit, die mit dem sonstigen Charakter ihres Kampfs zu versöhnen vermag.

Nach vier Kriegsjahren war die Lage der kriegführenden Parteien noch beinahe dieselbe, wie nach den ersten glücklichen Erfolgen der Griechen. In den Grenzprovinzen, denen allerdings seit dem Untergange Ali Pascha's von Janina eine Vormauer fehlte, drängten sich die streitenden Heerhaufen hin und her, in dem innern Griechenland und an den Küsten waren die Griechen frei, und die Herrschaft der Türken beschränkte sich auf ein paar Festungen

von geringer Bedeutung. Zur See waren die Griechen im Vortheile. Bestanden auch die Gefechte, die sie lieferten, nicht in eigentlichen Seeschlachten, sondern hauptsächlich in verwegenen Angriffen mit Brandern, so schreckte der Verlust der größten Schiffe durch diese winzigen Feuerheerde die Türken doch in dem Grade, daß sie den Griechen die Herrschaft zur See so ziemlich überließen. Türkische Handelsschiffe wagten sich kaum mehr in das offene Meer, aber für diese Beute, die ihnen entging, wußten sich die Griechen zu entschädigen, indem sie die christlichen Flaggen als feindliche behandelten. Inzwischen hatte sich freilich die Widerstandskraft zu Lande durch die Verwüstungszüge der Türken vermindert, aber dieser Schaden war von einem Vortheil begleitet: die türkischen Freiwilligen, aus denen die Streiter des Sultans zum größten Theile bestanden, blieben aus, seit es aus den griechischen Wüsteneien keine Beute mehr zu holen gab.

Ehe er mit Aufrührern unterhandelte, suchte der Sultan bei seinem gefährlichen ägyptischen Vasallen Hülfe. Mehemed Ali war nicht sogleich bereit, das Heer, das er eben mit großen Opfern geschaffen hatte, für die Vermehrung der Macht seines Oberherrn zu opfern. Mahmud mußte große Anerbieten machen, dem Pascha die Statthalterschaft über Kreta und Cypern, dessen Sohn Ibrahim Morea als Paschalik zusagen, ehe Mehemed Ali sich entschloß. Durch ihn wurde eine neue überlegene Kriegsmacht auf den Kampfplatz eingeführt. Seine Flotte war mit Arabern bemannt, die nächst den Griechen die besten Matrosen des Orients sind, sein Heer war von europäischen Offizieren gebildet und kannte den Krieg. Vom 26. Februar bis zum 16. März 1825 landeten bei Modon 12,000 Aegypter, fast sämmtlich regelmäßige, gut bewaffnete Truppen unter tüchtigen Führern, von einem zahlreichen Geschütz begleitet. Zwar rafften die Griechen sich nun auf, allein ihre Kriegsweise, die gegen die Türken manchen guten Dienst geleistet hatte, war gegen die Aegypter unwirksam. So vielen Abbruch Kolokotronis, der in dieser Noth seinen Frieden mit der Regierung gemacht hatte, den Feinden in Einzelgefechten zufügte, konnte er doch nicht verhindern, daß Ibrahim Pascha Navarino zum Falle brachte, Tripolizza einnahm und von diesem Hauptquartier aus Morea nach allen Richtungen von Kolonnen durchziehen ließ, welche die Dörfer zerstörten, die Ernten verbrannten, die Fruchtbäume niederhieben, und die in die Berge zurückgewichenen Griechen durch Hunger zur Ergebung zwangen.

Schon zweimal war Missolunghi der starke Wall gewesen, an dem die vordringenden türkischen Heerhaufen zerschellt waren. Seit dem Anfange des Juli 1825 hatte eine dritte Belagerung begonnen durch Türken, welche unter Reschid Pascha von Epirus eingedrungen waren. Diese Berennung war so unfruchtbar wie die früheren geblieben, und schon glaubte sich Missolunghi zum dritten Male gerettet, als Ibrahim Pascha mit seinen regelmäßigen Truppen erschien. Es war im Januar 1826. Missolunghi, früher eine Stadt von 4000 Einwohnern, liegt, auf der Landseite durch Sümpfe gedeckt, an einer Meerbucht, mit der Lagunen, die von Inseln vertheidigt werden, eine sichere Verbindung gewähren. Die Bai, deren seichtes Wasser nur den kleinen griechischen Kriegsschiffen den Zutritt gestattete, was bisher der Schutz der Festung gewesen. Während der frühern Belagerungen, auch der von Reschid Pascha geleiteten, hatten die Angriffe auf der Landseite stattgefunden, die Seeseite war den Belagerten offen geblieben, und die griechische Flotte hatte im Augenblicke der Noth frische Truppen, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse in den Platz werfen können. Ibrahim verfiel im Anfange in den Fehler der Türken, zu Lande anzugreifen, weil er mit einigen Stürmen ans Ziel zu kommen glaubte. Als er seinen Irrthum erkannte, richtete er seine Anstrengungen gegen die Seeseite. Mit dem Falle der Inseln Vassilidi und Anatoliko war das Schicksal Missolungbi's, das seine Seeverbindung verloren hatte, entschieden. Es meldete sich ein innerer Feind, der Hunger. Der heldenmüthigen Besatzung blieb der einzige Ausweg, sich zu den Griechen im Gebirge durchzuschlagen. Ein Bote gelangte glücklich durch das türkische Lager, fand jedoch im Gebirge nicht die Stimmung, welche in Missolunghi Alles zum Heldentode begeisterte. Nicht mehr als zwei Abtheilungen folgten dem Rufe der Belagerten, den Ausfall zu unterstützen, ohne daß sie übrigens die Stellung, welche sie am Fuße der Berge einnahmen, gegen die Aegypter behaupteten. Ihr nutzloses Erscheinen hatte Ibrahim den ganzen Plan verrathen. In der Nacht des 22. April 1826 verließ die Besatzung, von allen Frauen und Kindern begleitet, Missolunghi und fand die Aegypter in Schlachtordnung. Die vordersten Abtheilungen der Griechen, die tapfersten Kämpfer enthaltend, sprengten in wüthendem Anprall die entgegenstehenden Schlachthaufen, aber hinter ihnen, die rasch den Gebirgen zueilten, schlossen sich die ägyptischen Reihen wieder, und alles, was von Griechen noch zurück war, wurde in die Stadt zurückgedrängt. Die verfolgenden Aegypter, mit den

Fliehenden gemischt, drangen mit ein, es entstand ein furchtbares Gemetzel, da warf ein Grieche Feuer in den Pulverthurm, und Sieger und Besiegte flogen in die Luft. Die Sache Griechenlands schien verloren zu sein, denn der Fall einer Festung, die man für unüberwindlich gehalten hatte, schwächte den Muth, die Häuptlinge nahmen ihre alten Streitigkeiten wieder auf, und nur wenige Punkte, die Akropolis von Athen, die von Karaiskakis besetzten Gebiete, die Maina unter Kolokotronis, erwehrten sich der feindlichen Angriffe.

Sultan Mahmud beschäftigte sich, seit die ägyptische Hülfe auf dem Kriegsschauplatze erschienen war, weniger mit den Griechen, als mit seinen rechtgläubigen Unterthanen. Hatte es noch eines Beweises bedurft, daß die Janitscharen keine gute Wehrkraft mehr seien, so war dieser Beweis durch die Erfolglosigkeit des Kampfes gegen Griechenland geführt worden. Die Siege der regelmäßigen ägyptischen Truppen gaben dem Großherrn einen neuen Antrieb, seinen nie aufgegebenen Plan der Bildung eines Heeres nach europäischer Art nunmehr durchzuführen. Am 22. Mai 1826 versammelte er die Großen seines Reichs, die berühmtesten Führer der Janitscharen, die Ausleger des Gesetzes in seinem Palaste, klagte über den Ungehorsam, die Unwissenheit, die Nutzlosigkeit der Janitscharen und erklärte seinen Entschluß, dem Heere durch die Einführung der europäischen Taktik einen neuen Aufschwung zu geben. Nach den türkischen Sitten gelten Neuerungen nicht anders für heilsam, als wenn ein Koranspruch sie empfiehlt. Glücklicher Weise hat das heilige Buch der Moslemin Aussprüche aller Art, die richtig ausgelegt Alles rechtfertigen, sogar die alttürkische Sitte der Sultane, ihre sämmtlichen männlichen Seitenverwandten zu erwürgen. Der in der Versammlung anwesende Mufti schlug nach und fand den Ausspruch: „Der Krieg ist ein Spiel, das der Schlaueste gewinnt. Bekämpfe den Feind mit seinen eigenen Waffen.“ Die Versammlung billigte Alles, und in den nächsten Tagen erklärte ein Fetwa des Mufti's öffentlich, „die Gläubigen seien verpflichtet, die Kriegskunst zu erlernen, um die Ungläubigen besser bekriegen und besiegen zu lernen.“ Auch der Hattischerif, in dem Mahmud II. nach einer zweiten Versammlung seiner Großen befahl, daß die Janitscharen ihre jungen Leute abgeben und in der europäischen Taktik unterrichten lassen sollten, gab ein dem Koran wohlgefälliges Motiv an. „Wir wollen,“ sagte der kaiserliche Befehl, „mit vereinten Anstrengungen unsere Bresche ausbessern und vor unserm Lande, der ganzen Welt gegenüber, die Mauer eines unüberwind-

lichen Heeres aufrichten, das die Kriegslisten des ungläubigen Europa's vereitelt."

Obgleich die Janitscharen die verlangte Mannschaft stellten, nahmen sie den Befehl des Sultans doch mit verhaltenem Grimm auf. In der That war ihre Vernichtung ausgesprochen worden, denn daß man sie neben dem neuen Heere nicht bestehen lassen werde, war gewiß. Sie trafen ihre Verabredungen, und in der Nacht vom 15. und 16. Juni zogen sie auf den Etmeidan, der schon als byzantinische Rennbahn, noch mehr als Sammelplatz türkischer Verschworenen, viele Empörungen gesehen hatte. Als sie sich zählten, nachdem sie durch das Umstürzen ihrer Kessel den Aufstand erklärt hatten, fanden sie sich fast 30,000 Köpfe stark. Im Bewußtsein ihrer Macht antworteten sie den Boten des Sultans, welche Ergebung forderten, mit Verwünschungen der Ungetreuen, welche sich zu verächtlichen Giaurs machen wollten, und mit dem Schwur, wahre Moslemin zu bleiben. Sultan Mahmud hatte diesen Aufstand vorhergesehen und seine Maßregeln getroffen. Sein Heer, das aus 50,000 Seesoldaten, Bostandschis, Artilleristen, Schanzgräbern u. s. w. bestand, wurde durch zahlreiche Ulemas und Rechtsschüler verstärkt, die an dem Kampfe, weil er für einen heiligen erklärt worden war, Antheil nehmen wollten. Der Anblick der Fahne des Propheten berauschte diesen kriegerischen Schwarm. Die Janitscharen bewährten in ihrem Todeskampfe nicht den Muth, der sie so lange zum Schrecken der Feinde gemacht hatte. Im ersten Angriff auf den Etmeidan zurückgetrieben, zerstiebten sie vor dem Kartätschenfeuer der Toptschi's und warfen haufenweise die Waffen von sich. Die Orta's, die sich in die Kasernen geworfen hatten, starben in den Flammen ihrer von Granaten entzündeten Zufluchtsstätten. Der Kampf nahm an diesem Tage ein Ende, aber die Hinrichtungen dauerten noch lange fort und dehnten sich auf die meisten Provinzen aus. Es sollen 20,000 Janitscharen, die Hälfte des ganzen Truppenkörpers, der Reform geopfert worden sein. Man brauchte in Konstantinopel zwei Tage, um die Leichen des 16. Juni in den Bosporus zu werfen. Noch zitterte die Hauptstadt unter dem Eindruck der Schreckensscenen, als der Großherr die Uebungen seiner neuen Truppen beginnen ließ. Er erschien dabei nicht mehr im Turban und in den weiten Gewändern seiner Vorfahren, sondern in einer europäischen Tracht mit rothem Fez, engen Beinkleidern, Ueberrock und Stiefeln, statt des Säbels eine Reitgerte führend.

Mochte die Neuerung einen Werth haben, welchen sie wollte, so war wenigstens der Zeitpunkt übel gewählt. In der Stellung, welche die europäischen Mächte Griechenland gegenüber einnahmen, war eine solche Veränderung eingetreten, daß die Pforte sich versehen mußte, in dem Augenblicke, da sie einen wichtigen Bestandtheil ihrer Wehrkraft vernichtet hatte, mit einem oder zweien der großen christlichen Staaten in einen Krieg verwickelt zu werden. Weil der Aufstand der Griechen in eine Revolutionsepoche fiel, hatte man sie anfangs als gewöhnliche Verschwörer betrachtet, und diese Ansicht war durch die republikanische Verfassung von Epidauros nur bestärkt worden. Nachher hatte man erkannt, daß moderne Ansichten vom Staat und von den Volksrechten in diesem Kriege fehlten, und die natürlichen Sympathien für ein mißhandeltes christliches Volk waren wach geworden. Als Kaiser Alexander starb, waren die Regierungen auf dem besten Wege, der um vieles ältern Parteinahme der öffentlichen Meinung Recht zu geben. Ein Staatsmann, der weitblickendste von Allen, machte eine Ausnahme. Fürst Metternich beurtheilte die Lage des Orients und, wie wir wohl hinzusetzen dürfen, den Charakter des jugendlichen Kaisers Nicolaus viel zu richtig, um nicht zu gewahren, daß eine Unterstützung der Griechen mit einer Erleichterung der russischen Anschläge auf das türkische Reich gleichbedeutend sei. Allem Erwarten nach hätte die Ansicht des österreichischen Kanzlers, daß der Länderbestand des osmanischen Gebiets geschützt werden müsse, nirgends eine kräftigere Annahme finden müssen, als in England, dessen Interessen forderten, daß Konstantinopel, der Schlüssel zu zwei Meeren, die Brücke zwischen zwei Welttheilen, in den Händen eines für Handel und Schifffahrt ungeschickten Volks bleibe. Diese Voraussetzung traf nicht zu. Canning hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Uebermacht der heiligen Allianz zu untergraben. Da die heilige Allianz die Griechen als Rebellen zurückstieß, so nahm er das verlassene Volk in seinen Schutz. Dies war seine Haupttriebfeder; daß der humane, classisch gebildete Mann auch den Gesichtspunkt hatte, dasjenige Culturvolk, dem die Welt am meisten zu verdanken hat, vom Untergange zu retten, wird dadurch nicht ausgeschlossen. Den gefährlichen Einfluß Rußlands auf die Angelegenheiten der Pforte glaubte Canning durch diplomatische Gewandtheit beseitigen zu können.

Canning begann damit, daß er Blockadeerklärungen der Griechen anerkannte, also die Nation als unabhängig behandelte, und ihr die englische

Vermittlung bei der Pforte anbot. Diese Wendung der englischen Politik hatte zur Folge, daß auch Rußland seine Bereitwilligkeit zur Vermittlung aussprach und der Pforte in diesem Sinne einen Vorschlag machte, der freilich, wenn der Sultan auf ihn eingegangen wäre, die Folge gehabt haben würde, daß kein selbständiges Griechenland entstanden sein würde, sondern mehrere von Rußland abhängige Kleinstaaten. Sein Vorschlag wollte nämlich, daß in Griechenland drei Fürstenthümer errichtet würden, deren Fürsten etwa die Stellung der Hospodare der Moldau und Walachei bekämen. Die Bedingungen, die Canning den Griechen zu verschaffen wünschte, waren ungleich günstiger, da sie Griechenland zu einem einzigen unabhängigen Staat gemacht haben würden, der nur die eine Verpflichtung übernehme, der Pforte eine Entschädigung zu zahlen, entweder ein für alle Mal oder in der Form eines jährlichen Tributs.

Es war vorauszusehen, daß die Pforte eine Vermittlung Fremder in ihrem Streite mit Griechenland höchstens in dem Falle annehmen werde, daß dieselbe von allen Mächten gemeinschaftlich ausgehe. Ein solches gemeinschaftliches Auftreten suchte Canning herbeizuführen, und zwar machte er Rußland die ersten Anträge. Indem er dies that, bot er dem Petersburger Cabinet zugleich die Vermittlung Englands in den zwischen Rußland und der Pforte schwebenden Streitigkeiten an. Wäre diese Vermittlung angenommen worden, so hätte England die Pforte um den Preis der Anerkennung Griechenlands gegen Rußland in Schutz nehmen können. Die russische Diplomatie merkte die Absicht, und der englische Abgesandte — es war der Herzog von Wellington in Person — fand nur, so weit er von Griechenland sprach, geneigtes Gehör. Die englische Vermittlung für die Beilegung der russischen Differenzen mit der Pforte wies der Kanzler Nesselrode mit den Worten ab, „wo Rußland speziell interessirt sei, da könne der Kaiser eine Einmischung des Auslandes nicht zulassen; er stütze sich auf frühere Verträge und verlange nichts, als die Anerkennung von Rechten, welche die Türkei schon so lange mißachtet habe, wobei er sich vorbehalte, selbst die angemessene Stunde und die geeigneten Mittel zu bestimmen, aber auch verspreche, mit seinem Einschreiten den Bestand des türkischen Reichs nicht gefährden zu wollen.“ Durch den Beitritt Rußlands zu dem Mittlerwerk verloren die Griechen mehrere der günstigsten Bedingungen des englischen Vorschlags. In dem Vertrage vom 4. April 1826 verpflichteten sich England und Ruß-

land, dafür thätig zu sein, daß Griechenland ein Anhang des türkischen Reichs werde und einen jährlichen Tribut bezahle, selbstgewählte Obrigkeiten erhalte, auf deren Ernennung der Sultan einen gewissen Einfluß übe, seine innere Verwaltung selbständig ordne, vollkommener Freiheit des Handels und des Gewissens genieße, keine Türken im Lande zu dulden brauche, aber die ansässig gewesenen für ihre Besitzungen entschädigen müsse. Auch in dem Falle, daß die Pforte die guten Dienste Englands und Rußlands zurückweise, sollte die Vermittlung fortgesetzt, wie ferner Vereinbarung über die zu treffenden Maßregeln und über die Grenzen Griechenlands getroffen werden. Die übrigen Mächte wurden zum Beitritte zu dem Vertrage vom 4. April eingeladen.

Die eigentlichen Beschwerden Rußlands gegen die Pforte, hinsichtlich deren Graf Nesselrode jede Einmischung fremder Staaten zurückgewiesen hatte, bezogen sich auf asiatische Gebietsverhältnisse, Störungen des russischen Handels und die ungenügende Erfüllung der im Frieden von Bukarest für die Moldau und Walachei stipulirten Bedingungen. Zumeist auf das Zureden des österreichischen Staatskanzlers, der Rußland jeden Vorwand zu einem Türkenkriege zu nehmen wünschte, entschloß sich die Pforte, Bevollmächtigte nach Akjerman zu Verhandlungen mit russischen Beauftragten zu schicken. Aus diesen Besprechungen ging mit einer Leichtigkeit, welche die Lage der Dinge nicht hatte erwarten lassen, ein für Rußland überaus günstiger Vertrag hervor. (25. September 1826) Alle Streitpunkte wurden nach den Wünschen Rußlands geschlichtet, die Pforte verzichtete auf die kaukasischen Festungen, gewährte den russischen Unterthanen, die durch ihre Maßregeln Nachtheile erlitten hatten, volle Entschädigung und gestattete den russischen Kaufleuten den freien Verkehr im ganzen Reiche, den russischen Fahrzeugen die ungehinderte Durchfahrt aus dem schwarzen in das Mittelmeer. Sie willigte ein, daß die Hospodare der Donaufürstenthümer von den türkischen Behörden unabhängig würden und von ihren Stellen nicht ohne Einwilligung des Petersburger Cabinets entfernt werden könnten. Den Serben wurden kostbare Vortheile zugestanden: freie Wahl ihrer Oberhäupter, unabhängige Gerichtsbarkeit, vollkommen freie innere Verwaltung, eigene Erhebung der Steuern bei festbestimmtem Tribut. „Wir haben," schrieb Fürst Lieven an Canning, „die Abhülfe aller unserer Beschwerden gegen die Pforte erlangt, unsern Territorialbesitz an den Ufern des schwarzen Meeres gesichert, den Schutzstaaten des

Kaisers große Vortheile errungen, endlich für unsern Handel im ottomanischen Reich alle Privilegien gewonnen.“

Die Art, wie diese Erfolge erlangt worden seien, verschwieg der russische Diplomat dem Engländer. Sie war nicht die rühmlichste, denn die Türken waren in Akjerman darum so nachgiebig gewesen, weil Rußland das Versprechen gegeben hatte, die Griechen ganz fallen lassen zu wollen. Dieses Versprechen war für den rachedürstenden Sultan ein so unwiderstehlicher Köder, daß er Alles bewilligte, und dies in einem Moment that, der den Russen kaum gestattete, ihren Forderungen mit den Waffen Nachdruck zu geben. Noch während der Verhandlungen in Akjerman waren die Perser in das russische Asien eingefallen.

Seit 1814 waren zwischen Persern und Russen Grenzgebiete am Araxes streitig. Die Verhandlungen konnten nie zum Abschluß gelangen, da man auf beiden Seiten insgeheim entschlossen war, die Waffen entscheiden zu lassen. Die persische Eitelkeit schmeichelte sich ein, daß das neue Heer Abbas Mirza's die Russen bis in die Schluchten des Kaukasus zurückwerfen werde, und es handelte sich nur noch um den Zeitpunkt des Losschlagens. Da erreichte die Nachricht von dem Aufstande der russischen Garden Tabris und Teheran. Das Gerücht hatte die wahren Thatsachen auf dem weiten Wege von Petersburg bis zur Grenze ins Fabelhafte gesteigert, und die Perser waren in dem guten Glauben, daß der Thron des Czaren umgestürzt worden sei. In dem Augenblicke, als sie die Grenzen überschritten, hatten die Russen ihre Kräfte gegen die Bergvölker gerichtet, und dies erleichterte in Verbindung mit den Einverständnissen, welche Abbas Mirza unter den Mohamedanern des russischen Gebiets hatte, den Persern das Eindringen sehr. Sie kamen bis Elisabethpol, aber hier wurden sie geschlagen, und von nun an wandte sich das Kriegsglück. Der Geiz Feth Ali Schah's, der es dem Heere an dem Nothwendigsten fehlen ließ, so daß die Soldaten schaarenweise die Fahnen verließen, die hitzige Uebereilung, mit der Abbas Mirza bei den wichtigsten Gelegenheiten verfuhr, die Unkenntniß der europäischen Kriegsführung bei den Persern, der Mangel an grobem Geschütz, Zwistigkeiten unter den Führern, unter den Volksstämmen, Alles wirkte dahin, den Kampf zu einem sehr unglücklichen für die Perser zu machen. So lange Yermoloff, der den Charakter des Feindes nicht genügend berücksichtigte, die Russen befehligte, blieb den Persern noch einige Aussicht auf Erfolg. Als aber Paskewitsch das Commando

erhielt, kam Abbas Mirza, der diesem Gegner bereits bei Elisabethpol erlegen war, in den entschiedensten Nachtheil. Paskewitsch ging sehr vorsichtig zu Werke, legte große Magazine an, übte seine Truppen in Reitergefechten, ehe er zum Angriffe schritt. Um so nachdrücklicher verfuhr er von jetzt an. Durch einen Sieg am Araxes zerstreute er das persische Hauptheer unter Abbas Mirza, nahm die Festung Sardab Abad und belagerte Eriwan. Am 7. Oktober 1827 wurden die Laufgräben eröffnet, am 18. hatte das russische Geschütz eine gangbare Mauerlücke gelegt, am folgenden Tage stürmten die bei dem Petersburger Aufstande betheiligt gewesenen Garderegimenter, die hier ihre volle Begnadigung verdienen sollten. Mitten im Sturme streckte die Besatzung die Waffen und gab sich mit bedeutenden Vorräthen in die Gewalt der Sieger. Mit dem Fall von Eriwan war der letzte Halt verloren, die persischen Soldaten entliefen in ihre Heimath, Tabris öffnete seine Thore, Stadt auf Stadt, Festung auf Festung ergab sich. Da die Waffen den reißenden Fortschritt der Russen nicht mehr aufhalten konnten, versuchten es die Perser mit Unterhandlungen. Sie wollten dadurch Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen, um bei dem Ausbruche des türkisch-russischen Kriegs, den sie aus Mittheilungen des Sultans als nahe bevorstehend kannten, die Scharte auszuwetzen. Es war eine kurze Frist, welche durch diese Verstellung erzielt wurde. Zwei Monate ließ Paskewitsch sich hinhalten, dann setzte er seine Truppen auf's Neue in Marsch. Dieser letzte kurze Feldzug setzte die persische Ohnmacht in ein grelles Licht. Die Einnahme der Festungen Urmia und Ardebil geschah wie im Fluge, ein persisches Heer gab es nicht mehr, die Russen hätten ungehindert bis Teheran vorgehen können. Zum zweiten Male boten die Perser Unterhaudlungen an, und dieses Mal meinten sie es ehrlich. Der Friede von Turtmantschai [10.] (22. Februar 1828) war mit der Spitze des russischen Schwerts geschrieben. Rußland erlangte durch ihn außer einer Kriegsentschädigung von achtzig Millionen Rubel, Eriwan und Nachitschewan, den Hauptzug des Ararat mit reichhaltigen Salinen und das Recht, das kaspische Meer allein mit Kriegsschiffen befahren zu dürfen. In einem Artikel des Vertrags wurde für die beiderseitigen Unterthanen die Auswanderungsfreiheit ausgesprochen. Dadurch verlor Persien viele Unterthanen armenischen Stammes, welche auswanderten. Um diese Bevölkerungen an sich zu ziehen, bot ihnen Rußland in den Bezirken von Nachitschewan und Eriwan und im Karabag Ländereien an, die zehn Jahre lang mit Ausnahme eines an den Schatz zu

entrichtenden Zehnten steuerfrei sein sollten. Zu diesen lockenden Bedingungen kam eine Rücksicht anderer Art, die auf die Armenier nicht minder mächtig wirkte, nämlich die Anwesenheit ihres Kirchenoberhaupts in dem an Rußland gefallenen Landestheile. Der Kaiser hatte Sorge getragen, in die neuen Grenzen seines Reichs das Kloster Etschmiadsin einzuschließen, die Residenz des Patriarchen oder Katholikos der Armenier, das verehrteste Heiligthum ihres Glaubens, das durch die Erscheinung des Gottessohnes vor dem armenischen Apostel St. Gregor dem Erleuchter geweiht worden ist. Damit die Auswanderungsbewegung einen nationalen Charakter erhalte, wurde die Leitung derselben einem Armenier übertragen, dem Oberst Lazar von Lazareff, einem Mitgliede der Familie, welche das berühmte Lazareff'sche Institut der orientalischen Sprachen in Moskau gegründet hat. Das Aufleben der armenischen Nationalität, das eine der schönsten Hoffnungen des betriebsamen Volksstamms ist, schien kein Traum mehr zu sein, da Kaiser Nicolaus die Provinzen Eriwan und Nachitschewan unter dem Namen Armenien vereinigte (Ukas vom 21. März, 2. April 1828.). Der Eifer der Armenier, Persien zu verlassen, war so groß, daß vom 11. bis 23. Juni 1828 aus Aserbeidschan und hauptsächlich aus den Chanaten Merga, Salmas und Urmia 8249 Familien auswanderten. Dieser Verlust, in Geld für den Schatz des Schahs angeschlagen, war ein jährlicher Ausfall von 100,000 Tomans oder 1,600,000 Thalern.

Das Versprechen Rußlands zu Akjerman, die Griechen fallen zu lassen, wurde eben so schnell gegeben als gebrochen. Die Tinte der russischen Vertragsunterschrift war noch nicht trocken, als die russischen Diplomaten sich bereits bemühten, die übrigen Höfe zu einem energischen Vorgehen gegen die Pforte zu bestimmen. Obgleich England gegen die russischen Absichten stutzig geworden war, hatte es sich doch zu tief eingelassen, um noch zurückgehen zu können, und dieses Zusammengehen von zwei Großmächten war für die übrigen drei eine Art von Nöthigung, ebenfalls für Griechenland thätig zu sein. Am engsten schloß sich Frankreich dem Vertrage vom 4. April an. Da der Sultan die Einmischung wiederholt zurückwies, schlossen England, Frankreich und Rußland am 6. Juli 1827 zu Petersburg eine Uebereinkunft, welche die wesentlichen Stipulationen des Petersburger Vertrags vom 4. April 1826 wiederholte. Zugesetzt wurde, daß die Vertragsmächte unverzüglich Handelsverbindungen mit den Griechen anknüpfen und dahin wirken würden, daß

sich ein Waffenstillstand, sei es auch gegen den Willen der Türken und Griechen, herstelle. Die Flotten der drei Mächte, die sich unter Codrington, Rigny und Heyden im Mittelmeer befanden, erhielten Befehle, welche dem Inhalte des Londoner Vertrags entsprachen.

Das Feuer des griechischen Aufstands war erloschen, nur hie und da züngelten noch kleine Flammen hervor. In diesem Stadium des Kampfes, dem traurigsten von allen, wüthete unter den Griechen eine ärgere Zwietracht denn je, woran das Streben Rußlands, sich eine Partei zu machen und durch sie allen Einfluß zu erlangen, die größte Schuld trug. Während Reschid Pascha Athen einnahm und die Akropolis hart bedrängte, Ibrahim Pascha den Peloponnes bis an die Grenzen der Maina verwüstete, hatten die Griechen zwei Nationalversammlungen, die eine in Aegina, die zweite in Kastri, die sich gegenseitig auf das Heftigste anfeindeten. Zwei Engländer, Cochrane und Church, der erste für die Leitung des Seewesens, der zweite für die Uebernahme des Heerbefehls berufen, schlichteten endlich den Streit und bestimmten die beiden Nationalversammlungen, sich in Troezene zu vereinigen. Der russische Einfluß machte sich in dieser Versammlung so sehr geltend, daß der Beschluß gefaßt wurde, den Grafen Capodistrias, der seit der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus wieder russischer Vertrauensmann war, nach Griechenland zu berufen und ihm die Regierung auf sieben Jahre mit denselben Vollmachten zu übertragen, welche der Präsident der Vereinigten Staaten habe. Cochrane und Church gaben zu diesem Beschlusse ihre Zustimmung, damit der anarchische Zustand, der auch den Fall der Akropolis in Athen herbeiführte und Alles mit dem Untergange bedrohte, endlich aufhöre.

Die vermittelnden Mächte kannten den hoffnungslosen Zustand Griechenlands zu genau, um nicht den Sultan zur Annahme eines Waffenstillstands zu drängen. Ihre Gesandten überreichten dem Reiseffendi den Vertrag vom 6. Juli, den der Türke aber gar nicht annahm. Nicht ohne Ironie lehnte die türkische Diplomatie die Einmischung der fränkischen mit dem Bemerken ab, daß der Sultan Rebellen bekämpfe und dadurch eben die Grundsätze annehme, welche die europäischen Mächte zur Aufrechterhaltung der Ordnung in ihren eigenen Staaten befolgten. Die Gesandten forderten darauf kategorisch, daß der Sultan die europäische Vermittlung und den beantragten Waffenstillstand annehme, „widrigenfalls die Mächte zu den Maßregeln ihre Zuflucht nehmen würden, die sie am wirksamsten erachten könnten, um einem

Zustande der Dinge ein Ende zu machen, welcher fortan mit dem wahren Interesse der Pforte wie mit der allgemeinen Ruhe von Europa unverträglich geworden sei." Diese gemeinschaftliche Note wurde vom Sultan so wenig als die früheren beachtet, vielmehr ergingen an die Befehlshaber in Griechenland Befehle, den Aufstand durch die Bewältigung der Maina und der Insel Hydra vollends zu ersticken.

Ibrahim Pascha hatte neuerdings von Alexandrien Verstärkungen erhalten, und die vereinigte Flotte zählte jetzt 92 Segel aller Art mit mehr als 2000 Geschützen. Als die europäischen Admirale auch ihn von dem Vertrage des 6. Juli in Kenntniß setzten, gab er anfangs ausweichende Antworten, verstand sich aber endlich dazu, die Waffen so lange ruhen zu lassen, bis er von Kairo und Konstantinopel neue Weisungen erhalte. Die Griechen hatten den Waffenstillstand ihrerseits angenommen, griffen aber bei Scala im Meerbusen von Korinth neun türkische Schiffe an und vernichteten sie. Durch diesen Treubruch seines Versprechens entbunden, befahl Ibrahim Pascha den Kriegszug in die Maina, den auszuführen er längst angewiesen war, und nahm durch das Niederbrennen vieler Dörfer Rache. Der Vorwand zu Feindseligkeiten, den man suchte, war nun gewonnen. Die vereinigten Flotten verließen die Rhede von Zante, wo sie ihre Station gehabt hatten, und erschienen vor der Bucht von Navarino.

Es war am 20. Oktober 1827. Die drei Flotten der Großmächte zählten zehn Linienschiffe, zehn Fregatten, sechs Brigs, die türkisch-ägyptische Flotte bestand aus drei Linienschiffen, dreiundzwanzig Fregatten und vierundzwanzig kleineren Fahrzeugen, hatte aber die Batterien des Strandes und der Insel Sphagia zur Unterstützung. Die Uebermacht der drei Flotten über die zwei war eine unverhältnißmäßige, denn ganz abgesehen von der bessern Uebung der Mannschaften, hatten sie größere Schiffe und Geschütze von stärkerem Kaliber. Ueberdies hatten die Türken und Aegypter sich so ungeschickt aufgestellt, daß die Schiffe der ersten Schlachtreihe sich gegenseitig hinderten, die der zweiten, von den vorliegenden Fahrzeugen gedeckt, nicht feuern konnten. Die Batterien am Eingange der Bucht ließen die fränkischen Schiffe durch, ohne sie zu beschießen. Als Codrington, der mit dem englischen Admiralschiffe voransegelte, den feindlichen Schiffen gegenüber war, feuerte eine ägyptische Fregatte einen Schuß ab, und sofort begann der Kampf. Die Tapferkeit, mit welcher die Moslemin fochten, verzögerte die Vernichtung

ihrer Flotten nur um eine kurze Spanne Zeit. Zuerst wurden ihre beiden Admiralschiffe kampfunfähig gemacht, dann traf der Angriff die schwächeren Linienschiffe und Fregatten, und bald hörte man auf der ganzen Schlachtlinie das Krachen auffliegender Fahrzeuge. Die Schiffe, die nicht sanken, wurden von der Mannschaft auf den Strand getrieben und dort angezündet. Nach vier Stunden schwammen noch eine Fregatte und vierzehn Brigs der Moslemin, von den Siegern aus Mitleid verschont, auf dem Wasser. Alle übrigen Schiffe, drei Linienschiffe, zweiundzwanzig Fregatten, dreiundzwanzig Brigs waren vernichtet, über dreitausend Türken und Aegypter getödtet. Schiffe hatten die Verbündeten gar nicht verloren, wohl aber 636 Todte und Schwerverwundete. Beschädigt waren viele Fahrzeuge der Sieger, vorzüglich englische und französische; die Russen hatten sich vorsichtig im Hintergrunde gehalten.

Das „bedauerliche Ereigniß“, wie die Schlacht von Navarino im englischen Parlament bald nachher genannt wurde, war der höchste Triumph der russischen Politik, welche es verstanden hatte, die beiden andern Mächte widerwillig ihren Interessen dienstbar zu machen. Daß Codrington an der Schlacht überhaupt Theil nahm, war dem Willen des englischen Ministeriums zuwider und die Folge einer geheimen Weisung eines Prinzen, der ein besserer Seemann als Politiker war. Der Herzog von Clarence, der spätere Wilhelm IV., hatte an den Rand der Depesche, die dem englischen Admiral ein vorsichtiges und zögerndes Handeln zur Pflicht machte, mit Bleistift geschrieben: „Geh' drauf, Eduard!“ Diesen Worten, nicht den Weisungen der Minister, hatte Codrington gehorcht und dadurch den russischen Plänen auf das Beste in die Hand gearbeitet. Er hatte mit andern Worten am Vorabend eines russisch-türkischen Kriegs die Russen durch Vernichtung der türkischen Flotte zu den Herren des schwarzen Meers gemacht.

Einen solchen Jubel die Schlacht von Navarino in Europa erregte, wo die öffentliche Meinung noch immer alles was die Griechen begünstigte, mit der entschiedensten Parteinahme auffaßte, eine solche Wuth rief sie in der Türkei hervor. Obgleich Sultan Mahmud dieses Gefühl aufs stärkste theilte, hielt er sein Volk doch von dem allgemeinen Niedermetzeln der Christen zurück, das ohne sein Verbot unvermeidlich gewesen wäre. In der ersten Regung seines Unwillens hatte er Maßregeln angeordnet, welche unmittelbar zum Krieg führen mußten, auf die Vorstellungen des österreichischen Gesandten nahm er diese Schritte zurück und erklärte seine Bereitschaft zu neuen Unterhandlungen, bei

denen jedoch von einer Unabhängigkeit Griechenlands keine Rede sein dürfe. Die Gesandten bestanden auf der türkischen Annahme des Waffenstillstandes und der Bedingungen des Vertrags vom 6. Juli. Als dies verweigert wurde, verließen sie Konstantinopel (8. und 10. December 1827).

Die Hand der russischen Diplomatie ließ sich in allem, was seit dem Vertrage vom 4. April geschehen war, zu deutlich erkennen, als daß Sultan Mahmud darüber hätte in Zweifel sein können, wer sein eigentlicher Feind sei. Nicht gegen England und Frankreich, sondern gegen Rußland rief er die Rechtgläubigen zu den Waffen. Ein Aufruf, der als türkisches Kriegsmanifest gelten kann, rief dem Volk ins Gedächtniß, daß Rußland seit sechszig Jahren unabläßig bestrebt sei, seine strafbaren Entwürfe gegen das türkische Volk und das osmanische Reich durchzuführen, immer die geringfügigsten Vorwände benutzt habe, um den Sultan zu bekriegen, und endlich ein leichtes Mittel, nämlich die Aufwiegelung der Griechen, zur Ausführung seines alten Plans gefunden zu haben glaube. Seitdem habe Rußland Forderungen erhoben, welche dahin zielten, alle Länder von Europa und Asien, wo die Griechen mit den Muselmännern vermischt lebten, in die Hände der Ungläubigen zu spielen und die Osmanen an die Stelle der Tributpflichtigen zu setzen, ja selbst den Islam schnell zu vertilgen. Gestatte nun das heilige Buch und das Gesetz, daß die Moslemin aus Furcht vor dem Kriege ihren Glauben mit Füßen treten ließen, ihr Land, ihre Weiber, ihre Kinder, ihr Eigenthum, ihr Vermögen den Händen der Ungläubigen überlieferten? „Nein! Wir wollen uns Gott empfehlen, uns unter den Schutz des heiligen Propheten stellen und allesammt zur Vertheidigung des Reichs und des Glaubens eine geschlossene Masse bilden. Dieser Krieg ist nicht wie die vorigen ein Krieg um Provinzen und Grenzen; der Zweck der Ungläubigen geht dahin, den Islam zu vernichten und den mohamedanischen Glauben mit Füßen zu treten. Deßhalb muß auch dieser Krieg als ein Glaubens- und Volkskrieg betrachtet werden. Alle Gläubigen wissen, daß der Kampf eine Pflicht für uns ist. Sie mögen sich daher hüten, an einen monatlichen Sold oder an irgend eine Zahlung zu denken". Das russische Kriegsmanifest ließ bis zum 26. April 1828 auf sich warten. Es motivirte den Krieg mit den Beleidigungen, welche durch den Vertrag von Akjerman beseitigt worden waren, erklärte, daß Rußland den Verpflichtungen, die ihm der Vertrag vom 6. Juli auferlegt habe, treu bleiben wolle, und betheuerte, daß der Kaiser keine ehr-

geizigen Eroberungsabsichten hege, „denn genug Länder und Völker erkennten bereits seine Gesetze an, und genug Sorgen seien schon mit der weiten Ausdehnung seines Gebiets verbunden“.

Rußland war nicht so kriegsbereit, als seine Eile, sich in einen Kampf zu stürzen, erwarten ließ. In den letzten Regierungsjahren Alexanders war eine Vernachlässigung der Geschäfte bemerklich geworden, unter der besonders das Heer zu leiden gehabt hatte, und Kaiser Nicolaus hatte das Versäumte um so weniger nachholen können, als seine erste Sorge sich dahin hatte richten müssen, den Zusammenhang der Verschworenen der Armee durch zahlreiche Versetzungen der Offiziere und durch Umbildungen der meisten Truppenkörper zu zerstören. Die neugebildeten Truppen standen dem Kriegsschauplatze zum Theil fern, eine namhafte Macht mußte Polen, dessen Stimmung eine schlechte war, besetzt halten und eine andere für den Fall, daß Oesterreich seine Mißbilligung der russischen Politik durch die That äußere, in Reserve bleiben, so daß die Zahl der für den Augenblick an der Donau verwendbaren Truppen nicht über 70,000 betragen haben wird. Dieser Nachtheil der unvollständigen Rüstung konnte aber nicht berücksichtigt werden, da man den kostbaren Moment, in dem die Türkei durch Navarino und das Janitscharen-Gemetzel ihrer besten Streitkräfte beraubt war, nicht versäumen durfte. Alles kam darauf an, den Krieg zu beginnen, ehe der Sultan seine beabsichtigte Reform des Heeres vollendet habe.

Die europäische Türkei wird durch zwei Linien vertheidigt, welche gleich vorgelegten Schlagbäumen das Land im Norden gegen Rußland schützen und die erst überwunden werden müssen, ehe der Weg nach Konstantinopel offen steht. Diese Linien werden von einem Strom und von einem Gebirgszuge gebildet, von der Donau und von dem Balkan (Hämus). Nachdem die Donau sich durch das eiserne Thor, eine südliche Abzweigung der Karpathen, Bahn gebrochen hat, wälzt sie sich seebreit, häufig durch Inseln in eine Anzahl von Armen zerspalten, durch eine einförmige Oede. Ihre Breite ist so beträchtlich, daß man von einem Ufer zum andern die einsamen Wohnorte gegenüber nur undeutlich unterscheiden kann, die Ufer sind gewöhnlich sumpfig, mit manneshohem Seegras bestanden, und erschweren die Annäherung. Ein Feind, der von Norden kommt, hat mit dem Nachtheil zu kämpfen, daß das rechte (türkische) Donauufer das linke beträchtlich überragt. Die Gebiete des linken Ufers, Moldau und Walachei, sind nicht besonders fruchtbar, und ihre Be-

völkerung ist eine dünngesäete. Diese Provinzen vermögen zahlreiche Armeen nicht auf die Länge zu ernähren, so daß ein russisches Angriffsheer seine Vorräthe sich aus dem eigenen Lande nachführen lassen muß. Regengüsse versetzen den Boden und die Wege leicht in aufgelösten Zustand, schwellen die zahlreichen, steil abfallenden Flüsse schnell an und hemmen so oft sehr plötzlich Märsche und Operationen. Da die Flüsse oft ihren Lauf verändern, entstehen todte Arme, in denen stockende Gewässer zurückbleiben. Das Wasser ist ungesund, auf heiße Tage folgen kalte Nächte, die vielen Sümpfe und stehenden Gewässer hauchen schädliche Dünste aus, und dieses alles erzeugt ein Heer von Krankheiten. Indem die Donau ihren von Westen nach Osten gerichteten Lauf plötzlich verändert und auf zwanzig Meilen Länge nördlich strömt, erreicht sie ein sumpfiges Inseldreieck, durch dessen morastigen Boden sie sich in östlicher Richtung hindurchwindet, um sich in fünf bis sieben Mündungen mit dem schwarzen Meer zu vereinigen. Ein nördlich vorspringendes Vorland, die türkische Dobrudscha, liegt zwischen dem Meere und dem knieförmigen Endlaufe der Donau. Der nördliche Theil der Dobrudscha ist waldig und gebirgig, der mittlere Theil niedriger und von größeren Seen und Gewässern durchschnitten, der südliche Theil wieder bergiger. In manchen Gegenden herrschen Fieber und andere Krankheiten in dem Grade, daß die Pforte dort nie Besatzungen unterhalten hat, weil es vorgekommen ist, daß ganze Truppentheile nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen fieberkrank geworden sind. Das Vorrücken eines Heeres über die Donau in die Dobrudscha kann eigentlich nur im Frühjahr bewerkstelligt werden, wenn die Ströme in ihr Bett zurückgetreten sind und der üppige Graswuchs hinreichenden Unterhalt für die Pferde gewährt. Auch dann muß man schleunig vorgehen, um sich im Rücken die geringfügigen Existenzmittel zu sichern, die durch starke Armeen bei längerem Verweilen bald aufgezehrt werden würden.

Die natürlichen Hindernisse, welche die Donau einem Angriff entgegenstellt, werden durch zahlreiche Festungen, die fast alle auf dem rechten Ufer liegen, vermehrt. Die wichtigsten Plätze der den ganzen Donaulauf säumenden Reihe sind Orsowa, Widdin, Nicopolis, Rustschuk, Giurgewo, Silistria und Braila (Brailow, Ibrail). Die drei ersten kommen bei einem russisch-türkischen Kriege wenig in Betracht, da sie mehr den Weg nach Albanien decken und für die Hauptpässe des Balkan zu seitwärts gelegen sind. Doch darf ein Angriff sie nicht unbeachtet liegen lassen, da ein Hervorbrechen tür-

kischer Streitkräfte in die Walachei die Rückzugslinie der Russen bedrohen würde. Zur Vertheidigung der Balkanpässe eignet sich unter den Donaufestungen vorzugsweise Silistria, während der untere Stromlauf von Braila und den unbedeutenderen Festen Matschin, Isaktscha und Tultscha gedeckt wird. 1828 waren alle diese Festungen reichlich mit Geschütz versehen, aber größtentheils in einem sehr vernachlässigten Zustande. Die Wälle von Silistria zum Beispiel hatten viele Risse oder lückenartige Aushöhlungen, und man konnte an mehreren Stellen nicht blos zu Pferde, sondern auch mit einem Wagen durch den verfallenen Graben in die Festung gelangen, ohne ein Thor zu berühren.

Auf der Südseite der Donau, in Bulgarien, ist die Bodenbildung eine andere, jedoch der Kriegführung nicht günstigere. Die Bevölkerung ist noch schwächer als auf dem nördlichen Ufer, die Ernährung eines Heers mithin noch schwieriger, die Luft gesund, aber der ansteigende Boden der Vertheidigung ebenso förderlich, als für den Angriff hemmend. Die durchschnittliche Breite von Bulgarien beträgt nicht mehr als zwanzig Meilen, und das Land wird von dem Balkan durchzogen, der mehrere Zweige, welche jedoch sämmtlich nur eine mäßige Höhe erreichen, bis an die Ufer der Donau vorschiebt. Der Theil des Balkans, der die eigentliche Scheidewand der europäischen Türkei von dem übrigen Festlande und Rumeliens von Bulgarien bildet, läuft von Sophia und vom Trajansthor bis zum schwarzen Meer, in das er sich mit dem Vorgebirge Emineh fast senkrecht stürzt. Mehr den Vogesen als den Alpen ähnlich, wird er doch sowohl durch die großen, fast undurchdringlichen Wälder auf seinen Gipfeln, als durch die vielen tief eingeschnittenen Gründe an seinen Abhängen an vielen Stellen ganz ungangbar. Nach Norden zu fällt das Gebirge steil ab, gegen Süden verliert es sich mit sanfteren Abhängen in die Ebenen Rumeliens. Da die vielen Zweige der Bergkette sich nach allen Richtungen ausbreiten, so stehen die Flußthäler nicht immer vertikal zum Gebirgskamm, sondern laufen oft schräg, bisweilen sogar parallel ab. Diese Thäler und Gründe werden auf der Nordseite von stufenweise emporsteigenden gewaltigen Felsenmassen überragt und sind oft mit tiefem Schnee bedeckt. Nicht mehr als fünf Pässe führen über den Kamm des Gebirgs, und diese können nur als gewöhnliche Saumstraßen betrachtet werden. Die Festungen, welche den Balkan vertheidigen, sind Schumla, Varna und das zwischen beiden liegende unwichtigere Paravadi. Schumla liegt in einer



Louis Philippe

hufeisenförmigen Vertiefung, welche zwei zurücktretende Berge leer lassen und ist durch eine Anzahl durchschnittener Thäler und steiler Abhänge gegen ein Bombardement gesichert. Selbst eine Einschließung ist in Folge der Oertlichkeit sehr schwer durchzuführen. Oestlich auf einer Hochebene ist ein verschanztes Lager errichtet. Die strategische Wichtigkeit Schumla's besteht darin, daß hier die Hauptstraßen von der untern Donau und vom schwarzen Meer vorüberführen und zugleich ein Balkanpaß mündet, der die Verbindung mit Karnabad herstellt. Varna empfängt seine Deckung durch das Meer und durch zwei Seen, welche der Limanfluß bildet. Der einzige Hafen dieser Küste, der sich zur Aufnahme größerer Handelsschiffe eignet, ist Varna, dessen Entfernung von Konstantinopel nicht viel über vierzig Meilen beträgt, der beste Vertheidigungspunkt der türkischen Hauptstadt gegen Norden.

Am 7. Mai 1828 überschritt das russische Heer, wohl nicht mehr als 65,000 Mann stark, an drei Punkten den Pruth. Fürst Wittgenstein führte den Oberbefehl, die drei Armeekorps hatten den Prinzen Eugen von Würtemberg, den General Roth und den General Rudgewitsch zu Befehlshabern. Die Türken räumten die Moldau und Walachei ohne Kampf, um ihre Kräfte für die Vertheidigung der Donaulinie aufzusparen. Die dortigen Festungen und die Deckpunkte des Balkans wurden von ihnen so stark besetzt, daß sie keine Truppen übrig behielten, mit denen sie im freien Felde hätten erscheinen können. Es war ein Festungskrieg, den die ausgezeichnete Befähigung der Türken, sich hinter Schanzen und Mauern zu schlagen, für die Russen zu einem sehr blutigen machte. Die untere Donau war von Wittgenstein zum Uebergange erkoren worden, und dorthin richtete er die Masse seiner Streitkräfte, um zunächst Braila einzunehmen. Aber die Festung, deren Vertheidigungsfähigkeit die Russen unterschätzt hatten, trotzte lange allen Angriffen der europäischen Belagerungskunst. Ihre eigenthümliche Bauart hinderte das Legen von Mauerlücken, der Sumpfboden das Anbringen von Minen, und die wiederholten Stürme scheiterten an der Tapferkeit der Besatzung. Die Belagerung hinderte aber die Türken, ihre Aufmerksamkeit auf die Donaustrecke unterhalb zu richten, wo inzwischen der Uebergang vorbereitet wurde. Zu diesem hatte man Satunoff (Satunova) gewählt, einen Punkt, welcher der kleinen Festung Isaktscha schräg gegenüber liegt. Die Schwierigkeiten waren ungeheuer, denn um zu dem eigentlichen Fahrwasser zu gelangen, mußte man durch die sumpfige Niederung einen Damm von ziemlich drei

Viertelmeilen Länge anlegen und eine Menge Brücken über die verschiedenen Gewässer und Nebenarme der Donau bauen. Bei dieser Riesenarbeit beschäftigten sich eine Brigade Pioniere, 2000 Soldaten und 1000 Bauern, und die Vereinigung dieser Kräfte brachte die Brücke in wenigen Tagen zu Stande, worauf der Uebergang Angesichts der feindlichen Verschanzungen, welche sich auf der jenseitigen sumpfigen Niederung erhoben, ausgeführt wurde. Eine große Unterstützung fanden die Russen dabei durch die Zaporoger Kosaken, welche das rechte Donauufer unweit der Mündung unter türkischer Herrschaft bewohnen und ungefähr tausend Bewaffnete stellen können. Dieselben Kosaken halfen mit ihren Kähnen der Flotille von Ismail, die Donau zu beherrschen und nicht blos die kleinen türkischen Festen, sondern selbst Braila von aller Verbindung abzuschneiden. Die türkische Donauflotille bot den Kampf an und wurde vernichtet, was die Uebergabe von Isaktscha und demnächst von Braila entschied. Der Fall von Braila, dessen Besatzung freien Abzug ohne alle beschränkende Bedingungen erhielt und in der nächsten Zeit zu der Vertheidigung von Silistria mitwirkte, zog dann die Uebergabe von Matschin, Hirsowa und Tultscha nach sich.

Die Russen hatten ihre Verbindungen mit Bessarabien gesichert und konnten in das feindliche Land tiefer eindringen. Durch die Dobrudscha vorgehend, erreichten sie den Trajanswall, der die Nordbiegung der Donau mit einer weit in das Land eindringenden Bucht des schwarzen Meers verbindet und in der Richtung der Städte Rassowa und Kustendsche liegt. An diesen Linien, die nur noch eine militairische Antiquität sind, bei Karassu, musterte der Kaiser, der den Großthaten seines Heers persönlich beiwohnen wollte, zu Anfang Juli 64 Bataillone, 48 Schwadronen und 6 Kosakenregimenter mit 250 Stück Geschütz. Nachdem ein imposantes Schauspiel die Augen des Herrschers ergötzt hatte, trennte sich das Heer, um in einzelnen Abtheilungen Varna, Silistria und Schumla anzugreifen. Bei der gegen Varna bestimmten Abtheilung befand sich der Kaiser. Dieser Umstand allein beweist, daß man hier auf einen eben so glänzenden als leichten Erfolg rechnete. Durch die Mitwirkung der Flotte, die man als zulässig voraussetzte, würde die Uebergabe des Platzes sich haben bald erzwingen lassen, aber die Erfahrung lehrte, daß die tiefgehenden Kriegsschiffe nicht so nahe herankönnten, um eine wirksame Beschießung vorzunehmen. Die Festung allein einzunehmen war das Landheer zu schwach, und es mußte das Heran-

kommen von Verstärkungen abgewartet werden, das sich bis in den September verzögerte. Auch jetzt war der Fall des Platzes noch mehr als problematisch, denn nicht nur setzten die Türken ihre Gegenwehr, nachdem Bresche geschossen und mehrmals gestürmt worden war, mit ungeschwächter Tapferkeit fort, sondern es nahte auch ein Entsatz. Omer Vrione, der vom Kamtschyk mit 30,000 Mann vorrückte, schlug die Russen in einem blutigen Waldgefecht bei Kortepe und hätte ihre im Süden des Dewno-Sees aufgestellte Abtheilung ganz vernichten können. Statt aber vorzugehen, blieb er unthätig und brachte Varna nicht die entscheidende Hülfe, die zu gewähren in seiner Macht stand. Es läßt sich nicht annehmen, daß auch ihn das russische Gold zugänglich gefunden habe. Die Thore Varna's öffnete der goldene Schlüssel. Jussuf Pascha war schon in der ersten Zeit der Belagerung so verdächtig geworden, daß der Sultan seine Absetzung wie die Einziehung seiner Güter beschlossen hatte, und endete damit, die ihm anvertraute Festung ohne Bedingung zu übergeben. Um der Strafe zu entgehen, flüchtete er in das russische Lager; der Kapudan Pascha, der sich in die Citadelle geworfen hatte, erhielt mit seinen Truppen freien Abzug.

Außer Varna nahmen die Russen auch Paravadi und hätten nun den Balkan überschreiten können, wenn sie nicht durch die Besorgniß, von Schumla und Silistria im Rücken gefaßt zu werden, abgehalten worden wären. Diese beiden Festungen trotzten allen ihren Anstrengungen. Vor Schumla befand sich der Oberfeldherr Wittgenstein in Person mit etwa 45,000 Mann, denen 40,000 Türken unter Hussein Pascha gegenüberstanden. Die Russen vertheilten sich aber auf eine dünne Cernirungslinie, die von den dicht gedrängten Türken leicht zu durchbrechen gewesen wäre, wenn die Türken einen Feldherrn von Energie und Thätigkeit gehabt hätten. Beide Eigenschaften fehlten Hussein Pascha, und alles, was er that, bestand darin, vereinzelte russische Abtheilungen anzugreifen und zu schlagen. Vor Silistria fehlte das Belagerungsgeschütz, und als dasselbe anlangte, war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, als daß sich gegen eine mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigte Festung etwas Entscheidendes hätte ausrichten lassen.

Am 15. October zogen sich die Russen von Schumla, am 10. November von Silistria zurück. Vor dem letzten Orte blieb ein Theil des Belagerungsgeschützes zurück, so eilig hatte man es mit dem Abmarsche. Es war der Mangel, der verbunden mit Krankheiten den Rückzug in die Donaufürsten-

thümer hervorrief. Die türkischen Reiter und leichten Truppen gaben das Geleit. In dem erbärmlichsten Zustande, von Hunger, Nässe und schlechten Wegen fast zu Grunde gerichtet, gelangten die Russen an die Donau, die nun für sie ein Bollwerk geworden war. Die Fürstenthümer waren noch ganz in ihrem Besitz, denn ihr äußerster rechter Flügel hatte die Türken aus der kleinen Walachei getrieben und sie durch die Besetzung von Kalafat auf das rechte Donauufer beschränkt. Indessen nahm die Noth jenseits der Donau keineswegs ein Ende. Dort herrschte fast dieselbe Hungersnoth wie in Bulgarien, und zu den Krankheiten, welche die Truppen aus den Laufgräben mitbrachten, gesellte sich in den Winterquartieren noch die Pest.

Die russischen Vorhersagungen, daß die Donau, der Balkan im Fluge überschritten werden und das siegreiche Heer, unaufhaltsam durch Rumelien vordringend, das Kreuz auf der Aja Sofia aufpflanzen werde, waren zu Schanden geworden. Dieses Zurückbleiben hinter dem Erfolge, der so zuversichtlich prophezeiet worden war, ließ den Feldzug von 1828 als eine russische Niederlage erscheinen, was er doch nicht war. Die erste Vertheidigungslinie der Türkei war durchbrochen, zu der zweiten durch die Einnahme von Paravadi der Weg gebahnt worden. Allerdings hatte die Lösung der ersten Hälfte der Aufgabe schwere Opfer gekostet. Die Pferde waren zu hundert an einem Tage gefallen, und eine russische Reiterei gab es kaum mehr. Wie viele Menschen geblieben waren, darauf ließ der Umstand schließen, daß die Garden öfters zu blutigen Angriffen oder zu gewöhnlichen Diensten, welche sonst die Linie verrichtete, verwendet worden waren.

In Asien war der Feldzug später eröffnet worden, als in Europa. Paskewitsch Eriwanski, der hier an die Spitze gestellt worden war, konnte den Krieg nicht eher beginnen, bis die rauhe Jahreszeit und der lang andauernde Winter erst Sicherheit für die Schifffahrt an den Küsten des kaspischen und schwarzen Meers gewährte, was nicht vor der Mitte des Aprils der Fall ist, und bis die Gebirgslandschaften Hocharmeniens durch Abnahme der Schneemassen gangbar wurden, was in der Regel erst viel später geschieht. Am 26. Juni 1828 eröffnete er mit dem Durchmarsch durch den Arpa-tschai den Feldzug auf türkischem Gebiet. Die Türken hatten an der Grenze alles Land bis Kars von Menschen entblößt und wollten einen Volkskrieg führen. Die zweischneidige Waffe kehrte sich gegen sie selbst, denn sowohl die Armenier, als die zahlreichen alten Janitscharen dieser Gebiete nahmen für die Russen

Partei. Kars, das Paskewitsch zum Zielpunkt seines ersten Angriffs genommen hatte, um die feindliche Operationslinie in der Mitte zu durchschneiden, ist eine der festesten Städte der asiatischen Türkei. Nach dem russischen Bericht sollen in der Stadt, die von drei Citadellen und einer doppelten Mauerumfassung an der einzigen Seite von Südwest, wo ein Angriff möglich ist, vertheidigt wird, 11,000 Türken mit 151 Geschützen gewesen sein, während Paskewitsch nicht mehr als 12,000 Mann mit 70 Geschützen herangeführt hätte. Sind diese russischen Angaben richtig, so muß man es geradezu wunderbar nennen, daß der Besieger von Eriwan mit der Erstürmung in fünf Tagen fertig wurde (1—5. Juni). Mehr zu schaffen machte den Russen das nordwärts in ihrem Rücken am obern Kurstrome gelegene Akhalzik, dessen Erstürmung nach längerer Belagerung am 27. August ermöglicht wurde. Erfolge drängten sich auf Erfolge. Als Paskewitsch zu Anfang des Novembers durch die rauhe Witterung genöthigt wurde, die Winterquartiere zu beziehen, konnte er dem Kaiser melden, daß ein Feldzug von vier Monaten ihn zum Herrn der drei Paschaliks Kars, Akhalzik und Bayazed gemacht und ihm sechs Festungen, drei Citadellen mit 313 Geschützen und 8000 Gefangenen in die Hand gegeben habe. Diese Eroberungen waren mit 3200 Menschen und mit fünf Millionen Rubel bezahlt worden.

Die Rüstungen der Türken für das nächste Jahr wurden in Asien wahrhaft großartig betrieben. Sie stellten drei Heere auf, zusammen 200,000 Mann mit 136 Geschützen stark, freilich fast lauter Milizen. Paskewitsch verfügte jetzt über 33,000 Fußsoldaten, 3500 Reiter, 67 Feldgeschütze und hatte zu seinen übrigen einheimischen Verbündeten noch einen großen Theil der räuberischen Kurdenstämme gewonnen. Dieses Mal eröffneten die Türken den Krieg, mitten im Winter, durch Angriffe auf Akhalzik, dessen Verlust sie nicht verschmerzen konnten. Die Festung wurde genommen und wieder genommen, endlich blieb sie den Russen. Wie die Kämpfe um Akhalzik aufhörten, beschloß Paskewitsch das Vorgehen gegen Erzerum. In den Hochgebirgen und auf dem Tafellande lag noch die Schneedecke des Winters, als er am 14. Juni 1829 das Zeichen zum Vorrücken gab. Von Kars nach Erzerum führen zwei Wege, ein nördlicher und ein südlicher. Da der letzte der kürzere und bekanntere ist, hatte der Seraskier Hadschi Salech angenommen, daß die Gegner diesen Paß wählen würden, und sich auf ihm in einem Lager furchtbar verschanzt. Russische Scheinangriffe erhielten ihn so

lange in diesem Glauben, bis Paskewitsch, der mit seinem ganzen Geschütz ungehindert den nördlichen Weg zurückgelegt hatte, plötzlich im Rücken der Türken seine Streitkräfte entwickelte. Im höchsten Grade verwirrt, verlor der Seraskier sein Lager, seine Geschütze und Vorräthe, seine Truppen. Eine zweite türkische Abtheilung, die sich angefallen sah, ehe sie von dem Untergange des Hauptheers Kunde bekommen, hatte dasselbe Schicksal. Der Seraskier war außer Stande, seine Truppen zu sammeln oder neue zu werben. Alles floh in die Heimath, ohne sich durch Sold oder Kriegszucht zurückhalten zu lassen. Die noch nicht geschlagenen Truppen sollten Erzerum schützen, aber ein neuer Unfall, die Erstürmung von Hassan Kaleh, steigerte den Schrecken in einem solchen Grade, daß die Hauptstadt Anatoliens kaum das Erscheinen der Russen abwartete, um ihre Unterwerfung zu erklären.

Erzerum liegt im Brennpunkte mehrerer Handelsstraßen, die es beherrscht und die von hier im Osten nach Persien, im Norden nach Kars und weiterhin nach Grusien, im Westen nach Tokat und Angora, im Nordwesten nach dem Meer, im Süden und Südosten nach Kurdistan und Mesopotamien führen. Der Verlust einer solchen Stadt lähmte die asiatische Türkei und hemmte die Verbindung zwischen dem südlichen Theil des Reichs und Konstantinopel. Von entscheidendem Einfluß auf den Ausgang konnten Paskewitsch's Siege indessen nicht sein, der Friede mußte an der Donau, noch besser im Angesicht Konstantinopels, dictirt werden. Dieses Bewußtsein trieb Rußland zu großen Anstrengungen, wie es türkischer Seits Kraftäußerungen, wie sie von der Lage des Landes erwartet werden konnten, hervorrief. Auf beiden Seiten ernannte man neue Feldherrn, der Kaiser den General Diebitsch, der Sultan Reschid Pascha, und schickte so viele Verstärkungen als nur möglich an die Donau. Den Russen bot sich in Serbien ein schätzbarer Bundesgenosse an. Aber Fürst Milosch forderte für seine Mitwirkung Bosnien mit der Herzegowina, und ein serbisches Reich von der Donau bis zum adriatischen Meer war nicht nach russischem Geschmack. Der serbische Fürst erhielt daher die strenge Weisung, sich wie im vorigen Jahr darauf zu beschränken, dem türkischen Heer in Bosnien den Durchgang durch Serbien zu verbieten, wodurch er den Russen die rechte Flanke deckte. Das beruhigende Opiat, durch das sein Schwert in der Scheide gehalten wurde, war das Versprechen der erblichen Fürstenwürde.

Diebitsch nahm den Anschein an, als wolle er einen unmittelbaren An-

griff auf Konstantinopel machen. Da er Varna und seit dem Februar 1829 auch die der Hauptstadt noch nähere Hafenstadt Sisepolis besaß, da die russische Mittelmeerflotte unter Heyden, die des schwarzen Meers unter Greigh auf beiden Meeren die Herrschaft hatten und oft drohende Bewegungen ausführten, glaubte der Sultan seine Residenz ernstlich bedroht und schickte nach der Donau keine Truppen mehr. Die Objecte der russischen Kriegführung blieben übrigens die alten: Silistria, Schumla und der Balkan. Die Belagerung von Silistria machte den Anfang der Unternehmungen, da die Russen sich vor allen Dingen den Rücken frei machen wollten. Reschid Pascha nahm sich Varna zum Zielpunkte, das er wieder nehmen zu können glaubte, ehe die dortigen Russen von Diebitsch entsetzt würden. An demselben Tage, an dem die russischen Geschütze gegen Silistria zu feuern anfingen (17. Mai), lieferte er bei Erki Arnautlar eine Schlacht, schwächte darin die Gegner, obgleich er sie nicht zum Weichen zu bringen vermochte, holte sich aus Schumla Mannschaften und erneuerte sein Vordringen in der Richtung auf Varna. So hartnäckig mühte er sich um den ersten Punkt seiner Straße, Paravady, ab, daß Diebitsch ihm unbemerkt den Rückweg nach Schumla abschneiden konnte. Die ersten russischen Kolonnen, die sich zeigten, warnten Reschid Pascha noch nicht. In der Meinung, es nur mit einer kleinen Abtheilung zu thun zu haben, verwickelte er seine Truppen mit solcher Heißblütigkeit, daß er, als er seinen Irrthum endlich erkannte, das Gefecht nicht mehr abbrechen konnte. Diese Schlacht von Kulewtscha brachte endlich den glänzenden Sieg, auf den die Russen vom ersten Beginne des Kriegs gerechnet hatten. Das türkische Heer wurde mit dem Verlust seines sämmtlichen Gepäcks und Geschützes gänzlich zersprengt, und dieses Schicksal traf nicht nur unregelmäßige Truppen, sondern auch neu gebildete Regimenter. Zwar erreichten die meisten Versprengten, wie Reschid Pascha selbst, Schumla, aber das freie Feld konnten diese entmuthigten Truppen nicht mehr halten. Fiel Silistria, so hielt Diebitsch nichts mehr ab, mit Zurücklassung eines kleinen Beobachtungsheers vor Schumla den Balkan zu überschreiten.

Am 29. Juni ergab sich Silistria, am 17. Juli begannen die Russen das Gebirge zu erklimmen. Der Weg, auf dem sie zogen, war derselbe, welchen im Alterthum Darius und Alexander der Große betreten hatten. Bei diesem Uebergange waren ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Die Gegend mußte ausgekundschaftet werden, ehe die Truppen und die Ge-

schütze sie durchmessen konnten. Man hatte die Thäler des Kamtschyk, des Nadir und der Aidos und in diesen die Päße von Nadir Derbend und Dabral zu überschreiten. Feinde stellten sich in diesen Engpässen nicht entgegen, oder ließen sich durch ein paar Flintenschüsse verscheuchen. Am 22. Juli ließen die Russen ihre Wachtfeuer auf den höchsten Gipfeln des Gebirges auflodern, am 26. blitzten ihre Bajonnete vor Karnabad auf dem jenseitigen Abhange.

Der Türken bemächtigte sich eine blinde Furcht. Daß ein Gebirge, welches sie für unüberwindlich hielten, von einem feindlichen Heere durchbrochen worden war, galt ihnen für ein Zeichen der Erfüllung jener alten Weissagung, welche verkündet, daß die Kinder Osman's dereinst vor einem christlichen Eroberer nach Asien zurückflüchten werden. Auf allen nach Konstantinopel führenden Wegen sah man jammernde Bewohner dem Bosporus zueilen, die regelmäßigen Truppen zerstreuten sich größtentheils, die Milizen erklärten unumwunden, daß sie nicht mehr fechten würden. Einige Abtheilungen des türkischen Heeres stellten sich allerdings noch zum Kampfe, ließen sich aber in ihrer Entmuthigung schlagen. Diese allgemeine Stimmung berechtigte Diebitsch, mit einem Heere, das am südlichen Fuße des Balkans nur aus 20,000 Mann bestanden und im weitern Vorrücken in Folge der Nothwendigkeit, die rückwärts liegenden Punkte besetzt zu halten, starke Verminderungen erfahren hatte, auf Adrianopel vorzugehen. In dem Augenblicke, als er vor den Mauern dieser Stadt erschien, war Mustapha, Pascha von Scodra, mit 40,000 Mann frischer Truppen in Sophia eingerückt und hatte seine Vorposten bis Philippopel vorgeschoben. Adrianopel hatte mindestens 20,000 waffenfähige Einwohner und eine Besatzung von 12,000 Mann. Nur den Schein einer entschlossenen Vertheidigung brauchten die dortigen Befehlshaber anzunehmen, um die Russen zum Rückzug über den Balkan zu zwingen, denn die Lage derselben fern von ihren Hülfsquellen, mitten in einem feindlichen Lande, eine große Stadt vor sich, ein doppelt stärkeres Heer in der Seite, war eine verzweifelte. Zum Glück für Diebitsch hatte auch die Paschas in Adrianopel der blinde Schrecken angesteckt. Sie knüpften Unterhandlungen an und fügten sich den russischen Bedingungen, die Stadt mit allen Vorräthen zu übergeben und mit ihren entwaffneten Truppen abzuziehen. In Adrianopel gerieth Diebitsch nun erst in eine recht schlimme Lage, indem die Pest und andere Krankheiten sein Heer fast zur Hälfte kampfunfähig

machten. In dieser Lage konnte er sich nur dadurch retten, daß er eine verdoppelte Kühnheit entfaltete, die das beste Mittel war, den verzagenden Gegner ganz aus der Fassung zu bringen. Er besetzte Kirkilissa, von wo aus er dem Admiral Greigh, der Inada eingenommen hatte, die Hand reichen konnte, und schickte den General Roth nach Rodosto am Marmorameer, als ob ein vereinter Angriff des Landheers und der Mittelmeerflotte auf die Hauptstadt vorbereitet werde.

In Konstantinopel kannte Niemand die wahre Sachlage, weder der Sultan, noch die fremden Gesandten, deren friedliche Beziehungen zur Pforte inzwischen hergestellt worden waren. Man sah die russischen Heere und Flotten in einer Entfernung, die nicht mehr als siebenzehn und zwanzig Meilen betrug, einen Halbkreis um Konstantinopel bilden und maß nach dieser drohenden Erscheinung die Größe der Gefahr ab. Die europäische Diplomatie bestand auf Unterhandlungen mit einem Eifer, den die Täuschung, in der sie wie Alle befangen war, vollkommen rechtfertigte. Gelangten die Russen in die Hauptstadt, so stellten sie natürlich hohe Forderungen und gefährdeten das Dasein des türkischen Reichs, dessen Erhaltung alle andern Großmächte im Interesse des europäischen Gleichgewichts wünschten. Der Sultan folgte dem Rath, Unterhandlungen anzuknüpfen, weil er befürchten mußte, daß die Janitscharen-Partei, die ihre Fortdauer durch wiederholte Verschwörungen an den Tag legte, nur auf die Russen warte, um einen gefährlichen Aufstand hervorzurufen.

Russische und türkische Bevollmächtigte trafen sich in Adrianopel, wo die Verhandlungen am 1. September 1829 begannen. Am 14. desselben Monats war der nach dieser Stadt benannte Friede unterzeichnet. Scheinbar gewährte das siegreiche Rußland großmüthige Bedingungen, denn die Gebietsabtretungen, die in den Friedensschlüssen gewöhnlich eine so große Rolle spielen, umfaßten nicht mehr als 214 Geviertmeilen, 71 in Europa, 143 in Asien in der Provinz Akhalzik. Faßt man diese Abtretungen indessen näher ins Auge, so gewahrt man, daß die Türkei außerdem in Asien auf die ganze Ostküste des schwarzen Meeres verzichtete, wodurch sie das Besitzrecht der Russen auf den Küstensaum des Kaukasus anerkannte, und daß sie in Europa die Mündungen der Donau, den Bezirk von Dscharo Bålokansk, weggab. Daß Rußland auf den Donauinseln der Mündung keine Festungen errichten dürfe, war eine nichtssagende Bedingung, denn die Quarantaine-

Anstalten, zu deren Anlage es ermächtigt wurde, reichten zu Störungen der Handelsschifffahrt vollkommen aus und ließen sich jeden Augenblick in feste Plätze verwandeln. Ferner wurden die Moldau und Walachei der türkischen Botmäßigkeit so gut wie ganz entzogen. Der Friede bestimmte, daß die beiden Hospodare, künftig auf Lebenszeit gewählt, mit ihren Räthen die ganze innere Verwaltung unabhängig vom Divan führen sollten, daß kein Mohamedaner in einem der Fürstenthümer wohnen dürfe, daß die einzige Verpflichtung der Hospodare gegen die Pforte in der Entrichtung eines Tributs zu bestehen habe. Alle türkischen Festungen auf dem linken Donauufer sollten abgebrochen und nie wieder aufgebaut werden. In Beziehung auf Serbien wurde die Erneuerung der früheren Verträge ausgesprochen; daß Fürst Milosch zum Dank für seine Neutralität die erbliche Fürstenwürde zugesagt erhalten habe, vergaßen die russischen Diplomaten. Die Kriegskosten, welche die Pforte an Rußland zu zahlen hatte, wurden auf 10, die Entschädigungen russischer Kaufleute für erlittene Unbillen auf 1½ Millionen Ducaten festgestellt. Die Handelsvortheile, welche für die Zukunft zugesichert wurden, machten die Russen zu der begünstigtsten Nation des türkischen Reichs. Kein Gesetz, keine Verordnung dürfe sie in ihrem Verkehr stören, bestimmte der Vertrag.

Wie nach dem Friedensschlusse mit Persien zog Rußland eine große Anzahl nicht unirter Armenier auf sein asiatisches Gebiet hinüber. Die Zahl der Auswanderer, welche über den Arpa-tschai gingen, war sehr groß; allein aus den Paschaliks Erzerum, Kars und Bayased gingen 70,000 Armenier fort. Der Erzbischof von Erzerum, Garabed, nahm fast die ganze christliche Bevölkerung dieser Stadt mit sich. Tausende dieser Auswanderer erlagen bei ihrer Uebersiedlung nach Rußland dem Elend, und die Ueberlebenden geriethen in den armenischen Colonien des Allaghes in einen traurigen Zustand. Auf dem russischen Gebiete sollten die Armenier die geringen Unterschiede aufgeben, welche ihre Kirche von der russischen trennt. Sie weigerten sich, und ihr Patriarch Nerses, der den Russen in dem Kriege gegen Persien die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, und sogar persönlich die Waffen ergriffen hatte, ließ sich lieber nach Bessarabien verbannen, als daß er in eine Verschmelzung gewilligt hätte, die ihm und seinen Glaubensgenossen als eine Vernichtung der armenischen Nationalität erschien.

In dem Friedensvertrage von Adrianopel fügte sich der Sultan endlich dem Vertrage vom 6. Juli bezüglich Griechenlands. Auf diesen späten Ent-

schluß wirkten indessen auch die andern Mächte ein, namentlich die Landung von 14,000 Franzosen unter General Maison, welche in der Absicht kamen, die Aegypter, falls diese die Festungen nicht freiwillig räumten, mit Gewalt zu vertreiben. Ibrahim Pascha segelte nun nach Alexandrien ab, und Griechenland blieb seiner eigenen Entwicklung überlassen. Capodistrias faßte als Präsident unleugbar die Punkte ins Auge, auf die es vor Allem ankam: die Verwaltung, das Steuerwesen, den Ackerbau, die Verkehrsmittel, das Volksschulwesen. Indem er aber die Griechen an Ordnung zu gewöhnen suchte, gab er allen seinen dahinzielenden Maßregeln eine solche Wendung, daß die Absicht deutlich wurde, die Ruhe zu der eines absoluten Regiments zu machen. Die Nationalversammlung wurde aufgelöst, um so bald nicht erneuert zu werden, die Verwaltung unbedingten Anhängern des Präsidenten übertragen, der demokratische Geist der Gesetze getilgt, sogar die freie Gemeindeverfassung aufgehoben, die selbst von den Türken nie angetastet worden war. Capodistrias folgte bei diesen Neuerungen russischen Weisungen, wie er denn seine russischen Sympathien nie verschwieg. Sein Lieblingswort war: „Wir müssen unsere Blicke nach dem Norden richten; Rußland allein kann uns helfen, und an dieses müssen wir uns anschließen." Was ihm seine Politik erleichterte, war außer den Feldzügen von 1828 und 1829 die freigebige Unterstützung, welche von Petersburg kam. In dem einzigen Jahre 1828 erhielt der griechische Staat von der kaiserlichen Familie an Geldgeschenken nahe an eine Million Thaler.

Die Aussicht, Griechenland zu einem Vasallenstaat zu machen, hatte doch nicht die Wirkung, daß die russische Diplomatie für die Existenz eines lebenskräftigen und vermöge seiner Größe widerstandsfähigen Griechenlands thätig war. Auch die englische Regierung wünschte einen Staat gegründet zu sehen, der ihren ionischen Griechen nicht den Wunsch des Anschlusses erwecke, vielmehr dahin gebracht werden könne, den Winken des Statthalters von Korfu zu folgen. Die Regelung der griechischen Grenzfrage nahm noch längere Zeit in Anspruch, und als man endlich damit zu Stande kam, schloß man von dem jungen Staate Provinzen aus, die zum Theil den lebhaftesten Antheil an den Freiheitskriege genommen hatten, fast ganz von Christen bewohnt wurden und die strategisch wichtigsten Punkte einschlossen. Um die Griechen für die nachtheilige Feststellung ihrer Grenzen zu entschädigen, entfernte man die Bedingung, die man anfänglich gestellt hatte, daß sie der Pforte tribut-

pflichtig bleiben sollten. Daß man übereinkam, die Griechen zur Beseitigung ihrer republikanischen Verfassung anzuhalten, war den Verhältnissen angemessen, denn diese forderten vor allen Dingen eine starke Regierung, die dem Parteigeist und der Ränkesucht der Griechen Stillschweigen gebiete. Die Nationalversammlung von Argos, zu dem ausdrücklichen Zweck einberufen, die Verfassung einer Durchsicht zu unterwerfen, fügte sich ohne Widerstreben. Capodistrias hatte sie gebildet, und er erhielt auch die Durchsicht der Verfassung übertragen. Dem Namen nach besorgte der griechische Staatsrath dieses Geschäft, eine Behörde, von dem Präsidenten ernannt und von ihm abhängig.

Die Schutzmächte, worunter Rußland, England und Frankreich zu verstehen sind, waren darin einig, daß Griechenland einen Monarchen erhalten müsse, der seinen Unterthanen Freiheit der Religion und des Verkehrs, Ordnung und Wohlstand im Innern zu gewähren habe. Die Krone wurde dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg angetragen. Dieser Prinz, der später auf dem belgischen Throne die schönsten Regententugenden entfaltet hat, war zur Annahme bereit, obgleich er einige Bedingungen machte, namentlich bessere Grenzen forderte. Griechenland hatte die Hoffnung, endlich aus dem ungeordneten, unbefriedigenden Zustande herausgekommen, als der listige Capodistrias Alles hintertrieb. Er schrieb dem Erwählten einen Brief, in dem er den Zustand Griechenlands mit so düstern Farben schilderte, die Grenzbestimmungen als eine so sichere Quelle unendlichen Haders darstellte, daß der Prinz, ohnedies zur Annahme der griechischen Dornenkrone nicht freudig hingezogen, seine Zustimmung zurücknahm. Das griechische Provisorium dauerte also fort, und Capodistrias konnte seine russische Politik fortführen. Wie er bald darauf durch Meuchelmord fiel, wie Griechenland eine Regentschaft, dann einen König deutschen Stammes bekam, wie es fortfuhr, ein Tummelplatz englischer, französischer, russischer Intriguen zu sein, wie das Verhältniß der Regierung zum Volke wurde, dies alles bildet eine Vorgeschichte der Revolution vom 15. September 1843, die wir hier nicht geben können.

Achtes Kapitel.

Das Ministerium Polignac. Die Julitage. Die Rückwirkung der französischen Revolution auf Belgien, die Schweiz, Italien, Deutschland, Polen. Der polnisch-russische Krieg von 1830 und 1831. Ungarn. Das Slaventhum und seine Literatur.

Das französische Volk nahm die Ernennung des Ministeriums Polignac mit dem festen Entschlusse auf, seine verfassungsmäßigen Freiheiten sich nicht nehmen zu lassen. Man bildete Gesellschaften, deren Mitglieder die Verpflichtung eingingen, wenn die Rathgeber der Krone ohne Verfassung zu regieren versuchen sollten, die Steuern zu verweigern und alle daraus entstehenden Verluste gemeinschaftlich zu tragen. Der zahlreichste dieser Vereine, die Gesellschaft: „Hilf Dir selbst, so wird Dir Gott helfen!" hatte unter seinen Angehörigen berühmte Staatsmänner und Gelehrte, große Kaufleute und Fabrikbesitzer, geachtete Männer aus allen Ständen, deren Vereinigung gegen die Regierung schon allein Karl X. hätte sagen sollen, daß er bei der Durchführung seines Entschlusses, die Verfassung zu beschneiden, den Kern der Nation gegen sich haben werde. Unglücklicher Weise ließen die Ultras, welche den König umgaben, keine Kenntniß der wahren Verhältnisse Frankreichs zu ihm gelangen und erhielten ihn vielmehr in der Täuschung, daß die Feindseligkeit gegen seine Politik blos von einer Partei ausgehe, von Schreiern, welche verstummen würden, so wie man ihnen die Mündung der Geschütze zeige. Der Eindruck, den solche Reden auf den greisen, in den Ideen seiner Jugend befangenen Monarchen machten, war so stark, daß er selbst durch den glänzenden, fast königlichen Empfang, den Lafayette auf einer Rundreise in den Südprovinzen fand, nicht erschüttert wurde. Konnte es aber wohl ein

redenderes Zeichen der Stimmung geben, als den Triumph des Revolutionshelden von 1789 in eben den Gebieten, welche bei dem Einmarsch der Verbündeten und in den Tagen der unauffindbaren Kammer einen wahren Fanatismus für die Bourbons an den Tag gelegt hatten?

Am 4. März 1830 wurden die Kammern eröffnet. Die Thronrede bestätigte die Befürchtungen, daß die Regierung die Wünsche und Ansichten des Landes nicht mehr berücksichtigen werde. Ihre Sprache war eine drohende, am Schlusse wurde verständlich angedeutet, daß der König eine Einsprache der Kammer gegen seine Politik nicht beachten werde. Als Karl X. diesen verhängnißvollen Entschluß aussprach, gerieth er in eine so heftige Bewegung, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel; der Herzog von Orleans nahm ihn auf. Die Kammer gab ihre Antwort in einer Adresse, welche eine Anklage gegen die Minister war. Die 221 Abgeordneten, welche für diese Meinungsäußerung stimmten, wiesen den König auf die Verfassung hin, welche dem Volke die Theilnahme an der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten einräume und dadurch das beständige Zusammenwirken der Politik der Regierung mit den Wünschen des Volks zur unerläßlichen Bedingung für den regelmäßigen Gang der Staatsgeschäfte mache. Dieses Zusammenwirken sei nicht vorhanden, ein ungerechtes Mißtrauen in die Gefühle und Gesinnungen Frankreichs bilde den herrschenden Gedanken der gegenwärtigen Verwaltung. Dem edlen Herzen des Königs könne sich dieses Mißtrauen nicht nähern. „Nein, Sire, Frankreich will so wenig die Auflösung der Ordnung, als Sie die Willkürherrschaft wollen, es verdient, daß Sie seiner Hingebung vertrauen, wie es Ihren Versprechungen vertraut. Zwischen denen, welche ein so treues und ruhiges Volk verkennen, und uns, die wir mit inniger Ueberzeugung in Ihrem Busen die Schmerzen einer ganzen Nation niederlegen, möge die Weisheit Ew. Majestät entscheiden. Ihre königlichen Vorrechte geben Ihnen die Mittel, zwischen den Staatsgewalten jenen verfassungsmäßigen Einklang herzustellen, welcher die wesentlichste Bedingung für die Macht des Throns und für die Größe Frankreichs ist".

„Die Kammer spielt hohes Spiel", sagte Karl X., als er von dem Inhalte der Adresse hörte. „Es kann ihr übel bekommen, daß sie meine Krone so antastet. Ich will mit ihnen reden, mit diesen Herren Abgeordneten". Den Präsidenten der zweiten Kammer, Royer Collard, der ihm die Adresse mit zitternder Stimme vorlas, empfing er kalt und streng. Nicht die Regie-

rung, war seine kurze Antwort, sondern die Kammer lasse es an dem nöthigen Zusammenwirken fehlen; sein Entschluß stehe unwandelbar fest, die Minister würden ihn verkünden. Dieser Entschluß war die Auflösung der Kammern. Als die Abgeordneten sich trennten, rief die Rechte: „Es lebe der König!“ die Linke: „Es lebe die Verfassung“!

Zwei Minister, Chabrol und Courvoisier, riethen Angesichts der einmüthigen Haltung der Nation zum Nachgeben. Sie wurden entlassen und durch Peyronnet und Chantelouze ersetzt, mit denen Capelle eintrat. Man sah wohl, daß die öffentliche Stimmung in Erbitterung überging, aber man hoffte auf einen jener plötzlichen Meinungswechsel, welche in Frankreich häufiger als in andern Ländern vorkommen. Diesen Umschwung zu erleichtern, hatte man ein Mittel in Bereitschaft, das man für unfehlbar hielt: einen Krieg, der die Regierung mit dem Nimbus kriegerischen Ruhmes umgebe.

Das Fortbestehen der Barbareskenstaaten war ein Schimpf für das neunzehnte Jahrhundert. Noch immer liefen aus den Häfen der afrikanischen Nordküste Seeräuber-Fahrzeuge aus, um christliche Schiffe zu plündern, an christlichen Küsten zu landen, noch immer klirrten in den Bagnos von Marokko, Algier, Tunis und Tripolis die Ketten von Christensklaven. Die Flaggen der kleinen Staaten wurden ungestraft angegriffen, selbst die Großmächte erlitten zu Zeiten Beleidigungen, für die keine vollständige Genugthuung gewährt wurde. Nordamerikanische, englische, holländische, österreichische Kriegsschiffe hatten durch Angriffe auf Küstenstädte der Barbaresken nur Unterbrechungen, kein Aufhören der Räubereien erzwingen können. Frankreich, so drohend nahe seine Küsten lagen, litt unter dem Unwesen so gut wie die andern Staaten. Nicht allein daß seine Korallenfischereien von Bona gestört wurden, sah es auch seine Handelsschiffe beraubt, und eine Genugthuung für solche Unbilden war um so weniger zu erlangen, als der Dey von Algier seinerseits Grund zu Klagen zu haben glaubte, da eine Forderung der algierischen Kaufleute Bacri und Busnach wegen Getreidelieferungen an die französische Regierung nicht sofort anerkannt und bezahlt wurde. Im Jahre 1828 bestand der Dey auf der endlichen Erledigung dieses Streithandels, bekam von dem französischen Generalconsul Deval die alten Einwendungen zu hören und gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er den diplomatischen Beamten mit dem Fliegenwedel in's Gesicht schlug. Deval reiste ab, der Dey zerstörte die französischen Niederlassungen auf seinem

Gebiet, die französische Flotte sperrte die algierischen Häfen — so schwebte die Sache unentschieden bis 1830. Jetzt wurde ein Heerzug gegen Algier beschlossen.

Im Hafen von Toulon vereinigten sich 85 Kriegsfahrzeuge mit 274 Lastschiffen, welche zur Aufnahme von 28,000 Soldaten und 4500 Pferden bestimmt waren. Vom 25. bis 27. Mai hatte diese mächtige Flotte ihre Abfahrt bewerkstelligt, am 14. Juni ankerte sie in der Bucht von Sidi-Ferruch und begann ihre Truppen auszuschiffen. Bourmont, der Ueberläufer von Waterloo, führte das Landheer. Ein Angriff von 40,000 Türken und Beduinen wurde zurückgeschlagen, das feindliche Lager bei Staoneli erobert und behauptet, darauf zur Bahnung eines Weges nach der Stadt geschritten. Der Besitz Algiers ist von dem Kaiserfort abhängig, das den in Stufen aufsteigenden Ort beherrscht. Die Einnahme dieser Feste, die am 4. Juli erfolgte, machte die Lage des Dey's, der überdies der französischen Flotte den Strand überlassen mußte, zu einer hoffnungslosen. Er übergab seine Stadt, seine Schätze, seine Person und ließ sich nach Europa überführen. Bourmont fand siebenzehn Kriegsschiffe, funfzehnhundert Geschütze, siebenzig Millionen Franken in baarem Gelde, kostbarem Geräth und Edelsteinen, eine Beute, welche die Kosten des Kriegszugs bezahlt machte.

Die Kunde von der Eroberung Algiers, mit welchem Eifer, mit welchen Lobpreisungen und Ausschmückungen sie auch durch ganz Frankreich verbreitet wurde, begeisterte durchaus nicht. Die allgemeinen Dankfeste wurden in halbleeren Kirchen gefeiert, bei der Beleuchtung von Paris sah man auf ein helles Fenster tausend dunkle. Die Wähler, welche eben jetzt zur Thätigkeit berufen wurden, gaben ihre Stimmen, als habe sich kein frischer Lorbeerkranz um die weiße Fahne gelegt. Ihre Entscheidung berief 272 Liberale und nur 145 Ministerielle in die Kammer. Nach der constitutionellen Praxis hätten die Minister vor dem so klar ausgesprochenen Willen der Nation zurücktreten müssen, allein weder sie, noch der König wollten verfassungsmäßig handeln. Nach mehrtägigen Berathungen beschlossen sie einen Staatsstreich, eine Abänderung der Verfassung. Sie hielten sich dazu berechtigt durch ihre Auslegung eines Artikels der Verfassung, des vierzehnten, welcher den König ermächtigte, in Fällen äußerster Noth außerordentliche Maßregeln zu ergreifen. Nach ihnen gab es jetzt einen solchen Fall äußerster Noth, denn es war eine Umwälzung in vollem Anzuge, und jede Nachgiebigkeit gegen die revolutionaire Partei mußte den Thron stürzen

Polignac hatte drei Gesetze in Bereitschaft, von denen er das Heil erwartete. Das erste löste die zweite Kammer auf, noch ehe sie zusammengetreten war, das zweite vernichtete die Preßfreiheit und knüpfte das Erscheinen jeder Zeitung an die königliche Genehmigung, das dritte stellte ein neues Wahlgesetz auf. Das letzte Gesetz enthielt die eigentliche Verletzung der Verfassung und war insofern das wichtigste, weil, wenn die Departementscollegien, denen es die Auswahl unter Candidaten der Bezirkscollegien übertragen wollte, wirklich ins Leben getreten wären, die Regierung auf lange hinaus gefügige Wahlkammern hätte erwarten dürfen. Polignac's Amtsgenossen waren mit dem Inhalt dieser Gesetze zufrieden, allein sie hegten Zweifel, ob eine hinreichende Truppenmacht zur Verfügung stehe, den zu erwartenden Aufstand der Pariser zu besiegen. „Haben Sie mindestens 28,000 oder 34,000 Mann?" fragte Haussez den vorsitzenden Minister. „Mehr als das, ich habe deren 42,000," antwortete der Fürst und warf ein zusammengerolltes Stückchen Papier auf den Tisch. Haussez prüfte die eigenthümliche Liste. „Wie?" rief er erschrocken aus, „ich sehe hier nur 13,000 Mann! 13,000 Mann auf dem Papier, das will sagen, daß wir kaum auf 7000, höchstens 8000 schlagfertige Bayonnete zählen können. Und wo sind die 29,000, die an Ihrer Zahl noch fehlen?" „Sie sind in der Umgegend und können binnen zwölf Stunden in Paris sein," entgegnete Polignac. Er wußte, daß er die Unwahrheit sprach; seine Zuversicht war so groß, daß er die Zustimmung der Minister, die er sich durch seine Lüge verschaffte, für das allein entscheidende Moment hielt. Karl X., strahlend vor Freude, war persönlich zugegen, als die drei Gesetze am 25. Juli zu St. Cloud in vollem Ministerrathe unterzeichnet wurden.

Am 26. Juli erschienen die Gesetze in dem Amtsblatte der Regierung. Der Eindruck war ein ungeheurer; die Einen verriethen Bestürzung, die Andern Erbitterung, ein billigendes Wort wagte Niemand zu äußern. Die Straßen wogten von Menschen, die das Unerhörte besprachen, oder die Aufregung vermehren wollten, die einzige That war ein Protest der Zeitungsschreiber, verbunden mit dem Beschlusse, die Tagesblätter auch ferner ohne Censur und Genehmigung auszugeben. Der 27. Juli war schon unruhiger. Während die bereits in Paris eingetroffenen Abgeordneten und eine zweite Versammlung, aus Pariser Wählern und Schriftstellern bestehend, beriethen, was sich thun lasse, begannen die Volksclassen den Kampf. Die Gewalt-

maßregeln der Regierung gegen die Druckereien der Oppositionspresse gaben die Veranlassung; die daraus entstehenden örtlichen Conflicte spannen sich in die nächsten Straßen fort und zogen immer mehr Menschen in ihre Kreise. In einzelnen Straßen baute man aus Hausgeräth, Pflastersteinen und umgestürzten Wagen Barricaden, die Gewehrläden wurden geplündert, hie und da zeigte sich eine dreifarbige Fahne, die von den Parteien als das Symbol der Revolution oder als jenes Napoleons genommen werden konnte.

Am 28. Juli gewannen die Straßen von Paris den drohendsten Anblick Obgleich die Abgeordneten der Linken und alle andern bekannten Volksführer noch immer zauderten, sich für eine Sache zu erklären, an deren Sieg sie nicht glauben konnten, und Unterhandlungen mit dem Hof und den Ministern anknüpften, strömten doch Männer aus allen Volksclassen auf die Straßen, Vornehme mit silberbeschlagenen Jagdflinten, Studenten mit Säbeln und Pistolen, Arbeiter mit Beilen oder Jagdflinten. Es war ein wolkenloser, heißer Tag, das wahre Revolutionswetter der Pariser, die berauschenden Töne der Sturmglocken von allen Thürmen mischten sich in das Knattern des Gewehrfeuers, in die kurzen, dumpfen Schläge der Geschützentladungen. Der Aufstand kämpfte ohne Plan, aber er bemächtigte sich doch des Stadthauses und einer Menge kleinerer Posten und schöpfte aus diesen Erfolgen neue Nahrung. Die Truppen, an deren Spitze Marschall Marmont stand, mußten durch ihre Kriegskunst ersetzen, was ihnen an Zahl abging. Marmont bildete aus ihnen zwei Angriffscolonnen, welche den Auftrag hatten, auf zwei verschiedenen Wegen nach dem Stadthause, dem Brennpunkte des Kampfs, sich durchzuschlagen, dieses zu nehmen und die innern Stadttheile einzuschließen. Nur die eine Abtheilung erreichte ihr Ziel, machte indessen eine unnütze Eroberung, da sie durch Barricaden, die sich mit Blitzesschnelle aus dem Boden erhoben, auf den Platz, den sie eben besetzt hielt, beschränkt wurde. Die zweite Abtheilung mußte vor einem mörderischen Feuer zurückweichen. Kein großer sichtlicher Erfolg ermuthigte die Truppen, und Vieles drückte sie nieder. Es fehlte ihnen an Speise und Trank, selbst an Schießbedarf, der nicht kämpfende Theil der Bevölkerung bezeigte ihnen unverhohlen seine Abneigung, sie verschwanden mit ihrer kleinen Menge in dem unermeßlichen Paris, sie kämpften mit Gegnern, die nach jeder Niederlage in die Häuser sich retteten, um hundert Schritte weiter abermals auf eine Barricade zu steigen, und sie schlugen sich für eine Partei, mit der sie größtentheils nicht sympathisirten.

Karl X. hätte auf ihre Aufopferung rechnen können, Polignac, den sie von dem Monarchen recht wohl zu unterscheiden wußten, nicht. Es waren die Garden und die Schweizer, welche die Hauptlast des Tages zu tragen hatten, die Linie schlug sich lau, und auf dem Greveplatze verrieth sie sogar Neigung, zum Volk überzugehen.

Auch unter dem Volke zeigte sich eine gewisse Entmuthigung, da am zweiten Tage so wenig als am ersten bekannte Führer vortraten. Die Männer, von denen man ein solches Vortreten erwartete, setzten ihre Unterhandlungen fort und wurden darin von vielen gemäßigten Royalisten unterstützt. Abgeordnete gingen zum Marschall Marmont, der gegen sie aus seiner Mißbilligung des Staatsstreichs kein Hehl machte. „Ich theile Ihre Gefühle," waren seine Worte, „aber ich bin durch die Pflicht gefesselt." Bei dem Fürsten Polignac, der sich in einem Nebenzimmer befand, wurden die Friedensboten nicht vorgelassen. Der Fürst, selbstgefällig wie alle unbedeutenden Menschen, war fest überzeugt, daß er die Monarchie rette und dazu nur noch ein paar Stunden brauche. Man meldete ihm, daß die Linie mit Abfall drohe, und er antwortete majestätisch: „Gut, so muß man auch auf die Linie schießen." Karl X. war am 27. auf die Jagd gegangen und wollte am folgenden Tage an keine ernstliche Gefahr glauben. „Die Pariser sind in Anarchie," tröstete er sich, „und die Anarchie wird sie in kurzer Zeit zu meinen Füßen zurückführen." Ein treuer Diener, der Pair Semonville, überzeugte ihn mit Mühe von dem Ausbruch einer Revolution, aber nicht von der Nothwendigkeit des Nachgebens. Der König wies alle Vorstellungen ab, indem er an Ludwig XVI. erinnerte: „Ich habe nicht Lust, auf den Karren zu steigen, wie mein Bruder, lieber steige ich zu Pferde."

Der dritte Tag brach an. Die Truppen hatten die innern Stadttheile geräumt und sich auf Louvre und Tuilerien zurückgezogen. Die Rollen wurden gewechselt: der Soldat vertheidigte, der Bürger griff an. Vielleicht würde Marmont mit seiner Taktik, die eine Nachahmung des Schlachtplans von Bonaparte bei dem Aufstande des 13. Vendemiaire war, denselben Erfolg erzielt haben, wenn nicht ein unheilvolles Versehen gegen ihn den Ausschlag gegeben hätte. Nachdem das Volk lange und mit großem Verlust gegen die Schlösser angestürmt war, erhielt der schweizerische Befehlshaber des Louvre den Befehl, Linientruppen auf dem Vendomeplatze abzulösen. Das Louvre wurde gerade heftig angegriffen, aber vom Säulengange aus nachdrücklich

vertheidigt. Indem nun Oberst Salis jenem Befehl nachkam, schickte er nicht die Schweizer ab, die auf dem Hofe unthätig standen, sondern die, welche den Säulengang behaupteten. Durch den Abzug der Vertheidiger wurde die Stellung entblößt, und die Angreifenden bemerkten dies an dem plötzlichen Aufhören des Feuers. Sie stürzten vor, sprengten das Gitter, drangen in das Schloß und feuerten auf die im Hof aufgestellten Truppen. Dieser plötzliche Angriff sah wie ein Verrath aus; die Schweizer lösten sich auf, die Garden wurden in die unordentliche Flucht mit verwickelt, Paris war in der Gewalt des Volks.

Als Louvre und Tuilerien geräumt worden waren, die beiden ersten Linienregimenter, das 53. und das 5., ihren Beitritt zur Volkssache erklärt hatten, fanden sich Führer für die siegreiche Revolution. Casimir Perier, Graf Lobau, Schonen, Audry de Puyraveau und Mauguin übernahmen Stellen in einer provisorischen Regierung, Lafayette und Gerard den Oberbefehl über die Nationalgarden und das Heer. Diese Männer repräsentirten die verschiedenen Meinungen der Linken, es gab unter ihnen gemäßigte Liberale, Radicale und Republikaner. Es galt nun die Entscheidung, bis wie weit man den Sieg benutzen wolle, ob der dreitägige Kampf mit einem Ministerwechsel enden, ob er eine neue Dynastie gründen oder eine andere Regierungsform schaffen solle. Zu der ersten Lösung bot jetzt Karl X. selbst die Hand. Als er durch die weinende Herzogin von Berry benachrichtigt worden war, daß man vom Thurme zu St. Cloud eine dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wahrnehme, hatte er eingesehen, daß sein Lieblingsministerium nicht länger haltbar sei. Dennoch gab er nur widerwillig nach, wie die Antwort zeigt, welche er auf Semonville's und Argout's Vorstellungen gab: „Meine Herren, Sie haben es gewollt! Gehen Sie, sagen Sie den Parisern, daß der König die Ordonnanzen widerruft; aber ich erkläre Ihnen, daß ich dies als verderblich für die Interessen Frankreichs und der Monarchie betrachte.“ Semonville und Argout dachten nicht anders, als daß dieser Entschluß Frankreich den Frieden wiedergeben müsse, und machten sich eilig nach Paris auf den Weg. Semonville begab sich auf das Stadthaus, Argout zu dem Banquier Lafitte, in dessen Hause die angesehenen Liberalen ihre Zusammenkünfte hielten. Die Revolutionairs des Stadthauses, wie die Abgeordneten bei Lafitte weigerten sich gleichmäßig, Karl's X. Nachgiebigkeit zu beachten. „Es ist zu spät,“ hieß es hier wie dort.

Man brach mit den Bourbons, und wußte noch nicht, was an ihre Stelle zu setzen sei. Die Straßenkämpfer waren für die Republik, zum Theil auch für den Herzog von Reichstadt, den jungen Sohn Napoleons in der Wiener Hofburg. Die liberalen Staatsmänner wollten weder die Republik, die ein zu furchtbares Andenken hinterlassen hatte, noch einen Napoleoniden, den man von dem Auslande mit den Waffen in der Hand hätte fordern müssen. Sie hatten einen Candidaten, der die beiden Empfehlungen vereinigte, ein Prinz von Geblüt zu sein und freisinnige Ansichten zu hegen. Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, war der Sohn jenes berüchtigten Egalité, welcher mit den Jakobinern durch alles Blut und allen Schmutz der Revolution gegangen war, um doch schließlich am Ende seines Weges das Blutgerüst zu finden, dem er durch sein schimpfliches Bündniß mit den Königsmördern hatte entgehen wollen. Der Sohn war ein treuer Anhänger der Girondisten gewesen, hatte, als der Wahnsinn der Parteien ihn zur Flucht gezwungen, eine Zeitlang als Schullehrer seine Existenz gefristet, sich dann mit den Bourbons der älteren Linie versöhnt und dabei doch seinen alten Ruf der Freisinnigkeit zu schonen gewußt. Er mußte wohl ein sehr kluger Mann sein, denn er hatte sich gleichzeitig bei Hof und bei dem Volke beliebt gemacht und in den Mußestunden, die ihm bei diesem Studium blieben, sein Vermögen so sorgfältig verwaltet, daß er zur Zeit der Julirevolution einer der reichsten Männer Frankreichs war. Zu den liberalen Freunden, die Ludwig Philipp sich erworben hatte, gehörte auch Lafitte, der durch seine energische Parteinahme für das Volk, durch die Geldopfer, die er während des Kampfs gebracht hatte, durch seine Verbindungen eine Art von beherrschender Stellung gewonnen hatte. Lafitte wollte den Herzog von Orleans zum König machen, weil er ihm vollkommen vertraute und nur diesen Mittelweg zwischen den Bourbons und der Republik sah. Am 28. schickte er Boten nach Neuilly, wo Ludwig Philipp die Ereignisse abwartete, am 29. nochmals. Inzwischen trat die Kammer zusammen, welche ihre von Karl X. verfügte Auflösung als ungesetzlich betrachtete, und ernannte, auf Lafitte's Antrag, den Herzog von Orleans zum Generalstatthalter des Königreichs.

In der Nacht des 30. Juli kam der Herzog nach Paris. Ehe er eine bindende Verpflichtung einging, befragte er Talleyrand, das Orakel der großen Staatsactionen. Talleyrand schrieb auf ein Blättchen Papier: „Man muß annehmen.“ Darauf hin erklärte Ludwig Philipp seine Bereitwilligkeit und

erließ einen Aufruf an die Pariser, welcher die Verheißung enthielt, daß die Verfassung fortan eine Wahrheit sein solle. Es fehlte jetzt noch eines, die Zustimmung des Stadthauses, in dessen von Kugeln durchlöcherten Mauern die Anführer der Straßenkämpfer vereinigt waren und, da sie Lafayette unter sich hatten, das Ansehen einer Behörde genossen. Lafitte erleichterte auch diese Aufgabe, indem er Lafayette auf die Seite des Herzogs zog. Als dies geschehen war, ging der Letztere auf das Stadthaus, wo Lafayette ihn empfing, ihm eine dreifarbige Fahne in die Hand gab und ihn so an das Fenster führte. Unten waren die Barrikadenmänner versammelt. Sie riefen: „Es lebe Lafayette, es lebe der Herzog von Orleans!" Ludwig Philipp war als Generalstatthalter anerkannt worden.

Karl X. war von St. Cloud nach Trianon und von da nach Rambouillet gegangen. Seine Garden waren um ihn, andere Truppen, über die er anfangs noch verfügte, hatten ihn verlassen, viele seiner Getreuen waren in der Stille verschwunden, der Aufstand dehnte sich auf die Provinzen aus. Er war entmuthigt, seine eigene Sache gab er verloren, nur die Zuversicht, daß der Generalstatthalter Frankreichs den Thron für die Bourbons erhalten werde, hielt ihn noch aufrecht. Ludwig Philipp gab in dieser Beziehung die bündigsten Versicherungen, und seine Verheißungen klangen so beruhigend, daß Karl X. einwilligte, für sich und den Dauphin zu Gunsten Heinrich's V., des bisherigen Herzogs von Bordeaux, zu entsagen. Man wollte ihn aber ganz vertreiben und organisirte zu diesem Zweck einen großen Zug der Pariser gegen Rambouillet. Die Massen, die sich zu diesem einfanden, würden einem Angriffe der Garden nicht Stand gehalten haben. Sie sollten auch nicht kämpfen, sondern durch ihre Anwesenheit die Vorstellungen unterstützen, welche orleanistische Beauftragte, Marschall Maison, Schonen und Odilon Barrot, dem ehemaligen Könige machten. Karl X. gab nochmals nach, da man ihm vorstellte, daß der Thron Heinrich's V. in dem Blute eines Bürgerkriegs keinen festen Kitt finden werde. Im Geleit seiner Garde und einiger letzten Höflinge machte er sich auf den traurigen Weg der Verbannung; den Herzog von Bordeaux nahm er mit, um ihn zurückkehren zu lassen, wenn die Gemüther sich beruhigt haben würden. In Dreux entließ er seine Fußgarde, in Valognes nahm er Abschied von den Schwadronen seiner reitenden Garde. Am 16. August traf er in Cherbourg ein, um sich auf der Stelle nach England einzuschiffen. Seine letzten Worte waren: „Ich verlasse Frankreich ungern,

ich liebe es, das Land ist so schön. Ich wünsche, daß es glücklich sein möge. Mir fehlt das, was dazu gehört, es zu regieren und glücklich zu machen. Es braucht eine eiserne Hand. Ich habe nicht Festigkeit genug." Zwei Jahre blieb er in England, wo er das alte Schloß Holyrood bei Edinburg bewohnte, das ihm noch von seiner ersten Verbannung bekannt war. 1832 wählte er sich in Oesterreich ein Asyl, und in diesem Lande, in Görz, ist er am 6. November 1836 gestorben.

Bis zur feierlichen Eröffnung der Kammern, welche am 5. August stattfand, hatten die Ereignisse und die Bemühungen der Orleanisten für Ludwig Philipp eine unermeßliche Partei geworben. Die besitzenden Classen hegten nur den einen Wunsch, daß die Revolution durch eine neue Besetzung des Thrones geschlossen werde. Die Hofpublizisten — ein Geschlecht, das mit wunderbarer Schnelligkeit entsteht — stellten die Sachlage so dar, als ob die Bourbons, indem sie Frankreich verlassen, freiwillig verzichtet hätten, so daß sich die Nachfolge der jüngern Linie der Orleans von selbst verstehe. Auch die Abdankung Karl's X. und des Herzogs von Angoulème wurde hervorgehoben, der in ihr enthaltene Vorbehalt zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux aber verschwiegen. Um die liberalen Stimmen zu gewinnen, willigte die orleanistische Partei in die Zurücknahme der verhaßtesten Gesetze und in einige Verfassungsänderungen. Die Erklärung der katholischen Religion zur Staatsreligion wurde gestrichen, die Censur aufgehoben und für alle Zeiten abgeschafft erklärt, die Aufnahme fremder Truppen in das Heer untersagt, ein fernerer Mißbrauch des vierzehnten Artikels der Charte durch einen die Gesetze sichernden Zusatz unmöglich gemacht, den Kammern die Initiative ertheilt, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Pairs ausgesprochen, die dreifarbige Fahne hergestellt, die Einsetzung außerordentlicher Gerichtshöfe auf das Strengste untersagt. Ein neues Wahlgesetz, das die Bevorzugung des großen Besitzes abschaffe und die Bedingungen des Wahlrechts und der Wählbarkeit genau feststelle, wurde vorbehalten; vorläufig bestimmte man, daß die Abgeordneten statt mit 40 mit 30 wahlfähig, die Wähler statt mit 30 mit 28 Jahren stimmfähig sein sollten. Neue Gesetze sollten außerdem erlassen werden über freiere, auf ein Wahlsystem gegründete Departemental- und Gemeindeeinrichtungen, über die Organisation der Nationalgarde, über die Verantwortlichkeit der Minister, über die Aburtheilung der Preßvergehen und politischen Verbrechen durch Geschworene u. a. m.

Dieß waren die Zugeständnisse, welche der öffentlichen Meinung gemacht wurden, und die Einleitungen zu der Anerkennung Ludwig Philipps als König. Da die Anhänger der Bourbons, die sich von jetzt an Legitimisten zu nennen anfingen, durch ihre Niederlage in den Julitagen noch eingeschüchtert waren, hatten die Orleanisten leichtes Spiel. In der Pairskammer sprach Chateaubriand, bei den Abgeordneten Berryer mit zwei andern für das Recht Heinrich's V., für die Republik erhob sich nicht eine Stimme. 219 gegen 33 Abgeordnete, 89 gegen 10 Pairs erklärten sich für Ludwig Philipp. Am 9. August kam der Erwählte unter dem Donner der Geschütze und dem betäubenden Jubelruf der Menge in das Sitzungsgebäude der Vertreter Frankreichs, um vor beiden Kammern die Verfassung zu beschwören. Karl X. weilte noch auf dem Boden Frankreichs, als sein Nachfolger zum ersten Male vom Throne sprach. Er habe gewünscht, nie die Krone zu tragen, betheuerte er, aber die öffentliche Ordnung sei gefährdet worden, die Verletzung der Verfassung habe Alles erschüttert, die Kraft der Gesetze sei wiederherzustellen gewesen und es sei die Aufgabe der Kammern geworden, Maßregeln für diesen Zweck zu treffen. „Sie haben sie getroffen," fuhr er zu den Kammern fort. „Die weisen Abänderungen, welche wir an der Verfassung gemacht haben, verbürgen uns Sicherheit für die Zukunft, und Frankreich wird, ich hoffe es, im Innern glücklich und nach außen geachtet dastehen, so wie auch der Friede Europa's immer mehr und mehr sich befestigen wird."

Der Schlußsatz der Rede verkündete eine friedliche Politik, die mit den Volkswünschen durchaus nicht im Einklang stand. Wäre es nach dem Kopfe der Masse gegangen, so hätte Ludwig Philipp Waterloo gerächt und die dreifarbige Fahne mindestens an den sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, das heißt am Rhein, an den Alpen und Pyrenäen, aufgepflanzt. Eine solche nationale Politik empfahl sich der Volkseitelkeit um so dringlicher, als es den Anschein gewann, daß die französischen Ideen auch ohne die Unterstützung der französischen Waffen über einen großen Theil von Europa sich fortpflanzen würden. Wenn die französischen Volksmänner von den Unruhen und Aufständen in Belgien, der Schweiz, Deutschland hörten, so durften sie mit einiger Selbsttäuschung von glänzenden Siegen, von einem militairischen Spaziergange über die Schlachtfelder der Kaiserzeit hin träumen. Der kluge, erfahrene Ludwig Philipp theilte diese Illusionen nicht. Sein praktischer Blick zeigte ihm in Frankreich ein Heer, das nicht gerüstet, nicht einmal in guter

Ordnung war, zwei feindliche Parteien, welche den Krieg wünschten, um die Wechselfälle desselben gegen den neuen Thron benutzen zu können, und in den mittleren Schichten der Gesellschaft, der breiten Basis seiner Macht, eine allgemeine Friedensliebe. Um der Republikaner und Legitimisten willen das Zutrauen seiner Anhänger zu verscherzen und einen allgemeinen europäischen Brand zu entzünden, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. Die Kriegslust und die Parteien im Zaume zu halten und seiner Dynastie die Anerkennung der Cabinette zu verschaffen, war die klügere Politik, die er sich zur Richtschnur nahm. Der Erfolg zeigte sich in Kurzem: ein Hof nach dem andern trat mit ihm in freundliche diplomatische Verbindungen.

Unter Ludwig XIV. war Paris zu einer Weltstadt geworden, die den Völkern bis auf Napoleons Sturz bald durch ihre Literatur, bald durch ihre Moden und oft durch die Macht ihrer Herrscher imponirte. Unter der Restauration waren wegen der politischen Kämpfe, welche dort vorgingen, die Blicke dahin gerichtet geblieben. Die liberale Meinung der Nachbarländer trug halb eine französische Farbe, die Schlagwörter von Paris waren in Aller Munde, die politischen Thorheiten der Seine, unter andern die Vergötterung Napoleons, fanden eine starke Nachahmung. Da nun in mehreren Staaten ein Grund zur Unzufriedenheit vorhanden war, so gab es nichts Natürlicheres, als daß die Julirevolution, diese von manchen schönen Zügen begleitete Volkserhebung gegen eine verblendete Regierung, Begeisterung und Nacheiferung erweckte. Belgien, dessen Nationalität der nordfranzösischen zum Theil identisch ist, machte den Anfang und verstärkte durch seinen Aufstand, den ebenfalls der Sieg krönte, den von Paris ausgehenden Impuls.

Die Absicht der europäischen Diplomatie, durch die Vereinigung Belgiens und Hollands einen Staat zu schaffen, der in sich selbst die Kraft trage, einen französischen Angriff zurückzuweisen, hatte Wilhelm I. dadurch verwirklichen wollen, daß er beide Länder zu einem Staat, Süd- und Nordniederländer zu einem Volk verschmelze. Die Sprache, die Sitten, die Gesetze dieses einheitlichen Staats sollten holländisch werden, und der leicht gereizte Argwohn des benachtheiligten Theils setzte hinzu, daß das katholische Belgien auch in der Religion mit dem protestantischen Holland eins zu werden bestimmt sei. Belgien verlor seine Geschworenengerichte, seine Gerichtssprache, sein Unterrichtssystem, mehrere seiner öffentlichen Anstalten, und erhielt dafür die holländischen höheren Steuern. Dies alles erbitterte um so mehr, als

die Belgier fast vier, die Holländer nur zweiundeinhalb Millionen Köpfe zählten. Die Volksvertretung konnte keine Abhülfe schaffen, denn die Zahl der holländischen und belgischen Abgeordneten war sich gleich, und die Holländer stimmten mit der Regierung, während von den Belgiern längere Zeit immer einige durch die Minister sich gewinnen ließen. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre befehdeten sich die Belgier überdies selbst, da die liberale Partei den Forderungen der priesterlichen in Beziehung auf religiöses Vereinswesen und Freiheit des Unterrichts entgegen war, die priesterliche Partei mit den Holländern zusammen das Streben der Liberalen nach Preßfreiheit und Geschworenen vereitelte. Aber endlich verbündeten sich Katholiken und Liberale, und von jetzt an hatten die Belgier Aussicht auf Sieg. Denn auch die Holländer waren mit dem Verfahren der Regierung und mit dem Gange der Geschäfte nicht durchgängig zufrieden. Viele von ihnen tadelten die willkürlichen Maßregeln, die besonders dem Minister van Maanen zur Last gelegt werden konnten, und die künstliche Verwirrung der Finanzen, welche doch nicht hinderte, daß man an einem jährlichen Deficit von vier Millionen Gulden und an dem allmäligen Anhäufen einer Schuldenlast von 178 Millionen Gulden (im Jahre 1829) merkte, daß hier etwas nicht in Ordnung sei.

In der Kammersitzung von 1828 drangen die Belgier durch. Die Generalstaaten empfahlen die Bittschriften des südlichen Landestheils um Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Verantwortlichkeit der Minister, Unabsetzbarkeit der Richter und Unterrichtsfreiheit der Regierung zur Beachtung. Die Generalstaaten von 1829 hatten wieder eine liberale Mehrheit. Ehe sie eröffnet wurden, bereiste Wilhelm I. Belgien, um sich von der dortigen Stimmung zu unterrichten. Die Belgier bereiteten ihm den glänzendsten Empfang, um ihm zu zeigen, daß ihre ständische Opposition nicht seiner Person, sondern seinen Ministern gelte, und namentlich Lüttich, das für ganz revolutionair galt, überbot sich in Freudenbezeugungen. Wilhelm I. wurde dadurch nur in seinem Irrthum bestärkt, daß die Opposition von einer kleinen Anzahl übelwollender Menschen ausgehe. Er äußerte diese Meinung in den stärksten Ausdrücken gegen den Stadtrath von Lüttich. „Ich sehe jetzt," sagte er, „was ich von den angeblichen Beschwerden zu halten habe, die so lärmend erhoben werden. Jetzt weiß ich, daß das Ganze nichts anderes ist, als das Werk einiger Individuen, welche ihre besondern Interessen für das allgemeine Bedürfniß ausgeben. Das ist ein schändliches, ein ehrloses Betragen."

Die Wirkung dieser Worte war die unglücklichste. Wie einst die Geusen einen Schimpfnamen zu einer Ehrenbenennung gemacht hatten, so nahmen jetzt die Belgier den Namen der Ehrlosen an. In Gent, Brügge und an andern Orten prägte man Denkmünzen, welche von den Ehrlosen getragen wurden. Die eine Seite der Denkmünze stellte die Verfassung dar, die andere das niederländische Pfeilbündel und die Namen berühmter Volksredner oder Schriftsteller, namentlich de Potter's, der durch die Verfolgungen der Regierung zu einer großen Berühmtheit gelangt war. Die Umschrift lautete: Treu bis zur Ehrlosigkeit. Daß die Regierung einlenkte und insbesondere die katholische Partei durch die Aufhebung des philosophischen Collegiums zu Löwen, in dem die Priester ein Werkzeug protestantischer Bekehrungssucht sahen, und durch andere Zugeständnisse zu gewinnen suchte, hätte vielleicht den beabsichtigten Erfolg gehabt, wenn die Regierung ihrer versöhnenden Politik treu geblieben wäre. Dies litt aber der Einfluß van Maanen's nicht. Die ebenso sonderbare als häufige Ansicht, als ob einzelne Ausschreitungen der Presse auf den gesammten Geist derselben zurückschließen ließen, war so ganz die Anschauung des niederländischen Justizministers, daß er eine isolirte Aeußerung einer Zeitung, „die unglückliche politische Ehe zwischen Holland und Belgien müsse mindestens durch eine Trennung von Tisch und Bett geschieden werden", dazu benutzte, dem König ein strenges Preßgesetz vorzulegen, welches gebilligt und der königlichen Botschaft vom 11. December 1829 beigegeben wurde. In der Botschaft selbst erhielten beide belgische Parteien, die Katholiken wie die Liberalen, ihren reichlichen Antheil an Beleidigungen zugemessen. Den Liberalen sagte der König, daß sie nichts als Werkzeuge der Priester seien, den Katholiken, daß sie den Staat zu unterwühlen strebten. Diese Botschaft wurde um so übler aufgenommen, als der König sich darin auf den protestantischen Standpunkt stellte und von seinem Gewissen sprach, das ihm nicht erlaube, alle Forderungen der katholischen Kirche zu bewilligen, wohl aber ihm die Pflicht auferlege, jene Festigkeit zu zeigen, mit welcher seine Vorfahren immer Empörung besiegt hätten, und weder unpassenden Bitten, noch den Schmähungen einer ungestümen Wuth jemals nachzugeben.

Zur Erklärung der Verblendung, mit der der König die beiden großen belgischen Parteien, statt sie von einander zu trennen, durch gleichzeitige Beleidigungen einander verband, muß man persönliche Gereiztheit zu Hülfe nehmen, und diese bestand allerdings. Ihn verstimmte auf's Höchste, daß seine

sehr weit gehende Geldliebe, seine Betheiligung an der Handelsgesellschaft und an der Bank, öffentlich getadelt wurde. Hatte doch ein Kammerredner gesagt: „Die Regierung scheint es für das Ideal ihrer Bestimmung zu halten, durch das Syndikat der erste Mäkler, durch die Handelsgesellschaft der erste Kaufmann und durch Theilnahme an den Gewerben der erste Fabrikant des Landes zu werden." Mit mehr Recht war der König darüber erbittert, daß eine aus dem Dunkel wirkende Partei seinen Sohn mit den giftigsten Angriffen überschüttete, um dem Volke sagen zu können, daß die Zukunft noch weniger verspreche, als die trostlose Gegenwart. Durch verleumderische Gerüchte suchten diese gefährlichen Feinde die Ehre des Kronprinzen zu vernichten. Als ein frecher Dieb (ein italienischer Kammerdiener) den Diamantenschmuck der Kronprinzessin entwendet hatte, sprengten sie aus, daß der Kronprinz selbst, um eine auf Ehrenwort eingegangene Spielschuld zu decken, die Edelsteine sich angeeignet habe.

Am 2. Juni 1830 wurden die Generalstaaten mit bittern Worten entlassen, in denen der König seiner Unzufriedenheit mit den belgischen Abgeordneten einen unvorsichtigen Ausdruck gab. Während der Sitzungen selbst war Manches geschehen, was die Verstimmung vermehrte. Der Justizminister van Maanen hatte den Gerichten eingeschärft, in allen politischen Processen bei Strafe der Absetzung nach dem Willen der Regierung zu entscheiden, die Beamten, welche in den Generalstaaten gegen die Minister gestimmt hatten, waren entlassen worden, die Presse hatte neue Verfolgungen erlitten, de Potter war auf acht Jahre verbannt worden. Das war zu viel, als daß die den belgischen Provinzen gewährte Erlaubniß, holländische oder französische Gerichtssprache zu wählen, hätte die beabsichtigte Wirkung üben können.

Einen Monat nach der Julirevolution blieb die Ruhe erhalten. Inzwischen erhitzten sich die Gemüther und es trafen französische Sendlinge ein. Am 25. August wurde im Brüsseler Theater Auber's Stumme von Portici zur Aufführung gebracht. Beim Schluß des Theaters bildeten sich Zusammenrottungen, man griff mit dem Geschrei: „Es lebe de Potter, nieder mit van Maanen!" die Häuser verhaßter Personen, insbesondere des Ministers selbst, an und zerstörte ihren Inhalt. Am folgenden Tage dauerten die Unordnungen, mit dem Erbrechen von Waffenladen verbunden, fort und dehnten sich auf die Umgegend aus, wo mehrere Fabriken angezündet wurden

Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Verviers und Tirlemont sahen in ihren Mauern ähnliche Scenen. Dieselben trugen so sehr den Charakter von Pöbelaufständen, daß die Besitzenden zusammentraten, um Ruhe und Ordnung zu sichern, und zu diesem Zwecke Bürgergarden bildeten. Allein diese bewaffneten Körper waren nicht so bald vereinigt, als in ihnen der Entschluß reif wurde, die alten, oft gestellten Forderungen der Belgier durchzusetzen. Die Brüsseler legten die Beschwerden des Landes in einer Bittschrift dar, welcher andere Städte beitraten. Der König antwortete versöhnlich, ohne indessen eine bestimmte Zusage zu machen, und ließ gleichzeitig Truppen gegen Brüssel vorrücken. Die Bürger der belgischen Hauptstadt setzten sich in Bereitschaft, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, als sich in der Person des Prinzen von Oranien ein Mittler anbot. Am 1. September ritt der Thronerbe, nur von wenigen Offizieren begleitet, in Brüssel ein. Unabsehbare Volksmassen umdrängten ihn, verschiedene Rufe, Lebehochs auf Oranien, auf die Freiheit, Verwünschungen auf van Maanen, drückten ihm die Volkswünsche aus. Die Trennung Belgiens von Holland sprach die Menge nicht aus, wohl aber forderte die Versammlung angesehener Bürger, in welche der Prinz sich begab, eine besondere Verwaltung für Südniederland. Der Prinz konnte diesen Wunsch nicht erfüllen, aber er versprach, der Fürsprecher desselben bei seinem Vater zu sein, und eilte nach dem Haag.

Sein Rath, die Fortschritte der Revolution durch die unbedingte Annahme der Brüsseler Anträge zu hemmen, wurde verworfen. Wilhelm I. verwies die Trennungsfrage an die Generalstaaten, deren bedächtige, langsame Art ihm die Möglichkeit ließ, günstige Aenderungen zu benutzen. Die Abspannung, auf die er nach dem ersten Rausch rechnete, trat indessen nicht ein, im Gegentheil erhitzten sich die Belgier bei dem Anblick der holländischen Truppen, deren Anhäufung an den Grenzen deutlich genug zu ihnen sprach, immer mehr. Die gemäßigten Führer wurden nicht mehr gehört, entschiedene Liberale und solche Männer, die sich von der Priesterschaft leiten ließen, bekamen das Heft in die Hände. Diese Elemente, welche nur durch die Thronentsetzung des Hauses Oranien zu befriedigen waren, wurden noch durch Franzosen verstärkt, die in Menge über die Grenze strömten, um den Belgiern in ihrem Kampfe zu helfen und das befreite Land zur Vereinigung mit Frankreich zu bereden.

Die Generalstaaten wurden am 15. September eröffnet. Ihre Berathungen schritten langsam vorwärts, und die ungeduldigen Belgier hörten von den Holländern starke Ausdrücke. Sprach doch die Regierung selbst von Mordbrennern und blutigen Meuterern, deren Werk die ganze Bewegung sei. Mehrere der belgischen Abgeordneten verließen die Versammlung, und in Brüssel verschlimmerte sich die Stimmung in dem Grade, daß der Eintritt einer Pöbelherrschaft nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Damit das Aergste verhütet werde, riefen reiche Bürger den Prinzen Friedrich herbei, den zweiten Sohn des Königs, der mit etwa 7000 Mann holländischer Truppen Antwerpen besetzt hielt. Am 21. September stand der Prinz vor den Thoren und griff die Brüsseler an, die ihm entgegengezogen waren. Die ungeordneten Volkshaufen wurden zurückgeworfen, die Truppen folgten ihnen und bemächtigten sich am folgenden Tage mehrerer Theile der Stadt, des königlichen Schlosses, des Parks, der Königsstraße. Während sie aber nach diesen mit Blut theuer bezahlten Erfolgen ermatteten, faßten die Brüsseler durch frische Zuzüge neuen Muth und erhielten zwei kriegskundige Anführer, Don Juan van Halen, einen Waffengefährten Mina's, und den französischen General Mellinet. Drei Tage dauerte der mörderische Kampf noch fort. Zuletzt auf den Park beschränkt und von der Abschneidung der Zufuhren bedroht, mußten die Holländer vom Kampf ablassen. In der Nacht vom 26. auf den 27. September zogen sie sich zurück, nachdem auf beiden Seiten mehr als funfzehnhundert Menschen gefallen waren.

Dieser Volkssieg der Septembertage verbreitete die Umwälzung mit reißender Schnelligkeit. Da die belgischen Soldaten die holländischen Fahnen haufenweise verließen, konnte Prinz Friedrich Ath, Brügge, Ostende, Dornick, Mons, Namur, Philippeville, die Citadelle von Lüttich nicht behaupten und mußte sich auf den Besitz der Festungen Antwerpen und Mastricht beschränken. Eine provisorische Regierung brachte in den Aufstand Einheit, indem sie mit der Energie zu Werke ging, von der in Revolutionen der Erfolg hauptsächlich abhängt. Nun, nachdem die Belgier durch ihre Waffen errungen hatten, was ihren Bitten versagt worden war, bequemten sich die Generalstaaten, dem südlichen Landestheile eigene Verwaltung und Gesetzgebung zuzugestehen. Dieses zu späte Zugeständniß wurde in Brüssel von der Hand gewiesen. Die provisorische Regierung erklärte, daß allein eine belgische Nationalversammlung das Schicksal Belgiens entscheiden könne, und

ordnete die Wahl einer solchen an. Zum zweiten Male versuchte der Prinz von Oranien die Mittlerrolle. Er verkündete, daß er den Belgiern das Recht zugestehe, als unabhängiges Volk seinen König selbst zu wählen, daß er sich als Wahlkandidat aufstelle, daß er sich an die Spitze der Bewegung stelle. Es war ein letzter, verzweifelter Versuch, Belgien dem Hause Oranien zu erhalten. Er scheiterte an dem Mißtrauen, das er bei den Belgiern wie bei den Holländern erregte.

Der belgische Nationalcongreß hielt am 10. Novbr. seine erste Sitzung In solchen Versammlungen pflegen Theoretiker, denen es auf den Ausbau einer Musterverfassung ankommt, die Oberhand zu behaupten. Vor einem solchen unpraktischen, streitsüchtigen, sich selbst zu Grunde richtenden Congreß wurde Belgien durch den gesunden Sinn seines Volkes und durch die Rathschläge seiner Priesterschaft bewahrt. Seine Beauftragten, welche die Revolution durch eine neue Ordnung zu befestigen hatten, beriethen weniger ihre Parteiansichten, als die geschichtlichen und die äußeren Verhältnisse des Landes. Diejenigen, welche mit de Potter eine Republik forderten, blieben in einer starken Minderheit. Mit 174 gegen 13 Stimmen wurde entschieden, daß Belgien eine constitutionelle Monarchie bilden werde. Ferner wählte der Congreß das Zweikammersystem und knüpfte die Wahlberechtigung an einen Census. Die erste Kammer machte man nicht zu einer Adelsversammlung, sondern zu einem Senat, in den aber, da zur Wahlfähigkeit die Entrichtung von mindestens tausend Gulden Steuer erfordert wurde, vorzugsweise der Adel eintreten mußte. Der Krone wurden trotz des Grundsatzes der Volkssouveränetät, den die Verfassung an ihre Spitze stellte, alle Rechte eingeräumt, welche nicht entbehrt werden können, wenn eine Regierung stark sein soll. Bei der Bestimmung der Grundrechte machten sich die Liberalen und Katholiken gegenseitige Zugeständnisse. Die Katholiken erhielten Unabhängigkeit der Kirche mit völliger Trennung derselben vom Staat, Unterrichtsfreiheit, Gestattung religiöser Vereine und Brüderschaften, die Liberalen Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Unabhängigkeit und Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten, ein beschränktes Versammlungsrecht, Garantien für das Eigenthum und die persönliche Freiheit, Selbstverwaltung der Gemeinden und Provinzen. Am 7. Februar 1831 war die Verfassung vollendet und wurde einstimmig angenommen.

Die äußeren Beziehungen wurden dadurch sehr günstig, daß Ludwig

Philipp, dessen persönliche Politik in diesem Punkte mit der öffentlichen Meinung der Franzosen zusammenfiel, dem jungen Staat Unabhängigkeit gewährleistete. Sowohl das französische Volk als sein König wollte sich in Belgien ein Vorland schaffen, und so friedlich Ludwig Philipp gesinnt war, würde er es doch auf einen allgemeinen Krieg haben ankommen lassen, ehe er eine gewaltsame Unterwerfung der Belgier unter die frühere Regierung geduldet hätte. Diese Versicherung erhielt bereits Gendebien, der zu Anfang des Oktobers 1830 als belgischer Bevollmächtigter nach Paris ging. Den Bemühungen des französischen Königs kam die Bitte Wilhelms I. entgegen, daß die Mächte des Wiener Friedens, Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich und England in London Berathungen eröffnen möchten, um über das künftige Schicksal Belgiens zu entscheiden. Die Verhandlungen begannen ohne Verzug, und man ließ bei ihnen nicht blos einen holländischen, sondern auch einen belgischen Bevollmächtigten zu. Gleich das erste Protokoll dieser Londoner Conferenz befahl den streitenden Parteien Waffenstillstand und zog eine vorläufige Grenzlinie.

Wer sollte aber die belgische Krone tragen? Im Nationalcongreß wurden drei Fürsten genannt, die in ihren Namen drei große Zeitepochen repräsentirten: Der Erzherzog Karl von Oesterreich, den das Andenken an das alte Verhältniß Belgiens zum Hause Habsburg und die unverwelklichen Lorbeeren seiner Schlachten empfahlen, der Herzog von Leuchtenberg, der Nachkomme von Eugen Beauharnais, und der Herzog von Nemours, zweiter Sohn des Königs von Frankreich. Die Candidatur des Herzogs von Nemours war von Ludwig Philipp selbst veranlaßt worden, jedoch nicht in der Absicht, seinem Sohne die Krone zuzuwenden, sondern damit der Herzog von Leuchtenberg, der als Napoleonide in der unmittelbaren Nähe der französischen Grenze gefährlich werden konnte, nicht gewählt werde. Am 3. Febr. 1831 stimmte der Nationalcongreß ab: Der Herzog von Nemours wurde gewählt. Nun schlug Ludwig Philipp, der seinen Zweck der Beseitigung des Herzogs von Leuchtenberg erreicht hatte, die Krone im Namen seines Sohnes aus. Den Herzog von Leuchtenberg erklärte die Londoner Conferenz als nicht zulässig, von dem Erzherzog Karl war man der Nichtannahme gewiß geworden, und somit mußte ein neuer Candidat aufgestellt werden. Man dachte an den Prinzen Leopold von Coburg, den sowohl sein Charakter, als seine Anhänglichkeit an englische Verfassungsgrundsätze empfahl. Der Prinz erklärte

sich zur Annahme der Krone bereit, der Congreß wählte ihn, und am 22. Juli 1831 hatte Belgien einen König. An diesem Tage hielt Leopold seinen feierlichen Einzug in Brüssel und beschwor die belgische Verfassung.

Es wurde im Anfang der Revolution der Versuch gemacht, die belgische Bewegung nach dem benachbarten Rheinpreußen weiter zu verpflanzen, doch die Pöbel- und Arbeiterunruhen, die in Verviers und Aachen ausbrachen, erreichten diesen Zweck nicht. Die Unruhestifter von Verviers zerstreuten sich auf das bloße, noch dazu falsche Gerücht hin, daß preußische Truppen im Anzuge seien, und in Aachen stellten die Bürger selbst die Ruhe wieder her. Die Aufstände, zu denen es in Deutschland kam, wurden durch einheimische Gebrechen und Mißstände hervorgerufen, wenngleich die Aufregung, welche die französische Revolution hervorrief, dabei eine wichtige Rolle spielte. Nur solche Staaten, welche die Zusage der Bundesakte hinsichtlich landständischer Verfassungen nicht erfüllt hatten, wurden durch den Sturm erschüttert. Daß die Bevölkerungen dieser Länder den Werth freier Staatsgrundgesetze so hoch geschätzt hätten, um sich zu einer Revolution fortreißen zu lassen, war nicht der Fall, wohl aber hatten sich in Mangel einer ständischen Controle Mißbräuche ausgebildet, welche zuletzt unerträglich geworden waren. Dies gilt von Kurhessen und Sachsen, wie von Hannover und Braunschweig. Was zunächst Hessen betrifft, so hatte dessen erster Kurfürst nach der Restauration bis an sein Lebensende die Fiction festgehalten, daß seine Regierung durch das Königreich Westphalen nie unterbrochen worden sei. In diesem Sinne handelte er, setzte alle Offiziere auf ihre Grade vor 1807 zurück, so daß Generale wieder Lieutenants wurden, führte den alten Druck des Landmanns wieder ein und beraubte die westphälischen Domainenkäufer ihres Besitzthums ohne alle Entschädigung. Sein Nachfolger, Wilhelm II., ließ die Verwaltung in eine Zerrüttung gerathen, die sich in der Erhöhung der Steuern bis zur Unerschwinglichkeit nur zu deutlich offenbarte, achtete die Unabhängigkeit der Gerichte nicht, führte auf die Veranlassung eines Drohbriefs, den ihm sein eigener Polizeidirector geschrieben haben soll, ein ebenso kostspieliges als belästigendes Spionirsystem ein und gab dem einfachen, frommen Volke durch ein unsittliches Verhältniß mit einer Maitresse, der Gräfin Reichenbach, das seine Gemahlin und seinen Sohn aus dem Lande trieb, ein schweres Aergerniß. Die Unzufriedenheit, die durch dieses Alles entstanden war, machte sich am 6. September 1830 Luft. Die Unruhen, die an diesem Tage in Cassel aus-

brachen, wiederholten sich so lange, bis der Kurfürst am 15. September einwilligte, die Landstände zu berufen. Am 16. Oktober kamen diese zusammen und vereinbarten mit der Regierung ein Staatsgrundgesetz, dessen Freisinnigkeit die kühnsten Hoffnungen verwirklichte. Der Inhalt desselben bestimmte, daß Kurhessen nur eine Kammer haben sollte, deren Mitglieder aus den Prinzen, den Standesherren, den Abgeordneten der Ritterschaft, 16 Bürgern und ebenso vielen Bauern gebildet würden. Die Verfassung verordnete ferner unmittelbare Wahlen, legte der Hälfte der Abgeordneten keinen Vermögensnachweis auf, sprach die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung aus und gab die Rechte und Garantien, welche man in modernen Constitutionen gewöhnlich findet. Am 5. Januar 1831 unterzeichnete der Kurfürst die Urkunde, am 8. wurde sie öffentlich bekannt gemacht und beschworen. Trotzdem wurde die Ordnung noch einmal gestört, und zwar durch Umtriebe, die nicht vom Volk und am wenigsten von der liberalen Partei ausgegangen sein sollen. Im November des vorigen Jahres war die Gräfin Reichenbach genöthigt worden, Hessen zu verlassen, im Januar 1831 kehrte sie nach Wilhelmshöhe zurück. Ein neuer Auflauf, bei dem die Truppen eine unverkennbare Hinneigung zu den Ruhestörern zeigten, zwang sie abermals, aus dem Lande zu gehen. Dieser Vorfall verleidete dem Kurfürsten den Aufenthalt in der Residenz so sehr, daß er sie verließ und sich zunächst nach Hanau begab. Er betrat nie wieder die Stadt, in der man, „nachdem er den Volkswünschen alle Opfer gebracht, seinen die Landesinteressen keineswegs berührenden Privatneigungen Gewalt angethan hatte.“ Um die Freiheit zu gewinnen, das Land verlassen zu dürfen, was die Verfassung dem Regenten untersagte, ernannte er am 10. September 1831 seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten und beauftragte ihn mit der ausschließlichen Leitung der Regierungsgeschäfte.

Sachsen hätte fordern dürfen, daß die Schmälerung des Landes um die Hälfte seines Umfangs durch die sorgsamste Regierung wenigstens theilweise ausgeglichen werde. Die Regierung that dies so wenig, daß sie vielmehr die wichtigsten Interessen vernachlässigte. „Weder die Verfassung, noch die Verwaltungseinrichtungen waren den Ansichten und den Bedürfnissen der Zeit angemessen, letztere namentlich zu schwerfällig und verwickelt; die Justiz langsam, kostspielig, ohne recht kräftige Einheit der Leitung; das Abgabenwesen auf der Seite der hohen und ungleichen Grundsteuern und der Accise sehr

mangelhaft und der ganze Haushalt durch die Trennung in Kammer und Steuer erschwert; der Landmann überhaupt durch die hohen Abgaben, die er neben starken Frohnden, Zehnten und andern Reallasten zu tragen hatte, schwergedrückt und eben dadurch, wie überhaupt durch die Starrheit aller Verhältnisse auf diesem Felde, der höhere Aufschwung des Landbaues behindert; vor Allem das städtische Gemeinwesen ein Gegenstand großer Beschwerden, da es zwar Selbständigkeit der Gemeinden bewahrte, ihren Vorstehern große Rechte gab und die Zusammensetzung dieser Behörden auf die Handhabung dieser Rechte berechnete, dafür aber auch darauf hinführte, daß diese Rechte mehr im Interesse der Magistrate als der Bürger gehandhabt wurden, jedenfalls ein Einfluß der Bürger auf diese Vorstände und ein lebendiger Zusammenhang zwischen beiden nirgends stattfand, an vielen Orten aber zahlreiche Gebrechen und Mißbräuche, namentlich in der finanziellen Verwaltung, sich einstellten; über die Begünstigung des Adels und sonstige im Staatsdienste vorkommende Uebelstände klagte auch der dem Staatsdienste gewidmete Bürgerstand." (Bülau.)

Bis 1830 hatten die Landstände über diese Mißstände meistentheils geschwiegen, als sie zu Anfang dieses Jahres zusammentraten, erhoben sie Beschwerden. Unruhige Scenen in Dresden und Leipzig, die ersteren durch Beschränkungen der Reformationsfeier, die letztern durch den Haß gegen einen willkürlichen Polizeipräsidenten hervorgerufen, waren neue Anzeichen der veränderten Volksstimmung. Ernstere Ausbrüche, aber auch diese anfangs ohne politische Tendenz, erfolgten in beiden Städten nach der Julirevolution. In Dresden zerstörten die Aufrührer, welche hier keineswegs aus Leuten der untern Classen bestanden, im Rathhause wie im Polizeigebäude alle ihnen erreichbare Acten und zwangen sogar die Truppen zum Abzuge, da den letztern das Feuern auf das bestimmteste untersagt worden war. Indem die Regierung am nächsten Tage einen Ausschuß, in dem der allgemein beliebte Prinz Friedrich den Vorsitz führte, zur Untersuchung der Beschwerden niedersetzte, erkannte sie an, daß nicht Alles gewesen wäre, wie es hätte sein sollen. Inzwischen hatten sich die Unruhen über einen großen Theil des Landes ausgedehnt, und die Regierung war durch zahlreich einlaufende Bittschriften belehrt worden, was eigentlich die Bevölkerung drückte. Sie lenkte ein; Prinz Friedrich wurde zum Mitregenten ernannt, der Minister Graf Einsiedel, der vielleicht den König über die Lage des Landes nicht getäuscht hatte, sondern

selbst getäuscht worden war (er entschuldigte sich damit), durch Bernhard von Lindenau, einen der einsichtigsten und wohlwollendsten der deutschen Staatsmänner, ersetzt. Die Repräsentativverfassung, welche die Regierung in Aussicht stellte, wurde mit den einberufenen Ständen berathen und am 4. September 1831 feierlich verkündigt. Sie nahm die Grundsätze der ältern Verfassungen des deutschen Südens in sich auf: Verantwortlichkeit der Minister, Freiheit des Gewissens und der Presse, gleiche Berechtigung aller Unterthanen zu Aemtern, Gleichheit der Besteuerung, Schutz der Person und des Eigenthums. Die Stände wurden in zwei Kammern vertheilt, in die erste die königlichen Prinzen, die Standesherren, zwei Vertreter der Wissenschaft und der protestantischen, einer der katholischen Geistlichkeit, zwölf von ihren Standesgenossen, zehn vom König gewählte Rittergutsbesitzer, die Vorsteher von Leipzig, Dresden und von sechs andern durch den König zu bezeichnenden Städten, in die zweite Kammer 5 Vertreter des Handels- und Fabrikstandes, 20 Abgeordnete der Rittergutsbesitzer, 25 Abgeordnete der Städte und 25 Abgeordnete des Bauernstandes berufen. Für beide Kammern wurde öffentliche Berathung angeordnet.

Das kleine Herzogthum Braunschweig hatte seit mehreren Jahren viel von sich reden gemacht und oft die politische Stille allein unterbrochen. Sein Herzog Karl, ein Sohn des durch seinen kühnen Zug mitten durch Deutschland und durch seinen Heldentod bei Waterloo berühmten Friedrich Wilhelms von Oels, war ein eben so kleinlicher als leidenschaftlicher Mann, argwöhnisch, herrisch, zu Quälereien geneigt und neidisch. In seiner Erziehung vernachlässigt — absichtlich, wie er in mehreren Schriften wiederholt hat — führte er die Regierung nach Laune, umgab sich mit Abenteurern, die ihm zu schmeicheln verstanden, haderte mit seinen Ständen, die er bald zu berufen unterließ, beleidigte seinen ehemaligen Vormund, den König von England, mißhandelte seine Beamten und Offiziere. Der deutsche Bund hatte ihm bereits mit Zwangsmaßregeln gedroht, als Herzog Karl, durch die Julitage aus Paris vertrieben, nach Braunschweig zurückkehrte. Er trieb es dort ärger denn je und ermunterte gleichzeitig durch Zeichen von Furchtsamkeit, die er gab und hintendrein durch Prahlereien zu verdecken suchte, die Unzufriedenen zu verwegenen Unternehmungen. Man machte den Plan, diese Furchtsamkeit so zu steigern, daß sich der Herzog durch sie zur Flucht verleiten lasse. Am 6. September Abends, als er das Theater verließ, warfen sich Unbekannte,

die sich am Ausgang aufgestellt hatten, auf seinen Wagen und rissen einen Einsteigenden, der aber nicht der Herzog, sondern einer seiner Begleiter war, zu Boden. Ihn selbst rettete die Geschicklichkeit seines Kutschers vor den verfolgenden Kerlen, aber der Anfall hatte doch seinen Zweck erreicht: der Herzog war völlig muthlos geworden. Selbst in der Mitte seiner Truppen, die er dicht um sein Schloß zusammenzog, hielt er sich nicht mehr sicher. Ohne daß noch ein Angriff erfolgt wäre, wich er den Pöbelmassen, die sich am nächsten Abend schreiend und pfeifend um das Schloß drängten. Man hatte in ihm die Hoffnung erweckt, daß eine kürzere Abwesenheit die alte Ruhe zurückführen werde. Kaum hatte er das Schloß in sicherem Geleit verlassen, so drang ein mit Zündstoffen versehener Haufen in einen unbewacht gelassenen Flügel ein, und der Herzog sah noch von einem nahen Dorfe die aufschlagenden Flammen. Sein Bruder, der von Berlin herbeieilte, übernahm die Regierung, erst vorläufig, dann nach dem Beschluß der Agnaten definitiv. Die Verwandten erklärten den Herzog Karl für regierungsunfähig, und der deutsche Bund adoptirte diese Ansicht. Die Handlungsweise des vertriebenen Herzogs ließ bald über die Richtigkeit der Erklärung keinen Zweifel mehr. Früher tyrannisch bis zur Grausamkeit, trat er plötzlich als demokratischer Volksmann auf und gab Verheißungen, die aus einen Demagogen-Programm abgeschrieben zu sein schienen: keine Soldaten mehr, Steuern blos für die Reichen, Vertheilung des Vermögens der Hochverräther unter das Volk u. s. w. Als er glaubte, daß die Proclamationen, in denen diese schönen Sachen enthalten waren, ihre Wirkung gethan haben würden, machte er sich zur Eroberung seines Herzogthums auf den Weg, warb mit Geld und Branntwein eine Anzahl Proletarier und Wildschützen des Harzes und rückte mit diesem zerlumpten Heere an die Grenze. Aber gegenüber waren Bürgergarden und Soldaten aufgestellt, und da der den Befehl führende Offizier mit Feuern drohte, so unterblieb der Eroberungszug. Ohne von dieser Seite ferner ernstlich beunruhigt zu werden, vereinbarte Herzog Wilhelm mit den alten Ständen eine Verfassung und leitete die Verwaltung in den ordnungsmäßigen, seit 1826 unterbrochen gewesenen Gang zurück.

Hatte Braunschweig durch einen unruhigen, willkürlich in Alles eingreifenden Fürsten zu leiden gehabt, so war dagegen in Hannover die Klage, daß der Monarch alles seinen Gang gehen lasse. Georg IV. lebte in London und eben dort befand sich sein hannoverscher Minister Graf Münster,

ein wenn auch aristokratischer, doch wohlwollender und unterrichteter Mann. Georg und sein Minister hatten die Zustände von 1803 wieder hergestellt, bei denen sich das Land wohl befunden hatte. Damals waren aber wohlwollende Beamte für die Milderung der Uebelstände in den Gesetzen bedacht gewesen, und solche Beamte fehlten jetzt, während jene Mißverhältnisse, die Zehnten, Frohnden, Lehnsgefälle und andere Lasten, nachdem sie in der westphälischen Zeit abgeschafft gewesen waren, doppelt schwer empfunden wurden. Drangen Klagen bis London, was selten einmal geschah, so fanden sie kein Gehör, denn sie kamen nicht von den Ständen, den allein berechtigten Organen der Volksstimmung, die aber in Hannover so beschaffen waren, daß sie, fast durchgehends Adelige oder Beamte, von den Mißbräuchen gerade den meisten Nutzen zogen. Die Julirevolution mußte kommen, um die wirklichen Verhältnisse aufzudecken. Eine Schrift des Advocaten König in Osterode, „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung,“ deren Veröffentlichung Andere ohne des Verfassers Zuthun unternahmen, verbreitete sich in Tausenden von Exemplaren über das Land. Sie enthielt einseitige Darstellungen, Unrichtigkeiten, Gehässigkeiten, aber im Ganzen war doch wahr, was König sagte: „Das Ministerium des Grafen Münster, welcher die Hannoveraner seit sechszehn Jahren unumschränkt und willkürlich regiert, hat uns schmählicher Weise in die Leibeigenschaft zurückgeworfen; das Lehnswesen, die Zehnten, Frohnden, Bannal- und Zwangsrechte wieder hergestellt; es hat ferner den Domainen die Staatskassen geraubt, die Einkünfte aus den Posten, Bergwerken, Salinen, Waldungen, den Mühlen, Eisen- und Kupferhütten als ein Privatgut des Regenten an sich gerissen, die Bürgerlichen aus den hohen Staatsämtern verdrängt, die Beamten wieder auf eine dreimonatliche Kündigung gesetzt, um sie willkürlich aus dem Staatsdienst entlassen zu können; den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und Verkehr mit unerschwinglichen Steuern und Abgaben belastet, die Presse durch eine furchtbare Censur gefesselt und den Schwung der Wissenschaften und Künste gelähmt.“

Die Bewegung, welche darauf in Osterode entstand, wurde durch die Auflösung der dortigen Bürgergarde und durch die Verhaftung Königs im Keime erstickt. Die Regierung wollte nun auch in Göttingen zu Verhaftungen schreiten, als ihr ein förmlicher Aufstand der Universitätsstadt zuvorkam. Es waren mehrere Privatdocenten, Bürger und Studenten, welche dort zu

den Waffen riefen. Die Gelehrten, jugendliche Theoretiker von leichtsinnigem und leidenschaftlichem Charakter, dachten an nichts Geringeres, als ein Signal zu einer allgemeinen deutschen Schilderhebung zu geben, die Bürger hatten Verbesserungen ihrer städtischen Verwaltung im Sinn, von den Studenten schlossen sich die meisten aus Lust am Unfug an. Ein solcher Aufstand war von vorn herein zum Untergange verurtheilt. Die Bürger, deren Sache es gewesen wäre, dem Unternehmen Halt zu verschaffen, schraken, so wie die erste Aufregung vorüber war, vor ihrer eigenen That zurück und dachten an nichts mehr, als ihre Schuld durch die Ablehnung jeder weitern revolutionairen Maßregel zu mildern. Sie wiesen den Zuzug der Bauern aus den Bergen zurück, untersagten den Studenten die Wegnahme eines in nächster Nähe vorüberfahrenden Geschützzugs und erwarteten thatenlos das anrückende Militair. Die Einnahme Göttingens kostete dem General von dem Busche nicht einen Tropfen Blut.

Nicht dieser Aufstand, wohl aber die ruhigen Berathungen, die Bürger und Bauern im Osnabrückschen Lande über die Lage des Landes pflogen, überzeugten die Regierung von der Nothwendigkeit einer Aenderung. Die Thronrede, mit der am 7. März 1831 die Sitzung der Landstände eröffnet wurde, gab zu, daß Verbesserungen eintreten müßten, und versicherte die Bereitwilligkeit der Regierung, zu einer Umänderung der Verfassung die Hände zu bieten. Die Stände, deren Mitglieder größtentheils andere geworden waren, bezeichneten nun die Richtung, in der sie ein Vorangehen der Regierung erwarteten. Zwar leistete die erste Kammer gegen einzelne der Forderungen einen längeren Widerstand, allein die Verfassung vom 26. September 1833, mit der diese Widersprüche ihren Abschluß fanden, nahm doch die Bestimmungen in sich auf, welche zur Begründung eines constitutionellen Staatslebens erfordert werden.

Das politische Resultat aller dieser Bewegungen war, daß die Staaten des westlichen Deutschlands mit geringen Ausnahmen zu constitutionellen wurden. Das ständische Princip verschwand mithin gerade in der Staatengruppe, welche das rührigste Leben in sich schließt. Noch höher muß angeschlagen werden, daß die Regierungen durch ihr wohlverstandenes Interesse veranlaßt wurden, die Verhältnisse zu beseitigen, in denen sie die Hauptanreize der Bewegungen erkannt hatten. Ueberall, wo es noch Frohnden und andere bäuerliche Lasten gab, erließ man Ablösungsgesetze, die dem Ver-

pflichteten große Erleichterungen gewährten, ohne den Berechtigten empfindlich zu verletzen. Jetzt erst wurde der Bauernstand zu einem freien und konnte, von entwürdigenden Pflichten befreit, gebildete Landwirthe in sich aufnehmen. Noch ein Zweites hatten die Aufstände enthüllt: daß die Bevölkerung, die sich mit der Politik am wenigsten befasse, in der Zollgesetzgebung ihren Todfeind erkenne. Zu Hunderten waren Schlagbäume und Zollhäuser zerstört worden, und das Militair hatte am häufigsten nach den Grenzgebieten, deren Bevölkerung die Straße nach dem Nachbarlande versperrt wurde, entsendet werden müssen. Die Handelsverhältnisse fanden nach dieser Lehre die eingehende Beurtheilung, welche List mit aller seiner Agitation ihnen nicht hatte verschaffen können.

Als die verbündeten Mächte die Schweiz bei ihren Restaurationen unterstützten, hatten sie es nicht so gemeint, daß sich von nun an kleine städtische und Familieninteressen breit machen dürften. Dies geschah indessen fast aller Orten. Die Hauptstädte der Cantone legten sich die stärkste Vertretung in den gesetzgebenden Versammlungen (großen Räthen) bei und halfen dazu, daß die Regierungen (kleinen Räthe) von der Beistimmung und Controle der großen Räthe so gut wie unabhängig wurden. Die meisten Verfassungen waren ein Hohn gegen den Namen freier Gemeindewesen, die gesetzgebende Versammlung ergänzte sich theils selbst, theils wurde sie von den reichsten Bürgern der Hauptstadt durch Wahl gebildet. Vier Cantone, Bern, Freiburg, Neuenburg und Luzern, hatten sogar auf Lebenszeit gewählte große Räthe, und in dreien derselben, Bern, Luzern und Freiburg, war die Regierung in dem ausschließlichen Besitz der patrizischen Geschlechter. In Bern, wo der große Rath 299 Mitglieder zählte, gehörten 200 derselben der Hauptstadt an, und die Mehrzahl der übrigen ernannte der große Rath selbst. Die Stadt Basel nahm 90 der Repräsentanten für sich und ließ der Landschaft nur 60, im großen Rath zu Freiburg saßen 90 Patrizier neben 36 Bürgerlichen, in Luzern war die Abgeordnetenzahl zwischen dem Hauptorte und dem ganzen übrigen Canton gleich getheilt, und so ähnlich in den andern Staaten. Von der Finanzverwaltung abgesehen, welche gewöhnlich den Glanzpunkt bildete, waren die öffentlichen Angelegenheiten unter diesem System städtischer und patrizischer Herrschaft schlecht bestellt. Die Staatsämter wurden nach Gunst besetzt, was insbesondere auf die Rechtspflege den traurigsten Einfluß übte, nothwendige Verbesserungen als Neuerungen verworfen, mißtrauische, kleinliche

Maßregeln als Heilmittel gegen den schlechten Zeitgeist anempfohlen und angenommen.

Die Opposition gegen dieses System hatte zwei einander feindliche und nur zufällig verbündete Bestandtheile. Die eine Hälfte bildeten die vermögenden Landleute, als Dorfmagnaten von den Patriziern und gelegentlich auch von ihren eigenen Bundesgenossen verhöhnt, derbe, durch Erfahrung und Beobachtung gebildete Schweizer alten Schlags von echt conservativer Gesinnung, welche die Theilnahme an der Regierung und Gesetzgebung, die sie als ihr Recht forderten, zur Befestigung der Sitten der Altvordern zu benutzen gedachten. Die zweite Hälfte bildeten die Jungschweizer, moderne Liberale mit einem gewissen ausländischen Anflug, die in jedem Canton ein Vorbild wahrer Demokratie und in der Gesammtverfassung ein Muster verständiger Centralisation schaffen wollten. Diese letztere Partei, deren Stärke in ihren geistreichen Führern und in ihrer eigenen Rührigkeit lag, wirkte, obgleich sie die Presse durchaus nicht vernachlässigte, am kräftigsten durch große Vereine. Sie hatte deren drei: den Zofinger Verein, eine Nachbildung der deutschen Burschenschaft, die helvetische Gesellschaft, den Mittelpunkt der Schriftsteller und Gelehrten, und die Schützengesellschaft. Die letztere veranstaltete jährliche Schützenfeste, bald an diesem, bald an jenem Orte, die von dem Mittelstande der Städte und den Landleuten zahlreich besucht wurden. Am Tage übte man sich mit dem vaterländischen Stutzen, der Abend vereinigte die Theilnehmer zu fröhlichen Gelagen, deren Würze patriotische Reden waren. Der Bürger und Bauer, der, jeder politische Parteinahme fremd, diese Feste häufiger besuchte, wurde unmerklich in die liberalen Kreise hineingezogen, und so wurden die Schützenfeste zu einer weit und sicher wirkenden Propaganda der Jungschweiz.

1823, in welchem Jahre die Tagsatzung die Censur einführte, erreichte die Patrizier-Herrschaft ihren Höhenpunkt; von da an verlor sie Boden. Appenzell, Innerrhoden, Luzern und Zürich gaben dem Andrängen auf Verfassungsänderungen nach, und diese Cantone wie mehrere andere schafften auch, von der Tagsatzung dazu ermächtigt, die Censur ab, worauf in Zürich und Appenzell mehrere liberale Parteiblätter entstanden, die eine Reform der gesammten schweizerischen Zustände als ihr Ziel verfolgten. Im Juni 1830 gab sich Tessin eine Verfassung, die radicalste von allen zur Zeit in der Schweiz bestehenden. Die französische Julirevolution konnte also in der

Schweiz nicht die erste Anregung geben, wohl aber leistete sie den liberalen Bestrebungen Vorschub. Die große Mehrzahl der Cantone regte Verfassungsänderungen an, auch die, wo bereits ein Anfang damit gemacht war, geriethen aufs Neue in Bewegung, um durchgreifender zu reformiren. In Zürich, Thurgau, St. Gallen, Solothurn, Luzern, Freiburg, Waadt, Schaffhausen kamen die neue Verfassungen ohne materiellen Widerstand der Regierungen zu Stande, wenn auch die letzteren es hie und da bis zu einem bewaffneten Zuge der Landschaft gegen die Stadt kommen ließen. Der kleine Rath von Aargau gab nicht eher nach, als nachdem in einem Gefechte bei Lenzburg Blut geflossen war. Am längsten dauerte der Verfassungskampf in Bern. Ein Gefecht bei Nidau, in dem die Truppen des kleinen Raths zurückgeworfen wurden, das Scheitern des Plans, die verjagten Schweizergarden Karl's X. in Sold zu nehmen, der Abfall des größten Theils der Hauptstadt — dies Alles genügte nicht, die Machthaber zum Rücktritt zu bewegen. Als das Volk einen Verfassungsrath ernannt, dieser eine Verfassung entworfen und der ganze Canton dieselbe in Gemeindeversammlungen angenommen hatte, da endlich legten die Berner Patrizier ihre Aemter nieder. Stürmischer und blutiger als irgend wo gestalteten sich die Verfassungsstreitigkeiten in Basel, um endlich, nachdem die Parteien sich auf mehreren Schlachtfeldern gemessen hatten, zu der Trennung von Stadt und Land zu führen.

Obgleich die neuen Verfassungen in Einzelnheiten von einander abwichen, stimmten sie doch in den Grundzügen überein. Die Bevorzugungen der adeligen Geschlechter, der Städte fielen überall weg, und in einigen Cantonen beseitigte man sogar das Vorrecht des Vermögens, indem man die Wählbarkeit und das Wahlrecht an keinen Geldbesitz knüpfte. Den großen Räthen gab man die Ernennung des kleinen Raths und des höchsten Gerichtshofs, die gesetzgebende Gewalt, das Steuerbewilligungsrecht, die Aufsicht über den Staatshaushalt, das Recht über Krieg und Frieden, das freilich in einem Lande, dem die Großmächte eine ewige Neutralität bewilligt hatten, wenig Bedeutung besaß. Als Grundrechte wurden anerkannt Preßfreiheit, Petitionsrecht, Vereinsrecht, Schutz der persönlichen Freiheit und des Eigenthums, gleiche Besteurung und Militairpflicht, Freizügigkeit, Freiheit des Handels und der Gewerbe, Verantwortlichkeit der Beamten u. a. m. Die alten Verfassungen blieben in Kraft theilweise in Wallis, ganz in Zug, Graubündten, Glarus, Appenzell, Uri, Unterwalden, Neuenburg und Genf. Ein Versuch

Neuenburgs, sich der Souverainetät des Königs von Preußen zu entziehen, wurde von der Tagsatzung vereitelt.

Die revolutionairen Bewegungen der Schweiz hatten keine andere als eine untergeordnete Bedeutung. Viel bedrohlicher für die europäischen Staatenordnungen wurden die Unruhen, welche in Italien zum Ausbruch kamen. In der Halbinsel des Apennins war nämlich noch immer die Carbonaria thätig, von der man wußte, daß sie alle italienischen Regierungen und namentlich die österreichische, dem Untergange bestimmt habe. Der Hauptvereinigungspunkt des Geheimbundes war gegenwärtig der Kirchenstaat, im Süden und Norden hatten ihn die Verfolgungen von 1822 unheilbar geschwächt. An einem einzigen Tage wurden in Ravenna von dem Cardinal Rivarola 508 Carbonari zu mehr oder weniger harten Strafen verurtheilt (31. August 1825), und doch dauerten die Verschwörungen ununterbrochen bis zur Julirevolution fort. Ein bestimmtes, allgemein anerkanntes Ziel hatten die Carbonari nicht, als jene Umwälzung sie überraschte. Einige wollten die französische, Andere die spanische Verfassung, diese waren Föderalisten, jene Unitarier, und nur darin stimmten alle überein, daß das Bestehende zerstört werden müsse.

In der Romagna ging die Sage, daß Franz IV., Herzog von Modena, eine italienische Schilderhebung begünstigen werde. Mag dieses nun eines jener Gerüchte sein, welche von Unzufriedenen als ihren Wünschen entsprechend leichtgläubig angenommen werden, mag der Herzog wirklich, wie später ein unglücklicherer Fürst Italiens, ehrgeizige Pläne gehabt haben, oder mag er, um die in seinem Staate bestehende Verschwörung vollständig kennen zu lernen, scheinbar auf die Ansichten der Carbonari eingegangen sein, gewiß ist wenigstens, daß er das Oberhaupt derselben, Ciro Menotti, eine Zeitlang offen begünstigte. Plötzlich ließ er aber das Haus Menotti's mit Soldaten umstellen und alle darin Versammelten gefangen nehmen. Dies geschah am 3. Februar 1831, am 4. desselben Monats wiegelten die Liberalen das nahe Bologna auf. Die päpstlichen Soldaten vereinigten sich entweder mit den Aufrührern, oder ließen sie gewähren, der Legat Clarelli unterzeichnete ein Decret, das die Ernennung einer provisorischen Regierung und die Errichtung einer Nationalgarde genehmigte. Am nächsten Tage wurden die päpstlichen Wappen heruntergerissen und die dreifarbige italienische Fahne aufgepflanzt. Von Tage zu Tage pflanzte sich der Aufruhr in der Romagna, den untern Provinzen fort und griff nach den benachbarten kleineren Staaten hinüber, so

daß der Herzog von Modena und die Herzogin von Parma genöthigt wurden, die Flucht zu ergreifen.

Der päpstliche Stuhl hatte seit dem 30. November 1830, dem Todestage Pius VIII., leer gestanden. Während die Verschwörung im Kirchenstaate umschlich, hatten die im Conclave eingeschlossenen Cardinäle sich endlos mit einer neuen Wahl beschäftigt und waren zuletzt nur durch die Nachricht von einer in Rom selbst entstandenen, übrigens unbedeutenden Bewegung zu einem raschen Entschlusse getrieben worden. Ihre Wahl hatte den Cardinal Mauro Cappellari von Belluno getroffen, einen General der Camaldulenser, einen Mann des Klosters und der Kirche, der als gelehrter Theolog und als kirchlicher Schriftsteller in Ruf stand, in der Politik und in der Regierungskunst aber ein Neuling war. Er war seit dem 2. Februar 1831 mit der dreifachen Krone geschmückt. Die Ungewißheit, welcher Richtung der neue Papst zuneigen werde, mochte zu der Schlaffheit beitragen, mit der die Behörden dem wachsenden Aufstande zusahen. Die öffentlichen Beamten, Prälaten, Laien und Militairs, bewiesen sich als untreu, feig oder träge. Daß vor den Mauern von Forli einige Flintenschüsse gewechselt wurden, muß als ein Mißverständniß betrachtet werden; die tapfere Stadt beeilte sich nachher um so mehr, mit der Revolution ihren Frieden zu schließen. Zu Ancona übergab der Befehlshaber die Festung an einen zusammengelaufenen Haufen junger Leute, welche nicht einmal ordentlich bewaffnet waren, an andern Orten machten sich die Befehlshaber der Truppen selbst zu den Anführern des Aufstandes, während die Statthalter, Magistrate und Richter sich zurückzogen, oder um Bestätigung in ihren Aemtern baten. Rieti war die einzige Stadt, die ihre Thore schloß, und hier war es ein Geistlicher, der Bischof Gabriel Ferretti, der den männlichen Entschluß hervorrief. Die Aufständischen ihrerseits traten auf, als ob sie eine Theaterrevolution darstellten. Paraden von Nationalgarden, das Umhertragen dreifarbiger Fahnen, festliche Beleuchtungen, patriotische Gelage, pomphafte Reden, das war ihre Thätigkeit. Sie vertrauten auf das Prinzip der Nichteinmischung, das auf der französischen Rednerbühne zur Basis eines neuen Völkerrechts erklärt worden war, und glaubten alles vollbracht zu haben, als sie nach Bologna eine verfassunggebende Versammlung einberiefen, welche am 26. Februar die Vereinigung der römischen Provinzen, die Trennung der gesetzgebenden, richterlichen und ausübenden Gewalt aussprach und den Advocaten Vicini zum Ministerpräsidenten ernannte. Vicini

war derselbe, welcher am 8. Februar das faktische und rechtliche Erlöschen der weltlichen Macht des Papstes für alle Zeiten proclamirt hatte.

In Rom waren so wenig Mittel des Widerstandes vorhanden, daß ein kühner Handstreich die ewige Stadt in den Besitz der Aufständischen gebracht haben würde. Gregor XVI. mußte seine Regierung damit beginnen, auswärtige Hülfe anzurufen. Oesterreich war so glücklich gewesen, von allen Revolutionen des Jahres gar nicht berührt zu werden, und konnte daher Truppen über die Grenzen schicken. Am 25. Februar überraschten 800 Oesterreicher der Besatzung von Piacenza, Fußvolk und Reiterei, die geringen Streitkräfte, welche die provisorische Regierung von Parma im Lager von Firenzuola vereinigt hatte. Das Herzogthum Parma, das Herzogthum Modena, die sogenannten vereinigten Provinzen des römischen Staats regierten sich nicht blos als getrennte Staaten, sondern befolgten auch die naive Politik, ihre Streitkräfte gesondert zu halten und sich gegenseitig nicht zu unterstützen, um ihrerseits den Grundsatz der Nichteinmischung zu achten, von dem sie das Heil erwarteten. Der General Zucchi, der Modena vertheidigen wollte, aber nur einen geordneten Rückzug zu bewerkstelligen vermochte, wurde an der römischen Grenze aufgefordert, seine Truppen zu entwaffnen. Erst als die Oesterreicher, die inzwischen Verstärkungen erhalten hatten, einmarschirten, ohne sich von dem Zauberspruch der Nichteinmischung abschrecken zu lassen, gaben die Romagnolen den Unsinn auf und öffneten den Modenesen ihre Reihen. Zucchi übernahm den Oberbefehl über das Revolutionsheer. Der größte Theil desselben bestand aus Freiwilligen, ein kleiner Kern aus Linientruppen, Reiter gab es wenig, Artillerie fast gar nicht. Zucchi räumte Bologna und zog sich auf Rimini zurück, das er mit der vorwärts liegenden Stellung von Cattolica besetzte. Am 25. März erschienen die Oesterreicher unter Geppert, 5000 Fußsoldaten und 500 Reiter mit vier Geschützen. Der Kampf um die Stellung von Cattolica begann um drei Uhr Nachmittags und spann sich bis zur Nacht fort. Zucchi gewann durch den tapfern Widerstand seiner Vortruppen Zeit, seinen Rückzug nach Ancona, wo er den eigentlichen Kampf beginnen wollte, fortzusetzen. Im Gefolge der provisorischen Regierung befand sich als Gefangener der Cardinal Benvenuti, der auf einer Friedensmission, die ihm Gregor XVI. nach den Legationen aufgetragen hatte, in die Hände der Aufständischen gefallen war. Die Mitglieder der Regierung knüpften unterwegs mit ihm Unterhandlungen an und schlossen einen Vertrag,

der ihnen gegen ihr Versprechen, die Waffen zu strecken, eine Amnestie und für die am schwersten Blosgestellten ungehinderte Abreise ins Ausland sicherte. Darauf trennten sich die bewaffneten Abtheilungen und Ancona zog die dreifarbige Fahne ein. Die Oesterreicher waren an diesen Vertrag nicht gebunden. Sie zogen in Ancona ein und schickten den zur See geflüchteten Führern ein Kriegsschiff nach, das jene einholte und zu Gefangenen machte. Auch der Papst hielt sich an einen Vertrag nicht gebunden, den ein Gefangener ohne Vollmacht abgeschlossen hatte.

Der Aufstand der Romagna hatte wenigstens die Folge, auf eine Menge Mißbräuche in den Gesetzen und der Verwaltung aufmerksam zu machen. Da der Papst keine Neigung verrieth, die nöthigen Reformen anzuordnen, so richteten die Gesandten der fünf Großmächte am 10. Mai ein Memorandum an die päpstliche Curie, in dem sie Vorschläge zu Verbesserungen machten. In der rücksichtsvollen diplomatischen Sprache machten die Vertreter der großen Mächte aufmerksam, wie sehr die geographische Lage und die Stellung des Kirchenstaats in der europäischen Gesellschaft die Gründung einer festen Ordnung nöthig machten. Die organische Erklärung, die man dem heiligen Vater vorschlage, müsse auf zwei vitalen Grundsätzen beruhen, auf der Ausführung von Verbesserungen nicht blos in den abgefallenen Provinzen, sondern auch in den treu gebliebenen und in der Hauptstadt, ferner auf der allgemeinen Zulassung der Laien zu richterlichen und Verwaltungs-Aemtern. Die Verbesserungen müßten vor allem das richterliche System und die Verwaltung der Gemeinden und Provinzen betreffen. Die Justizpflege rufe „sehr allgemeine Klagen“ hervor, deren Abhülfe am besten durch die Erfüllungen der 1816 gemachten Versprechungen zu bewerkstelligen sei. Was die Gemeindeverwaltung betreffe, so müsse die Gewährung des Wahlrechts an die Gemeinden und die Ausstattung der Behörden mit den erforderlichen Befugnissen die Basis der Reform sein. Die Errichtung von Provinzialräthen empfehle sich zur Vereinfachung der Provinzialverwaltung, zur Vertheilung der Abgaben, zur Aufklärung der Regierung über die wahren Bedürfnisse der Provinzen. Man könne den Provinzialrath permanent machen, oder auch aus den Gemeindeverwaltungen eine weniger zahlreiche Versammlung bilden. Die große Wichtigkeit eines regelmäßigen Zustandes der Finanzen und einer befriedigenden Regelung der öffentlichen Schuld, die dem Credit die wünschenswerthe Garantie ertheile und die Vermehrung der Hülfsquellen der Regierung

gestatte, fordere gebieterisch die Errichtung eines obersten Rechnungshofs, der jeden Verwaltungszweig beaufsichtige, das Schuldenwesen unter seine Obhut nehme und mit den dazu erforderlichen Vollmachten ausgestattet werde. Es würde rathsam sein, diese Behörde theils aus päpstlichen Beamten, theils aus Personen der neuen städtischen Behörden zusammenzusetzen. Je unabhängiger dieser Rechnungshof werde und je mehr er das Gepräge einer innigen Verbindung des Souverains mit dem Volke trage, um so mehr werde er der allgemeinen Erwartung entsprechen.

Die päpstliche Regierung befolgte nur den kleineren Theil der diplomatischen Rathschläge. Sie erließ eine Amnestie, von der aber achtunddreißig Namen (Orioli, Mamiani, Armandi, Ferretti, Sercognani, Vicini u. a. m.) ausgenommen wurden, und stellte die Begnadigten unter eine drückende polizeiliche Aufsicht. Die Zulassung von Laien zu den Staatsämtern beschränkte sich auf die Ernennung von einigen Statthaltern in den Provinzen, die aber, wie ihr Titel: Prolegaten andeutete, nur provisorisch und als Stellvertreter der päßtlichen Legaten fungirten. Ein Motuproprio vom 5. Juli führte freilich Gemeindeverwaltungen ein, jedoch mit großen Beschränkungen. Die Regierung ernannte die ersten Mitglieder, später sollten sich diese Behörden, die päpstliche Bestätigung vorbehalten, selbst ergänzen. Die Gegenstände wie die Ordnung der Berathung, alle Beschlüsse, alle Ernennungen von Gemeindebeamten wurden der Bestätigung der Regierung unterworfen, die Anwesenheit eines päpstlichen Beamten in jeder Sitzung zur Regel gemacht. In Rom und den benachbarten Städten kam diese Gemeindeordnung nie zur Ausführung, von der Einführung von Provinzialbehörden sah die Regierung ab. Die Verschmelzung des absoluten Regiments mit noch so beschränkten berathenden Behörden erschien Gregor XVI. mit der Natur eines Kirchenstaats unvereinbar. Er glaubte die Ruhe auch ohne die Einführung der wichtigsten aller Reformen erhalten zu können, und drang selbst darauf, daß die österreichischen Truppen die Provinzen räumten.

Die bisher geschilderten Bewegungen berührten nur die romanische und germanische Welt. Was die slavischen Länder betrifft, so rechnete der mächtigste Herrscher derselben, der Kaiser Nicolaus, mit solcher Sicherheit auf eine ungestörte Ruhe, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken eines Kriegszugs zur Wiedereinsetzung der vertriebenen Bourbons trug. Auf die ganzen Kräfte des eigentlichen Rußlands konnte er allerdings rechnen nicht,

aber auf jene des Königreichs Polen, welche sich ihm in dem Augenblick entzogen, als er sie in seinem Dienst zu verwenden dachte. Es waren in Polen starke Reste jener Verschwörung zurückgeblieben, welche mit den russischen Unzufriedenen Verbindungen unterhalten hatte. Eine ausgedehnte Untersuchung hatte diesen Umtrieben kein Ende machen können, da der Senat die Angeklagten, deren Zahl nahe an 600 betrug, sämmtlich freigesprochen hatte. Diese setzten nun ihre versteckten Feindseligkeiten fort, und zwar mit Erfolg, denn das russische Regiment beleidigte nicht allein das Nationalgefühl, sondern erregte auch durch Härten und Willkürlichkeiten große Mißstimmung. Nur wenige polnische Adelige schlossen sich aus Ehrgeiz oder weil sie an der Wiederherstellung Polens verzweifelten, der russischen Herrschaft aufrichtig an. Die ungeheure Mehrzahl arbeitete derselben entgegen, die einen auf diese, die andern auf jene Weise. Drei Parteien ließen sich von einander unterscheiden. Die erste, die diplomatische genannt, rechnete auf politische Begebenheiten, bei deren Eintritt das Ausland Hülfe gewähren würde. Das Haupt dieser Partei war der Fürst Adam Czartoryski, der Sproß einer jener großen polnischen Familien, welche von jeher gewöhnt waren, die Königskrone nicht als außerhalb des Bereichs ihrer Hand zu betrachten. Einst der Vertraute Alexanders, war der Fürst durch seine Entsetzung von der Würde eines Curators der Universität Wilna beleidigt worden. Die zweite Partei, die constitutionelle, wollte durch Ausbildung des polnischen Verfassungslebens und durch allmälige Reformen die polnische Nationalität von Innen heraus kräftigen. Ihre Führer waren meistens Landboten, der Graf Wladislaw Ostrowski, die Brüder Niemojewski und Andere. Die dritte Partei hoffte weder auf eine Hülfe des Auslandes noch auf die Möglichkeit einer ungestörten innern Entwicklung, sondern bereitete eine Revolution vor. Sie war in permanenter Verschwörung und suchte vor allen unter den Truppen Mitglieder zu werben. Unter ihren Häuptern waren mehrere Offiziere, Wysocki, Zalinski, Schlegel, außerdem Lehrer und Schriftsteller, Lelewel, Boleslaw Ostrowski, Mochnacki, Bronikowski, und die Landboten Roman Soltyk und Zwierkowski. Diese Partei bebte vor keinem Mittel, vor keinem Verbrechen zurück. Als Kaiser Nicolaus 1829 in Warschau gekrönt wurde, hatten die Verschworenen seine Ermordung beschlossen. Mehrere Fähnriche hielten sich bereit, und die Schandthat unterblieb aus keinem andern Grunde, als weil denen, welche das Zeichen geben sollten, im entscheidenden Augenblicke der Muth entfiel.

Im Herbst des Jahres 1830 nahm die revolutionaire Partei ihre Pläne mit erneutem Eifer auf. Ein engerer Ausschuß, der zur Erwägung und Bereitung der Mittel ernannt wurde, setzte den Ausbruch auf den 18. Oktober fest. Zufällige Umstände veranlaßten einen Aufschub, und inzwischen wurde die Polizei aufmerksam und nahm Verhaftungen vor. Die Verschworenen mußten sich beeilen, wenn nicht Alles verloren sein sollte. Am Abend des 29. Novembers 1830 rief Wysocki die Fähnrichsschule zu den Waffen. Ein Theil der jungen Leute zog gegen das Belvedere, den Aufenthalt Constantin's, um den Großfürsten zu überfallen und gefangen zu nehmen oder zu ermorden. Aber der Bedrohte war kurz zuvor entflohn, und dieser Theil des Anschlags mißlang. Ein gleich schlechtes Glück begleitete die Fähnriche, welche die Casernen der russischen Reiter angriffen; sie wurden zurückgeschlagen. Auch die Entwaffnung der russischen Infanterieregimenter ließ sich nicht bewerkstelligen, da dieselben gewarnt worden waren und vor ihren Casernen Stellung genommen hatten. Dagegen glückte die Erbrechung des Zeughauses, mit dessen Gewehren nun das Volk bewaffnet wurde, das man durch die Lüge, die Russen fielen mordend über die Polen her, in Aufregung und Wuth versetzt hatte.

Constantin, so eifrig er sich auf Paraden zeigte, war durchaus kein Feldherr. Er liebte den Krieg nicht, „da die Uniformen dabei so schmutzig würden". Der brutale Ueberfall dieser Nacht hatte ihm die Besinnung geraubt, so daß er nicht im Stande war, zweckmäßige Befehle zu ertheilen. Von den übrigen russischen Generalen fehlten die besten, welche ermordet worden waren, als sie aus ihren Wohnungen zu den Truppen hatten eilen wollen. Dies rettete den schon halb verlorenen Aufstand. Ihrer bewährten Führer beraubt, in einen Kampf mit unbekannten Feinden verwickelt, von ihren polnischen Waffengefährten verlassen, von angeblich treuen polnischen Generalen verrathen, verloren die Russen, deren Anzahl etwa 7000 betragen haben mag, das Selbstvertrauen und ließen sich aus einer Stellung nach der andern vertreiben. Als der Tag anbrach, gab Constantin den Befehl zum Rückzuge, der im Laufe des Tags ohne weiteren Verlust bewerkstelligt wurde. Die polnischen Regimenter, die sich den Russen angeschlossen hatten, fielen nun ebenfalls ab, der ganze Adel, die ganze Armee erklärte sich für die Bewegung. Der Großfürst mußte seinen Rückzug bis über die Grenzen fortsetzen, Polen war für den Augenblick frei.

Die revolutionaire Partei hatte die Revolution allein durchgekämpft, die fernere Leitung derselben konnte sie nicht behalten. Ihre Mitglieder waren theils unfähig, theils unbekannt, während die beiden andern Parteien, die Diplomaten und die Constitutionellen, die Staatsmänner und die berühmten Namen besaßen, deren man unbedingt bedurfte. Beide Parteien konnten nicht umhin, den Aufstand, zu dessen Hervorrufung sie nie gerathen haben würden, als eine vollendete Thatsache anzuerkennen, und stellten sich an die Spitze der Nation. Die provisorische Regierung, die sich am 4. December bildete, enthielt außer dem Demokraten Lelewel nur Diplomaten und Constitutionelle: Czartoryski, Ostrowski, Pac, Kochanowski, Dembowski, Niemcewicz. Diese Männer wollten der Revolution Stillstand gebieten, weil sie die Erreichung ihres Ziels, die Verfassung von 1816 in ihrer Integrität herzustellen, unmöglich machten, wenn sie sich neue Beleidigungen gegen den Kaiser zu Schulden kommen ließen. Die demokratische Partei verwarf eine solche Politik mit einer Wuth, welche die Stimmung der beiden andern Parteien nur noch verschlimmerte, hatte aber doch darin Recht, daß die Revolution nicht anders als durch das rücksichtslose Vorgehen, namentlich durch die Vernichtung der Russen unter Constantin und durch einen Einfall in die altpolnischen Provinzen Litthauen, Volhynien und Podolien, gerettet werden könne.

Chlopicki, ein alter General und ein entschiedener Feind aller Volksbewegungen, hatte nach den ersten Tagen den Oberbefehl über die Truppen übernommen. Er hielt einen glücklichen Krieg mit Rußland für unmöglich und glaubte die Unterhandlungen, von denen er allein etwas hoffte, nicht besser erleichtern zu können, als daß er die demokratische Partei, deren rasch entstandene lärmende Clubs ihm ein Dorn im Auge waren, niederhalte. Im Einverständniß mit den Häuptern der Diplomaten und Constitutionellen legte er sich die Dictatur bei, „um den Unordnungen ein Ende zu machen und sich mit den innern Feinden zu beschäftigen, welche gefährlicher seien, als die äußern." Nach diesem Schritte ernannte er die Mitglieder der provisorischen Regierung mit Ausnahme Lelewel's zu seinen Ministern, schloß die Clubs und schickte den Fürsten Lubecki und den Grafen Jezierecki als Gesandte nach Petersburg. Was Chlopicki bei seiner Bekanntschaft mit dem Charakter des Kaisers hatte voraussehen können, trat ein. Nicolaus erklärte, mit Empörern unterhandle er nicht; feuere man einen einzigen Schuß gegen

die Truppen ab, denen er Befehl zum Marsche nach Polen gegeben habe, so kehre er das Land um. Er nannte die Bedingungen, unter denen er verzeihen werde: Freilassung der gefangen genommenen russischen Unterthanen, Wiederherstellung der russischen Oberbehörden, Aufhebung aller von dem Aufstande geschaffenen Aemter, Wiedererstattung der aus dem Zeughause entwendeten Waffen, Vereinigung der polnischen Truppen bei Plock, um seine Befehle entgegenzunehmen. Am 15. Januar 1831 kehrten die Abgesandten nach Warschau zurück, ohne daß es ihnen gestattet gewesen war, von den Forderungen der Polen und von den russischen Härten und Ungesetzlichkeiten zu reden, welche den Aufstand rechtfertigen sollten. Auf ihrem Wege hatten sie große, nach Polen ziehende russische Truppenmassen gesehen.

Der unumwundene Vorschlag Chlopicki's, die Bedingungen des Kaisers anzunehmen, das heißt sich zu unterwerfen, wurde von seiner eigenen Partei verworfen und erregte unter dem Volke eine unbeschreibliche Erbitterung. Chlopicki mußte die Dictatur niederlegen, doch trug man ihm den Oberbefehl über die Truppen an, den er aber ausschlug. Eine neue provisorische Regierung nahm Lelewel wieder unter sich auf, wenn auch die andern Mitglieder aus der aristokratischen (diplomatischen und constitutionellen) Partei gewählt wurden; das Commando über das Heer erhielt Fürst Radziwil, ein Freund Chlopicki's. Um ein Pfand zu geben, daß an keine Unterhandlung mehr gedacht werden solle, willigte die aristokratische Partei ein, den Thron für erledigt zu erklären. Roman Soltyk stellte im Reichstage am 29. Januar diesen Antrag, der von beiden Kammern angenommen wurde. Ein Manifest an die Monarchen und Völker Europa's legte die Motive dieses Beschlusses dar.

Der General Diebitsch war mit einem starken Heere an der Grenze angekommen. Er verfügte, die elf Kosakenregimenter ungerechnet, über 90,000 Mann Fußvolk, 30,000 Reiter und eine zahlreiche, von 10,000 Soldaten bediente Artillerie. Die Polen hatten im Ganzen 80,000 Mann — 57,000 Fußsoldaten, 20,000 Reiter, 3000 Artilleristen mit 142 Geschützen — von denen aber nur 47,000 Mann im freien Felde verwendet werden konnten. Außerdem waren die Russen lauter gediente Soldaten, und die Polen bestanden zur größern Hälfte aus jungen, nothdürftig eingeübten Rekruten. Dieses kleine Heer erwartete den russischen Angriff in der Nähe der Hauptstadt in einer guten Aufstellung. Chlopicki, der als Rathgeber Radziwil's der wirkliche Befehlshaber war, wollte hier durch eine tapfer durchgefochtene

Schlacht die polnische Waffenehre retten und dann nochmals zur Unterwerfung rathen. Am 25. Februar griff Diebitsch bei Grochow in der Nähe von Praga an. Der Schlüssel der polnischen Stellung, ein Erlenwäldchen, wurde genommen und wieder genommen, endlich aber von den überlegenen Massen der Russen behauptet. Die Polen verließen das Schlachtfeld in guter Ordnung, allein in den engen Straßen von Praga riß Verwirrung ein, und Diebitsch hätte große Resultate erringen können, wenn er durch die Vorstellungen Toll's zu einem nächtlichen Angriff auf den Brückenkopf von Warschau zu bringen gewesen wäre. Auch er zog sich zurück, wodurch die Schlacht den Anschein einer unentschiedenen gewann, um die Ankunft seiner Kriegsbedürfnisse abzuwarten. Diese Waffenruhe wurde von den Polen gut benutzt. Skrzynecki, der an Radziwil's Stelle trat, gab den einzelnen Abtheilungen bessere Befehlshaber und vermehrte das Heer. In der Mitte des März wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Diebitsch zog sich die Weichsel aufwärts, um einen Uebergangspunkt aufzusuchen. Indem er diese Bewegung ausführte, trennte er die Abtheilungen seines Heeres so weit von einander, daß die Polen dieselben einzeln überfallen und schlagen konnten. Skrzynecki ließ sich diese Gelegenheit entgehen, denn mehrere empfindliche Schlappen, die er Geismar und Rosen bei Wawre, Wilkin-Dembe und Iganie zufügte, kamen in Vergleich zu dem, was er hätte erreichen können, nicht in Betracht. Diese Vortheile wurden mehr als ausgeglichen durch den Schlag, den die Russen gegen Dwernicki führten. Dieser General war mit einer Abtheilung von nur 4000 Mann beauftragt worden, den Aufstand nach Volhynien und Podolien zu verbreiten, aber von Rüdiger angegriffen und über die österreichische Grenze gedrängt worden.

Ein verhängnißvolles Zögern Skrzynecki's vereitelte den gut entworfenen Plan, die russischen Garden zu schlagen, ehe sie ihre Vereinigung mit der Hauptarmee bewerkstelligten. Als der polnische Oberfeldherr zu spät seine Energie zusammenraffte, sah er sich unvermuthet bei Ostrolenka der Hauptmasse der feindlichen Streitkräfte gegenüber. (26. Mai.) Ostrolenka liegt am linken Ufer der Narew, von dem zwei Brücken zum rechten Ufer hinüberführen. Auf diesem rechten Ufer läuft dicht am Flusse eine Straße hin, die vom linken Ufer aus vollständig beherrscht wird. Hinter ihr zieht sich ein Sumpf hin bis zu der Stelle, wo der Weg, in rechtem Winkel von dem Flusse abspringend, durch ebenes Land zu waldigen Anhöhen führt. Führte Skrzynecki

auf diesen Höhen seine Geschütze auf, so konnte er die Russen, wenn sie den Uebergang wagten, niederschmettern, während sie auf der Straße zwischen dem Sumpf und dem Flusse vordrangen. Aber der Anblick der großen russischen Armee hatte Skrzynecki die kalte Ueberlegung genommen. Statt die Höhen zu besetzen, schickte er die Hälfte seines Heers auf das linke Narewufer, wo er sie mit seinen Geschützen nicht unterstützen konnte, weil die auf jenem Ufer kämpfenden Polen zwischen ihm und den Russen standen. Die aufopferndste Tapferkeit der Polen vermochte diesen Fehler nicht gut zu machen. Sie mußten über die Narew zurückweichen, wobei zwei Regimenter abgeschnitten wurden und sich mit furchtbarem Verlust einen Weg mitten durch die Russen bahnen mußten. Als ob er Fehler auf Fehler häufen wolle, gab Skrzynecki nun den unsinnigen Befehl, die Brücken wieder zu nehmen, und ließ Brigade auf Brigade längs dem Flusse vorrücken. Natürlich schmetterte die russische Artillerie des linken Ufers die Unglücklichen, die sich der Unfähigkeit ihres Feldherrn opferten, mit Kartätschen nieder. Noch nicht genug; auch drei Reiterregimenter müssen vorgehen, gerathen in den Sumpf und werden ebenfalls reihenweise zu Boden geworfen. Zum Glück für die Polen wollte Diebitsch, als er das Blutbad sah, den Sieg vollständig machen und ließ seine Russen auf dem von Blut überschwemmten Wege längs der Narew vordringen. Die russische Artillerie verstummte, als sie die grünen Uniformen jenseits erblickte, und es kam an die Russen die Reihe, von feindlichem Geschütz zusammengeschossen zu werden. In diesem Augenblick raffte Skrzynecki, dem die Geistesgegenwart zurückgekehrt war, alles zusammen, was er an Infanterie vorfand und trieb, von Bem's reitenden Batterien mit einem mörderischen Kartätschenfeuer unterstützt, die Russen über die Brücken zurück. Der Tag neigte sich zum Ende, als die letzten Schüsse über das mit 16,000 russischen und polnischen Leichen bedeckte Schlachtfeld rollten. Jeder Theil hatte sein Narew-Ufer behauptet, und die Schlacht würde daher eine unentschiedene gewesen sein, wenn nicht die Polen am andern Tage, um einer Erneuerung des Kampfes auszuweichen, den Rückzug angetreten hätten. Diebitsch ließ sie matt verfolgen, mehr um sich den Schein des Siegers zu geben, als um ihnen Verluste zuzufügen.

Skrzynecki fühlte sich nach der Schlacht stark genug, den Truppen, die schon vorher nach Litthauen aufgebrochen waren, Verstärkungen nachzusenden. Mit diesen zählte das Heer, dessen Aufgabe in der Fortpflanzung des Auf-

standes bis an die altrussische Grenze bestand, 12,000 Streiter. Gielgud hatte die Oberleitung, unter ihm befehligten Chlapowski, Dembinski und Rohland die einzelnen Abtheilungen. Der Oberbefehlshaber war ein alter, unfähiger Mann, und seine Unterfeldherren haderten unter einander. Unter solchen Verhältnissen konnte das Unternehmen, so kräftig es auch durch die bereits im Aufstande begriffenen Einwohner Litthauens unterstützt wurde, nur einen unglücklichen Ausgang nehmen. Der Angriff auf Wilna wurde zu spät unternommen und dann von den Russen abgeschlagen. So sehr die Eroberung der lithauischen Hauptstadt ermuthigt haben würde, so niederdrückend wirkte dieses Fehlschlagen. Die zwecklosen Hin- und Hermärsche Gielgud's und eine neue, wie absichtlich hervorgerufene Niederlage der Polen bei Szawle zerstörten das Vertrauen vollends. Mag nun Gielgud ein Verräther gewesen sein, mag er für Freiheit und Leben gefürchtet haben, mag er durch Vorstellungen Chlapowski's von einem nahe bevorstehenden russischen Aufstande getäuscht worden sein, genug, er führte seine Truppen unmerklich der preußischen Grenze zu und überschritt dieselbe am 12. Juli in der Nähe von Memel. Die Verzweiflung der Truppen, als sie die Waffen strecken mußten, kostete Gielgud das Leben; ein Offizier streckte ihn mit einem Pistolenschuß durch den Kopf nieder. Chlapowski war mit ihm übergegangen, Rohland folgte nach, nur Dembinski weigerte sich, sein Vaterland zu verlassen. Um Warschau zu erreichen, hatte er von den äußersten Grenzen Samogitiens einen Weg von hundertundfünfzig deutschen Meilen mitten durch die Russen zurückzulegen. Am 9. Juli trat er mit 4000 Mann seinen kühnen Marsch an, hieb sich durch fünf russische Abtheilungen durch und hielt am 3. August unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Hauptstadt.

Die Zeit des unglücklichen Zuges nach Litthauen ging beiden Heeren fast ohne Waffenthat vorüber. Diebitsch wurde durch die Schwäche seines ziemlich auf die Hälfte herabgesunkenen Heeres, durch Mangel an Lebensmitteln und durch Seuchen, namentlich durch die Cholera, in seinen Unternehmungen gehemmt. Er selbst wurde von der Cholera getödtet, und zwar in dem Augenblicke, als der Kaiser, mit seinen geringen Erfolgen unzufrieden, ihn abzuberufen beschlossen hatte. Wenige Tage darauf wurde der Großfürst Constantin das Opfer derselben furchtbaren Krankheit. Was die Polen, die weder an Lebensmitteln noch an Kriegsbedürfnissen Mangel litten und ihr Heer fortwährend vermehrten, von einer kräftigen Kriegsfüh-

rung abhielt, war die Hoffnung der aristokratischen Partei auf die Hülfe des Auslandes. An unbestimmte Versprechungen glaubend und immer trügerischen Hoffnungen in Selbsttäuschung nachhängend, fürchtete diese Partei eben so sehr eine entscheidende Niederlage, die ihren diplomatischen Berechnungen den Boden entzogen hätte, als einen entscheidenden Sieg, der die Macht der demokratischen Partei vermehren konnte. Wie weit die französische Hülfe auch entfernt war, diese Partei rechnete mit Bestimmtheit auf eine Einmischung Ludwig Philipp's, mit oder ohne England. Es liegen sehr bestimmte Versicherungen vor, daß der französische König Polen zu retten versprochen habe, wenn die Revolution nur noch zwei Monate ihr Leben friste. In dieser Zeit, sagt man, hätte er Oesterreich, England, Schweden und die Pforte für seine Politik gewinnen zu können geglaubt, aber seine Bemühungen wären wider Erwarten in den drei erstgenannten Reichen auf Hindernisse gestoßen, worauf er die schon zum Kampfe bereiten Türken abgemahnt und die Polen ihrem Schicksale überlassen hätte. Wie dem auch sei, daß die Polen auf ein Bündniß des Auslandes, wenigstens Frankreichs und Englands, zu ihren Gunsten zuversichtlich warteten und deßhalb temporisirten, ist gewiß. Während dieser Waffenruhe und durch sie nahm der Parteienkampf den verderblichsten Charakter an. Die Zwietracht schlich sich überall ein, im Reichstage, unter den Offizieren, den Generalen, im Generalstabe. Prondzynski, Skrzynecki's genialer Generalstabschef, setzte eine Denkschrift in Umlauf, die das Benehmen des Obergenerals schonungslos beurtheilte, Krukowiecki und andere Generale machten Pläne, den Feldherrn zu stürzen. Der Argwohn gegen diesen wurde dadurch vermehrt, daß er die Hand zu einem Plane bot, den Fürsten Czartoryski mit der Alleinleitung der Geschäfte zu betrauen. Am Reichstage wurde erfolglos ein darauf zielender Vorschlag gestellt, und die Gegenpartei hatte nun Gelegenheit, in ihren Clubs und Versammlungen umherzutragen, daß man eine Dictatur aufstellen wolle, um Polen an den Feind zu verrathen.

Am 25. Juni traf der neue Oberfeldherr, Paskewitsch, der Sieger von Eriwan, bei dem russischen Heere ein. Er brachte 15,000 Mann frische Truppen und einen ganz veränderten Operationsplan mit. Das rechte Weichselufer, auf dem Diebitsch gefochten hatte, war durch die Gefechte und Heerbewegungen furchtbar verwüstet worden, und hatte das russische Heer diese verödeten Gegenden durchzogen, so traf es auf Praga, den auf's stärkste befestigten Brückenkopf von Warschau. Diese Hindernisse ließen sich umgehen,

wenn man den Kampf auf das linke Weichselufer verlegte, und dazu entschloß sich Paskewitsch. Allerdings entfernte er sich dadurch von seiner Operationslinie und verlor seine Verbindungen mit Rußland. Diese Nachtheile brauchte er jedoch nicht zu berücksichtigen, da er sich auf die preußische Grenze stützen konnte und von dort aus mit Lebensmitteln, Kriegsbedarf und Brückenmaterial, selbst mit Ingenieurs versorgt wurde. In den ersten Tagen des Juli begann Paskewitsch seine Bewegung, zog auf dem rechten Ufer nach Ostek, bewerkstelligte dort mit preußischer Unterstützung seinen Uebergang und ging nun am linken Ufer nach Warschau zu. Während dieses gefährlichen Flankenmarsches boten sich den Polen mehrere Gelegenheiten dar, mit Vortheil anzugreifen. Skrzynecki vernachlässigte sie alle, denn der einzige Angriff, zu dem er sich endlich entschloß, war nichts als eine Demonstration, um der öffentlichen Meinung ein Opfer zu bringen. Er wollte keine Entscheidung, die doch auch unglücklich hätte ausfallen können und in diesem Falle jene diplomatischen Bemühungen, auf welche er mit seiner ganzen Partei zuversichtlich rechnete, zu Schanden gemacht haben würde.

Der Anmarsch der Russen gegen die Hauptstadt und die Unthätigkeit der polnischen Armee stachelten die revolutionairen Leidenschaften auf's neue auf. Daß ein Ausschuß der Regierung und des Reichstags nach einer Untersuchung des Benehmens Skrzynecki's diesen von seinem Amt enthob, war eine halbe Bestätigung der umlaufenden Gerüchte von einem Verrath am Vaterlande Vor wenigen Tagen war Dembinski von seinem kühnen Zuge zurückgekehrt, und auf ihn blickte Alles als auf den Retter. Er nahm den angebotenen Oberbefehl an, verscherzte aber sogleich das Vertrauen durch einen engen Anschluß an Skrzynecki und durch heftige, das Heer verletzende Aeußerungen. Prondzynski, auf den nun die Wahl fiel, lehnte ab, mithin war Polen in einem Augenblick der Krise ohne Oberfeldherrn.

Das polnische Heer war vor den andringenden Russen auf die Hauptstadt zurückgegangen und machte am 15. August abermals eine Rückwärtsbewegung. Die demokratische Partei pflog in ihren Clubs leidenschaftliche Debatten und erhitzte sich mit Schreckbildern von Verrath und Untergang. In einer ähnlichen Lage hatte Danton ausgerufen: „Um zu siegen, bedarf es nur Kühnheit, nochmals Kühnheit, immer Kühnheit!“ und diesen Worten waren die scheußlichen Septembermorde gefolgt. Die Warschauer Clubisten organisirten nach diesem Muster eine gleiche Aufregung der revolutionairen Energie. In

der Nacht des 15. August warfen sich Pöbelhaufen auf die Gefängnisse, wo die Staatsverbrecher und Spione, aber auch mehrere blos Verdächtige, verwahrt wurden, erbrachen die von den Nationalgarden schwach vertheidigten Thore und ermordeten zweiunddreißig Wehrlose. Die Regierung ließ sich einschüchtern und dankte ab, „damit die demokratische Partei keine Vorwände zu neuen Unruhen erhalte", der Gewalt aber bemächtigte sich kein Patriot, oder Demokrat, sondern ein Ehrgeiziger. Der General Krukowiecki, den diese Nacht der Verbrechen an das Ziel seiner Wünsche führte, genoß einer großen Volksbeliebtheit, weil er der demokratischen Partei, deren politische Ansichten keineswegs die seinigen waren, schmeichelte und die Unthätigkeit des Heeres mit Schärfe tadelte. Er empfahl sich gleichzeitig der aristokratischen Partei, da er die Ruhe wieder herstellte. Allerdings durchschauten ihn Einige und wollten Dembinski zum Dictator erheben, aber unglücklicher Weise verlor dieser General mitten in der Ausführung des Unternehmens den Muth, wie ebenso und aus demselben Motiv Prondzynski, der dieses Mal den angebotenen Oberbefehl angenommen hatte, zurücktrat. Krukowiecki behauptete den Platz allein und konnte sich mit Männern umgeben, von denen er für seine ehrgeizigen Plane nichts zu fürchten hatte. Er gab das Commando über das Heer an den fünfundsiebenzigjährigen Malachowski, die Statthalterei von Warschau an Chrzanowski, der nur noch an Unterhandlungen dachte, den Befehl über die Bürgergarde der Hauptstadt an Lubienski, der früher wegen Untauglichkeit durch Chlopicki von derselben Stelle entsetzt worden war.

In Warschau, dessen Mauern die Russen mit jedem Augenblicke näher kamen, fehlte es an Lebensmitteln. Der Auftrag, das Fehlende herbeizuschaffen, wurde dem General Ramorino zu Theil, einem fremden Abenteurer, den französische Empfehlungen und die Vorliebe der aristokratischen Partei in ein gewisses Ansehen gesetzt hatten. Am 20. August brach er mit 20,000 Mann von Warschau auf, und an demselben Tage wurde Lubienski mit 4400 Reitern nach Plock entsendet. Ramorino erreichte bald seinen Zweck, Lebensmittel zu schaffen, kehrte indessen keineswegs zurück, obgleich man ihm, nachdem die Vereinigung des Generals Kreutz mit Paskewitsch bekannt geworden war, ein Mal über das andere zurückrief. Nicht einmal die Vortheile, die er in einem Gefecht gegen Rosen vom 28. August erkämpfte, benutzte er.

Nach der Entfernung Ramorino's verfügten die Polen in Warschau noch über 35,000 Mann mit 150 Geschützen. Diese Macht war zu schwach, um

die ausgedehnte Linie, welche Warschau am linken Weichselufer einnimmt, genügend zu besetzen. Die Befestigungen, 73 Redouten und Lunetten, waren gut, namentlich bot das Dorf Wola starke Widerstandsmittel dar. Dieses Dorf bildete das Centrum der äußersten Linie, hinter der sich noch eine zweite hinzog, deren Schlüssel die Vorstadt Czyste war. Im Centrum und auf dem rechten Flügel befehligte Dembinski, auf dem linken Flügel Uminski, die Reserveartillerie war dem General Bem übergeben worden.

Am 4. September hatte Paskewitsch alle seine Abtheilungen vereinigt und bestimmte den 6. zum Sturm. Eine furchtbare Artillerie, mehr als 200 Geschütze, unterstützte die Sturmsäulen, an deren Spitzen 1000 Freiwillige, der Kern des Heeres, standen. Die Polen erwarteten den Sturm auf ihrem linken Flügel, dem sie daher die größte Stärke gegeben hatten, allein Paskewitsch warf sich auf Wola, in der Mitte, wo die festesten Werke und die wenigsten polnischen Truppen waren. Um 8 Uhr Morgens waren die beiden Schanzen von Wola und der Ort selbst, nachdem auf beiden Seiten drei Stunden lang mit Wuth gekämpft worden war, im Besitz der Russen. Auf diesen Sieg beschränkte sich der Erfolg des Tags; weder in der Mitte, wo Bem's Vollkugeln und Kartätschen jeden weitern Fortschritt hemmten, noch auf dem linken Flügel, wo Uminski sogar zum Angriff übergehen konnte, gewannen die Stürmenden ferner Boden. Die hereinbrechende Nacht sah die Polen, die hinter ihren Verschanzungen verhältnißmäßig wenig gelitten hatten, im Besitz der ganzen zweiten Linie und eines Theils der ersten. Die Heranziehung der kampflustigen Nationalgarde von Warschau würde die durchaus nicht entmuthigten Polen in den Stand gesetzt haben, den Angriffen des nächsten Tages erfolgreich zu widerstehen und sich zu behaupten, bis Ramorino herangekommen sei. Dieser General war jetzt wirklich im Anmarsch auf Warschau, und traf er ein, so erlitt Paskewitsch mit seinem Heer, dem letzten, welches Rußland aufstellen konnte, eine schwere Niederlage. Krukowiecki vernachlässigte absichtlich, die Nationalgarde deren dringendem Wunsch gemäß auf die Wälle zu schicken. Um als Unterhändler eine Rolle spielen zu können, vielleicht auch aus vorbedachter Verrätherei, erklärte er Alles verloren und rieth zur Unterwerfung. Er täuschte den Reichstagsausschuß durch falsche Nachrichten und erhielt auf diese Weise die Genehmigung, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, den Paskewitsch für die Stunden des 7. September von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags annahm. In diesen Stunden bot

Krukowiecki, von Prondzynski und Chrzanowski unterstützt, Alles auf, den Reichstag zur Unterwerfung zu bereden. Dieser blieb aber fest, und so hob der Kampf von Neuem an.

Der Sturm des zweiten Tags richtete sich zugleich gegen den linken Flügel und gegen die Mitte. Dort warf Uminski die Russen von allen Werken zurück, in der Mitte drangen dagegen die Sturmsäulen vor und vertrieben die Vertheidiger nach furchtbarem Blutvergießen aus der Vorstadt Czyste. Dieser Einbruch in die zweite Linie, der nie gelungen wäre, wenn Krukowiecki durch das Absenden der bereit stehenden Verstärkungen seiner Pflicht genügt hätte, war für die Russen eher ein Nachtheil als ein Vortheil, da sie von den Verschanzungen aus, welche Uminski auf dem linken Flügel behauptete, in den Rücken genommen werden konnten. Sie hatten am zweiten Tage noch mehr gelitten, als am ersten. Ihr ganzes Heer war auf den Tod ermüdet, von ihren 1000 Freiwilligen blieben noch 35 kampffähig, und wohl 20,000 deckten todt oder schwer verwundet den Boden.*) Allen Vorstellungen zum Trotz sah Krukowiecki die Dinge in einem andern, für die Polen ungünstigsten Lichte. Man sagte ihm, daß die Nationalgarde Warschau vertheidigen, daß Uminski die Russen durch einen Rückenangriff zurücktreiben werde, daß Ramorino bereits nahe sei: er hörte auf nichts. Prondzynski ging mit dem Antrage unbedingter Unterwerfung ins russische Lager, und die dadurch gewonnene Frist benutzte Krukowiecki nicht zur stärkern Besetzung der Werke, sondern dazu, den größten Theil von Uminski's Truppen aus den Verschanzungen des linken Flügels zu ziehen und mit fast allen Geschützen nach Praga auf das rechte Ufer zu schicken. Zu spät entdeckte der Reichstag diese Verrätherei und entfernte Krukowiecki von seiner Stelle. Die Werke waren jetzt von Vertheidigern entblößt, überall herrschte in Folge der Anordnungen des Regierungspräsidenten die größte Unordnung, Warschau mußte geräumt werden. Die Russen gestatteten eine zweitägige Frist, während der die Truppen auf dem Wege nach Modlin abzogen. Die beiden Urheber dieses Verlustes geriethen in russische Gefangenschaft. Prondzynski

---

*) Nach den eigenen russischen Angaben 11,000, nach den polnischen 30,000. Der Verfasser vermeidet es so viel als möglich, Schlachtenverluste anzugeben, da die modernen Heerführer, zumal die russischen, die Lügenhaftigkeit der napoleonischen Bulletins zu überbieten wetteifern.

ergab sich freiwillig, Krukowiecki wurde von den polnischen Truppen, denen er sich anschließen wollte, zurückgestoßen und von Kosaken aufgehoben.

Das aus Warschau abziehende polnische Heer war noch 23,000 Mann stark; Rybinski übernahm den Oberbefehl. In Modlin, wo die Truppen am 9. September eintrafen, wurde Ramorino erwartet, der die ganze Stärke, die 6000 Mann starke Besatzung der Festung eingerechnet, auf 49,000 Mann gebracht haben würde. Mit einem solchen in einen Körper vereinigten Heere hätten die Polen ihr Vaterland noch retten können. Allein Ramorino verweigerte auch jetzt, wie vor dem Fall von Warschau, den Gehorsam. Bei ihm befanden sich viele angesehene Mitglieder der aristokratischen Partei, der Fürst Adam Czartoryski und andere, welche ihn ganz leiteten. Es scheint, daß diese Parteimänner und Diplomaten, deren Haß gegen die Demokraten in allen Lagen derselbe blieb, sich selbst so überschätzten, daß sie mit Ramorino's Abtheilung allein eine günstige Wendung herbeiführen zu können hofften. Dann wären sie die Retter des Vaterlandes gewesen und hätten ihre Herrschaft für immer befestigt. Es ist auch möglich, daß sie deßhalb von Modlin fern blieben, weil sie dort gezwungen zu werden fürchteten, zu verzweifelten Beschlüssen, zu einer Freigebung der Leibeigenen, zu einem allgemeinen Aufgebot, ihre Einwilligung geben zu müssen. Auf ihren Rath beschloß Ramorino selbständig zu bleiben, ließ sich die Gelegenheit, nach Modlin zu kommen, entschlüpfen, versuchte hier und dort den Uebergang über die Weichsel, gerieth bei seinen verfehlten Unternehmungen immer tiefer unter die Russen hinein und behielt zuletzt keine andere Wahl, als bei Zawichost den österreichischen Boden zu betreten und sich dort entwaffnen zu lassen. (17. September).

Rybinski hatte inzwischen die Zeit mit Unterhandlungen verloren. Er wiegte sich in der thörichten Hoffnung, den Zustand vor dem Kriege, im schlimmsten Falle doch die Erhaltung der unabhängigen Verwaltung wie des nationalen Heeres bewilligt zu bekommen, und die Russen hüteten sich, den Wahn zu zerstören. Als aber Ramorino mit seiner Abtheilung für die Revolution verloren war, nahmen sie plötzlich einen andern Ton an und forderten unbedingte Unterwerfung und daß das Heer die weitern Entscheidungen seines Kaisers und Herrn in der Woiwodschaft Plock erwarten solle. Während dieser Unterhandlungen hatte sich sowohl der Reichstag als das Heer gelichtet, und eigentlich hielt nur noch die demokratische Partei an dem

Entschlusse fest, den Kampf fortzusetzen. Diese Partei übertrug den Heerbefehl an Uminski, mit Jubel verkündend, daß nun der Tag der Rettung erschienen sei. Es war der Tag des Untergangs gekommen. Der größere Theil der Offiziere wies den demokratischen Feldherrn zurück, die daraus entstehenden heftigen Scenen lösten den Heerverband, es kamen durch die gegenseitigen Vorwürfe alle Schwächen zu Tage, und die Entmuthigung machte die furchtbarsten Fortschritte. Als Rybinski nochmals den Oberbefehl übernahm, geschah es, um das Heer mit Wahrung des militairischen Anstandes über die Grenze zu führen. Am 5. Oktober betrat er mit 24,000 Mann in der Gegend von Rypin das preußische Gebiet. Die einzige noch übrige Abtheilung unter Rozycki wurde bei Podgorze über die Weichsel und nach Oesterreich hinüber gedrängt. Modlin und Zamosc ergaben sich mit ihren Besatzungen den Russen, einige unbedeutende Insurgentenhaufen setzten in Litthauen und in der Woiwodschaft Augustowo den kleinen Krieg bis in das nächste Jahr fort.

Kein Vertrag hinderte den Sieger, seinen Erfolg ganz nach Willkür auszubeuten und die Gesetze zu erlassen, welche seiner Politik die angemessensten waren. Verbürgte eigene Aeußerungen stellen uns den Kaiser Nicolaus als einen Staatsmann dar, welcher nur die beiden Endpunkte, unumschränkte Herrschaft eines Einzigen oder unumschränkte Herrschaft der Massen, absolutistische oder republikanische Regierungsform, als berechtigt anerkennt, jene Versöhnung der Volksrechte und der Kronrechte aber, welche das gebildete Europa in der constitutionellen Monarchie anstrebt, als ein heuchlerisches Gaukelspiel verachtet. Er hatte die constitutionellen Einrichtungen Polens ungern sich gefallen lassen und seinen russischen Beamten durch die Finger gesehen, wenn sie diese Einrichtungen nach und nach völlig bedeutungslos zu machen bestrebt gewesen waren. Jetzt konnte er sich von der lästigen Form ganz befreien, denn unleugbar hatten die Polen den Staatsvertrag mit Rußland gebrochen und ihre Verfassung verwirkt. In dem organischen Statut, welches der Kaiser am 26. Februar 1832 erließ, war daher von constitutionellen Garantien, abgesehen von ein paar unbestimmten Ausdrücken über Sicherheit der Person und des Eigenthums, keine Rede mehr. Polen verlor außer seiner Verfassung auch sein eigenes Heer, seine eigene Verwaltung, sein eigenes Steuersystem. Das russische Rekrutirungssystem, das den ausgehobenen Soldaten zu einem fünfundzwanzigjährigen, unter dem härtesten

Druck und lauter Entbehrungen verfließenden Dienst verurtheilt, wurde auf Polen ausgedehnt, wo man es um so härter empfand, als der polnische Soldat fern von seiner Heimath, tief im Innern Rußlands, oder in den einsamen Krepostén am Kaukasus seine schöne Jünglingszeit und seine kräftigen Mannesjahre verleben mußte. Der Staatsrath, den man fortbestehen ließ, wurde eine russische, vom Kaiser ernannte Behörde. Ueber die Steuern, die von nun an nach dem russischen Maßstabe erhoben wurden, durfte der Kaiser so verfügen, wie die Bedürfnisse seines ganzen Reichs erheischten. Daß die Zolllinie zwischen Polen und dem übrigen Reich bestehen blieb, war kein Zugeständniß für die polnische Nationalität, sondern eine Rücksicht auf die allgemeinen Finanzen, welche der aus dieser Quelle fließenden Einnahmen nicht wohl entbehren konnten.

Am empfindlichsten wurden die Polen von den Maßregeln getroffen, welche die russische Verwaltung gegen ihr Unterrichtswesen traf. Nicht genug, daß die Hochschulen von Warschau und Wilna aufhörten, die öffentlichen Bibliotheken und andere Sammlungen nach Petersburg abgeführt wurden, richtete die Regierung alle Schulen so ein, daß die Verrussung zum Hauptzwecke wurde. In den höhern Lehranstalten wurde die Oberleitung an russische Offiziere übergeben und die Erlernung der russischen Sprache, Geschichte und Rechtsverhältnisse unter den Lehrgegenständen oben angestellt. Die schärfste Controle richtete sich darauf, daß kein Lehrer nach andern als vorgeschriebenen Büchern vortrage, oder etwas lehre, was nicht erlaubt sei. Auch die ehemals polnischen Provinzen, Podolien, Volhynien und Litthauen wurden diesem Lehrsystem unterworfen. Alle Studirende dieser Gebiete wies man nach der neu errichteten Wladimir-Universität in Kiew, bei der schon die Wahl des Orts bedeutsam ist, denn Kiew, von wo die Bekehrung der Russen zum Christenthum ausging, ist die Stadt, an die sich die heiligsten Erinnerungen der Russen knüpfen. Welches Ziel die russische Erziehung sich nahm, kann nicht zweifelhaft sein: es war dasselbe, welches der Kaiser für sein ganzes Reich gesteckt hatte. „Den Zwiespalt zwischen der sogenannten europäischen Bildung und den Bedürfnissen Rußlands harmonisch aufzulösen, das gegenwärtige Geschlecht von der blinden und gedankenlosen Vorliebe für das oberflächlich Moderne und alles Ausländische zu heilen, dagegen freudige Achtung für das Vaterländische und die feste Ueberzeugung in den jungen Gemüthern zu wecken, daß nur ein umsichtiges Anpassen der allgemeinen

Weltkultur auf russisches Volksleben und russischen Volksgeist wahres Heil für Alle und Jeden bringen könne, alle die mannigfachen und entgegengesetzten Elemente der öffentlichen Bildung in Rußland, alle geschichtlichen Momente, welche in dem ausgebreiteten Systeme des Reiches zusammenströmen, mit Genauigkeit gegen einander abzuwägen, die sich entwickelnden Elemente und erwachten Kräfte so viel als möglich unter einen gemeinschaftlichen Nenner zu bringen und diesen gemeinschaftlichen Nenner endlich in dreifacher Idee religiöser Einheit, monarchischer Selbständigkeit und volksthümlicher Entwicklung zu finden, das ist in wenigen Grundzügen die Richtung, welche der Kaiser dem Unterricht in Rußland gegeben hat." (Uwarow, Minister der öffentlichen Aufklärung.)

Damit der erforderliche Eifer, den russischen Unterricht zu benutzen, sich einstelle, verordnete ein Ukas vom Jahre 1833, daß vier Jahre nach der Vollendung der neuen Schuleinrichtung Niemand auf einer Universität zugelassen, zum Offizier befördert, in irgend einem öffentlichen Amte angestellt werden solle, welcher der russischen Sprache nicht vollkommen mächtig sei. Dieses System blieb aber nicht bei der Sprache stehen, es griff auch die Religion an. Daß die Polen Katholiken blieben, galt in den Augen der Machthaber für einen fortwährenden Protest gegen die russische Oberherrschaft. An die compacte katholische Masse des Königreichs wagte man sich zur Zeit noch nicht, man begann mit den unter Leuten griechischen Bekenntnisses lebenden Katholiken und Unirten der alten Provinzen. Hier behauptete die russische Kirche ein Recht auf Eingriffe zu haben, weil in jenen Provinzen die alte Kirche, unter der in Rußland stets die griechische verstanden wird, die herrschende gewesen sei und erst durch gewaltsame Bekehrungen der Polen an Boden verloren habe. Mit allen Mitteln wurde auf die Aufhebung der Union mit der katholischen Kirche hingearbeitet, zu diesem Zwecke ein Bischofsstuhl nach dem andern erledigt gelassen und selbst die Einziehung der reichen Stiftungen katholischer Schulen nicht verschmäht. Wie man in den protestantischen Ostseeprovinzen den Bauern, wenn sie zur alten Kirche zurückträten, die Befreiung von allen bäuerlichen Lasten versprach, dadurch Uebertritte in Masse bewirkte, den Bekehrten aber, als sie den Betrug gewahrten und das neue Glaubenskleid von sich thun wollten, die blutigen russischen Gesetze über den Abfall von der wahren Kirche entgegenhielt, ebenso und noch schlimmer verfuhr man in den altpolnischen Provinzen. Der Zweck heiligte

die Mittel, und die Verwerflichkeit des Wegs, auf dem man zum Ziele gelangte, hinderte nicht im mindesten, daß die „Petersburger Zeitung“ triumphirend ausrief: „Dort, wo ein russisches Leben dem Anscheine nach rettungslos dahinwelkte, dort belebt es sich plötzlich und ersteht von Neuem. Die alte Kirche erhebt ihr siegreiches Haupt zum Himmel, sie zieht wieder ein in ihre alten Tempel und sieht die Rückkehr ihrer Kinder in ihren Schooß, die fremde Sprache weicht der vaterländischen, und das westliche Rußland spricht und denkt wieder russisch.“

Eine strenge Grenzsperre unterstützte durch die Fernhaltung des Ausländischen, insbesondere der literarischen Erzeugnisse, die Bekämpfung der polnischen Volksthümlichkeit. Wenige der begabteren Polen waren der Revolution fremd geblieben, und die Blosgestellten hielt man in der Verbannung. Obgleich eine Amnestie erlassen worden war, enthielt dieselbe doch so viele Ausnahmen, daß Tausende nicht in sie eingeschlossen wurden. Denn nicht begnadigt wurden außer den Urhebern der Revolution vom 29. November, außer den Anstiftern der Ermordungen vom 15. August, außer den Mitgliedern der revolutionairen Regierung und außer den Reichstagsabgeordneten, welche für die Absetzung des Kaisers gestimmt hatten, auch die Offiziere des Revolutionsheers, und manche von denen, welche in die von der Amnestie begünstigten Kategorien gehörten, wurden ins Innere von Rußland verbannt. Dieses letzte Loos traf sogar solche Offiziere, welche wie Krukowiecki den Sieg der kaiserlichen Waffen absichtlich erleichtert hatten. Im ganzen Umkreise des Königreichs wurde die Entwaffnung mit einer Strenge vollzogen, welche nicht die mindeste Rücksicht darauf nahm, daß die Wölfe in einem wahrhaft furchtbaren Grade sich vermehrten und den Viehstand auf eine unerhörte Weise zehnteten. Die Bauern erhielten dafür indessen einen Ersatz, da die Regierung, um diesen Stand für sich zu gewinnen, bedeutende Erleichterungen eintreten ließ, an die unter der polnischen Adelsherrschaft nie zu denken gewesen war. Jene Aufhebung der Leibeigenschaft, vor der die aristokratische Partei eine noch größere Scheu als vor dem Volksfeinde verrathen hatte, verfügte auch Kaiser Nicolaus nicht. Der russische Adel durfte in dieser Beziehung Rücksichten fordern.

Die russischen Truppen, welche den Sieg erfochten hatten, blieben in Polen stehen und erhielten eher noch Vermehrung. Wie diesen Massen gegenüber die Verbannten auf eine neue Schilderhebung des waffenlosen Volks

hoffen und durch Sendlinge, die sich durch die dreifache Kosakenlinie an der Grenze durchschlichen, zu einer solchen auffordern konnten, begreift sich schwer. Erreicht wurde durch diese wahnsinnigen Versuche nichts, als daß neue Leiden über das unglückliche Polen kamen. Auch einen einmüthigen Entschluß des Volks angenommen, würde jeder Aufstandsplan durch Verrath im Keime erstickt worden sein, so gut war die russische Regierung durch Spione unter den Verbannten selbst bedient, ein so wohlgeleitetes Späherheer hielt sie im ganzen Umkreise des Königthums. Da war keine reichere Adelsfamilie, die nicht von ihrer eigenen Dienerschaft beobachtet worden wäre, da war keine der zahlreichen Zigeunerbanden, die nicht bei ihren Wanderungen durch Fichtenwälder und über Haiden ihre Wahrnehmungen gemacht und darüber an die ewig patrouillirenden Kosakenpikets berichtet hätte. Warschau hätte sich nicht bewegen können, ohne von der neu erbauten Alexander-Citadelle zerschmettert zu werden. Das wenige Stunden von Warschau entfernte Modlin, jetzt Nowo-Georgiewsk genannt, wurde zu einem mächtigen Bollwerke der russischen Herrschaft umgeschaffen.

Im Oktober des Jahres 1835 besuchte der Kaiser Warschau, das erste Mal seit der Revolution. Dem Magistrat, der sich ihm vorstellte und die gebräuchlichen Betheuerungen anheben wollte, schnitt er die Rede ab, um seinen Willen und die Lage Polens in Worten zu erklären, denen eine männliche Geradheit nicht abzusprechen ist. „Sie haben zwischen zwei Dingen zu wählen," sagte er mit bewußter Ruhe: „entweder beharren Sie bei Ihren Täuschungen über ein unabhängiges Polen, oder Sie leben ruhig und als treue Unterthanen unter meiner Regierung. Wenn Sie aber auf Ihren Träumen von einem eigenen Volksthume, von einem unabhängigen Polen und von allen jenen Hirngespinnsten bestehen, so können Sie nur großes Unglück bereiten. Ich habe hier eine Citadelle errichten lassen, und ich erkläre Ihnen hiemit, daß ich beim ersten Aufstande die Stadt Warschau in Grund schießen lassen und vernichten werde; und wahrlich nicht ich werde sie wieder aufbauen lassen. — Bei Ihnen steht es, das Vergangene in Vergessenheit zu bringen; nur durch Ihr gutes Betragen und durch Ihre Ergebenheit für meine Regierung können Sie dahin gelangen. Ich weiß, daß mit dem Auslande ein Briefwechsel unterhalten wird, daß schlechte Druckschriften hieher geschickt werden, und daß man die Gemüther zu verderben sucht. Die beste Polizei von der Welt kann bei einer Grenze, wie die Ihrige, dergleichen

Verbindungen nicht hindern. Sie selbst müssen die Polizei üben, um das Uebel zu verhüten. Wenn Sie Ihre Kinder wohl erziehen und ihnen die Grundsätze der Religion und der Treue gegen ihren Souverain einprägen, bleiben Sie auf der guten Bahn. Mitten unter allen den Unruhen, welche Europa bewegen, unter den Lehren, die das Gebäude der Gesellschaft erschüttern, ist Rußland allein stark und unversehrt geblieben. Glauben Sie mir, es ist ein wahres Glück, diesem Lande anzugehören und sich seines Schutzes zu erfreuen."

Die öffentliche Meinung Europa's, die den Kampf der Polen mit großer Theilnahme begleitet hatte, gab sich wenigstens die Genugthuung, die Trümmer des polnischen Heers mit Huldigungen zu umgeben. Ludwig Philipp hatte diese Tapfern auf den gastlichen Boden Frankreichs eingeladen, und ihr Zug dahin glich einem Triumphzuge. Die traurigen Gebrechen des Volks, welche die alte Republik in den Abgrund gestürzt hatten, die häßlichen Leidenschaften, die dem weißen Adler bei seinem letzten Aufschwunge die Fittige gelähmt hatten, die Selbstsucht des Adels, nur für sich, nicht für ein besseres Loos der untern Classen das Schwert zu ziehen, der Hader der Parteien, der verderbliche Ehrgeiz der Offiziere, die so häufigen Verräthereien, Alles war vergessen bei dem Anblick dieser Soldaten, welche ein auf ewig verlorenes Vaterland betrauerten. Dieser Zug der Polen bewirkte, daß die Völker von der wahren Natur der russischen Herrschaft überzeugt wurden. Durch seine Unterstützung der Griechen und durch seinen Krieg gegen die Pforte zur volksbeliebtesten Macht unter allen erhoben, tauschte Rußland diese Rolle mit jener eines Schreckbildes, an dem man sich die abscheulichsten Züge ausmalte. Was hierin Uebertreibung oder Verkennung jenes Zustandes von asiatischer Halbcultur war, welcher dem russischen Herrscher, wie es auch um seine Persönlichkeit stehe, die alleinige Anwendung humaner Mittel verbietet, das haftete in den Gemüthern kaum länger, als die durch den Polenzug hervorgerufene Aufregung anhielt. Was dann noch blieb, war das richtige Gefühl, daß Rußland bemüht sei, alle Bestandtheile seines unermeßlichen Reichs zu einer demselben Gedanken gehorchenden Maschine auszubilden, und daß die riesige russische Einheit mit oder ohne Beihülfe der übrigen Slaven der romanischen und germanischen Völkergruppe mit einer russischen Hegemonie drohe. Ohne näher zu untersuchen, ob Polen dieser Bildung mehr als einmal, bei dem Entsatze von Wien, von wirklichem Nutzen gewesen sei, nahm man als

ausgemacht an, daß mit Polen eine Vormauer Europa's gefallen sei, und daß die Civilisation nunmehr der Barbarei unmittelbar angrenze.

Wie der österreichische Kanzler Metternich zur Zeit des russisch-türkischen Kriegs der einzige Staatsmann gewesen war, der sich bei seiner Beurtheilung der wahren Sachlage durch keine Gefühlspolitik hatte auf falsche Wege leiten lassen, so war er jetzt auch als der erste geräuschlos darauf bedacht, gegen die Slaven-Gefahr Vorkehr zu treffen. Mit der Leitung eines Staats beauftragt, der von slavischen Elementen tief gesättigt, die europäische Grenzwache gegen den Osten ist, erweckte er da, wo die Nordgrenze am dichtesten von Slaven umgeben ist, eine Kraft, welcher die Vertheidigung dieses ausgesetzten Punktes übertragen werden könne. Diese Kraft bot sich selbst zur Benutzung dar und sie versprach zugleich durch die Richtung, die sie eben eingeschlagen hatte, dem Gesammtstaat eine Vermehrung seiner materiellen Kräfte, die unter allen Umständen erwünscht, jetzt eine Nothwendigkeit war. Diese Kraft war die Nation der Magyaren.

Die Magyaren bewohnen die Mitte des ungarischen Landes von Preßburg und Göns bis Munkacz und Arad, von Kaschau bis Zambor und beherrschen die Thäler der untern Donau, der mittleren Donau, der Theiß und der zwischen ihnen sich dehnenden unermeßlichen Ebenen. Von Deutschen, Slovaken, Ruthenen, Wenden, Kroaten, Schokaczen, Raizen und Walachen werden sie ringförmig eingefaßt. Sie bilden ein starkes Drittheil der Bevölkerung des Landes, alle ungarischen Slaven zusammen stehen gegen sie um 500,000 Köpfe zurück. Die eigenthümliche Verfassung Ungarns, die den Adel auf das stärkste bevorzugte, machte den Reichstag zu einem bloßen Vollstrecker dessen, was in den Grafschaftsversammlungen beschlossen worden war. Die Grafschaftsversammlung, die von den in der Grafschaft wohnenden Magnaten, Prälaten, Adeligen und von Vertretern der königlichen Freistädte gebildet wurde, ernannte nicht blos den Abgeordneten, sondern band ihn auch durch bestimmte Aufträge und beaufsichtigte ihn während der Sitzungen. Außerdem wählte sie alle Beamte der Grafschaft mit wenigen Ausnahmen, entschied über die wichtigeren politischen und Verwaltungs-Angelegenheiten ihres Bezirks und faßte Beschlüsse, deren Vollstreckung den Behörden oblag. Auf dem Reichstage sprach man lateinisch, doch forderten die Magyaren, daß ihre Sprache eingeführt werde, und die übrigen Volksstämme widersetzten sich dem nicht besonders.

Die Magyaren hatten sich für Polen begeistert und selbst den Wunsch gehegt, für das Nachbarland Mannschaften ausheben zu dürfen. Diese Begeisterung ging vorüber wie ein Rausch, als ein Mann auftrat, wie das Land ihn brauchte. Der Graf Stephan Szechenyi gehörte zu jenen leider so seltenen Reformatoren, welche nicht mit hochfliegenden Entwürfen auftreten, auf kein goldenes Zeitalter lossteuern, sondern praktische Vorschläge machen und ihre Gebäude mit dem Grunde zu bauen anfangen. Mit einem kleinen Werke: Ueber Pferde, das ein in Ungarn allgemein beliebtes Thema erörterte, führte er sich ein. Als er die Aufmerksamkeit damit auf sich gelenkt hatte, behandelte er in einem zweiten Buche: der Credit, die sein Vaterland berührenden Hauptfragen. In diesem Buche setzte er alle die Mängel auseinander, welche Ungarn drückten. Unser Vaterland hat keinen Handelscredit, war der Satz, von dem er ausging. Die Gründe sind theils in der Lage des Ackerbaues, theils in dem Zustande des Handels zu suchen. Die Art der Landverpachtungen, die Monopole und Preisbestimmungen, der Zehnte, die gezwungene Arbeit, zu der sich die zahlreichste Classe der Bevölkerung verurtheilt sieht, lähmen den Ackerbau und verhindern jede Verbesserung. Der Handel liegt darnieder, weil es an Verbindungsmitteln fehlt, die vorhandenen Transportmittel an Theuerung und Unzuverlässigkeit leiden, die Ausfuhrzölle unbestimmt sind, die Gesetze das leichte Eintreiben von Schulden und das Erzwingen des Haltens von Vertragsverbindlichkeiten erschweren, aus allen diesen Gründen aber die Kapitalien sich vom Handel zurückhalten. Dies Alles kann anders und besser werden, wenn wir nur wollen; die Reformen, welche Ungarn braucht, hängen allein von dem Willen der Ungarn ab. Aber einig muß Ungarn sein und nicht nach französischer Art Utopien nachjagen. „Mit Freuden," schloß Graf Szechenyi sein goldenes Buch, „würde ich die Parteien verschmelzen sehen, und viel lieber möchte ich durch einen Mittelweg das möglich Gute erreichen, als vergebens nach jenem eingebildeten Segen streben, den wir wahrscheinlich niemals kennen lernen werden, außer in einer bessern Welt."

Szechenyi beschränkte sich nicht auf gedruckte Lehren, er handelte. Sein Project einer Donaudampfschifffahrt galt Jedermann für unausführbar, weil der Strom hier zu seicht, dort zu reißend sei. Er brachte die Zweifler zum Schweigen, indem er einfach ein Dampfboot bestieg und vor den Augen der ganzen Nation bis zu den eisernen Thoren hin und zurückfuhr. Nicht lange

danach bildete er einen Actienverein für den Bau einer Kettenbrücke zwischen Pesth und Ofen. Was konnte es Vernünftigeres geben, als den durch die Donau getrennten Schwesterstädten eine fortwährende Verbindung zu sichern, welche weder hochgehende Wellen noch treibende Eismassen zu fürchten habe! Dennoch setzte sich die conservative Partei mit aller Macht zur Wehr, denn sie hatte unter dem Vorschlage eine Schlange entdeckt, die dem Adel nach seiner verletzbaren Achillesferse stach. Mit wenigen Worten: Szechenyi wollte den Adel um seine althergebrachte Steuerfreiheit bringen. Die Kosten des Brückenbaues sollten durch einen Brückenzoll gedeckt werden, den jeder Passirende, gleichviel ob adelig oder bürgerlich, zu entrichten habe. So erklärt sich die Opposition, welche so weit ging, daß an dem Reichstage, wo der Vorschlag nach stürmischen Verhandlungen Annahme fand, der Judex Curiae unter Thränen erklärte, er werde nie seinen Fuß auf die unheilvolle Brücke setzen, von der er den Untergang des ungarischen Adels datire.

Die Mäßigung, mit der Szechenyi in politischen Dingen auftrat, trug zum Gelingen seiner Pläne nicht wenig bei. Sehr häufig ging er mit der Regierung Hand in Hand, wie denn auch die wohlverstandenen Interessen Ungarns und Oesterreichs innig in einander verschlungen waren. An und für sich schon mußte Fürst Metternich ein Streben billigen, das auf Ueberzeugung, nicht auf Ueberwindung des Gegners ausging und nur allmälig durch Fortschaffung von Mißbräuchen und Heilung von Gebrechen reformiren wollte, und nun kam noch die Besorgniß vor der wachsenden russischen Macht dazu, welche die Politik anrieth, bei Zeiten in den Magyaren eine tüchtige Widerstandskraft zu wecken. Allein so mächtig die österreichische Regierung und der ungarische Liberalismus im Verein waren, reichten ihre Mittel doch nicht aus, der Bewegung, die sie hervorriefen oder gewähren ließen, ringsum Schranken zu setzen. Das selbstsüchtige Gebahren der conservativen Adeligen rief einen zu großen Unwillen hervor, als daß sich nicht unter dem moralischen Einfluß der Julirevolution eine radikale Partei hätte bilden sollen, die nach französischem Muster ein wüstes Feld schaffen und auf diesem einen modernen Staat der Freiheit und Gleichheit erbauen wollte. Ein junger Mann von slowakischer Abkunft, in einem kleinen Dorfe der Gespannschaft Zemplin geboren, Ludwig Kossuth, erhob sich nach und nach zum Führer dieser Partei. Auf dem Reichstage von 1834 trat er mit einer Reichstagszeitung hervor, die er, um die Censur zu vermeiden, lithographiren ließ.

Als die Censur auch auf solche Vervielfältigungen ausgedehnt wurde, erfand er einen andern Ausweg. In seinem Redactionszimmer zu Pesth fanden sich täglich Juraten und andere junge Leute ein, von denen jeder eine Abschrift nahm. Diese Exemplare wanderten von Haus zu Haus, von Grafschaft zu Grafschaft, die Comitatshusaren verbreiteten sie auf ihren Ritten bis in die fernsten Ortschaften. Kossuth und die Radicalen verlangten, daß jeder Edelmann sich nur als Staatsbürger betrachte und alle seine Vorrechte auf dem Altare des Vaterlandes niederlege. Außerdem erstrebten sie für Ungarn die Einrichtungen freier Staaten, eine und alle. Die Liberalen mahnten die Nation zur Mäßigung, zu einem Opfer und Fleiß voraussetzenden langsamen Vorgehen, die Radicalen stachelten die Leidenschaften und tischten die Freiheit wie eine Weihnachtsbescherung auf. Brauchte es mehr, um unter einem edeln, aber heißblütigen und weder durch Bürgerfleiß noch durch Bildungsreife ausgezeichneten Volke die Jugend für den Radicalismus zu gewinnen und dem Liberalismus Szechenyi's einen schweren Stand zu bereiten? Fürst Metternich erkannte die Gefahr und machte Kossuth für mehrere Jahre durch ein Gefängniß unschädlich.

War das Slaventhum, gegen das der österreichische Staatskanzler einen Vorposten bewaffnete, wirklich zu fürchten, oder war es ein Schatten, der die Besorgnisse eines so weisen und ergrauten Staatsmannes rege machte? Wir wollen die Slaven selbst auf diese Frage antworten lassen. Nicht wenige ihrer Politiker und Dichter, und gerade die gefeiertsten, rufen ihrem „vom Athos bis zum Terglou und bis Pommern, von Serbien bis Breslau, von Konstantinopel bis Petersburg, vom Ladoga bis Astrachan, vom Kosakenland bis Ragusa, vom Balaton zum baltischen und asowschen Meer, von Prag bis Moskau, von Kamtschatka bis Japan“ wohnenden Volke zu, sich in gegenseitiger Liebe zu verbinden, Panslavien als ihr Vaterland anzuerkennen, damit der slavische Name „an der sternenbedeckten Weltenwölbung in der Mitte zwischen Britten und Griechen“ glänze. Die slavische Nation ist die größte von allen, wenn sie sich ihrer Einheit bewußt wird. „In der einen Hälfte Europa's liegt ein Riese von unermeßlicher Größe. Sein Haupt ruht am Busen des adriatischen Meeres und seine grandiosen Füße lehnen sich neben nordischem Eis und Schnee an der chinesischen Mauer. In der männlich starken, gegen das Herz des türkischen Kaiserthums gewendeten Rechten trägt er das schwarze Meer, und in der neben dem Herzen Deutschlands ausge-

dehnten Linken hält er die Ostsee. Sein Haupt ist Mittel-Illyrien, bekränzt mit den Blüthen des warmen Südwinds, seine Brust ist Ungarn, sein Herz ist unter der alten Tatra, sein Magen sind die Ebenen Polens, Bauch und Schenkel die unermeßlichen Gefilde Rußlands. Und dieser Riese ist unsere Nation: die größte Nation in Europa, die slavische Nation, weil die Beine und das Fleisch des innersten Körpers die Brüder-Slaven sind, und das Blut, welches diesen ungeheuren Leib belebt, ist das identische Blut unserer Mutter Slava." (Ludwig Gaj in der Horvatztke Novine (kroatischen Zeitung) von 1838, Nr. 34*) Und welches Ziel hat der slavische Riese zu erstreben? Die Antwort giebt Kollar's Heldengedicht Slavidcera, eine Nachbildung von Dante's göttlicher Comödie. „Was werden die Slaven in hundert Jahren sein? Was wird ganz Europa sein? Das Slaventhum breitet sich aus und überschreitet einer Sündfluth gleich überall seine Grenzen. Die Sprache, welche die Deutschen blos für eine Sklavensprache halten, wird in ihren Palästen und an den Mündungen ihrer Flüsse ertönen. In slavischen Kanälen werden die Wissenschaften fließen, Tracht, Sitten und Gesang unsers Volks werden an der Elbe und der Seine herrschen." Daß die Herrschaft über das menschliche Geschlecht im Begriff sei, von den lateinischen und germanischen Stämmen zu weichen und auf die große Nation der Slaven überzugehen,

*) Gaj schärft die Bedeutung der Slaven durch immerwährende Hinweise auf ihre Volkszahl ein. Er berechnet für die beiden slavischen Stämme, die er unterscheidet, den illyrisch-russischen und den böhmisch-polnischen:

Wenden in Steiermark, Krain, Kärnthen, Istrien, Görz, Westungarn	1,200,000	Seelen.
Provinzial-Kroaten in der Grenze und im Litorale, in Ungarn und im Banat, im Erzherzogthum Oesterreich und in Bosnien	1,620,000	"
Slavonier in der Grenze und in Syrmien	500,000	"
Dalmatier in Dalmatien und der Herzegowina	480,000	"
Bosnier	450,000	"
Serben	1,730,000	"
Bulgaren in der sogenannten türkischen Provinz Sofia	550,000	"
Russen in Großrußland	48,000,000	"
Ruthenen in Kleinrußland, Polen, Galizien, Bukowina, Nordungarn	3,000,000	"
Böhmen	3,000,000	"
Mähren	1,430,000	"
Slovaken im nördlichen Ungarn	3,000,000	"
Sorben in der Lausitz, Brandenburg u. s. w.	400,000	"
	65,360,000	"

Es ist sehr bezeichnend, daß die Polen auf dieser Liste fehlen. Sie haben gegen Rußland gekämpft, und Gaj rechnet sie aus diesem Grunde nebst den Magyaren zu den „asiatischen Horden", welche der wahre Slave bekämpfen muß.

daß das neunzehnte Jahrhundert den Slaven gehöre, sind Aussprüche, welche sich in den slavischen Schriften zum Ueberdruß wiederholen.

Nach diesen Proben, welche sich durch eine ausgedehntere Blumenlese ohne Mühe verzehnfachen ließen, darf man an dem Bestehen eines Panslavismus mit politischer Tendenz nicht zweifeln. Allen den phantasiereichen Politikern, welche zu dieser Fahne schworen, war Rußland der starke, zur Hegemonie bestimmte Mittelpunkt. An der Verschiedenheit des Glaubens nahm man so wenig Anstoß, daß einer der panslavistischen Sänger bat, nicht zu beachten, „ob Jemand das Kreuz zur Rechten oder zur Linken mache", und daß die Bezeichnung der russischen Kirche als „der alten" sehr häufig wurde. Wie sich Rußland zu seinem panslavistischen Bundesgenossen verhielt, läßt sich schwer sagen. Zwar plauderte ein nach der allgemeinen Annahme von Petersburger Gedanken inspirirtes Buch, „die europäische Pentarchie", aus, daß das russische Cabinet beabsichtige, die 76 Millionen Slaven in einen Nationalbund unter russischem Primat zu vereinigen, doch läßt sich auf so offenherzige Bekenntnisse nicht viel geben. Dagegen sprechen redende Beweise dafür, daß Rußland unter der Hand ermunterte, was ihm so nützlich war. Rußland schuf Lehrstühle der slavischen Sprachen, die mit der größten Freigebigkeit ausgestattet wurden, berief ausgezeichnete slavische Schriftsteller aller Länder an seine Lehranstalten, dotirte auswärtige slavische Bibliotheken, unterstützte slavische Forschungen, beschenkte slavische Gelehrte mit Orden und gab sonst noch auf viele Arten zu erkennen, daß jeder Dienst, welcher dem Slaventhum erwiesen werde, die russische Regierung zu Dank verpflichte. Vor Allem wurde der russischen Sprache die freigebigste Pflege zu Theil, so daß sie mit Riesenschritten vorwärts eilte. Dies darf nicht übersehen werden. Eine Schriftsprache ist den slavischen Stämmen ein unabweisliches Bedürfniß. Verschiedene gleichberechtigte Idiome ringen mit einander, und dasjenige wird den Preis davon tragen, welchem die meiste Förderung des Staats zu Theil wird. Zum Glück konnte die russische Regierung, indem sie ihr Idiom zur allgemeinen slavischen Schriftsprache machen wollte, ein im Volke und in der Kirche wurzelndes Hinderniß nicht besiegen: die cyrillische Schrift. Gaj nahm diese Schriftzeichen, deren sich außer den Russen nur noch die Serben bedienen, für seine „großillyrische" Sprache an, aber die andern Stämme wiesen sie zurück. Man halte dies nicht für unbedeutend. Einem berühmten slavischen Literaten, dem Tschechen Wenceslaw Hanka, wird das Wort zu-

geschrieben: „Das einzige Hinderniß der Russen ist ihre cyrillische Schrift, so lange sie diese beibehalten, können die Diplomaten ruhig schlafen, aber wehe, wenn ihnen die lateinische Schrift anzunehmen einfällt, dann haben sie alle Slaven für sich.“

Der politische Verstand ist in unsern Tagen zu sehr ausgebildet, als daß die meistens unter der väterlichen Herrschaft Oesterreichs vereinigten Westslaven nicht hätten einsehen sollen, welche dunkle Zukunft sie sich durch die Annahme der panslavistichen Tendenzen bereiten würden. Das Schicksal Polens predigte ihnen laut, wie es den Völkern ergeht, die nicht gutwillig in die nationalen Sitten Rußlands aufgehen wollen. Dem Panslavismus Kollar's, Gaj's und Anderer trat nun eine westslavische Richtung entgegen, die, wenn auch nicht von den besten Dichtern, so doch von den hellsten Köpfen unter den Slaven vertreten wurde. Klang auch aus dieser Gruppe zuweilen ein grell slavischer Ton heraus, so muß man dies dem Feuereifer zu gut halten, mit dem junge Literaturen sich Bahn zu brechen suchen. Haben doch auch wir unsere Bardenzeit und noch später unsere Franzosenfresser gehabt. Diese verständigen Westslaven, denen die österreichische Regierung manche Aufklärung über den Panslavismus zu verdanken haben wird, machten aufmerksam, daß sich der Propaganda des Nordens am ehesten begegnen lasse, wenn Oesterreich eben so sehr für die tschechische Sprache und Literatur Sorge trage, wie Rußland für die russische. Der böhmische Dialekt eigne sich am besten zur allgemeinen Schriftsprache, denn er habe schöne Monumente, sei frühzeitig ausgebildet worden und schon einmal nahe daran gewesen, in Polen und Litthauen als Sprache des Hofes und der Gelehrten angenommen zu werden.

Als dieser Wink gegeben wurde, hatte in Böhmen bereits eine literarische Bewegung begonnen. Diese ging weniger von den Gelehrten, einem Dobrowski, Kopitar, Schaffarik, Palacky, als von einem jungen Dichter aus. Wenceslaw Hanka übersetzte jene serbischen Volkslieder des Wuk Sephanowitsch Karadschitsch, die auch auf unsere Literatur anregend eingewirkt haben, und befriedigte den Wunsch, zu erfahren, ob auch die ältere böhmische Literatur solche Kostbarkeiten besitze, durch die Veröffentlichung von sechs Bänden „Alterthümlicher Gedichte“, die er aus Bibliotheken und Archiven mühsam zusammensuchte. Auf einer Reise nach Königinhof hörte er zufällig, daß in einer Kammer an der Stadtkirche unter einer Menge von Papieren und unbrauchbarem Geräth auch alte hussitische Waffen und Reste von Handschriften

sich befänden. Hanka eilte hin und zog aus dem Geröllhaufen nach und nach zwei schmale Pergamentstreifen, an Hussitenpfeile befestigt, und zwölf vollständige Blättchen Pergament hervor. Diese Reste sind die berühmte Königinhofer Handschrist, deren Inhalt vierzehn Lieder bilden, neun lyrischen, fünf epischen Inhalts. Die Lieder wurden fast in alle Sprachen übersetzt, auch Goethe hat eines derselben in deutscher Uebersetzung seinen Werken einverleibt. In Böhmen erwachte jetzt ein fieberhafter Eifer für die Nationalliteratur. Man durchforschte die Archive, Bibliotheken, Sakristeien, Burgverließe, man löste die Pergamentblätter ab, welche spätere Buchbinder zu Bücherdeckeln benutzt hatten, und entdeckte auf diese Weise manches Werthvolle, auch Altdeutsches. In diesem Forschungsdrange scheinen einige Patrioten, denen eine recht bedeutsame Entdeckung nicht nach Wunsch gelingen wollte, dem Mangel an auffindbaren Denkmälern durch eigene Fabrikate nachgeholfen zu haben. Selbst gegen Hanka wurde ein Verdacht rege, der sich nicht etwa abstumpfte, als er später eine böhmische Interlinear-Version vom Evangelium Johannis, angeblich aus dem zehnten Jahrhundert, veröffentlichte, die er auf einem Bücherdeckel gefunden haben wollte. Kopitar sprach schonungslos das Wort „literarischer Betrug“ aus und zweifelte selbst die Echtheit der Königinhofer Handschrift an. Ein solcher Angriff war den Verehrern der geliebten Handschrift zu viel. Sie vergalten dem Feinde Gleiches mit Gleichem und streuten aus, Kopitar sei selbst ein Fälscher und seine eben erschienenen, angeblich einem Wiener Codex entnommenen hesychischen Epiglossen würden nie in diesen Codex gekommen sein, wenn er sie nicht selbst hineingeschrieben hätte. Die Echtheit der Königinhofer Lieder haben Schaffarik und Palacky durch einen umfangreichen Quartband bewiesen, die Ehrenrettung der andern Handschriften ist ihnen nicht so gelungen. Ein neuer, noch heftigerer Streit, der dem einen der dabei betheiligten Gelehrten durch den ewigen Aerger fast den Tod gebracht hätte, entbrannte über Hanka's Rechtschreibung. Die österreichische Regierung hat ihm in einer späteren Zeit durch die Annahme seiner Methode Recht gegeben.

Bedeutende Dichter haben diejenigen Volksstämme, welche den Panslavismus am lärmendsten verkündeten, am wenigsten geliefert. Die illyrische Literatur besitzt nicht einen einzigen Dichternamen, während Serbien mit Stolz auf seinen Wuk Stephanowitsch und seinen Milutenowitsch hinweisen kann. Die Tschechen wurden durch Kollar vertreten, einen Prediger in Pesth,

den eine etwas fanatische Begeisterung umgab, wahrscheinlich weil fast jede Seite seiner Gedichte von politischen und nationalen Herzensergießungen überfließt. Reicher als an Dichtern zeigte sich die tschechische Literatur an Sprach- und Geschichtsforschern, unter denen Palacky und Schaffarik hervorragen. Palacky ist ein Tscheche wie einer, aber seine Geschichte Böhmens hat er doch in deutscher Sprache erscheinen lassen. Wollen wir die schönsten Manifestationen des slavischen Geistes aufsuchen, so müssen wir uns zu den Polen und Russen wenden. Für beide, am meisten für die Polen, begann eigentlich jetzt erst eine nationale Literatur. In Polen hatte bis dahin ein von der Fremde erborgter nüchterner Classicismus geherrscht, dem erst Mickiewicz ein Ende machte. Er hob die polnische Literatur auf eine Höhe, die ihr den Wetteifer mit den Productionen der früher auf den poetischen Kampfplatz getretenen Völker gestattet. Mickiewicz ist eben so national als natürlich, zeichnet plastische Gestalten und wendet schöne Formen an. In der Verbannung schrieb er einen epischen Roman, „Herr Thäddäus,“ der durch die Fülle von Begebenheiten, die er mit feiner Charakteristik schildert, und durch den unerschöpflichen Humor, der aus ihm sprudelt, ungemein anzieht. Sein dramatisches Gedicht „die Todtenfeier“ gilt den wärmsten Verehrern des Dichters nur in den beiden ersten Theilen, nicht in dem letzten, für schön.

Unter den Verdiensten, die Mickiewicz und seine Schule sich erwarb, ist eine der ersten Stellen dem Fleiße zu ertheilen, mit dem er die Lieder und Sagen an das Tageslicht förderte, die sich Jahrhunderte lang, unbeachtet von dem französirten Adel, in der Hütte des armen Bauern erhalten hatten. Wie er die lithauische Volksthümlichkeit mit Vorliebe berücksichtigte, so verherrlichte ein anderer Dichterkreis die Reize, welche Natur, Geschichte und Volkssitte der Ukraine verliehen haben. Die Frische und Lebendigkeit, welche die Kosaken dieses eigenthümlichen Gebiets sich erhalten haben, klingt auch aus den Liedern seiner Dichter wieder. Bohdan Zaleski ist der naivste und lieblichste dieser Ukrainer, während Malizeski und Godzozynski den ganzen Trotz des Kosakenlebens in sich aufgenommen haben. Ganz aus dem Herzen des Volks heraus, von dem er auch die Wohllaute der ruthenischen Sprache annahm, mit Treue und Wahrheit, sang Thomas Padura, den ein trübes Schicksal früh hinwegraffte, seine Lieder. Ein seltener Verein von Eigenschaften, einer keck und gesund angelegten, mit Frische und Lebendigkeit durchgeführten Schilderung, einer klaren und durchsichtigen Zeichnung,

deren Farben von Leidenschaft glühen, macht Michael Czaykowski unter den ukrainischen Dichtern zu einem der bedeutendsten. Dieser Dichter ist durch deutsche Uebersetzungen unter uns am bekanntesten geworden. Als eine große und glückliche Erweiterung ihres dramatischen Horizonts betrachten die Polen die anonym erschienenen beiden dramatischen Gedichte „Irydion“ und „die ungöttliche Comödie“. Dem erwachten Interesse für das Volksthümliche entsprangen Sammlungen von Volksliedern und Volkssagen, die bald, von Galizien beginnend, alle Provinzen des ehemaligen Polens umfaßten. Obgleich von den Panslavisten aus dem Reiche der heiligen Mutter Slava verwiesen, halfen die Polen durch Maciejowski u. A. zur Aufhellung der allgemein slavischen Alterthümer und der ältesten slavischen Gesetzgebung. Die eigene Geschichte wurde von ihnen indessen ungemein fleißiger angebaut. Galt es doch den verbannten Polen vor allen, ihre Nationalität rein zu bewahren. Ihr bester, man könnte sagen, erster eigentlicher Geschichtschreiber war Lelewel. Graf Eduard Raczynski bereicherte die polnische Literatur durch die Herausgabe von wichtigen Documenten und Denkwürdigkeiten.

Von dem Untergange der polnischen Revolution an verstummte im Königreiche selbst die Literatur bis auf die leichten Erzeugnisse, welche in den Salons der Vornehmen die Langeweile ertödten sollen. Um so thätiger war die Emigration (in Veröffentlichung von Werken über die letzte Revolution nur zu thätig), die in Paris auch Bibliotheken und eine Druckerei gründete. Die unter deutscher Herrschaft stehenden Provinzen verdankten ihrer glücklichen Lage die Möglichkeit, der Literatur fortdienen zu dürfen. War Galizien besonders für das Volkslied und die Sage thätig, so widmete sich Posen, früher in der polnischen Literaturgeschichte kaum genannt, vorzugsweise der Geschichte. Posen gründete auch die beiden gelesensten Zeitschriften, von den funfzig nach und nach entstandenen Tagblättern der Ausgewanderten gingen fast alle an demselben Parteigetriebe zu Grunde, das sie ursprünglich hervorgerufen hatte.

Als der Kaiser Nicolaus bald nach seiner Thronbesteigung den Willen aussprach, Rußland in Religion, Sprache und Gesetzgebung zur Einheit zu führen, gab es nur Anfänge einer nationalen Literatur, nur wenige Schriftsteller, aber unter diesen einen Dichter ersten Ranges — Puschkin. Der Dichter hatte sich durch freisinnige Meinungen eine Verbannung nach dem südlichen Rußland zugezogen; Kaiser Nicolaus rief ihn zurück, empfing ihn zur Zeit der Kaiserkrönung in Moskau und ermahnte ihn mit warmen Wor-

ten, fortan mit dem Vaterlande den gleichen Weg zu gehen. Bis zu seinem Tode, der die Folge eines unglücklichen Zweikampfs war, hat Puschkin in seinem Herrscher einen väterlichen Freund gefunden. Wir dürfen ihn jetzt, seitdem Bodenstedt's meisterhafte Uebersetzung erschienen ist, fast als einen der Unsrigen betrachten. Rußland hat keinen größeren lyrischen Dichter erzeugt, keinen, der von gleicher Liebe für das Volk und das Land erfüllt, mit solchen Gaben, in die Reize des russischen Südens sich zu versenken, ausgestattet gewesen wäre. Sein begabtester Nachfolger, Zukowski, der zugleich der Herausgeber von Puschkin's sämmtlichen Werken ist, hat den von ihm leer gelassenen Platz nicht vollständig ausfüllen können. Den andern lyrischen Dichtern Rußlands macht man den Vorwurf, daß sie zu wenig schöpferisch seien und daß man ihren Schöpfungen den Zwang anmerke, mit dem sie sich zum Fleiß ermuntern. Bei den Lustspieldichtern waltet zu sehr das didaktische Element vor. Befiehlt dann die Regierung, wie es nicht selten geschieht, die öftere Wiederholung der lehrreichen Stücke, so erscheint die Bühne als eine Erziehungsanstalt, die dem Volke, das keine höhere Schulen besucht, mit officieller Moral beizukommen trachtet. Die russischen Trauerspieldichter (Polewni, Kukolnik) dramatisiren russische Vaterlandsliebe. Besser als die Bühne befindet sich der Roman, dem sich viele der fruchtbarsten Talente zuwendeten. Bestuscheff und Bulgarin lieferten leichte Waare, Gogol vortreffliche Sittenschilderungen, die mit niederländischer Treue der Detailmalerei ausgeführt sind. Das Kosakenleben, das ihn lebhaft anzieht, bot zwei andern Romandichtern, Grebenko und Kwitka, den Stoff zu kleinrussischen Dorfgeschichten. Als ein günstiges Zeichen für den russischen Volkscharakter müssen wir hervorheben, daß mehrere Naturdichter aus der Mitte des Volks hervortraten. Kolzow, der Sohn eines Viehhändlers in Woronesch, und Aliganow, ein ehemaliger Leibeigener aus dem Gouvernement Kaluga, gehören in diese Klasse, und dürfen wir nach ihren Leistungen schließen, so erstarrt kein siebenmonatlicher Winter die lebendige Quelle, die überall, wo der Kern gesund geblieben ist, aus den Herzen des Volks hervorsprudelt.

Für die Unterstützung der geschichtlichen Studien geschah vieles durch die Reisegelder, welche die Regierung mit freigebiger Hand zu der Erforschung fremder Archive und Bibliotheken bewilligte. Die in Rußland erscheinenden historischen Schriften (von Ustrialow u. A.) waren bis auf wenige Ausnahmen von oben her inspirirt und daher einseitig parteiisch. Mit echtem Eifer unter-

zogen sich zwei finnische Gelehrte, Sjögren und Castren, der Lösung jenes fast für unmöglich gehaltenen Räthsels, welches die Finnen der Völkerkunde aufgeben. Durch sie wurde zur Gewißheit erhoben, daß die Stämme von Thian-schan bis zum nördlichen Meere und von dem fernsten Osten Asiens bis nach Europa herein einen verwandtschaftlichen Zusammenhang haben, und daß die Kämpfe der Chinesen mit den nördlichen Nomaden die Auswanderung der Finnen nach Europa zur Folge hatten. Was sonst noch für die Sprachenkunde in Rußland gethan wurde, geschah aus politischen Zwecken. Auf allen Universitäten des Reichs wurden Lehrstühle für die türkische, arabische und persische Sprache errichtet, insbesondere aber die Hochschule von Kasan mit Mitteln zu orientalischen Studien reichlichst bedacht. Hier wurde neben den genannten Sprachen noch das Mongolische, Chinesische, Armenische und Tübetanische in den Lehrplan aufgenommen und eine reichhaltige Sammlung orientalischer Schriften angelegt. Charkow erhob sich zu einer unterstützenden Nebenanstalt von Kasan.

Neuntes Kapitel.

Die englische Parlamentsreform. Ludwig Philipp im Kampf gegen die feindlichen Parteien. Die Bürgerkriege in Portugal und Spanien.

Wir haben nun die Julirevolution in ihrer Einwirkung auf die andern europäischen Länder weiter zu begleiten. In England stumpfte sich ihre Wirkung bedeutend ab, da man durch die Emancipation der Katholiken den Weg der Reformen bereits betreten hatte. Auch das milderte den Eindruck, daß Georg IV. am 26. Juni das Zeitliche gesegnet hatte, und Wilhelm IV., vom Volk als der „Matrosenkönig" bezeichnet und geliebt, in dem kritischen Momente, als Karl X. von Cherbourg herüber kam, den Thron einnahm. Die Wirkung war aber doch eine gewaltige, erschütternde, und sie machte eine Parlamentsreform unvermeidlich. Allerdings wurde das Unterhaus schon seit längerer Zeit mit Mißtrauen betrachtet und galt dem Volke für keine wahre Vertretung, sondern für einen Tummelplatz von Ehrgeizigen oder Stellenjägern. Aber dieses Mißtrauen steigerte sich jetzt in dem Grade, daß die Krone die öffentliche Meinung befriedigen oder sich auf eine Revolution gefaßt machen mußte.

Einem nicht immer beobachteten Herkommen folgend, hatte Wilhelm IV. das Parlament aufgelöst, das er bei dem Tode seines Vorgängers vorfand. In dem neuen Parlament, zu dem die Wahlen unmittelbar nach den Julitagen begonnen hatten, waren die Whigs zwar noch immer in der Minderheit, erhielten jedoch in Folge der Zeitereignisse so vielen Zuwachs, daß sie die Minister der Tory-Partei bei einer Abstimmung schlagen konnten. In dem neuen Ministerium, das im November 1830 ins Amt trat, waren nur

Reformfreunde vertreten: Graf Grey, Lord Althorp, Lord Brougham, Lord Palmerston, Lord Melbourne, Sir James Graham u. A. Am 1. März 1831 legten die Minister ein neues Wahlgesetz vor, die so oft und zuletzt so stürmisch geforderte Wahlreform. Das Gesetz stellte den gesunden Grundsatz auf, daß einigen Wenigen eine unermeßliche Macht genommen und unter die große Masse der Mittelclassen vertheilt werden müsse. Es lehnte sich an die bestehenden Wahlordnungen an und beseitigte nur zwei der schreiendsten Mißbräuche, die Vertretung von verrotteten Wahlflecken und die Nichtvertretung von volkreichen, durch Wohlstand, Handelseinfluß und Bildung wichtigen Städten. Nach dem Reformplan der Minister, der die Zahl der Mitglieder des Unterhauses von 658 auf 596 herabsetzte, verloren alle Orte, deren Bevölkerung im Jahre 1821 die Zahl von zweitausend nicht erreicht hatte, ihr Wahlrecht, und etwa funfzig Orte, deren Einwohnerschaft unter 4000 Seelen blieb, mußten sich künftig statt zweier mit einem Abgeordneten begnügen. Unter diesen Orten, denen man nach der Behauptung der Tories ein unveräußerliches Eigenthumsrecht entzog, waren mehrere, welche aus wenigen Hütten oder nur aus verfallenem Mauerwerk bestanden, und viele, wo der Einfluß des Gutsherrn so überwog, daß dieser den Abgeordneten geradezu ernannte. Auf der andern Seite wurden sieben große Städte, die früher nicht vertreten gewesen waren, Manchester, Birmingham, Leeds, Greenwich, Wolverhampton, Sheffield und Sunderland mit zwei, zwanzig andere mit einem Abgeordneten bedacht. Unter den mit Wahlrechten zu bedenkenden Bürgerschaften figurirten auch die 900,000 Einwohner von vier Londoner Stadttheilen, welche fortan acht Unterhausmitglieder wählen sollten. Ferner bewilligte der ministerielle Entwurf siebenundzwanzig der volkreichsten Grafschaften zwei und elf kleineren einen neuen Abgeordneten. Endlich wurde das Wahlrecht in den Städten an die Entrichtung einer Steuersumme (10 Pfund), in den Grafschaften aber an ein gewisses Eigenthum oder an eine bestimmte Pachtsumme geknüpft.

Vom 1. bis zum 22. März brachten die Reformer die Maßregel unter den heftigsten Kämpfen im Unterhause durch die beiden ersten Lesungen, aber das zweite Mal nur mit einer Mehrheit von einer Stimme. Bald darauf, am 19. und am 21. April, wurden die Minister in Fragen, welche zu der Reform in nahen Beziehungen standen, zweimal geschlagen. Sie boten nun ihre Entlassung an, doch der König entschied sich für eine Auflösung des

Parlaments. Er erschien selbst im Oberhause, um zu erklären, er wähle diesen verfassungsmäßigen Weg, um sich auf die sicherste Weise zu überzeugen, wie das Volk über die Räthlichkeit denke, Veränderungen in der Volksvertretung vorzunehmen. Die neuen Wahlen ergaben für die Reformpartei ein kaum gehofftes günstiges Resultat. In allen drei Lesungen wurde das Gesetz, mit dem die Minister einige Veränderungen vorgenommen hatten, vom Unterhause genehmigt, in der dritten entscheidenden Abstimmung mit einer Mehrheit von 109. Die Tories hatten diesen Sieg nur verzögert, um Zeit zu gewinnen, die Aufmerksamkeit des Volks zu ermüden und es so den Lords möglich zu machen, die Neuerung ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe abzulehnen. Die Entscheidung des Oberhauses war so, wie man sie befürchtete. 158 Lords bewilligten, 199, darunter alle dreiundzwanzig Bischöfe mit Ausnahme von zweien, verweigerten die zweite Lesung. Somit waren die Bemühungen der Mehrheit des Unterhauses vereitelt worden.

Alle drohenden Volksstimmungen, zu denen die Politik der Tories seit 1815 Anlaß gegeben hatten, ließen sich nicht mit der Aufregung vergleichen, welche durch die Entscheidung der Lords in allen Theilen des Königreichs hervorgerufen wurde. Die Lords, welche gegen die Reform gestimmt hatten, konnten sich in den belebteren Straßen ohne Lebensgefahr nicht sehen lassen, in Bristol tobte der Pöbel mehrere Tage lang als alleiniger Herr der Stadt gegen die Häuser der Tories, bei Derby und Nottingham wurden Schlösser in Brand gesteckt. Was in England unerhört ist, daß ein Zweig der Gesetzgebung als unverbesserlich dem Untergange geweiht wird, geschah jetzt. Die Lords hatten durch ihre Abstimmung erklärt, daß sie mit dem Volk keine gemeinschaftlichen Sympathien, keine gemeinschaftlichen Interessen hätten, daß eine erbliche Peerie und eine wahre Volksvertretung nicht neben einander bestehen könnten, und hatten dadurch selbst zu einem Vergleich aufgefordert, ob ein Oberhaus oder ein Unterhaus entbehrlicher sei. So kam es denn dahin, daß die Abschaffung der Peerie laut gefordert und, sollten die Lords noch ferner dem Volke trotzen, mit Gewalt gedroht wurde. Unter diesen Umständen mußte die Macht der Radicalreformer, deren Programm in einer rein demokratischen Verfassung mit allgemeinem Stimmrecht, geheimer Abstimmung und jährlichen Parlamenten bestand, täglich wachsen. Dies war den Wünschen der Tories nicht zuwider, denn die Partei rechnete insgeheim darauf, daß die Whigs vor der Gährung im Volke, vor den eigenen Bundesgenossen

Angst bekommen und ihren Plan der Verfassungsveränderung fallen lassen würden. Zur Zeit erfolgte jedoch keine Trennung der Whigs und Radicalen, denn der gemeinschaftliche Gegner war noch nicht besiegt. Von dem gesetzlichen Sinn der Engländer unterstützt, zügelten die beiderseitigen Führer die Leidenschaft ihrer Anhänger, indem sie zugleich den über alle drei Königreiche verbreiteten Reformvereinen, in denen Whigs und Radicale sich begegneten, eine so feste Organisation und einen so sichern Gang gaben, daß den gemäßigteren Tories die Unwiderstehlichkeit ihrer Gegner einleuchtend werden mußte. Alles an Alles zu setzen, war und blieb der Entschluß der Ultra's, die Uebrigen verständigten sich unter der Hand mit den Ministern.

Am 20. Oktober war das Parlament vertagt worden, um am 6. December wieder eröffnet zu werden. Am 12. desselben Monats legte Lord John Russell den dritten Reformentwurf vor, welcher den Hauptgrundsatz, die Erweiterung des Wahlrechts, festhielt, jedoch den Tories einige bedeutende Zugeständnisse machte. So kehrte man zu der alten Zahl von 658 Parlamentsgliedern zurück, um eine Anzahl verrotteter Wahlflecken beibehalten zu können, ließ den Maßstab der Bevölkerung als Prüfstein der Wahlberechtigung fallen und nahm dafür die Häuserzahl und den Steuerbetrag. Das Unterhaus nahm dieses veränderte Gesetz an, nachdem die Tories einen Versuch gemacht hatten, wenigstens der Hauptstadt die Reform nicht zu gut kommen zu lassen, das Oberhaus wiederholte sein altes Spiel. Der Herzog von Wellington unterzog sich der Aufgabe, ein Tory-Ministerium zu bilden, aber die Art, wie das Land diese Nachricht aufnahm, zeigte den Hartnäckigsten, daß es mehr als Vermessenheit sein würde, den Willen von hundert Lords gegen die Ueberzeugungen des Landes in die Wagschale zu werfen. Also gab der eiserne Herzog seine Vollmachten zurück, Graf Grey trat wieder an das Ruder, und die Tories fügten sich der Nothwendigkeit. Am 4. Juni 1832 nahm das Oberhaus die Reformbill an, am 7. desselben Monats wurde sie durch die Genehmigung des Königs Landesgesetz. Die Veränderungen der Wahlgesetze für Schottland und Irland, die gleichsam als Anhängsel der Reformbill betrachtet wurden, fanden keinen Einspruch weiter. Von 21 Millionen Einwohnern des vereinigten Königreichs waren nunmehr 900,000 Wähler.

Die Tories hatten prophezeiet, daß England, wenn man die Reform annehme, bald eine Republik sein werde, da ein reformirtes Haus der Ge-

meinen nicht zehn Jahre versammelt sein könne, ohne den König abzusetzen und die Lords aus ihrem Hause zu vertreiben. Sie hatten damit im Grunde nur gemeint, daß die Tories ihre Bedeutung verlieren würden, aber nicht einmal dieses trat ein. Das starke Bedürfniß nach Ruhe, das ein so conservatives und so auf einen stetigen Gang des Handels angewiesenes Volk wie das englische empfindet, die unter den Whigs und Radicalen eintretende Spaltung, eine natürliche Folge von Meinungsverschiedenheiten, die nach dem Siege hervortraten, die Vorliebe der Aristokratie und der höhern Mittelclassen für die anglikanische Kirche, die man für bedroht hielt, die Abneigung gegen das katholische Irland, dessen Stimmführer sich noch immer nicht befriedigt erklären wollten — Alles vereinigte sich, die Macht der Minister von dem Moment an, wo das erste reformirte Parlament zusammentrat, zu schwächen. Mehrere wichtige Maßregeln setzten die Minister jedoch trotz ihrer abnehmenden Macht noch durch. Die bedeutendste derselben war die Freigebung der Negersklaven in den Niederlassungen.

Die Zahl aller unter brittischer Herrschaft stehenden schwarzen Sklaven betrug im Jahre 1833 mindestens eine Million. Die westindischen Inseln, wo die größte Zahl derselben lebte, hatten 864,600. Diese Unglücklichen genossen zwar seit 1784 eines gesetzlichen Schutzes, der aber nie in der Wirklichkeit gegen Grausamkeiten sicher stellte. Der Pflanzer konnte dem Sklaven noch immer dreißig Peitschenhiebe geben lassen und diese Züchtigung nach Willkür wiederholen, die Arbeitszeit dauerte noch immer zu lange, und zur Erlangung der Freiheit durch eigenen Erwerb der Sklaven war zu wenig Gelegenheit geboten. Von den Pflanzern, die durch die Rücksicht auf Erhaltung ihres Eigenthums zu einer gewissen Schonung gezwungen wurden, lebten die wenigsten auf den Pflanzungen, deren Verwaltung hartherzigen Aufsehern übergeben war. Die Behörden, denen gegen Schändlichkeiten einzuschreiten oblag, waren theils selbst Pflanzer, theils von allen Vorurtheilen der Farbe erfüllt, und thaten wenig oder nichts. Für den Unterricht der Sklaven, für die gesunde Nahrung und ärztliche Pflege wurde so gut wie gar nicht gesorgt. Die freiwilligen Lehrer der Schwarzen, der Regel nach Methodisten und ganz gewiß Geistliche irgend einer dissentirenden Sekte, betrachtete der Pflanzer mit einem Mißtrauen, das nicht ganz unbegründet war. Er behauptete, daß diese Prediger, um die farbige Bevölkerung sich geneigt zu machen, Freiheitsgedanken verbreiteten und die Sklavenbesitzer als Wider-

spenstige gegen den König, der dem schwarzen Mann wohlwolle, darstellten.

Seit Wilberforce im Jahre 1823 den traurigen Zustand der Sklaven in einem Manifest an das Volk geschildert hatte, war die allgemeine Stimmung für die Freilassung. Die Regierung hatte indessen noch immer Bedenken getragen, und in der That standen große Interessen auf dem Spiele In den brittisch-westindischen Colonien allein hatte das Grundeigenthum einen Werth von 127 Millionen Pfund Sterling. Diese Inseln lieferten dem englischen Handel jährlich für zehn Millionen Pfund Sterling Colonialwaaren und kauften für sechs Millionen englische Fabrikate. Man wußte nicht, ob eine Freilassung der Sklaven nicht den Werth des Grundbesitzes auf's stärkste vermindern, Einfuhr und Ausfuhr auf ein Minimum herabbringen werde. „Sobald der Zwang hinwegfällt," sagten die Pflanzer in allen ihren Flugschriften, „hören die Schwarzen auf zu arbeiten; die Pflanzungen liegen dann brach, alle Betheiligte, die Eigenthümer, die Kaufleute, die Capitalisten, gehen zu Grunde, und England muß seinen Zucker von andern Ländern, wo die Sklaverei fortbesteht, beziehen." Man spreche von Humanität, führten die Pflanzer weiter aus, aber die Freilassung würde den Sklaven keinen Nutzen bringen. Jetzt ernähre sie der Herr, und wenn sie auch unter einem Druck arbeiteten, den sie übrigens in Folge der Gewöhnung nicht empfänden, so lebten sie doch sorgenfrei. Als Freie würden sie vermöge ihrer Rohheit, Trägheit und Unwissenheit nicht die Mittel erlangen, sich zu ernähren und ihre Alten, Kranken und Schwachen verkümmern lassen.

Dem reformirten Parlament lagen nicht weniger als 5020 Bittschriften mit fast anderthalb Millionen Unterschriften um Freilassung der Neger vor, während die Vertheidiger der Pflanzer nicht mehr als 32 Bittschriften mit etwa sechszehntausend Unterschriften aufzutreiben vermochten. Die Minister benutzten diese Stimmung, um die Emancipation zu beantragen. Ihr Gesetzentwurf verordnete, daß am 1. August 1834 alle Kinder unter sechs Jahren in Freiheit gesetzt, die Erwachsenen aber von dieser Zeit an einer Lehrlingszeit unterworfen werden sollten, welche für die Haussklaven bis zum 1. August 1838, für die Feldsklaven bis zu demselben Tage im Jahre 1840 zu dauern habe. Um den Einwand zu beseitigen, daß das Parlament nicht das Recht habe, den Pflanzern ihr Eigenthum zu entreißen, bewilligte das Gesetz den Sklavenbesitzern eine Entschädigung von zwanzig Millionen Pfund Sterling. Beide Häuser nahmen den Antrag an, und am 25. August 1833 erhielt der-

selbe die königliche Bestätigung. Die Einzelnheiten der Ausführung zu bestimmen, blieb den gesetzgebenden Versammlungen der Colonien überlassen. Alle unterwarfen sich, obgleich einige die Entschädigung für ungenügend erklärten. Es zeigte sich nun, daß die Verzögerung der völligen Freilassung, die das Parlament beschlossen hatte, um keine Uebereilung zu begehen, höchst nachtheilig sei. Die Neger verstanden nicht, warum man sie zu ihrem eigenen Nutzen noch Jahre lang der Peitsche unterwerfen wolle, und glaubten allgemein, daß der König sie befreit habe, die Pflanzer aber den Gehorsam verweigerten. Blutige Aufstände, zu deren Besiegung das Kriegsgesetz verkündet werden mußte, ließen mehrere Colonien den Fluch der Sklaverei noch einmal schwer empfinden. Antigua vermied solche Scenen, indem es alle Sklaven mit dem 1. August 1834 in Freiheit setzte, und die übrigen Colonien wurden wenigstens in soweit gewitzigt, daß sie im Jahre 1838 das gegebene Beispiel nachahmten.

Da die Sklavenfrage zu den heiß bestrittenen Gegenständen gehört, mit denen Parteien und Staaten ihre höhere Vortrefflichkeit im Vergleich zu den Gegnern dokumentiren wollen, so versteht es sich, daß der praktische Erfolg dieser großen englischen Maßregel auf das verschiedenartigste dargestellt wird. Die westindischen Pflanzer selbst nannten den Erfolg des Experiments einen über alle Erwartung glücklichen. (Bittschrift wider die Bevorzugung Ostindiens in Hinsicht auf die Steuersätze, dem Parlament vorgelegt am 12. März 1840.) Die Freilassung hatte allerdings den Nachtheil, daß der Anbau und der Ertrag der Pflanzungen gegen früher sich verringerte. Daran trugen aber die Pflanzer größtentheils selbst die Schuld, wie dies unsere eben angeführte Quelle selbst zugiebt, indem sie sagt, „wenn man erwäge, daß zu gegenseitiger Verständigung in den Colonien nur wenig geschehen sei, viele Pflanzer, ihrer Gemüthsart und alter Gewohnheit zu Folge sich nie nachgiebig gezeigt und nicht gern in ein freundliches und förderndes Verhältniß zu ihren ehemaligen Sklaven gesetzt; häufig sogar jedes Mittel zur Bedrückung dieser unerfahrenen und leichtsinnigen Leute benutzt hätten, so müsse man schon dieses bewundern, daß wenigstens die Besorgnisse vor Gewaltthätigkeiten unerfüllt geblieben seien, und dürfe von der Zukunft hoffen, daß sie allmählig die Gegensätze ausgleichen und die Schwierigkeiten heben werde."

Die Feindschaft, welche die Whigs durch die Verletzung der den Pflanzern anhängenden Interessen gegen sich erweckten, hatte wenig zu bedeuten

im Vergleich zu den Schwierigkeiten, welche Irland ihnen machte. Kaum war die Reformbewegung vorüber, so erhob O'Connel die Forderung des Widerrufs der Verbindung Irlands mit England. Diese Forderung konnte nicht ernstlich gemeint sein, da die Natur der Sache sich dagegen sträubte, daß England und Irland zwar dieselbe ausübende Gewalt erhielten, aber zwei unabhängige Parlamente, eines in London, das zweite in Dublin, bekamen. O'Connel vermied deßhalb auch sorgfältig jede genauere Erklärung und gab nur zuweilen, wenn er in seiner Heimath zu unwissenden Zuhörern sprach, Winke, die sich schwer mit einander vereinigen ließen. Er brauchte ein kurzes, leicht faßliches Schlagwort, das den Irländern als Inbegriff aller ihrer Beschwerden gegen England gelte, und nahm dazu das Wort Widerruf, das für die Engländer einen drohenden Klang hatte.*) Seine Agitation für den Widerruf traf mit einem Kriege zusammen, den die irischen Katholiken gegen die Zehnten der anglikanischen Geistlichen führten. Dieser Krieg wurde nun zu einem so zerstörenden, als wenn Feinde im Lande hausten. In einer einzigen Grafschaft gab es im Laufe weniger Wochen sechszig Morde oder Mordversuche und sechshundert Raube. Das Gesetz verlor seine Kraft, denn Geschworene, welche einen überführten Verbrecher schuldig fanden, waren ihres Lebens nicht einen Tag sicher.

Die gröbsten Unordnungen hörten auf, als das Parlament die Minister bevollmächtigte, in allen Grafschaften, wo sich Spuren von Aufregung zeigten, das Kriegsrecht zu verkünden. Der Geist der Unbotmäßigkeit erhielt sich, insbesondere hörte die Entrichtung der Zehnten ganz auf. Ein Theil der Minister sah keine Auskunft, als sich mit O'Connel zu verständigen, ein anderer Theil, Stanley, Graham, Grey, Althorp u. a., trat lieber aus, als daß er sich die Bundesgenossenschaft des irischen Agitators gefallen ließ. An die Spitze des neuen Ministeriums trat Lord Melbourne, früher Minister des Innern. Diese Verwaltung beantragte, daß die Zehnten in eine an die Regierung zu zahlende und ablösbare Grundrente verwandelt werden sollten, was das Unterhaus annahm, das Oberhaus verwarf. Man kannte den Plan Lord Melbourne's, die Iren durch eine Aufhebung der protestantischen Kir-

---

*) Denen, welche O'Connell's Repealruf für ernstlich gemeint halten, empfehlen wir Macaulay's überwältigende Beweisführung, daß zwei Legislaturen ein Unsinn sind. Siehe Reden von Thomas Babington Macaulay, deutsch von Steger, Braunschweig, bei Westermann. 1854. B. 1. S. 127 ff.

chen ohne Gemeinde in Irland und durch Beschneidung der übermäßig besoldeten Pfründen zu gewinnen. Die beispiellose Anomalie einer Staatskirche, welche den Glauben eines unbedeutenden Bruchtheils der Bevölkerung vertritt, würde dadurch nicht aufgehoben worden sein. Die irische Staatskirche ist aber das Schooßkind der Anglikaner, die große Versorgungsanstalt für eine Menge nachgeborener Söhne der Lords. Ein furchtbarer Sturm brach gegen die Minister los, und in Folge dessen erhielten sie ihre Entlassung.

Mit der Volksbeliebtheit der Whigs war es so ziemlich vorbei. Nicht blos die Hochkirchlichen waren gegen sie, auch die Meinung der Volksschichten hatte sich in Folge eines Fehlgriffs, den sie in guter Absicht begangen hatten, von ihnen gewendet. Alle Classen, die möglicher Weise einmal verarmen konnten, blickten mit Schauder auf die von den Whigs eingeführten Armenhäuser, die Whig-Bastillen genannt. Diese Armenhäuser waren gegen die gemeingefährliche Bettelei mit den Lastern der Trägheit und Völlerei, die in ihrem Gefolge sind, gerichtet, und die Art der Ausführung des Armengesetzes hatte sie zu Gefängnissen gemacht, in denen gegen die ohne Schuld verarmten Gemeindeangehörigen Grausamkeiten verübt wurden. Die Abneigung gegen die Armenhäuser trug sich auf die Whigs über, und die Kenntniß dieser Stimmung gab den neuen Ministern, Peel, Wellington, Aberdeen, Lyndhurst, Ellenborough, den Muth, das Parlament aufzulösen. Daß die Whigs auch in dem neuen Parlament die Mehrheit behielten, war nicht das Resultat der englischen und walisischen Wahlen, bei denen sie unterlagen, sondern der von O'Connel geleiteten irischen. Am 20. Februar 1835 hielt das neue Unterhaus seine erste Sitzung, am 3. April traten die Tories von ihren Aemtern zurück. Sie waren durch die irische Frage gestürzt worden: das Parlament hatte Lord John Russel's Grundsätz, „die Gesetzgebung besitze die Gewalt, über das Eigenthum einer jeden Körperschaft zum Besten des Staats zu verfügen", gebilligt und darauf beschlossen, daß die Ueberschüsse des Einkommens der anglikanischen Kirche in Irland zu der allgemeinen Verbesserung des Erziehungswesens in Irland verwendet werden sollten.

Es waren beinahe dieselben Whigminister, welche die Regierung übernahmen. Sie begannen mit einer Reform der englischen Gemeindeverfassung, welche im Laufe der Zeit zu einem Spottbilde geworden war. Stadträthe, welche sich selbst ergänzten, führten die städtische Verwaltung, von der sie Niemand, weder den Bürgern, noch den Behörden des Staats, Rechenschaft

abzulegen brauchten. Das neue Gesetz der Whigs ließ die Stadtbehörden aus freien Wahlen hervorgehen, zu denen alle steuerzahlenden Bürger berufen wurden. Die Mißbräuche des alten Systems waren zu offenkundig, als daß ein Widerspruch, zu dem nur im Hause der Lords ein schwacher Versuch gemacht wurde, Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Nach diesem Siege nahmen die Minister die irische Kirchenfrage wieder auf. Einer der Vorschläge, welche sie stellten, war der protestantischen Geistlichkeit vortheilhaft, indem dieselbe durch die Uebertragung der Zehntenerhebung an die der Regel nach protestantischen Gutsbesitzer der Berührung mit den katholischen Pächtern enthoben wurde. Allein der Gesetzentwurf verfügte ferner, daß in solchen Kirchspielen, welche nicht mehr als funfzig protestantische Einwohner hätten, die bestehenden Pfarreien aufgehoben und die Einkünfte derselben zu Verbesserungen im Erziehungswesen benutzt werden sollten. Mit allem Aufgebot ihrer parlamentarischen Kräfte erlangte die Regierung nur eben, daß das Unterhaus in die Beraubung der anglikanischen Kirche, welche in der Einziehung unnützer Pfründen gefunden wurde, willigte. Die auf den Tod erschreckten Hochkirchlichen appellirten an das Oberhaus, und dieses entsprach ihren Erwartungen durch Verwerfung des Zehntengesetzes. Ganz in derselben Weise ging es nun fort bei allen Vorschlägen, welche irische Verhältnisse betrafen, bei dem irischen Städtegesetz, bei einer neuen Zehntenordnung und bei anderem. Das Unterhaus bejahte, das Oberhaus verneinte, und es blieb bei dem alten Zustande. Die Minister hatten bei einer solchen Sachlage ihren Ruhm darin zu suchen, die unfreisinnigen Gesetze auf eine freisinnige Weise zu vollziehen, und das thaten sie. Noch mehr, sie entledigten Irland eines ruhestörenden Geheimbundes, jener Orangistenlogen, welche, ursprünglich Vereine von Protestanten zu gemeinsamem Schutz gegen die Katholiken und zum Andenken an den Oranier Wilhelm III. so benannt, in ruhigen Zeiten die Erinnerung an den Bürgerkrieg wach erhielten und in unruhigen Zeiten wie die jetzigen allerlei Umtriebe machten. Sie sollten, sagte man und bewies es gegen einzelne Logen, in ihrer Parteinähme für die anglikanische Kirche so weit gehen, daß sie vorhätten, statt der rechtmäßigen Erbin Victoria den Herzog Ernst August von Cumberland, Großmeister aller Orangistenlogen, auf den Thron zu setzen. Hume enthüllte diese Umtriebe im Unterhause, und die in der Debatte zum Vorscheine kommenden Angaben gaben ihm so entschieden Recht, daß die Orangisten dem Rathe des Herzogs von Cumberland

gemäß durch eine Selbstauflösung gesetzlichen Maßregeln zuvorzukommen gerathen hielten.

Am 20. Juni 1837 schied König Wilhelm IV. nach längerer Krankheit aus dem Leben. Ihm folgte Victoria, Tochter des Herzogs von Kent, durch deren Thronbesteigung die auf Personalunion beruhende Verbindung des Königreichs Hannover mit Großbrittanien zur größten Freude des deutschen Landes ihr Ende erreichte. Die junge Königin war in freisinnigen Grundsätzen erzogen worden und den Whigs, aus denen sie ihren Hofstaat bildete, persönlich gewogen. Man hätte meinen sollen, daß die Unterstützung ihrer Sache durch den ganzen Einfluß einer neuen, mit Begeisterung empfangenen Königin den Whigs hätte aufhelfen müssen, und doch trat das Gegentheil ein. Die Unthätigkeit, zu der sie durch die Opposition der Lords verdammt wurden und die man ungerechter Weise ihnen selbst zur Last legte, führte die untern Volksclassen den Radicalen zu, während die anglikanische Geistlichkeit mit bestem Erfolg unter den gebildeten Ständen für die Tories warb. Die beiden Zweige der Gesetzgebung konnten sich nicht lange mehr lähmen, ohne daß das Ansehn der Verfassung selbst auf die bedenklichste Weise litt. Gab es doch bereits eine zahlreiche Partei, die sich selbst als die Männer der physischen Gewalt bezeichnete und eine „wohlfeile Regierung", das heißt eine Republik durchsetzen wollte. Bildete sich nicht wieder eine starke Mittelpartei, so war für die bestehende Ordnung der Dinge viel zu fürchten. Diese Partei zu schaffen, war das Sinnen eines großen Staatsmanns. In der Zeit der allgemeinen Lähmung des Staatswesens, in dem Moment, da Unruhen in Canada eine Losreißung der letzten amerikanischen Niederlassungen in Aussicht stellten, Streitigkeiten mit China zu einem Kriege sich verwickelten, entwarf Sir Robert Peel seinen genialen Plan, den unfruchtbaren Parteihader durch große nationalökonomische Reformen zum Schweigen zu bringen, den Wahlspruch: Volksfreiheit durch den Wahlspruch: Handelsfreiheit zu ersetzen. An diesem Wendepunkte müssen wir England verlassen, um die Entwicklung Frankreichs unter der Julimonarchie weiter zu verfolgen.

Wir haben die Zugeständnisse genannt, welche die Kammern im Einvernehmen mit der Regierung der revolutionairen Partei machten. Sie befriedigten anfänglich, weil man sie als Abschlagszahlungen hinnahm und weil man insbesondere von der Erweiterung des Wahlrechts große Ergebnisse erwartete. Als die Regierung innehielt, als sich zeigte, daß die Zahl der fran-

zösischen Wähler nicht höher als auf 200,000 steigen würde, regte sich wieder die alte Unzufriedenheit. Die neue Kammer, die nach dem veränderten Wahlgesetz ernannt war, zählte in ihrer Mitte ein starkes Contingent jener gemäßigten, aufgeklärten Bürger, welche wenig nach theoretisch vollkommenen Gesetzen fragen, sobald die Regierung im ruhigen Geleise bleibt und sich zugleich bei den Friedensstörern in Achtung zu setzen weiß. Diese Kammer belobte höchlich, daß Casimir Perier, seit dem März 1831 Ministerpräsident, dem System der richtigen Mitte zu folgen, also zwischen den äußersten Parteien hindurchzusteuern versprach. Sie bewilligte jede Machtvermehrung der Regierung, auch die Abschaffung der Erblichkeit der Pairskammer. Hätte die zweite Kammer Staatsmänner von unabhängigem Charakter in ihrer Mitte gehabt, so würde sie eingesehen haben, daß das Zweikammersystem entweder eine erbliche Aristokratie oder einen Wahlsenat verlangt, und daß eine erste Kammer, deren Mitglieder der König ernennt, keine erste Kammer, sondern eine Regierungsbehörde ist. Sonderbarer Weise hielt die ultra-liberale Partei die Abschaffung der Erblichkeit für eine ihr gemachte Concession, und Ludwig Philipp ließ ihr diesen Glauben, indem er zugleich sich vornahm, so zu handeln, daß diese Partei nicht ferner Gelegenheit haben solle, von seiner Nachgiebigkeit zu reden.

Es gab zwei dem Julithrone feindliche Parteien, die Legitimisten und die Republikaner. Beide hatten ihre anerkannten Häupter, ihre Zeitungen, ihre Vereine, die Legitimisten geheime, die Republikaner öffentliche. Die Legitimisten erkannten theils den Herzog von Bordeaux, theils Karl X. als ihren rechtmäßigen König an, eine kleine Zahl auch den Herzog von Angoulème. Die Republikaner bildeten eine geschlossene Masse und wurden noch durch die Bonapartisten verstärkt, die sich ihnen aus berechnender Politik angeschlossen. Ihre Armee waren die Arbeiter, wenige bekannte Abgeordnete, um so mehr jüngere Advokaten, Aerzte und Schriftsteller machten die Anführer. Dank ihren Wühlereien wurde aus einem Streit, den die Seidenarbeiter von Lyon mit den Fabrikanten hatten, ein Aufstand, blutiger als die Julirevolution. Zwei Tage lang floß das Blut in den Straßen, am Abend des zweiten waren die Arbeiter die Herren der zweiten Stadt Frankreichs. Ein größeres Heer, das der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp's ältester Sohn, persönlich befehligte, stellte erst die Herrschaft der Gesetze her (3. December 1831.) Die Legitimisten befehdeten den König und sein Haus auf eine andere Weise. Unmittelbar nach der Revolution des Juli hatte der Herzog von

Condé, der Vater des unglücklichen Herzogs von Enghien, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht. Der Herzog von Aumale, Ludwig Philipp's vierter Sohn, war der Haupterbe, aber die legitimistische Familie der Rohans machte diesem die Erbschaft durch einen öffentlichen Proceß streitig, in den sie Darlegungen einflocht, welche bestimmt waren, den Eindruck zu machen, als ob eine Vertraute des Herzogs im Einverständniß mit den Orleans den schwachen Greis ermordet habe, um Aumale die durch den Entschluß Condé's, ins Ausland zu fliehen, gefährdete Erbschaft zu sichern.

Ludwig Philipp's Herrschaft beruhte auf den Mittelclassen, die von ihm eine Hebung ihres und des allgemeinen Wohlstandes erwarteten. Das Erscheinen der flüchtigen Polen machte diese Stütze auf einmal wankend. Die Vertriebenen nannten sich von den französischen Ministern verrathen, die französische Ruhmbegierde erwachte, man fand, daß Frankreich dem Auslande gegenüber eine klägliche Rolle spiele. So ungern Ludwig Philipp sich entschloß, die frischen dreifarbigen Fahnen in fremder Luft zu entfalten, mußte er doch der Nationaleitelkeit dieses Opfer bringen. Er suchte nach einer ungefährlichen Gelegenheit und fand sie. Zur gelegenen Stunde machten die Einwohner der römischen Legationen einen neuen Aufstand, und die Oesterreicher rückten abermals in den Kirchenstaat ein. Nun intervenirte auch Frankreich, jedoch nicht eher, als bis dem Wiener Cabinet Aufklärung über die Motive des einen kriegerischen Schein annehmenden Schritts gegeben worden war. In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar 1832 landeten französische Truppen in Ancona und setzten sich in den Besitz der Stadt. Unglücklicher Weise nahmen die Italiener die Comödie, die unter dem Ruf: „Es lebe die Freiheit!" in Scene gesetzt wurde, ernsthaft und stellten sich durch Feindseligkeiten gegen die päpstliche Regierung blos. Viele Liberale der Romagna eilten nach Ancona, wie nach einem gelobten Lande, und wurden von den Franzosen mit Waffen versehen zu einer mobilen Colonne vereinigt. Jeden Tag kündigten die französischen Generale Combes und Galloy an, daß neue Truppen landen, andere Städte und Ortschaften des Kirchenstaats besetzt werden würden. Nie geschah etwas, bis Combes und Galloy nach Algier abgingen, und an ihre Stelle Cubières trat, der die anconitanische Freischaar auflöste, mit der päpstlichen Regierung in das beste Einvernehmen trat und den Zug als die leere Demonstration erscheinen ließ, die er von Anfang an gewesen war.

Als die Franzosen in Ancona landeten, war auf der entgegengesetzten Küste der Halbinsel ein anderer Zug, der Ludwig Philipp galt, in Vorbereitung. Die Herzogin von Berry, Heinrich's V. Mutter, fand in Italien Unterstützung und unterhielt von da Verbindungen mit den Legitimisten des französischen Südens. Am 24. April verließ sie ihr Asyl zu Massa, schiffte sich auf dem Dampfschiff Carlo Alberto ein und landete am 30. in der Nähe von Marseille. Die Polizei war von diesem Handstreich im Voraus unterrichtet und hatte ihre Maßregeln so gut genommen, daß die meisten der legitimistischen Verschworenen, die Papiere der Herzogin und auf ein Haar die kühne Frau selbst in ihre Gewalt kamen. Durch dieses Fehlschlagen nicht entmuthigt, begab sie sich in die Vendee und versammelte die Söhne der alten Royalisten von 1793 um sich. Der Todesmuth, mit dem die Vendeer kämpften, würde ihnen vielleicht den Sieg erkämpft haben, wenn sie einig zu handeln verstanden hätten. Aber sie schlugen bald hier los, bald da, gingen heute energisch vor und trennten sich morgen, je nachdem ihnen von den verschiedenen Parteiführern in Paris, die nur zum Theil das Unternehmen billigten, Befehle oder Gegenbefehle zukamen. Da der Aufstand planlos handelte, wurden die Truppen Ludwig Philipp's Meister des Landes. Nachdem schon die meisten Banden zerstreut, fast alle Anführer gefangen, gefallen oder zur Flucht gezwungen worden waren, irrte die Herzogin noch immer mit wenigen Begleitern von Versteck zu Versteck. Einer dieser Begleiter, Deutz mit Namen, verrieth sie. Am 28. November zeigte er den Regierungsagenten das Haus in Nantes, wo sie verborgen war, und half mit zu ihrer Verhaftung. Sie wurde nach der Citadelle von Blaye abgeführt, und dort erfolgte eine traurige Entdeckung, welche ihren Ruf für immer vernichtete und die Regierung auf lange Zeit von jeder durch die Legitimisten drohenden Gefahr befreite. In demselben Jahre erlitten die Bonapartisten einen unersetzlichen Verlust: der Herzog von Reichstadt fiel in eine unheilbare Krankheit und am 22. Juli 1832 starb er in der Wiener Hofburg in den Armen des trauernden Großvaters. Ludwig Philipp brauchte jetzt nur noch die republikanische Partei zu entwaffnen, so hatte seine Dynastie festen Fuß gefaßt.

Casimir Perier, den die Volksmeinung und mit ihr die ultraliberale Partei sehr irrthümlicher Weise für den Urheber des Systems der richtigen Mitte hielt, fiel am 16. Mai als ein Opfer der entsetzlichen Cholera. 140 Kammermitglieder der Linken nahmen diesen Zeitpunkt wahr, ein Programm an ihre

Wähler zu erlassen und die bisherige Politik als entehrend für Frankreich, als verderblich für die Freiheit zu brandmarken. Wenige Tage darauf starb der General Lamarque, als Feldherr der napoleonischen Zeit und als Kammerredner der Opposition gleich berühmt. Bei seinem Leichenbegängniß, das am 5. Juni stattfand, gab sich die gesammte republikanische Partei Stelldichein. In dem unabsehbaren Zuge entstanden Unordnungen, und bei den Versuchen der Polizei, die Ordnung herzustellen, wurde der Ruf: „Es lebe die Republik!“ hörbar. Auf der Stelle hieben Dragoner ein, und die aufgeregte Masse wich dem Kampfe nicht aus. Dieser Tag setzte die Herrschaft Ludwig Philipp's auf eine harte Probe. Es kam ein Augenblick, in dem die Wage so schwankte, daß ein allgemein bekannter Volksführer, wenn er sich an die Spitze stellte, den Ausschlag gegen den Julithron geben konnte. Dieser Führer blieb aus; Lafayette, auf den die Republikaner hofften, war unwohl. Trotzdem kämpften die Republikaner an diesem und an dem folgenden Tage fort; aber die Nationalgarde nahm gegen sie Partei, das Heer wurde bedeutend verstärkt, und so erlagen sie endlich. In dem Kloster St. Mery, ihrer letzten Burg, verbluteten die meisten.

Im Winter dieses bewegten Jahres unternahm Ludwig Philipp einen neuen Zug über die Grenze, der jedoch ernstlicher gemeint war, als jener nach Ancona. Es galt der Befestigung des belgischen, durch die Vermählung des Königs Leopold mit der Prinzessin Louise von Orleans Frankreich näher gerückten Throns. Folgende Ereignisse gingen diesem Halbkriege voraus. Nach der Erwählung Leopold's versuchte Wilhelm I. von Holland eine Eroberung des Landes und ließ am 2. August 1831 ein 70,000 Mann starkes Heer die Grenze überschreiten. Belgien hatte statt guter Truppen prahlerische Milizen, mit denen König Leopold bei Hasselt und Löwen Stellung genommen hatte. Die Gefechte, zu denen es an diesen Orten kam, nahmen beide für die Belgier die übelste Wendung. Die bei Hasselt stehenden Belgier retteten sich durch die wildeste Flucht, in etwas besserer Ordnung räumte der unter des Königs Augen fechtende Flügel den Holländern das Feld. Belgien verdankte damals die Erhaltung seiner Unabhängigkeit den unter Marschall Gerard einrückenden Franzosen. Die Londoner Conferenz stellte nun dem jungen Staate ungünstigere Bedingungen, als früher, und so gedemüthigt war Belgien, so gehoben in seinen Hoffnungen Holland, daß das erstere sich unterwarf, das letztere einen noch besseren Vertrag haben wollte.

Um den Kampf nicht abermals ausbrechen zu lassen, einigten sich Frankreich und England, von den drei andern Conferenzmächten nicht gehindert, den starren König von Holland mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu bringen. Am 15. November 1832 machte Marschall Gerard mit einem stattlichen französischen Heere zum zweiten Male den Marsch über die Grenze. Er sollte die Citadelle von Antwerpen nehmen, welche die Holländer unter Chassé besetzt hielten. Die Aufgabe war schwer, denn Carnot hatte diese Citadelle zu einem festen Platze ersten Ranges gemacht, aber sie wurde von den Franzosen in kurzer Zeit gelöst. Am 19. November erreichte Gerard Antwerpen, am 23. December wehte die dreifarbige Fahne von den Trümmern des bezwungenen Platzes. Das französische Heer verließ darauf den belgischen Boden, ehe noch Frankreich und England einen Vertrag vermittelt hatten, welcher Belgien und Holland verpflichtete, die Waffen ruhen zu lassen und den Abschluß eines definitiven Vertrags abzuwarten.

Der französische Parteienkampf wurde durch die Kriegsepisode nicht gestört. Die Vereine der Republikaner standen kurz nach der Junikatastrophe wieder so drohend da wie je. War es auch Uebertreibung, wenn der Minister Thiers in der Kammersitzung von 1833 sagte, die Regierung habe keine andere Wahl, als die Gesellschaften zu unterdrücken, oder selbst unterzugehen, so ließ sich doch Ludwig Philipp nicht zumuthen, daß er ein Netz von Vereinen, das ihn verstricken wollte, bestehen lassen solle. Er forderte seine constitutionellen Rathgeber auf, ein Mittel gegen die Gefahr zu finden, und diese legten den Kammern ein Gesetz vor, nach dem künftig keine andere Vereine geduldet werden sollten, als solche, welche die Regierung erlaube. Die Annahme dieses Gesetzes durch die Kammern gab die Losung zu dem zweiten republikanischen Aufstande. Lyon machte den Anfang, Paris, Etienne, Artois, Nimes, Grenoble, Befort, Luneville folgten nach. Der Ausbruch von Lyon war der furchtbarste, und die Regierung konnte sich Glück wünschen, daß sie nach der Erhebung der Seidenarbeiter an den zweckmäßigsten Punkten Befestigungen angelegt hatte. An diesen brach sich nach sechstägigem Blutvergießen der Muth der Republikaner (9 — 14. April 1834). Unbedeutender waren die Aufruhrscenen in Etienne, Grenoble, Nimes, in Paris kam es nur zu unruhigen Bewegungen, da die Gesellschaft der Menschenrechte, die zahlreichste von allen, gegen den Kampf war.

Die Zahl der gefangenen Republikaner betrug über zweitausend, und

alle sollten vor die Pairskammer gestellt werden, damit die Partei endlich aufhöre, gefährlich zu sein. Die Verhafteten wollten den Prozeß zu einer siegreichen Darlegung ihrer Grundsätze benutzen, zu welchem Zweck die beredtesten Mitglieder der Partei zu Vertheidigern erwählt worden waren. Obgleich die Regierung nur Advokaten als Anwälte zuließ und die Zahl der Angeklagten auf 104 beschränkte, bot der Prozeß doch reichlichen Scandal dar. Bald verweigerten die Republikaner jede Antwort, bald erhoben sie unerhörten Lärm, beschimpften die Richter, kämpften mit den Gensdarmen, kurz thaten Alles, um thatsächlich zu beweisen, daß sie die ungeberdigste aller Parteien seien. Sie wurden verurtheilt, aber nur der kleinste Theil erlitt die Strafe, welche der Pairshof aussprach; die meisten, und gerade die Anführer, entkamen aus dem Gefängnisse in das Ausland.

Nach dem Aprilaufstande mußte die republikanische Partei im Gefühl ihrer Schwäche dem Massenkampf entsagen. Die unsittlichsten, fanatischsten ihrer Angehörigen schmiedeten nun Pläne gegen das Leben des Königs. Am 28. Juli 1835, als Ludwig Philipp über die zur Feier der Julitage versammelten Truppen und Nationalgarden Heerschau hielt, entlud sich aus einem Hause der Boulevards, an dem er vorüberritt, eine sogenannte Höllenmaschine, eine Batterie von vielen, auf ein wagerechtes Brett neben einander befestigten Flintenläufen. Der Marschall Mortier und mehrere andere Personen wurden durch die Entladung getödtet, viele Zuschauer verwundet, der König und seine Söhne blieben unverletzt. Die Thäter wurden entdeckt: zwei Republikaner, Pepin und Morey, waren die Anstifter, ein korsischer Räuber, Fieschi, hatte sich zur Ausführung hergegeben. Sieben Tage nach dieser Schandthat legte der Herzog von Broglie den Kammern drei Gesetzentwürfe vor, deren Inhalt in energischen Maßregeln bestand, welche, wie der Minister sagte, den rastlosen Bemühungen der Umsturzpartei ein Ziel setzen und das Bedürfniß Frankreichs nach Ruhe befriedigen würden. Die Gesetze — sie wurden von beiden Kammern im September angenommen und heißen daher gewöhnlich die Septembergesetze — betrafen das gerichtliche Verfahren und die Presse. Das erste Gesetz verordnete, daß der Pairsgerichtshof, wenn Angeklagte die Antwort verweigerten, auch in deren Abwesenheit verfahren könne. Das zweite Gesetz führte für die Geschwornengerichte die geheime Abstimmung und die Entscheidung nach einfacher Stimmenmehrheit ein. Das dritte, gegen die Presse gerichtete Gesetz bestimmte, daß Beleidigungen gegen die Person des

Königs und Angriffe auf die Grundsätze oder die Form der Regierung als Verbrechen gegen die Sicherheit des Staats betrachtet und der Pairskammer überwiesen werden sollten. Strenge Strafen wurden gedroht, wenn man die Republik anpreise oder für die Restauration der vertriebenen Königsfamilie Wünsche ausspreche, den König als den Urheber von Regierungsmaßregeln bezeichne, bei Verurtheilungen durch die Schwurgerichte die Namen der Geschworenen veröffentliche, zu Sammlungen für straffällig gefundene Zeitungen auffordere u. s. w. Endlich verdoppelte das Gesetz die Caution für die Zeitungen, unterwarf alle Theaterstücke einer vorgängigen Censur und untersagte den Verkauf von Bildern ohne polizeiliche Genehmigung.

Die republikanische Partei wurde weniger durch diese Gesetze, als durch die Lossagung der Arbeiter von politischen Revolutionen, gänzlich gesprengt. Kamen auch noch zwei Attentate (Alibaud, Meunier) gegen den König vor, so war doch die Partei als solche nicht mehr zu fürchten. Den Platz, den sie hatte räumen müssen, nahm eine andere Gruppe, die sich bis dahin mit der bescheidenen Rolle einer Bundesgenossin begnügt hatte: die bonapartistische. In dem Schlosse Arenenberg in Thurgau lebte bei seiner Mutter Hortensie der Sohn Ludwig Bonaparte's, ein junger Mann von großer Begabung, der sich durch einige militairische oder politische Schriften und durch seine Theilnahme an dem Aufstande der Romagna bekannt gemacht hatte. Seit dem Tode des Herzogs von Reichstadt betrachtete er sich als den Erben seines großen Oheims und als den legitimen Herrscher Frankreichs. In der Stille knüpfte er Verbindungen mit Offizieren von bonapartistischer Gesinnung an, zu welchem Zwecke er mehrere Reisen nach Baden-Baden machte, einmal auch heimlich in Straßburg war, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die tieferbitterten Republikaner sich an ihn anschließen würden. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, begab er sich nach Straßburg. Die dortige Stimmung war vorwiegend republikanisch, zu der Besatzung gehörte das Artillerieregiment, in dem Napoleon seine ersten Grade genommen hatte, und mehrere Oberoffiziere gehörten zu den Verschworenen. Am 30. Oktober, noch im Dunkel des Morgens, das durch ein starkes Schneegestöber noch mehr verdichtet wurde, versammelte der Oberst Vaudrey sein Artillerie-Regiment, benachrichtigte die Soldaten, daß an diesem Tage ein allgemeiner Aufstand für Napoleon II. ausbreche, und vermochte sie ohne Mühe in den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ einzustimmen. Der Prinz erschien, die Artilleristen folgten

ihm zu der Kaserne eines Infanterieregiments, um dasselbe in die Bewegung hineinzuziehen. In diesem Augenblicke waren die Pontonniere und ein zweites Artillerieregiment halb gewonnen, die Behörden, durch die Verhaftung des Generals Voirol gelähmt, hatten ihre Thätigkeit noch nicht begonnen, und die Aussichten standen demnach günstig. Zu der Kaserne des Infanterieregiments führten zwei Wege, der eine auf der Höhe des Walls, wo Ludwig Napoleon seine Leute hätte entwickeln können, der zweite durch eine enge Gasse, wo man zusammengepreßt war. Aus Unkenntniß der Oertlichkeit wählte der Prinz diesen zweiten Weg, die Artilleristen drängten sich ihm nach. Die Folge war, daß die Weigerung des Infanterieregiments, seiner Fahne untreu zu werden, im Augenblicke Alles entschied. In der engen Gasse mit ungeladenen Karabinern eingekeilt, mußten der Prinz, seine Offiziere, die Artilleristen sich ergeben. Es war kein Tropfen Bluts vergossen worden, und erst als alles vorüber war, erfuhren die Bürger Straßburgs, daß am Morgen des 30. Oktobers der Versuch gemacht worden sei, einen Napoleoniden auf den Thron zu heben. Der Prinz wurde gegen das Versprechen, nicht zurückzukehren, nach Amerika entlassen, diejenigen seiner Anhänger, welche sich nicht wie Persigny durch die Flucht gerettet hatten, stellte Ludwig Philipp vor Gericht. Die Geschworenen sprachen Alle frei, worüber sie eigentlich keinen Tadel verdienten, denn nachdem die Regierung selbst den Hauptzeugen entfernt hatte, ließ sich das Verschulden der einzelnen Theilnehmer kaum ermessen. Uebrigens kehrte Ludwig Bonaparte bald nach Europa zurück, zunächst nach der Schweiz, wohin seine sterbende Mutter ihn gerufen hatte. Von der Schweiz nach ehrenhaftem Widerstande derselben gegen die französische Diplomatie ausgewiesen, ging er nach London, wo er sich bald nachher durch die geheime Polizei Ludwig Philipp's verlocken ließ, eine Landung in Boulogne zu unternehmen. Hatte das Straßburger Unternehmen sich als einen jener Versuche charakterisirt, bei welchen ein einziger glücklicher Schlag den Erfolg gewährleisten kann, so war dagegen das Boulogner Attentat so kopflos angelegt, daß der Prinz von nun an den tollkühnen Abenteurern zugerechnet wurde. Dieses zweite Mal genoß er nicht des Privilegiums seines Standes, Andere für sich büßen zu lassen, sondern wurde, von der Pairskammer verurtheilt, zu längerem Gefängniß nach dem Schlosse Ham abgeführt. Er fand dasselbe leer, eine allgemeine Amnestie, von Ludwig Philipp bei der Vermählung seines ältesten Sohnes mit der Prinzessin

Helene von Mecklenburg erlassen, hatte unter andern auch den verurtheilten Ministern Karl X., Polignac, Peyronnet, Chantelauze und Ranville, die Thore ihrer Gefängnisse geöffnet.

Mit dem Attentat von Straßburg schließt die revolutionaire Epoche der Regierung Ludwig Philipp's. Seine Gewalt ist befestigt, blühende, geachtete Söhne umstehen seinen Thron, Algier ist ein Abzugskanal für die überschäumende Kraft, ein Tummelplatz für die Ruhmsucht, das Ausland ist friedlich gestimmt, ein System von Bündnissen bietet für die ehemalige Geltung der Bourbons in Europa hinreichenden Ersatz. Ludwig Philipp kann sich nun das Ziel setzen, das alte Wort Ludwig's XIV.: „Es giebt keine Pyrenäen mehr!" durch die Gewinnung Spaniens und Portugals für seine Politik wahr zu machen, Tunis, Tripolis, Aegypten, Griechenland an sich heranzuziehen, das Mittelmeer in einen französischen Binnensee zu verwandeln.

Spanien, wo Ludwig Philipp's Politik zuletzt am entschiedensten siegte, beschäftigte uns bis zu den Jahren, in denen Ferdinand VII., seine Verbindungen mit der apostolischen Partei abbrechend, mit Ministern nach seinem Sinn regierte. Nach der kinderlosen Ehe hatte er sich, schon in höherem Alter stehend, am 11. December 1829 eine vierte Gemahlin, die Prinzessin Christine von Neapel, genommen. Die drei ersten Ehen waren kinderlos geblieben, die vierte gewährte Aussicht auf Nachkommenschaft. In dem natürlichen Wunsche, seinen eigenen Kindern die Thronfolge zuzuwenden, hob Ferdinand VII. am 29. März 1830 das salische Gesetz auf, das die Frauen von der Regierung ausschließt. Da die Königin nur zwei Töchter gebar (Isabella und Luisa), so hatte der Schritt des Königs die höchst wichtige Folge, daß sein ältester Bruder Don Carlos die nächste Anwartschaft auf den Thron verlor. Dieser Infant war der Beschützer der apostolischen Partei, und seiner Ansicht, daß der König nicht das Recht habe, das salische Gesetz außer Wirksamkeit zu erklären, schlossen sich daher die meisten Anhänger der absolutistischen Grundsätze an. Im Grunde ließ sich gegen die Neuerung vom 29. März 1830 wenig Stichhaltiges einwenden. Es war richtig, daß das salische Gesetz ein Jahrhundert lang in Spanien gegolten hatte, aber ebenso gewiß war, daß die Zulassung der Frauen zur Thronfolge zwölf Jahrhunderte lang als Landesgesetz bestanden hatte. War Philipp V. im Jahre 1713 berechtigt gewesen, eine Rechtsgewohnheit, so alt wie die spanische Monarchie, umzustoßen, so war Ferdinand VII. im Jahre 1830 min-

destens eben so berechtigt, die alte Rechtsgewohnheit wieder herzustellen. So urtheilten auch die spanischen Stände, indem sie, durch den König berufen, seiner pragmatischen Sanction ihre Zustimmung gaben.

Der Infant Don Carlos hatte den Hof und Spanien verlassen, um im Auslande ungehindert einen Protest erheben zu können. Zwei seiner Vertrauten, Alcudia und Calomarde, mißbrauchten im Herbst des Jahres 1832 eine schwere Krankheit des Königs, um von demselben einen Widerruf seiner Thronfolgeordnung zu erschleichen. Da Ferdinand **VII.** wider alles Erwarten genas, verloren die Apostolischen seine Gunst vollends, ohne daß das mit schlechten Mitteln gewonnene Decret ihnen Nutzen gebracht hätte. Der König erklärte dasselbe in einer feierlichen Versammlung von Ministern, Prälaten und Granden für nichtig und gewährte gleichzeitig seiner Gemahlin einen Antheil an der Regierung. Nicht lange danach starb er. (26. September 1833).

Während die Königin Christine im Namen ihrer unmündigen Tochter Isabella die Regentschaft antrat, forderte Don Carlos von Portugal aus die Krone für sich. In einem Zustande, dessen Kläglichkeit gut regierte Länder nie kennen lernen können, sah sich Spanien in einen Bürgerkrieg gestürzt. Navarra, die baskischen Provinzen, Aragonien, Castilien, Catalonien hatten zahlreiche Absolutisten, denen der Tod Ferdinand's **VII.** das Signal gab, für Don Carlos die Waffen zu ergreifen. Diese spanischen Carlisten besaßen anerkannt tüchtige Generale und alle Elemente, aus denen ein Volkskrieg seine Kraft schöpft. Die niedere Geistlichkeit, die Bauernschaften, die untern Stände der Städte waren Carlisten, und die meisten der letztern besaßen als ehemalige Angehörige der aufgelösten königlichen Freiwilligen Uebung in den Waffen. Die Regentin glaubte Anfangs dem Aufstande mit den gewöhnlichen Regierungsmitteln begegnen und durch Strenge wirken zu können. Da die baskischen Provinzen der eigentliche Heerd waren, bestrafte sie dieses Spanien halbfremde und auf dem Wege des Vertrags vereinigte Land durch die Beraubung seiner alten Freiheiten und Rechte (Fueros). Diese Handlung widerrechtlicher Willkür goß Oel in die Flammen. Der Aufstand ergriff das ganze Baskenland und zwang die Regierung, sich nach kräftigerer Unterstützung umzusehen. Die Königin Christine hätte gern die Ertheilung einer Verfassung vermieden, jetzt mußte sie sich zu einer freiwilligen Beschränkung ihrer Regierungsgewalt entschließen. Das königliche Statut, das sie

am 10. April 1834 bekannt machte, schuf zwei Kammern, Proceres und Procuratores. Die erste Kammer bildete sich aus den Erzbischöfen und Bischöfen, aus den Granden des Reichs, aus den Beamten, welche die Regentin wegen ausgezeichneter Dienste zu höheren Würden erhebe, aus großen Landeigenthümern und Fabrikbesitzern, ferner aus Gelehrten nach der Wahl der Königin. Um als Abgeordneter wählbar zu sein, mußte man mindestens dreißig Jahre zählen und ein jährliches Einkommen von 800 Thalern besitzen. So übertriebene Rechte die Verfassung von 1812 den Cortes beigelegt hatte, so sparsam waren die Befugnisse der neuen Gesetzgebung bemessen. Sie hatte nur eine berathende Stimme, durfte keine andere Gegenstände, als welche die Regierung vorlegte, erörtern, besaß zwar das Steuerbewilligungsrecht, aber mit der Beschränkung, daß kein Beschluß die Regierung hindern konnte, die Steuern zwei Jahre lang fortzuerheben, und war selbst in ihrem Petitionsrecht beschränkt.

Die Regierung selbst erwartete von der Verfassung nicht den Aufschwung, dessen sie bedurfte, wenn sie mit spanischen Mitteln und Kräften allein den Aufstand bewältigen wollte. Sie bewarb sich um englische und französische Hülfe, welche ihr von beiden Staaten gewährt wurde. Am 22. April 1834 schlossen Palmerston, Talleyrand, Miraflores und de Moreas Sarmiento in London eine Quadrupelallianz, laut deren Inhalt England und Frankreich die Verpflichtung übernahmen, zur Vertreibung Dom Miguel's und seines Verbündeten Don Carlos aus Portugal behülflich zu sein, demnächst zur Herstellung der Ruhe und zur Befestigung der Kronen Isabella's und Donna Maria da Gloria's mitzuwirken. England versprach seine Flotte, Frankreich eine strenge Bewachung der Pyrenäengrenze und andere den Umständen angemessene Unterstützung.

Als die Quadrupelallianz zu Stande kam, war der Bürgerkrieg in Portugal bereits seinem Ende nahe. Er hatte begonnen, seit Dom Pedro aus Brasilien gekommen und mit einem in Frankreich, Belgien und England geworbenen Heer nach Terceira gegangen war. Dom Miguel fürchtete einen Angriff seines Bruders seit Langem, erwartete denselben aber in Lissabon, während Dom Pedro Oporto zum Zielpunkte nahm. Das Heer, mit dem er am 8. Juli 1832 die wichtige Handelsstadt einnahm, betrug nicht mehr als 7500 Mann und hatte sich bald gegen weit beträchtlichere miguelistische Streitkräfte zu vertheidigen. Aber die Pedristen kämpften für ihr Leben,

und dieses Bewußtsein verlieh ihnen eine Tapferkeit, welche alle Nachtheile überwand, unter denen sie litten, die Uneinigkeit der Generale und die Ungeübtheit der Truppen. Eine beinahe jährige Belagerung war eine so vortreffliche Schule, daß Dom Pedro in dem Augenblicke, als die Miguelisten sich zu dem gewaltigsten ihrer Angriffe rüsteten, einen bedeutenden Theil seines Heers zu einer Diversion abschicken konnte. Siegesgewiß rückte ein stärkeres Belagerungsheer heran, bei dem sich Dom Miguel selbst eingefunden hatte, um Zeuge von dem Triumphe seiner Sache zu sein. Marschall Bourmont, der Eroberer von Algier, mit dem etwa hundertundfunfzig carlistische Offiziere aus Frankreich gekommen waren, führte den Oberbefehl. Sein erster Tagesbefehl verkündete den Truppen, daß er am Morgen des 4. Juli 1833 stürmen und zu Mittag innerhalb der Stadt speisen werde. Der Sturm fand statt, aber seine Mittagsmahlzeit hielt Bourmont außerhalb der Linien auf einem mit miguelistischen Leichen bedeckten Schlachtfelde. Der Erfolg jener pedristischen Expedition nöthigte ihn bald darauf, die Belagerung abzubrechen.

Jene Expedition wurde von Kriegsschiffen und von Transportfahrzeugen mit 4000 Mann Landungstruppen unternommen. Villaflor befehligte die Truppen, Napier, einer der tapfersten englischen Seeoffiziere, die Kriegsschiffe. Auf der Höhe des Vorgebirges San Vincent stieß man auf die weit stärkere miguelistische Flotte. Den Feind sehen, das Signal zur Schlacht geben, mit seiner Fregatte sich an Bord eines Linienschiffs legen und entern, war für Napier das Werk weniger Augenblicke. Er selbst war der erste auf dem feindlichen Deck, seine Matrosen stürzten ihm nach, Enterpiken und Kurzdegen kreuzten sich, das Linienschiff strich seine Flagge. Eine miguelistische Fregatte hatte kein besseres Schicksal, und diese Besiegung von zwei mächtigen Fahrzeugen im Handumdrehen schreckte die andern Schiffe in dem Grade, daß sie alle Segel zur Flucht beisetzten. Da das letzte miguelistische Linienschiff sich dem nachsetzenden Feinde ergab, ohne einen Angriff abzuwarten, die noch übrigen größeren Fahrzeuge zu den Constitutionellen übergingen, so blieben den Miguelisten nur noch fünf kleine Briggs, welche zu ihrem Schutze sichere Häfen aufsuchen mußten. Die große Küstenausdehnung Portugals gab diesem Siege von San Vincent eine entscheidende Wichtigkeit. Die Constitutionellen besaßen jetzt die Herrschaft auf dem Meere, konnten ihre Truppen schnell von Ort zu Ort führen und den moralischen Eindruck, den

die Vernichtung einer größeren Flotte durch eine viel kleinere hervorrief, ausgiebig benutzen.

Villaflor landete seine Truppen südlich von Lissabon in der Landschaft Algarbien. Die Entblößung der Provinz von Truppen erleichterte den Pedristen das Vordringen um so mehr, als die einzige widerstandsfähige Festung, Villareal, ihre Thore freiwillig öffnete. Da die Einwohner durch keinen Schrecken mehr verhindert wurden, ihre wahren Gefühle zu äußern, eilten sie mit Vorräthen aller Art herbei und stellten dem Befreiungsheer zahlreiche Freiwillige. Die Miguelisten concentrirten ihren Widerstand auf Lissabon, wo mit großem Eifer gerüstet wurde. Tellez Jordao, als Commandant der Gefängnisse im Julianstthurme besonders verhaßt, sammelte 1600 Polizeisoldaten und 4900 regelmäßiger Truppen, mit denen er Villaflor nach Setubal entgegenzog. Die Schlacht ging für ihn verloren, er selbst wurde von seinen Leuten im Getümmel erschlagen. Der Befehlshaber Lissabons, Cadaval, erhielt die Schreckenskunde, als er eben die Segel der pedristischen Flotte an der Tajo-Mündung erscheinen sah. Da die Stimmung der Bevölkerung eine Vertheidigung bedenklich machte, räumte er die Stadt, deren Einwohner, ohne die Ankunft Villaflor's abzuwarten, die verhaßten Zeichen der Herrschaft Dom Miguel's vernichteten und die politischen Gefangenen in Freiheit setzten.

In dem Jubel, den Villaflor's Ankunft hervorrief, beglückwünschte man sich, daß der Krieg nun beendet sei. Diese sanguinische Hoffnung mußte sich bedeutend herabstimmen. Cadaval bezog acht Stunden von Lissabon die berühmten Linien von Torres Vedras, miguelistische Streifschaaren besetzten wieder ganz Algarbien, und von Oporto kam Bourmont in Eilmärschen heran. Am meisten schadete, daß Dom Pedro, der sich ebenfalls mit allen in Oporto entbehrlichen Truppen einstellte, seinen Launen und Leidenschaften freien Lauf ließ, Günstlinge bevorzugte, verdiente Offiziere zurücksetzte, den Beamten, welche unter seinem Bruder im Dienst geblieben waren, ihre Stellen nahm und gegen die Geistlichen so verfuhr, als wolle er die katholische Kirche zerstören. Namentlich seine in der letztern Beziehung eintretenden Maßregeln, die Entfernung der von Dom Miguel ernannten Erzbischöfe und Bischöfe, die Aufhebung vieler Klöster und aller Patronatsrechte, das Verbot für die geistlichen Orden, Novizen aufzunehmen, warben für Dom Miguel viele von denen, welche ihn ohne dies nicht unterstützt haben würden.

Bourmont benutzte die durch Dom Pedro's Fehler erzeugte Stimmung zu einem Angriff auf Lissabon. Am 5. September bestürmte er die schwächsten Punkte der feindlichen Stellung, wurde aber überall zurückgewiesen. Nicht lange nach dieser Niederlage legte er den Oberbefehl nieder und zog sich mit allen seinen französischen Offizieren von dem miguelistischen Heer zurück. Dieses ging darauf in die Stellung von Santarem, die durch Hohlwege, ein fast senkrecht abfallendes Gebirge und den breiten Tajo, der bis hieher den Einfluß von Ebbe und Fluth empfindet, zu einer unangreifbaren gemacht wird. Dom Miguel rechnete auf die Bauern, von denen er einen Guerillakrieg erwartete, der die Pedristen so lange beschäftigen werde, bis er seine Truppen auf einen achtunggebietenderen Fuß gebracht habe. Die guten Maßnahmen der feindlichen Generale vereitelten diese Erwartung. Diese besetzten eine der beherrschenden Stellungen, einen der Verbindungswege nach dem andern, nahmen die Festungen, die Städte, dehnten sich längs der Seeküste aus und erstickten so die wenigen Anstrengungen, welche für eine unterliegende Sache gemacht wurden. Dieses Fehlschlagen seines Plans verleitete Dom Miguel zu den verkehrtesten Schritten. Von einem nagenden Mißtrauen gepeinigt, verwarf er die besten Kriegsentwürfe, die seine Generale ihm vorlegten, setzte seine treuesten Offiziere ab und brachte auf diese Weise seine Truppen in Verwirrung. Mangel und Schmutz erzeugten Seuchen, die hungernden Soldaten mußten sich ihren Unterhalt rauben und kehrten von solchen Zügen oft nicht wieder. Zu spät, um die eingerissene Entsittlichung noch heben zu können entschloß sich Dom Miguel zu neuer kriegerischer Thätigkeit. Von den drei Gefechten, die er zur Durchbrechung des Feindes unternahm, ergab nur das erste bei Ponte d'Assena einige, immer noch ungenügende Resultate. Ein zweites Gefecht bei der Brücke von Santa Maria war unglücklicher, und das letzte bei Asseiceira (15. Mai 1834) endete mit einer gänzlichen Niederlage der Miguelisten. Von ihren Stellungen auf steilen Höhen mit dem Bajonnet heruntergeworfen weigerten sich die geschlagenen Truppen länger zu fechten, und Dom Miguel mußte nothgedrungen Unterhandlungen anknüpfen. Am 26. Mai 1834 unterzeichnete er den Vertrag von Evora, verzichtete gegen ein Jahrgeld von etwa 100,000 Thalern auf die portugiesische Krone und verpflichtete sich, Portugal nie wieder zu betreten, sich nie in die portugiesischen und spanischen Angelegenheiten zu mischen. Am 1. Juni schiffte er sich auf einem englischen Kriegsschiffe ein, das ihn

nach England führte, von wo er sich nach Italien begab, um auf der Stelle alle eingegangenen Verpflichtungen zu widerrufen.

Der Bürgerkrieg war erloschen. Die schonungslose Benutzung des Siegs durch Dom Pedro mochte vielleicht die schnellere Vernichtung der miguelistischen Partei herbeiführen, hatte aber ganz gewiß die böse Wirkung, daß die revolutionairen Leidenschaften an den Rachehandlungen der Regierung sich entzündeten. Dom Pedro selbst wurde durch den Tod (24. September 1834), eine Folge seiner stürmischen Gemüthsbewegungen und Anstrengungen in den letzten Jahren, der Parteiwuth, die er heraufzubeschwören wesentlich geholfen hatte, entrückt, allein seine Tochter Donna Maria erlebte wenige Jahre, in denen nicht die periodisch wiederkehrenden Spaltungen zwischen Liberalen und Ultraliberalen die Ruhe gestört hätten. Es war ein bestimmter, nicht eben weiter Kreis, in dem die Parteien sich bewegten. Das flache Land blieb ihnen gänzlich entzogen, da der portugiesische Bauer völlig theilnahmlos geworden war. Eine gleiche Apathie herrschte in den kleinen Städten, so daß das Parteigetriebe sich auf die wenigen großen Gemeinden beschränkte. Diese ersetzten durch Leidenschaftlichkeit, was ihnen an Ausbreitung fehlte. Von dem Siege Dom Pedro's an gerechnet erfolgten regelmäßig alle zwei Jahre Aufstände: 1836 ein Aufruhr gegen die Charte, 1838 der Aufstand der Radicalen vom Arsenal, 1840 eine Empörung in Lissabon, Castel Branco und andern Städten, 1842 Costa Cabral's Schilderhebung für die Charte. Durch diesen Mann kam wenigstens einige Ordnung in den Staat und ein Concordat mit Rom glich jetzt einen Zwiespalt aus, in dem zugleich die letzte Hoffnung der Miguelisten bestand. Den Credit herzustellen und im Staatshaushalt das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben zurückzuführen, war eines der Versprechen, welche Costa Cabral nicht erfüllte. Das Gebahren der früheren Minister, so lange wie möglich von Anleihen zu leben und Abgaben fast ganz zu vermeiden, Anleihen zu machen, um die laufenden Bedürfnisse des Heeres zu decken, Anleihen, um ein Paar Schiffe zu bauen, Anleihen, um die Zinsen von Anleihen zu bezahlen, hatte innere und äußere Schuld in dem Grade vermehrt, daß beide zusammen die ungeheure Summe von 80,708 Contos de Reis oder 110 Millionen Thaler repräsentirten und mit 3938 Contos oder sechs Millionen Thaler verzinst werden mußten. Mit den Zinsen der Staatsschuld zusammen verschlangen die Ausgaben für die Streitkräfte das gesammte Einkommen des Staats. Costa Cabral schuf nun

allerdings neue Einnahmequellen, aber er that es, ohne zu berücksichtigen, ob er mit dieser oder jener Steuer den Wohlstand des Landes hart treffe. Seine Abgaben, die er dem Ackerbau, dem Weinbau, dem Fischfang auferlegte, hatten die traurige Wirkung, daß viele Aecker und Weinberge verlassen wurden und das wichtige Gewerbe der Fischerei durchaus in Verfall gerieth. Trotz dieser drückenden Steuern konnten die Gehaltsrückstände der Offiziere und Beamten, die 1842 nicht weniger als vierzehn Millionen Thaler betrugen, nur bis zum vierten Theile gedeckt werden. Nur in einem Punkte führte Costa Cabral Ersparungen ein und wählte unglücklicher Weise gerade den Gegenstand, für den er keine Ausgaben hätte scheuen sollen: das Erziehungswesen. Er zog die wenigen polytechnischen Schulen des Landes ein, gab den botanischen Garten in Lissabon auf und ließ die Lehrstühle der Arzneikunde in Lissabon und Oporto unbesetzt. Somit war der Nutzen, den Portugal aus der pedristischen Umwälzung zog, ein geringfügiger und wurde durch den sittlichen und materiellen Schaden, der aus den periodisch wiederkehrenden Aufständen erwuchs, zum größten Theil aufgehoben.

An den letzten Kämpfen gegen Dom Miguel hatten spanische Truppen Theil genommen, die von der Regierung über die Grenze geschickt wurden, weil der portugiesische Prätendent den Infanten Don Carlos als König Karl V. anerkannte und den spanischen Carlisten gestattete, sich auf portugiesischem Gebiet zu sammeln. Durch die Besiegung Dom Miguel's wurde auch Don Carlos vertrieben. Die spanischen Truppen hatten ihn fast umstellt, als die englische Diplomatie ihm eine Zuflucht auf dem Kriegsschiff Donegal gewährte. Am 13. Juni 1834 kam er in Portsmouth an, am 22. desselben Monats verließ er die Stadt unter der Obhut des gewandten August de St. Sylvain (Baron de las Valles), um sich zu seinen Anhängern in Nordspanien zu begeben. Die Reise ging mitten durch Frankreich, über Dieppe, Paris und Bayonne. Französische Legitimisten sorgten für die Sicherheit des hohen Reisenden und geleiteten ihn von Ort zu Ort bis an die spanische Grenze, bei deren Ueberschreiten die letzten Fährlichkeiten bestanden wurden. Am 10. Juli war Don Carlos in der Mitte der jubelnden Navarresen.

In dem Augenblicke, als der Infant unter seinen Getreuen erschien, war die carlistische Sache im Steigen. Daß der Aufstand einiger Nordprovinzen, denen es bei verhältnißmäßig schwacher Bevölkerung an materiellen Mitteln fehlte, zu einer dringenden Gefahr für den Thron werden konnte, war theils

das Werk der spanischen Regierung, deren widerrechtliche Aufhebung alter verbriefter Freiheiten das Rechtsgefühl der baskischen Länder verletzte, theils das Verdienst eines großen Mannes, der sich dem Aufstand als Führer angeboten hatte. Juan Zumala-Carreguy, mit dem entschiedensten Organisationstalent begabt und Land und Leute genau kennend, erwarb sich bei den Basken jene unbedingte Anhänglichkeit, welche niemals andern als gewaltigen Charakteren geschenkt wird. Die Basken verbinden mit Körperstärke und Gewandtheit die geistigen Vorzüge des Selbstvertrauens, der Freiheitsliebe, der Tapferkeit und Unerschütterlichkeit. Als Parteigänger unüberwindlich, waren sie in Reihe und Glied schlechte Soldaten, bis Zumala-Carreguy ihre ungeordneten Haufen schulte. Seine Kriegsführung paßte sich den landschaftlichen Eigenheiten der Nordprovinzen vortrefflich an. Größeren Heerhaufen ausweichend, verlockte er durch geschickte Bewegungen die christinischen Generale, ihre Truppen zu trennen, überfiel dann die einzelnen Abtheilungen und schlug sie. Die Schnelligkeit seines Erscheinens an den entferntesten Punkten hatte etwas Wunderbares; freilich konnte er mit seinen behenden, leichtfüßigen Soldaten die nächsten Gebirgswege, häufig bloße Ziegenpfade, benutzen, wohin die schwerfälligeren Kolonnen der Christinos sich nicht wagen durften.

Im Herbste des Jahres 1834 befehligte Zumala-Carreguy 24,000 gut bewaffnete, gut geschulte Soldaten, fast nur Fußvolk mit einer nicht ganz hinreichenden Anzahl von Geschützen. Zu dieser Zeit hatten sich bereits mehrere Heerführer der Christinos gegen ihn abgenutzt: Sarsfield, Valdes, Rodil, Lorenzo. Außer den baskischen Provinzen waren die Gebirgsgegenden von Catalonien und Niederaragonien, wo España und Cabrera befehligten, Burgen des Aufstandes geworden, während in Valencia und Castilien kleinere Banden streiften. Größere Erfolge Zumala-Carreguy's in den Amescoas, bei Viana und Onate hatten die Siegeszuversicht der Christinos bedeutend herabgestimmt, als im Spätherbst von 1834 Mina, kurz zuvor aus der Verbannung zurückgerufen, das Heer übernahm. Mina brachte einen Namen mit, der in den Kriegen gegen Napoleon und in dem Kampfe gegen die Franzosen unter Angoulême berühmt geworden war, aber er war inzwischen alt geworden, kränkelte und hatte in der Verbannung eine tiefe Erbitterung in sich aufgenommen. Im Felde wenig glücklich, erließ er grausame Befehle, die von seinen Soldaten mit Blutgier vollzogen wurden, und prägte dadurch dem Bürgerkriege einen noch wilderen Charakter auf, als derselbe bereits an-

genommen hatte. Brachten auch die vermittelnden Vorschläge Lord Elliot's einen Vertrag zu Stande (27. April 1835), der beide Parteien verpflichtete, ihre Gefangenen nach dem Kriegsrecht zu behandeln, so ließ doch die gegenseitige Leidenschaft nur in den wenigsten Fällen zu, daß das menschliche Abkommen geachtet wurde. Am verhängnißvollsten wurde die Hinrichtung der Mutter Cabrera's, obgleich gerade diese That auf einem nicht ungerechten Strafurtheil beruhte, da die fanatische Frau, die in zweiter Ehe mit einem halben Räuberhauptmann verheirathet war, ein Complott gebildet hatte, ihrem Manne die Stadt Tortosa in die Hände zu spielen. Von nun an legte Cabrera seiner thierischen Grausamkeit, die ihn zum Schrecken seiner eigenen Leute machte, keinen Zügel mehr an, metzelte seine Gefangenen nieder oder ließ sie in verfallenen Thürmen zu Hunderten verhungern und mordete sogar Kinder, deren Väter als Bürgergardisten gegen ihn gefochten hatten.

Im April des Jahres 1835 legte Mina den Oberbefehl nieder und Valdes übernahm wieder die christinischen Truppen. Um dem Kampfe mit einem Schlage ein Ende zu machen, drang er mit der Hauptmacht in die Amescoas vor und erlitt hier in einem dreitägigen Gefecht eine Niederlage, welche um so verderblicher wurde, als zu gleicher Zeit (1. Mai) Iriarte bei Guernica sein Heer zersprengen ließ. Zumala=Carreguy nahm Estella, Vitalba, Tafalla, Villafranca und schritt zur Belagerung von Bilbao. Er glaubte leichtes Spiel zu haben, da die Stadt eine geringfügige Besatzung besaß. Aber die Einwohner vertheidigten sich mit dem Muth, den Spanier hinter Verschanzungen zu bewähren pflegen, und indem Zumala=Carreguy von einem Balcon aus, der dem heftigsten Feuer ausgesetzt war, einen Angriff leitete, erhielt er von einer Kugel eine Wunde, die durch die schlechte Behandlung des Wundarztes zu einer tödtlichen wurde. Der Tod des großen Führers (14. Juni 1835) brachte den Carlisten nicht augenblicklich die Nachtheile, welche sich davon erwarten ließen. Sein Geist lebte im Heere noch eine Zeitlang fort, und das Waffenglück blieb in diesem Jahre im Ganzen den carlistischen Fahnen treu. Wenig nützte den Christinos das Eintreffen von auswärtigen Verstärkungen, einer Folge der Quadrupelallianz. Weder die 8500 Engländer unter Sir Lacy Evans, noch die 5000 Mann der französischen Fremdenlegion, noch die 6000 Portugiesen, die mit Borso di Caminati und andern Generalen kamen, leisteten, was ihre Zahl versprach. Der spanische Stolz bediente sich dieser Hülfe von außen ungern, die einheimischen Generale ließen die

Fremden in entscheidenden Augenblicken im Stich, und die Hülfstruppen wurden bald durch die Folgen des Klimas und ihrer eigenen Unmäßigkeit wie durch Desertionen stark geschwächt.

Die Christinos häuften in diesen ersten Kriegsjahren Fehler auf Fehler. Die meisten ihrer Generale, welche ins Feld zogen, waren bei dem politischen Ränkespiel der Parteien oder des Hofs stark betheiligt und hegten keinen sehnlicheren Wunsch, als möglichst bald nach Madrid zurückkehren zu können. Um dieses Ziel erreichen zu können, wollten sie nichts als große Schläge führen, die dann an den gedeckten Stellungen der Feinde jederzeit abprallten. Sie trieben den Krieg wie ein Glücksspiel und trösteten sich über den Verlust ihrer Einsätze sehr leicht, da die Gunst des Hofes oder der herrschenden Partei ihnen ein sichereres Emporsteigen, als der Gewinn einer Schlacht, gewährte. Es kam nun eine Zeit, in der das Parteiwesen auch die untern Grade ergriff, zu den Unteroffizieren und Soldaten hinabstieg, die Zucht lockerte und alle Bande der Waffenbrüderschaft zerriß. Nun wurde die Verblendung allgemein, daß die Besiegung der Carlisten von der Verfassungsform abhänge, welche Spanien erringe.

Die Regentin Christine hatte mit dem gemäßigt absolutistischen Ministerium Zea-Bermudez begonnen. Als sie dieses hatte fallen lassen müssen, war sie zu dem gemäßigten Liberalismus des Ministeriums Martinez de la Rosa übergegangen. Auch diese Verwaltung konnte sich gegen das Anschwellen der revolutionairen Stimmung nicht lange behaupten. Unmittelbar nach dem Schlusse der ersten Cortessitzung gab Martinez de la Rosa seine Vollmachten zurück (2. Juni 1835), worauf der freisinnigere Graf Toreno den Versuch machte, die Verfassung von 1834 durch einzelne Zugeständnisse zu retten. Da die Opposition der Verfassung selbst galt, erreichte der Minister nichts. Ein Aufstand mehrerer Abtheilungen der Bürgergarde von Madrid war der Regierung, welche mit geringer Kraftanstrengung siegte, als Vorwand willkommen, die Häupter der Radicalen zu verhaften. Unglücklicher Weise entkamen die Bedrohten fast alle aus der Hauptstadt und wiegelten mit bestem Erfolge die Provinzen auf. Barcelona, Saragossa, Granada, Cadix, Sevilla errichteten unabhängige Junten, Andalusien und Estremadura schickten Truppen gegen Madrid. Von den Regierungstruppen verlassen, trat Toreno die Gewalt an Mendizabal ab, den tolle Verheißungen von finanziellem Gedeihen und das Andenken an seinen Freund Riego der siegreichen Partei empfahlen.

Um mit dem Gelde des Staats allen Bedürfnissen zu begegnen, bedürfe es weder neuer Anleihen noch neuer Auflagen, erklärte Mendizabal den Cortes. Er hatte drei Mittel in Bereitschaft, dieses Versprechen zu erfüllen. Das erste bestand in der Vorausverwendung der Einkünfte der nächsten Jahre mittelst des Ausstellens von Wechseln, die discontirt wurden, was sich freilich nicht ohne große Verluste bewerkstelligen ließ. Auf die Insel Cuba wurden die meisten Wechsel gezogen. Sodann erließ Mendizabal den Befehl, alle unverheiratheten und kinderlosen Spanier vom 18. bis zum 40. Lebensjahre für das Heer auszuheben. Wer nicht persönlich zu Flinte oder Säbel greifen mochte, durfte sich mit 4000 Realen (288 Thaler 20 Sgr.) loskaufen. Benutzten nur 100,000 Ausgehobene, und auf so viele rechnete der Minister mit Sicherheit, diese Erlaubniß, so bereicherte sich der Schatz um 400 Millionen Realen. Endlich griff er in das Vermögen der Klöster, indem er dem allgemeinen Geschrei, die Werbeplätze der Carlisten zu vernichten, so vollständig nachgab, daß von den 1940 spanischen Klöstern nur wenige fortbestehen blieben. Dieses dritte Mittel galt für das ergiebigste von allen, denn abgesehen von den regelmäßigen Jahreseinkünften der Klöster vermuthete man in diesen große aufgehäufte Schätze. Waren solche wirklich vorhanden gewesen, so hatten sie längst ihren Weg in das carlistische Heerlager gefunden, und was noch übrig war, das wurde von den flüchtenden Mönchen theils eben dahin oder nach Italien gerettet, theils von stürmenden Pöbelhaufen vernichtet, theils von hohen Personen über die Seite geschafft. In den Staatsschatz floß von dem Klosterraube der kleinste Bruchtheil, und auch die übrigen Maßregeln ergaben so wenig, daß Mendizabal den Cortes das Geständniß ablegte, er brauche neue Hülfsquellen und die Ermächtigung, sich dieselben zu öffnen, wo und wie er könne. Beide Kammern gaben ihm das Vertrauensvotum, das er forderte, machten aber zur Bedingung, daß er das Privateigenthum nicht antasten dürfe. Auch mit Hülfe der ausgedehnten Vollmachten, die er jetzt besaß, konnte er den Schwierigkeiten nicht begegnen, so daß er von allen Seiten angegriffen und zur Niederlegung seines Amts gezwungen wurde.

Isturiz, der ihn ersetzte, war früher ein heftiger Radicaler gewesen, jetzt aber ganz für die Königin Mutter gewonnen. Seine Energie richtete er mit dem Feuereifer eines Ueberläufers so ausschließlich auf die Bezwingung der Revolution, daß er den Gedanken hegte, den Franzosen den Kampf gegen

die Carlisten zu übertragen und die einheimischen Streitkräfte gegen die Radicalen zu benutzen. Als die Cortes die Erklärung gaben, daß er ihr Vertrauen nicht besitze, löste er sie auf. Die neuen Wahlen riefen überall Unruhen hervor. Von Barcelona, Valencia und Saragossa dehnte sich die Empörung über alle Provinzen aus. Isturiz erbat jetzt den Einmarsch der Franzosen, aber noch war die Antwort von Paris nicht eingetroffen, als er gestürzt wurde. In der Nacht vom **12.** auf den **13.** August **1836** zog ein Regiment der Provinzialmiliz von Madrid nach La Granja, wo die Regentin Christine verweilte, verbrüderte sich mit dem dortigen vierten Garderegiment und zwang die zitternde Regentin, in die Ausrufung der Verfassung von **1812** zu willigen. Isturiz entfloh als Courier verkleidet nach Gibraltar und ein Ministerium von reinen Radicalen, in dem Mendizabal noch einmal einen Platz fand, übernahm die Geschäfte. Man kann nicht sagen, daß die Sieger ihren Erfolg mißbrauchten. Nicht nur enthielten sie sich jeder blutigen Rachehandlung, sondern sie willigten auch ein, daß mit der Verfassung die Veränderungen vorgenommen wurden, welche das monarchische Interesse erheischte. Die Revision, welche von den Cortes vorgenommen wurde, ließ der Krone die ganze ausübende Gewalt und den gebührenden Antheil an der Gesetzgebung, namentlich ein entscheidendes Veto statt des blos aufschiebenden von **1812.** Der Erfolg der Revolution von La Granja schadete der Sache der Christinos nicht, wohl aber that dies der lange Kampf, der um dieses Endresultats willen geführt worden war, denn während desselben war der Heerverband fast aufgelöst worden, hatten mehrere Generale und Oberoffiziere unter den Bajonneten der empörten Soldaten den Tod gefunden.

Das Gebiet, das in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden zwischen dem Ocean, den Pyrenäen und den Flüssen Arga und Ebro liegt, war zu Anfang des Jahres **1836** von den Carlisten zu einer unangreifbaren Feste umgeschaffen worden. Die Hälfte der christinischen Macht stand mehr beobachtend als angreifend vor diesen furchtbaren Linien, die andere Hälfte kämpfte mit wechselndem Glück gegen Cabrera in Niederaragonien, gegen España in Catalonien und gegen die Bandenführer der Mancha, Altcastiliens, Asturiens und Galiciens. So wenig gebrochen aber die carlistische Macht gegen den äußern Feind sich behauptete, besaß sie im Innern doch nicht mehr den frühern festen Halt. Die Ankunft des Prätendenten hatte in zwiefacher Hinsicht lähmend eingewirkt, in militairischer Beziehung durch die Nothwen-

digkeit, zum Schutze Karl's V. und seines Hofs stets eine bewährte Truppenabtheilung verfügbar zu halten, in politischer Beziehung durch das Parteigetriebe, das sich um die königliche Person bewegte. Es gab jetzt drei Parteien an dem kleinen Hoflager, deren Spaltungen im Heer sehr bemerklich wurden. Die Basken, welche die erste dieser Parteien bildeten, hatten nichts als ihre Heimath im Auge und zeigten für ihre alten Freiheiten mehr Hingebung als für Don Carlos. Da sie den zahlreichsten und besten Theil des Heers bildeten, forderten sie eine starke Berücksichtigung. Die zweite, verderblichste Partei bildeten die verhaßten Mitglieder der alten Camarilla, lauter Apostolische, in deren Wünschen die unbedingte Unterordnung der Krone gegen ein finsteres, unduldsames Pfaffenthum obenan stand. Da der Kern dieser Partei aus Geistlichen und Mönchen bestand, die mit Angstrufen und Beschwörungen Gottes mehr als freigebig waren, nannte man sie spottweise Ojalateros. Arias Tejeiro, Joaquin Abarca, Bischof von Leon, die Hofprediger Echeverria und Domingo, der Capuziner Larraga, der Finanzminister Labandero, die Generale Garcia, Guergue waren die Häupter der Apostolischen, denen sich viele Abenteurer und abgesetzte Beamte anschlossen. Eine dritte Partei verwarf sowohl den Fanatismus der Camarilla, als den beschränkten Patriotismus der Basken. Sie wollte Spanien erobern, aber nicht für ein Regiment der Inquisition und des Pöbels, sondern für die Herrschaft gemäßigter Grundsätze. Der Infant Don Sebastian war für diese Partei thätig, der auch die Vorstellungen der nordischen Höfe Vorschub leisteten. Die geschicktesten Generale, Moreno, Villareal, Zariategui, Maroto, waren theils Gemäßigte, theils Basken. Don Carlos schwankte zwischen allen drei Parteien, jedoch mit unverkennbarer Vorliebe für die Apostolischen, die seit Langem seine Umgebung bildete und unter der sein Beichtvater und seine Hofprediger waren.

Der Feldzug von 1836 brachte im Norden lange wenig Entscheidendes. Den Carlisten mißlang ein Angriff auf San Sebastian, bei dem sie sogar dem stürmenden Lacy-Evans ihr befestigtes Lager räumen mußten, der christinische Befehlshaber Cordova scheiterte mit einem Versuche gegen das Bastanthal. Die Waffenruhe, welche nach diesen blutigen Ereignissen eintrat, begünstigte den Plan der carlistischen Hofpartei, eine Heerabtheilung in die südlicheren Provinzen zu entsenden. Gomez übernahm den Befehl über die erste Expedition, eine zweite unter Sanz folgte nach. Den verfolgenden Ge-

neralen der Christinos entkommen, durchzog Gomez Asturien, Galizien, Valencia, die Mancha, Andalusien und Jaen und kam wie Sanz glücklich nach dem Norden zurück. Dennoch waren die beiden Unternehmungen mehr unglücklich als glücklich, denn sie hatten den Beweis geliefert, daß die Stimmung jenseits des Ebro keineswegs so günstig sei, um den Carlisten ein Festsetzen in den Ebenen zu erlauben. Sanz und Gomez hatten Spanien nicht als Sieger, sondern als Flüchtlinge durcheilt und ihrer Sache durch ihr Beutemachen auf das Entschiedenste geschadet. Beide wurden nach ihrer Rückkehr ins Gefängniß geworfen, damit es den Anschein gewinne, als seien nur ihre Fehler Schuld daran, daß sich nicht ganz Spanien für seinen legitimen Monarchen ausgesprochen habe. Die baskische Partei drang nach dem Eintreffen ihrer Voraussagungen auf einen Angriff gegen Bilbao. Da ein Ueberfall abgeschlagen wurde, mußte zu einer regelmäßigen Belagerung geschritten werden. 15,000 Carlisten mit 30 Geschützen versammelten sich vor dem Platze, der mit Einschluß der bewaffneten Bürger nicht mehr als 5000 Vertheidiger hatte. Die Vorwerke fielen, Hunger und Mangel an Schießbedarf erlaubten nur noch einen Tag lang die Vertheidigung, als Espartero eigenmächtig zum Entsatze herbeieilte. Eine zweitägige mörderische Schlacht, die nach Luchana benannt wird, befreite die ausgehungerte Stadt. (25. und 26. December 1836.) Sie legte die erste Stufe zu dem Ruhme des Mannes, der vom Schicksal ausersehen war, Spanien von der Geißel des Bürgerkrieges zu erlösen.

Nach großen Vorbereitungen eröffneten die christinischen Generale den Feldzug des nächsten Jahres mit einer combinirten Bewegung, die den Feind zwischen ihren Heerhaufen erdrücken sollte. Wie es bei solchen Unternehmungen zu geschehen pflegt, griffen die Märsche nicht in einander ein, so daß die am weitesten vorgedrungene Abtheilung unter Lacy-Evans von den Carlisten überfallen und zurückgeworfen werden konnte. Die großen Vortheile, welche die Christinos später durch die Besetzung von Hernani, Fuentarabia und Irun erlangten, ließen sich nicht weiter verfolgen, da inzwischen der Gewaltshaufen der Carlisten, bei dem sich Don Carlos und Don Sebastian befanden, in der deutlichen Absicht, über den Ebro vorzubrechen, in Tolosa eingerückt war. Die Anwesenheit des Prätendenten bei diesem Truppenkörper bewies, daß die Carlisten die Entscheidung suchten. Zwei Siege bei Huesca und Barbastro öffneten ihnen den Weg zum Ebro, der am 30. Juni bei Mora

überschritten wurde. Durch die Vereinigung mit Cabrera stieg die Zahl des Heeres auf 21,000 Mann Fußvolk, doch fehlte es an Reitern, deren man nur 600 hatte, und an einer genügenden Artillerie. Der Zug ging zunächst gegen Valencia, gelangte jedoch nur bis Chiva, wo ein unglückliches Treffen Don Carlos nöthigte, den Schutz der Gebirge aufzusuchen und bis auf Cantavieja zurückzugehen. Als neue Verstärkungen unter Zariategui und Guergue eintrafen, ging man, die christinischen Heerführer von der Spur ablenkend, auf Madrid los. Bis hart an die Mauern der Hauptstadt gelangte Don Carlos, hier machte er Halt, sei es nun, daß die Königin Christine ihn durch unaufrichtige Unterhandlungen täuschte, sei es, daß er erwog, wie gefährlich ein Angriff auf die verrammelte Hauptstadt bei der Nähe eines feindlichen Heers unter Espartero werden könne. In der That traf der Sieger von Luchana so zeitig ein, daß Don Carlos durch einen Angriff auf Madrid zwischen zwei Feuer gekommen wäre, vorausgesetzt daß die Vertheidigung die Hartnäckigkeit gezeigt hätte, die sich von Spaniern hinter Wall und Mauern stets erwarten läßt. Er ging zurück, zeigte sich im September noch einmal, fand abermals Espartero kampfbereit und warf sich nun in die Gebirge von Soria, von wo er, bei Recuerta empfindlich geschlagen, nach seiner baskischen Burg zurückging. Sein Rückzug behauptete einige Ordnung, während Cabrera nach einer Niederlage bei Sarcedon sein Heer auflösen mußte und nur 8000 auf den Tod ermattete Soldaten nach Cantavieja zurückbrachte.

Die allgemeine Schilderhebung bei dem Anblick des legitimen Monarchen, die man diesem mit Zuversichtlichkeit versprochen hatte, war nicht in irgend einem ermuthigenden Grade eingetreten. Nachdem das carlistische Heer so viele Provinzen durchzogen hatte, kehrte es nicht verstärkt, sondern geschwächt hinter seine Linien zurück, und hatte überdies die niederschlagende Entdeckung gemacht, daß die Carlisten des übrigen Spaniens jeder auf eigene Rechnung zu operiren liebten. Man stellte dieses Alles Don Carlos vor, jedoch mit keinem andern Erfolg, als daß geantwortet wurde, man werde die Verräther, welche allein den Rückzug des Heers veranlaßt hätten, bestrafen, und erwarte eine erhöhte Bereitwilligkeit zu Opfern. Nach den Maßregeln zu schließen, welche ergriffen wurden, waren die Verräther Don Sebastian, Moreno, Elio und Zariategui, denn diese wurden von ihren Stellen entfernt, zum Theil auch verbannt oder in das Gefängniß geworfen. Der Oberbefehl ging an Guergue über, einen unfähigen und den schmutzigsten Lastern erge-

benen Apostolischen, der sich in seiner neuen Stellung mit den Worten ankündigte: „Wir, die Dummköpfe und Finsterlinge haben Se. Majestät nach Madrid zu führen, und wer nicht in diese Classe gehört, ist ein Verräther."

So unglücklich der große Zug des Prätendenten ausgefallen war, rüstete man doch noch im Jahre 1837 zwei neue Expeditionen aus. Garcia führte die eine, Negri die zweite. Um die Ansichten der Basken zu schonen, wurden zu beiden nur castilische Bataillone, im Ganzen dreizehn, verwendet. Garcia hatte noch das meiste Glück. Er gelangte bis in das südlichste Spanien und brachte doch wenigstens die Mehrzahl seiner Truppen zurück. Negri dagegen stieß bei Piedrahita unfern von Fresno de Rodillo auf Espartero, verlor 2000 Gefangene mit seinen sämmtlichen Geschützen und sah auf der wilden Flucht sein ganzes Heer sich auflösen. So total war seine Niederlage, daß von nun an keine Expedition mehr über den Ebro ging. Ueberhaupt hatten seit dieser Zeit die Carlisten nirgends mehr Erfolge, als da, wo Cabrera den Befehl führte. In Navarra und im Baskenlande wurde der Krieg immer lauer geführt. Espartero stellte vor allen die durch die Revolutionen gelockerte Kriegszucht wieder her und begnügte sich dann mit einer engen Einschließung der carlistischen Linien. Er betrachtete den Aufstand im Norden als ein Feuer, das man in sich selbst erlöschen lassen müsse, und überließ das Weitere der innern Zwietracht der Carlisten. Diese zeigte sich in immer bedenklicheren Zeichen, in der Ermordung von Generalen und Offizieren, in der Empörung ganzer Bataillone, in dem Ruf: „Tod den Ojalateros!" den die Truppen bis unter die Fenster ihres Königs laut werden ließen.

Don Carlos gab nur der Nothwendigkeit nach, als er statt Guergue's Maroto zum Oberbefehlshaber ernannte. Die Apostolischen waren wüthend, daß ein General, „der mit Karte und Zirkel arbeite," einen Mann verdrängt habe, dem nichts als die Sache des Glaubens am Herzen liege, mußten aber doch nachgeben, da Cirillo, Bischof von Cuba, eben von einer Rundreise an die nordischen Höfe zurückgekehrt, Mittheilungen machte, welche Don Carlos überzeugten, daß er bei einer gemäßigten Politik beharren müsse. Maroto gehörte zu den Offizieren des alten spanischen Heers, die in Peru nach der Schlacht von Ayacucho (S. 52) eine Verbrüderung geschlossen hatten, um sich gegen die Folgen ihrer Waffenstreckung gemeinschaftlich zu schützen. Zu diesen sogenannten Ayacuchos zählte auch Espartero. Maroto hegte gemäßigte Ansichten, hatte durch die freimüthige Darlegung derselben sich die Un-

gnade des Prätendenten zugezogen und lebte in Frankreich in der Verbannung, als er an die Spitze des Heers berufen wurde. Am 25. Juni 1838 trat er sein Amt an, ohne große Hoffnung auf Sieg, da die Christinos jetzt 80,000 Mann stark die Nordprovinzen einschlossen. Allerdings waren trotzdem Espartero's Fortschritte langsam, aber er nahm doch nach und nach die beherrschenden Stellungen von La Peña del Moro, Ramales und Guardanimo, besetzte mehrere Thäler von Navarra, zerstörte die Verschanzungen von Gamarra in Alava und drängte die Carlisten in engere Grenzen zurück.

Daß Espartero und Zurbano auch nach der Ernennung Maroto's Vortheile gewannen, war keine Verrätherei des neuen Oberfeldherrn, sondern eine Frucht der innern Zwistigkeiten im carlistischen Lager, die wetteifernd von christinischen Sendlingen und von apostolischen Parteimännern geschürt wurden. Im Sommer und Herbst des Jahres 1838 vereinigten sich die letztern in einer förmlichen Verschwörung. Maroto wurde von ihren Plänen halb und halb unterrichtet und erbat sich von Don Carlos die Vollmacht, „den Umständen gemäß zu handeln", sobald er Beweise von den Plänen seiner Gegner erhalte. Er bekam die Vollmacht, verschaffte sich die Beweise, nahm die Häupter der Verschwörung gefangen, stellte sie vor ein Kriegsgericht und ließ sie erschießen (8. Februar 1839). Es waren die Generale Guergue, Garcia, Sanz, Carmona und der Intendant Uriz, die auf diese Weise umkamen. Das Kriegsgericht verurtheilte sie als „Hauptanstifter eines Militairaufstandes, der kein anderes Ziel gehabt habe, als die Bedrückungen und Leiden zu verewigen, die das Land seit fünf Jahren (d. h. seit dem Erscheinen des Don Carlos!) durch unsittliche, übermüthige und üppige Menschen erdulde." Das Heer billigte die Hinrichtungen, in allen Bataillonen baskischen Ursprungs war man der apostolischen Junta überdrüssig, deren Mitglieder schon Zumala-Carregui so lästig geworden waren, daß er ihnen mit dem Erschießen gedroht hatte. Don Carlos, von diesen Schreckensscenen unterrichtet, erließ eine Proclamation, in welcher Maroto, „da er das Vertrauen seines Fürsten auf die treuloseste und unwürdigste Weise gemißbraucht, die ihm anvertrauten Waffen nicht gegen die Feinde des Thrones und des Altars, sondern gegen seinen eigenen Monarchen gekehrt, die Einwohner zur Anarchie gereizt und mehrere Generale ermordet habe", des Oberbefehls für entsetzt und zum vogelfreien Verräther erklärt wurde. Maroto las diese Proclamation seinen Truppen selbst vor und stellte es jedem Soldaten frei, ob er sich von ihm

trennen wollte. Alle folgten ihm, auch die Truppen, die unter Villareal, Urbistondo und La Torre gegen ihn geschickt wurden, erklärten sich für ihn, und so nahm denn Don Carlos alle seine Schritte zurück, befahl selbst die Vernichtung seiner eigenen Proclamation und genehmigte die Forderungen Maroto's, daß die seit Monaten und Jahren verhafteten Generale der gemäßigten Partei freigelassen, die Häupter der Apostolischen dagegen verbannt wurden.

Nach dem, was zwischen dem Herrn und dem Diener vorgefallen war, konnte die Versöhnung keine aufrichtige sein. Es war nicht denkbar, daß Don Carlos die erlittene Demüthigung jemals vergaß, und Maroto mußte mehr denn je auf seiner Hut sein. Ein glänzender Sieg über Espartero, durch den er vielleicht sich aus seiner mißlichen Lage hätte befreien können, war in Folge der Vorsicht dieses überlegenen Gegners nicht möglich, und somit hatte Maroto keine andere Wahl, als Unterhandlungen. Die erneuerten Nachstellungen der Apostolischen, die Vorstellungen seiner Generale und Oberoffiziere, die Stimmung des Landes, alles drängte ihn dahin. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich anfangs bemühte, die Thronfolgerechte des Prätendenten insoweit zu wahren, daß er eine Vermählung zwischen der minderjährigen Königin Isabella und dem Grafen von Montemolin, Don Carlos' Sohn, vorschlug. Allein Lord Hay, der als Zwischenhändler fungirte, wies diese Ausgleichung als unstatthaft zurück, und bei den spätern Verhandlungen war von derselben keine Rede mehr. Von jetzt an drehte sich Alles um die Erhaltung der baskischen Fueros und der Stellen der carlistischen Offiziere. In beiden Beziehungen zeigte Espartero sich gefügig, und am 31. August wurde der Friedensvertrag, den außer Maroto noch funfzig carlistische Befehlshaber unterzeichneten, abgeschlossen. An demselben Tage stellten sich die Carlisten, neunzehn Bataillone und fünf Schwadronen stark, auf dem Felde von Vergara auf. Die Feldherren umarmten sich Angesichts der beiden Heere, Alles stimmte in den Ruf ein: „Es lebe der Friede, es lebe die Königin!“, worauf die Carlisten die Waffen niederlegten und zu ihrem Heerde zurückkehrten. Mit den acht Bataillonen, die noch um Don Carlos vereinigt blieben, ließ sich der Kampf nicht fortsetzen. Von den heranziehenden Christinos gedrängt und täglich durch Ausreißereien geschwächt, zog sich Don Carlos an die französische Grenze, die er von dem Bastanthal aus überschritt (15. September 1839). Bei ihm wa-

ren 3000 Soldaten und 300 Priester. Die französische Regierung wies ihm als Aufenthaltsort Bourges an und beaufsichtigte ihn dort so scharf, daß er mit seinen spanischen Anhängern keine ferneren Verbindungen unterhalten konnte.

Catalonien und Niederaragonien folgten dem in Vergara gegebenen Beispiel nicht. España knüpfte wohl Unterhandlungen an, brach sie aber bald wieder ab und erkämpfte bei Moyo noch einen letzten Sieg. Daß er bald darauf bei Solsona unterlag, besiegelte sein Schicksal. Man hatte ihm die blutige Strenge nicht vergessen, die er einst gegen den Aufstand der Agraviados an den Tag gelegt hatte, und benutzte die Tage des Unglücks zur Rache. Man lockte ihn nach Berga an den Sitz der Junta, nahm ihn gefangen und ermordete ihn endlich, nachdem man ihn mehrere Tage wie ein wildes Thier umhergeführt hatte. Am 5. November 1839 fanden die Christinos seine Leiche gefesselt, mit einem Stein beschwert, in der Segre. Die Einheit wich nun aus dem Aufstande, die catalonische Ungebundenheit bewegte sich schrankenlos, und das Heer der Carlisten löste sich in Banden auf.

Als einziger Gegner, zu dessen Besiegung große Anstrengungen gemacht werden mußten, blieb Cabrera übrig. Seine Grausamkeit verdoppelte sich mit der wachsenden Gefahr, so daß der Bürgerkrieg im Augenblick seines Erlöschens noch einmal den wildesten Charakter annahm. Als Espartero heranrückte, waren die Grenzgebiete in eine Wüste verwandelt, die Dörfer und Vorräthe verbrannt, die Einwohner in das innere Gebirge zurückgetrieben worden. Da die Christinos alle ihre Bedürfnisse sich nachfahren lassen mußten, konnten sie nur langsam vorrücken. Sie nahmen indessen, während Cabrera kranklag, Segura und bahnten sich den Zugang zu den carlistischen Hauptfesten Cantavieja und Morella. Obgleich inzwischen genesen, wagte Cabrera doch keine Vertheidigung seiner Burgen. Cantavieja ließ er anzünden, die Besatzung von Morella unterstützte er nicht, so daß sie sich den Christinos ergeben mußte. Im Mai 1840 nahm er endlich bei La Cenia eine Schlacht an, wurde von O'Donnell geschlagen und warf sich nun nach Catalonien. Das Einzige, was er noch that, war Rache an den Mördern España's zu nehmen. Zu einer Schlacht stellte er sich nicht mehr, richtete seine Bewegungen unter Drohungen und Prahlereien so ein, daß sie ihn der französischen Grenze näher und näher führen mußten, und betrat endlich am 6. Juli 1840 mit 8000 Mann das neutrale Gebiet. Die meisten der Füh-

rer, welche ihn begleiteten, kamen arm nach Frankreich, bei Cabrera fanden sich 900,000 Franken in Gold.

So war nun nach einem siebenjährigen Bürgerkriege der Prätendent mit den Seinigen vom spanischen Boden verdrängt worden. Von dieser Seite war keine Störung zu befürchten, wenn die Regierung mit redlichem Willen sich entschloß, die Reformen vorzunehmen, welcher Spanien so dringend bedurfte. Es unterstützte sie in diesem Werke das tiefe Bedürfniß nach Ruhe, das die ganze Bevölkerung empfand, der allgemeine Wunsch nach einer bessern Ordnung im Staatswesen, der monarchische Sinn der Spanier, die Kriegszucht im Heer, die Espartero gegründet hatte. Auf der andern Seite war ihr der fortdauernde Parteikampf hinderlich, dem selbst der Anblick eines zerrissenen, ermatteten Landes nicht halt zu gebieten vermochte. Noch wäre Hoffnung gewesen, daß der Sieg der einen oder der andern Partei, mochte er nun den Gemäßigten oder den Radicalen (Exaltados) zufallen, ein definitiver sein würde, wenn nicht das Ausland sich eingemischt hätte. Frankreich und England machten sich jetzt den Preis ihrer Unterstützung streitig. Ludwig Philipp unterstützte die Gemäßigten, England nahm die Partei der Radicalen, deren Macht im Augenblick in Folge des Uebertritts des Siegesherzogs Espartero die größere war. Die Einmischung Englands war die ungefährlichere, da sie sich mit der Erlangung von Handelsvortheilen begnügte. Ein höheres Ziel nahm sich Ludwig Philipp, indem er Spanien in allem, was die Verfassung, das Gerichtswesen, die Verwaltung betraf, nach französischem Muster einrichten und als Nebenstaat in das Schlepptau seiner Politik nehmen wollte. Zum Unglück für Spanien gab es in Madrid keine Vertreter der andern Großstaaten, welche den Wühlereien Englands und Frankreichs hätten entgegenwirken können. Nachdem die drei nordischen Höfe Don Carlos als den Repräsentanten des Legitimitätsprincips anerkannt hatten, durften sie nicht unmittelbar nach der Niederlage desselben ihre Politik ändern. Daß sie sich in diese Lage versetzt hatten, war für sie selbst ein entschiedener Nachtheil, namentlich in dem Falle, daß die französische Politik siegte. Geschah dies, was wahrscheinlich war, so hatte Ludwig Philipp den Rücken frei, wenn er gegen Deutschland vorging.

Die letzten Carlisten hatten den französischen Boden noch nicht betreten, als die Parteien, die eine mit französischer, die andere mit englischer Hülfe, ihren Kampf auszufechten begannen. Die Regentin Christine, die Minister,

die Cortes von 1840 waren Gemäßigte. Sie machten von ihrer augenblicklichen Gewalt den unklugsten Gebrauch, indem sie das Gemeindegesetz von 1837 beseitigten. Dieses Gesetz, wie die Verfassung von 1837 selbst ein Ausfluß des Staatsgrundgesetzes von 1812, war eine Rückkehr zu jenen uralten Municipalfreiheiten, deren Spanien von den Römerzeiten an in allen glorreichen Epochen seiner Geschichte bis auf die Tage des unumschränkten Königthums und des Verfalls herab sich erfreut hatte. Ferdinand VII. hatte jene Freiheiten zugleich mit der Verfassung von 1812 vernichtet, „damit die entfernteste Idee, daß die Souverainetät sich anderswo befinde als in der königlichen Person, vom spanischen Boden auf immer verschwinde.“ Die Bevölkerung hatte die Wiederherstellung der Gemeinderechte mit der ungetheiltesten Freude begrüßt, da die Selbständigkeit der Gemeinden und Provinzen mit den spanischen Gewohnheiten auf's innigste harmonirt. Dieses Volksgefühl verletzte die Regentin auf das empfindlichste, als sie den französischen Centralisationsideen zu Liebe das Gemeindegesetz in den wesentlichsten Punkten aufhob, insbesondere die Ernennung der Alcalden oder Vorsteher der Krone übertrug, die Wahl der Gemeinderäthe in die Hände der Höchstbesteuerten legte und den politischen Chefs die Macht gab, jeden Beschluß der Gemeinde für nichtig zu erklären.

Die Regentin befand sich in Barcelona, als die Kammern das Gemeindegesetz annahmen. Auf die Kunde, daß Madrid und viele andere Städte den Gehorsam verweigerten, forderte sie von Espartero Unterstützung, und dieser sagte für die Treue des Heeres gut, vorausgesetzt, daß das verhaßte Gesetz zurückgenommen werde. Dazu mochte sich Christine nicht verstehen, und fast ganz Spanien mußte in Aufstand gerathen, ehe sie nachgab. Sie legte darauf ihre Würde nieder und schiffte sich am 14. Oktober 1840 in Valencia nach Port Vendres in Südfrankreich ein. Die Regentschaft übernahm Espartero.

Konnte die Selbstverbannung Christinens nur als ein Zwischenspiel der spanischen Politik betrachtet werden, so übte sie doch einen weitreichenden Einfluß. Der Sturz der Gemäßigten fiel in die Zeit einer europäischen Verwicklung, zu der die orientalische Frage Anlaß gegeben hatte. Ludwig Philipp's Politik wurde durch dieses Ereigniß durchkreuzt und wesentlich friedlicher gestimmt. England, das unter seinen Feinden war, würde im Kriegsfall nicht gezögert haben, ihm von der Pyrenäenseite her Verlegenheiten zu bereiten.

Zehntes Kapitel.

Deutschland bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Das Frankfurter April-Attentat. Der Zollverein. Der Verfassungsstreit in Hannover. Innere Zustände in Deutschland und Frankreich. Socialismus und Communismus.

Die Erfüllung so vieler patriotischer Wünsche, welche das Jahr 1830 und die nächste Zeit brachte, befriedigte die Hoffnung aller derer, welche sich der geschichtlichen Wahrheit nicht verschließen, daß sprungweise Entwicklungen einem tief begründeten Gesetze des Volkslebens widerstreiten. Bei einem im Grunde wenig zahlreichen Theile des Volks wirkte indessen die revolutionaire Aufregung der Julitage und des Polenkampfes noch nach und erzeugte Forderungen, die, wenn sie auch zum Theil, wie die auf die Beseitigung der Censur gerichteten, berechtigt waren, doch in einer ungeeigneten Weise erhoben wurden. Die radikale Partei, welche immer im Namen des Volks sprach, erhitzte sich je länger je mehr an den halb wahren halb eingebildeten Reactionszeichen, welche sie nach dem Falle von Warschau wahrnehmen wollte. Zumal im Süden, wo die Verbindungen mit dem nahen Frankreich auf den entzündlicheren Volkscharakter wirkten, war eine gewisse Aufregung verbreitet. Je weiter man nach dem Norden kam, eine um so ruhigere Stimmung fand man. Von den bestehenden bedeutenden radikalen Zeitungen kamen vier auf Baiern, zwei auf Würtemberg, zwei auf Baden, eine auf das Großherzogthum Hessen, vier auf Kurhessen, eine auf Thüringen. Der Ton dieser Presse war nicht ohne einen republikanischen Beigeschmack, wenn auch hinsichtlich des Ziels,

das man zu erstreben habe, eine große Unklarheit herrschte. Um den Censurvorschriften erfolgreicher entgegentreten zu können, gründeten Wirth und Siebenpfeifer einen Verein zur Unterstützung der freien Presse, der sich von Rheinbaiern aus mit reißender Schnelligkeit verbreitete. Später kam man auf die Idee, das Volk durch große Versammlungen anzuregen und die liberalen Führer bald in diesem bald in jenem Lande ihre Grundsätze unter Gottes freiem Himmel vor Tausenden aussprechen zu lassen. Die erste Volksversammlung wurde in Weinheim an der Bergstraße abgehalten und hatte die specielle Bedeutung eines Festes zu Ehren der für Baden bewilligten Preßfreiheit. Die zweite Volksversammlung, zu der nach der Schloßruine Hambach bei Neustadt an der Hardt in Rheinbaiern eingeladen wurde, sollte alle vereinigen, „welche Theil nähmen an dem heiligen Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde."

Der 27. Mai 1832 vereinigte in Neustadt mindestens 30,000 Menschen, die sich mit den Farben Schwarz, Roth und Gold, dem Symbol der deutschen Einheit, geschmückt hatten. Kammerredner der liberalen Partei waren nicht erschienen, die wenigen anwesenden Abgeordneten huldigten sämmtlich dem Radicalismus. Als Redner traten vorwiegend Schriftsteller und Advocaten auf, meist jüngere Leute. Den Inhalt der Vorträge bildeten heftige Declamationen gegen die Fürsten, mit Gelübden für die Freiheit untermischt. Den „vereinigten Freistaaten" Deutschlands, „dem verbündeten republikanischen Europa" wurden Lebehochs ausgebracht, Wirth, der Herausgeber der „deutschen Tribune", sprach, ein Schwert schwingend, einen dreimaligen Fluch über die deutschen Fürsten aus, und die Menge antwortete auf solche und ähnliche Ergüsse mit dem Rufe! „Nieder mit den Fürsten! Waffen, Waffen!" Eigentliche Beschlüsse wurden nicht gefaßt, dazu ließ es die Unklarheit der Führer über die nächsten Zwecke nicht kommen. Allerdings wurden die tollsten Vorschläge gemacht, z. B. eine provisorische Regierung zu errichten, Landau zu erstürmen, aber nicht angenommen.

Dem Hambacher Feste folgten noch mehrere andere zu St. Wendel, auf dem Niederwalde bei Rüdesheim, auf dem Sandhofe bei Frankfurt, auf dem Wilhelmsbade bei Hanau u. a. m. Alle hatten dieselbe republikanische Tendenz und waren gewöhnlich von Ruhestörungen begleitet. Da sich bei solchen Gelegenheiten Tausende zusammenfanden und von Wein und Bier

begeistert die tapfersten Beschlüsse aussprachen, glaubte die radikale Partei durch ihre Volksversammlungen außerordentlich zu gewinnen. In Wahrheit verlor sie durch dieselben. Der ruhigere Theil der Bevölkerung beobachtete die steigende Leidenschaftlichkeit mit Abneigung und entfernte sich um so vollständiger von den Radikalen, je mehr klar wurde, wohin diese das Volk mit sich fortreißen wollten. So tief war das patriotische Gefühl trotz aller Sympathien für Polen und liberale Franzosen nicht gesunken, daß man nicht mit Erbitterung wahrgenommen hätte, wie entschieden die Radikalen auf auswärtige Hülfe rechneten und dieselbe sogar durch eine Abtretung der Rheinprovinzen zu erkaufen bereit waren. Auch die Liberalen trennten sich jetzt von ihren radikalen Bundesgenossen, wenn auch nicht mit der Entschiedenheit, die aus Klugheitsrücksichten, um nicht mit der revolutionairen Partei zusammengeworfen zu werden, räthlich gewesen wäre.

Das Hambacher Fest bot zu Regierungsmaßregeln einen überreichen Stoff dar. Zunächst war es Sache der baierischen Regierung, den pfälzischen Revolutionsherd unschädlich zu machen. Der Fürst Wrede marschirte mit Truppen in Rheinbaiern ein, Wirth, Siebenpfeifer und andere Führer, die nicht wie Schüler und Savoie nach Frankreich entflohen, wurden verhaftet, die Pressen der ohne Censur erschienenen Blätter versiegelt. Kurze Zeit darauf faßte der Bundestag eine Reihe von Beschlüssen (28. Juni und 5. Juli 1832.). Alle politischen Vereine, außerordentlichen Volksversammlungen und Volksfeste wurden verboten, ebenso politische Reden bei den hergebrachten Volksfesten, wie das Tragen von Abzeichen und das Errichten von Freiheitsbäumen. Erneuert wurden die ältern Verordnungen über die Hochschulen und die Regierungen zu genauer Ueberwachung aller Bürger und Fremden, die im Verdacht revolutionairer Gesinnungen seien, aufgefordert. Die Bundesbeschlüsse bestimmten ferner, daß jeder Regent nicht blos berechtigt, sondern verflichtet sei, alle ständischen Anträge zu verwerfen, welche sich gegen den Grundsatz richteten, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staats vereinigt bleiben müsse, und daß der Souverain durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne; daß die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel nicht verweigern dürften; daß die innere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten weder dem Zwecke des Bundes Eintrag thun, noch der Erfüllung von Bun-

despflichten hinderlich sein dürfe; daß eine Bundescommission ernannt werden solle, um von den ständischen Verhandlungen in den Bundesstaaten fortdauernd Kenntniß zu nehmen und Eingriffe in die Würde und Gerechtsame des Bundes zurückzuweisen; daß die Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen in der Art zu beschränken sei, um die Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands zu erhalten; daß zur Auslegung der Bundesacte mit rechtlicher Wirkung allein und ausschließlich der deutsche Bund berechtigt sei.

Durch die strenge Ausführung dieser Bestimmungen wurden der radikalen Partei ihre Agitationsmittel entzogen. Es verbreitete sich eine allgemeine Entmuthigung, bei den Entschiedensten aber auch eine maßlose Erbitterung, die den Entschluß fassen ließ, eine Revolution zu wagen. Mit einem Leichtsinn, der dem deutschen Charakter sonst fremd ist, redete man sich ein, daß ein glücklicher Schlag das ganze deutsche Volk zu einer großen Schilderhebung begeistern werde. Vom Herbst des Jahres 1832 an wurden geheime Verabredungen getroffen. Ein stuttgarter Buchhändler Franckh, ein würtembergischer Oberlieutenant Koseriz und mehrere frankfurter junge Rechtsgelehrte und Doctoren waren die namhaftesten der Verschworenen. Man täuschte sich gegenseitig über die Streitkräfte, welche diese oder jene Stadt aufbringen könne. Sprach Koseritz von ganzen Regimentern, die er zum Losschlagen bestimmen werde, so prahlten die Frankfurter mit dem Beitritt des preußischen Theils der Besatzung von Mainz, des nassauischen Militairs, mit 30,000 Badenern, 50,000 Hessen, mit der Erhebung von ganz Rheinbaiern. Um Offiziere für diese Mannschaften brauchte man nicht verlegen zu sein, denn man hatte die geflüchteten Polen, welche bereitwillig ihren Degen anboten, um mit Hülfe des revolutionirten Deutschlands ihr eigenes Vaterland zu befreien. Man hatte ferner die deutschen Studenten.

Daß die großen Ereignisse des Jahres 1830 von der gährenden Jugend der deutschen Hochschulen mit Begeisterung aufgenommen wurden, war natürlich. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit, das in der studirenden Jugend alle Zeit lebt, war nicht wenig gesteigert worden durch die große Rolle, welche die polytechnischen Schüler von Paris und die Mitglieder der Warschauer Fähnrichsschule bei den Revolutionen ihres Vaterlandes gespielt hatten. Nicht wenige Studenten hielten sich berufen, für Deutschland die politischen Wecker zu sein, und erwarteten von ihrem Vorantritt dieselben Erfolge, welche

sich in Polen und Frankreich gezeigt hatten. Diese Selbstüberhebung war vorzüglich bei der Burschenschaft anzutreffen, jedoch nur bei dem Theil derselben, der sich als „Germania“ von der friedlicheren Partei der „Arminia“ getrennt hatte. Germanen gab es ziemlich auf allen Hochschulen, und überall zogen sie durch Tapferkeit und Intelligenz die Augen auf sich. Ihre Verbindungen mit den Landsmannschaftern verschafften ihnen auf den schlagfertigsten Theil der Studenten einen Einfluß, der den etwas pedantischen Arminen gänzlich fehlte. Die Germanen wurden von dem nahen Bevorstehen einer Revolution unterrichtet und sagten auf einem Burschentage, den sie im December 1832 in Frankfurt abhielten, ihre Mitwirkung zu. Als jedoch der Plan den einzelnen Verbindungen vorgelegt wurde, sagten mehrere sich los, und es zeigte sich also nicht einmal unter der rücksichtslosen Jugend die Einstimmigkeit, auf welche die Leiter so zuversichtlich rechneten.

Die letzten Wochen vor dem zur Revolution festgesetzten Termine verliefen unter einem Streit über den Ort des ersten Aufstandes. Die Frankfurter verlangten, daß Würtemberg den Anfang mache, die Würtemberger bestanden darauf, daß Frankfurt das Signal gebe. Zuletzt fügten sich die Frankfurter, obgleich sie sich nicht verhehlen konnten, daß ihre Mittel viel zu geringfügig seien, um ein Gelingen auch nur möglich zu machen. Am Abend des 3. Aprils 1833 stürmten die Verschworenen, fast nur Studenten und nur höchstens sechszig Köpfe stark, die beiden Frankfurter Wachen. Die Bevölkerung strömte bei dem Lärm zusammen, aber Niemand nahm die dargebotenen Waffen an, und so konnte das anrückende Militair den Aufstand trotz der verzweifelten Gegenwehr bald überwältigen. Um halb zehn Uhr hatte der Kampf begonnen, eine Stunde später herrschte in Frankfurt wieder tiefe Ruhe. Ein Haufen hessischer Landleute, der zur Unterstützung anrückte, fand die Thore geschlossen und kehrte um. An keinem andern Orte fand ein Losschlagen statt; die polnischen Flüchtlinge verließen zwar ihre französischen Aufenthaltsorte, wurden aber theils in Frankreich selbst, theils in der Schweiz angehalten.

So kopflos war das Unternehmen, daß Niemand an das wirkliche Zahlenverhältniß der Verschworenen glaubte. Daß eine handvoll Menschen den wahnsinnigen Gedanken gehegt habe, die ganze Staatsordnung und Regierungsgewalt mit einem Handstreich zu Boden zu werfen, erschien so undenkbar, daß man den nachträglichen Prahlereien der Radikalen, ihr weitver-

zweigter Plan sei blos durch Verrath und an zufälligen Umständen gescheitert, volle Glaubwürdigkeit beimaß. Namentlich thaten dies die Regierungen und leiteten demnach Untersuchungen ein, die mit der größten Strenge durchgeführt wurden, „um auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern laste, zu kommen." (Schreiben des Fürsten Metternich an den Bundestagsgesandten Münch-Bellinghausen.) Die Zahl der Verhafteten stieg in ganz Deutschland auf mehr denn 1800, meistens junge Leute, von denen man Aussagen über die Betheiligung von Höhergestellten erwartete, aber begreiflicher Weise nicht erhielt, da eine solche Betheiligung nicht stattgefunden hatte.

Das wachgewordene Mißtrauen der Regierung blieb nicht bei der radikalen Partei stehen, es dehnte sich über die Liberalen und die ständische Wirksamkeit im Allgemeinen aus. Die Verschwörung, sagte man, kämpft nicht blos auf der Gasse, sie agitirt auch in den Kammern mit scheinbar gesetzlichen, langsamen und sichern Mitteln. Planmäßig vorschreitend, hat sie sich zuerst damit begnügt, in den ständischen Kammern den Regierungen gegenüber eine Stellung zu gewinnen; darauf hat sie diese Stellung thunlichst verstärkt und die Regierungsgewalt in möglichst enge Grenzen einzuschließen gesucht, um endlich dem Staatsoberhaupte die Herrschaft zu rauben und die Staatsgewalt in die Omnipotenz der Kammern zu verpflanzen. Wollten die Regierungen der Revolution nicht erliegen, diesen Schluß zog man aus den jüngsten Zeitereignissen, so müßten sie Vorkehr treffen, die ständische Opposition, die Presse und die Universitäten in Schranken zu halten.

Auf Zusammenkünften der Monarchen in Teplitz und Münchengrätz verständigte man sich über Ministerialconferenzen, die dann auch vom Januar bis Juni 1834 in Wien abgehalten wurden. Man gelangte bei diesen Berathungen zu folgenden Beschlüssen: Die Censur von Druckschriften wird nur Männern von erprobter Gesinnung übertragen, welche bestimmte Anweisung erhalten. Die Zahl der politischen Tageblätter ist so viel als möglich zu vermindern, die Herausgabe neuer Blätter von einer jeder Zeit widerruflichen Regierungserlaubniß abhängig zu machen. Die Censur wird auf die ständischen Verhandlungen und die Erörterungen vor den Geschworenengerichten ausgedehnt. Alle Studentenverbindungen bleiben verboten, die Mitglieder von Burschenschaften werden zu keinem Civildienst, zu keinem Amte in Schule und Kirche, zu keiner academischen Würde, weder zur Advocatur noch zur

ärztlichen oder chirurgischen Praxis zugelassen. Die academischen Senate dürfen nicht mehr die Criminalgerichtsbarkeit ausüben, die Juristenfacultäten ferner nicht in Polizei- und Criminal-Sachen Recht sprechen. In den Ständeversammlungen soll jeder Versuch, eine mit den Souverainetätsrechten unvereinbare Erweiterung der ständischen Befugnisse zu erzielen, zurückgewiesen werden. Entsteht zwischen einer Regierung und deren Ständen Streit über Bestimmungen der Verfassung, so soll ein Bundesschiedsgericht entscheiden, dessen Mitglieder die Bundesregierungen ernennen. Die Stände dürfen die Steuern weder verweigern, noch deren Bewilligung an Bedingungen knüpfen. Einigen sie sich mit der Regierung über das Budget nicht, so steht das Urtheil dem Bundesschiedsgericht zu; die Steuern werden inzwischen forterhoben. Angelegenheiten, die für den Bund bedenklich werden können, werden in geheimer Sitzung verhandelt. Angriffe von Abgeordneten auf den Bund oder einzelne Regierungen werden kräftigst zurückgewiesen; macht eine ganze Kammer solche Angriffe, so wird sie vertagt oder aufgelöst. Staatsbeamte können nur mit Bewilligung ihrer Regierung als Abgeordnete eintreten. Der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen sind Schranken zu setzen. Eine Beeidigung des Militairs auf die Verfassung darf nicht stattfinden.

Die Wiener Conferenzbeschlüsse wurden Jahre lang geheimgehalten, doch errieth man sie an dem einmüthigen Handeln der Regierungen gegen die Presse und die Kammern. Der Sieg krönte sie allerdings, allein es ist die Frage, ob die politische Apathie, die in den nächsten Jahren eintrat, nicht verderblicher war, als der Fieberrausch des Jahres 1830. Es ist keine richtige Politik, wenn man ein System so stark macht, daß dem aufrichtigen Gegner die letzten Hoffnungen schwinden. Glücklicher Weise machten die Regierungen auf dem nationalökonomischen Felde ein Zugeständniß, das den gerechtesten Erwartungen der Nation in der erfreulichsten Weise entgegen kam. Der deutsche Zollverein trat ins Leben. Am 22. März 1833 schlossen die Staaten des süddeutschen Vereins mit Preußen den ersten Vertrag, dem bald andere Staaten beitraten, so daß bis 1836 Preußen, Baiern, Würtemberg, Baden, Nassau, Hohenzollern, Frankfurt am Main, beide Hessen, das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer, Anhalt, Schwarzburg, Reuß und Waldeck, zusammen eine Menschenzahl von sechsundzwanzig Millionen Deutschen, das gemeinschaftliche Zollsystem annahmen. Fern hielten sich von der Einigung noch Oesterreich, dem seine Zollgesetzgebung und seine Verhältnisse zu Ungarn

Schranken entgegenstellten, und die von Hannover, dessen Vereinigung mit England damals noch fortdauerte, bestimmte Gruppe der Uferstaaten, endlich die beiden Mecklenburg.

War auch der Zollverein noch nicht über das ganze Deutschland ausgedehnt, so trat er doch dem Ziel der Einigung mit einem großen, mächtigen Schritt näher. Gepriesen wurde dieser Schritt von den deutschen Finanzmännern als eine Vereinfachung der früheren Finanzanstalten, von den deutschen Agriculturisten und Kaufleuten, weil er ihrem Verkehr einen großen unbeschränkten innern Markt verschaffte, von den deutschen Gewerbsleuten, weil sie sich davon Schutz gegen die ausländische Concurrenz versprachen, von dem denkenden Politiker als eine Quelle der Nationalwohlfahrt. Wie mächtig aber alle diese Motive an und für sich sein mochten, schwerlich würden sie zugereicht haben, den Zollverein in's Leben zu rufen, ohne den gewaltigen Drang des in der ganzen Masse des deutschen Volks lebendig gewordenen enthusiastischen Wunsches nach einer handgreiflichen deutschen Nationalität. Wie verschieden man über die Organisation des Bundes denken mochte, darin stimmten alle denkenden Männer aller Parteien und Stellungen überein, daß die kräftige Sicherheit und Macht Deutschlands hauptsächlich auf den materiellen Kräften und der Stärke des Nationalgefühls seiner Völker beruhe, und daß beide größtentheils bedingt seien durch die nationale Handelseinheit und eine kräftige nationale Handelspolitik. Auch war es hauptsächlich das instinctartige Gefühl, daß einer Nation eine gemeinsame Handelspolitik so nothwendig sei, wie das tägliche Brod, das der Idee des Zollvereins so begeisterte Aufnahme bei dem großen deutschen Publicum verschaffte. Bei Männern von höherer Bildung kam dazu noch die Ueberzeugung, daß die Einigung des Handels und überhaupt der materiellen Nationalinteressen das Fundament sei, auf dem nothwendigerweise und naturgemäß im Lauf der Zeit das Gebäude einer engeren politischen Einigung der deutschen Volksstämme sich erheben müsse, und daraus allein erklärt sich, weßhalb die Ständeversammlungen der einzelnen Staaten mit so vieler Bereitwilligkeit ihr Recht der Abgabenverwilligung den Forderungen des Handelsbundes unterordneten, daraus erklärt sich ferner, daß später das Princip des Schutzzolls bei ihnen so großen Anklang fand.

Der ursprüngliche Tarif des Zollvereins war der Zeit und den Umständen angepaßt. Der gewichtigste Kenner deutscher industrieller Verhältnisse, Frie-

drich List, urtheilt, daß jedes andere Zollsystem die Einigung hätte unpopulär machen und ihr hinderlich sein müssen. „Durch die Einführung des Gewichtszolls wurde vorzugsweise die einheimische Fabrication derjenigen Waaren beschützt, deren Werth im Verhältniß zu ihrem Gewicht ein niedriger ist, also die Artikel der großen Consumtion, diejenigen, welche die größte Menge von Arbeitern beschäftigen und nach dem Totalbetrag ihres Werths die wichtigsten sind, diejenigen, deren höchster Vervollkommnung die einheimische Fabrication am meisten gewachsen war und in welchen zu erwarten stand, daß die einheimische Concurrenz den Mangel der fremden Concurrenz am leichtesten und schnellsten ersetzen werde. Eine hohe Beschützung der feineren Artikel und der Garne hätte die Kräfte für den Anfang zu sehr getheilt; sie hätte eine zu plötzliche und zu anhaltende Vertheurung der Waaren herbeigeführt; man hätte zu einer Zeit, wo die Wirkungen des freien Verkehrs im Innern und des Schutzes nach außen noch gar nicht, oder doch nicht genugsam erprobt waren, die mittleren und höheren Stände der Zollvereinsstaaten, auf deren Stimme größtentheils der Erfolg der Einigung beruhte, derselben abgeneigt gemacht. Es war also ganz gut, daß man dem Zollverein das erste Kleid wie einem Kinde zuschnitt, das jetzt erst in die Welt trat. Auch bewies der Erfolg die Richtigkeit dieses Verfahrens. Preußen ward der Gegenstand der Verehrung und Anhänglichkeit aller Völker des Zollvereins, man blickte zu ihm empor als zu einem Wiederhersteller des Vaterlandes. Das waren die Honigmonde des Zollvereins, ihnen folgten jedoch bald die Jahre des ehelichen Zwistes. In unsern Tagen schreiten Völker von starken Gliedmaßen und offenem Kopfe schnell voran in der Erkenntniß dessen, was zu ihrem Heile dient. Die Nation hatte nun einen handgreiflichen Gegenstand, an dem sie ihre That- und Denkkraft üben, ihre Mündigkeit erproben konnte. Während die Industriellen Deutschlands rüstig Hand ans Werk legten, das ihnen vorzugsweise eingeräumte Industriegebiet in Besitz zu nehmen, warf sich die politische Intelligenz auf das Studium der Handelspolitik, durchforschte sie die Geschichte und die Handels- und Schifffahrtsgesetze derjenigen Nationen, von deren Beispiel sie lernen konnte. Das Resultat war in beiderlei Hinsicht ein bedeutendes. Jene, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten, forderten im Geist der Einigung Erweiterung ihres Industriegebiets, Erhöhung der Schutzzölle auf die Garne und auf die feineren, werthvolleren und künstlicheren Gewerksproducte; sie fanden, daß

Deutschland keiner Nation der Erde an productiven Kräften nachstehe, daß folglich auch seine Industrie, sein Handel und seine Schifffahrt auf diejenige Stufe zu erheben seien, auf welcher sie bei den meist vorgerückten Nationen ständen, wenn man nur kräftig und consequent bei uns dieselben Mittel in Anwendung bringen wollte, wodurch jene sich so hoch empor geschwungen hätten. Beide vereinigten sich, um ein vollständiges System nationaler Handelspolitik, wie es den jetzigen Umständen der Nation angemessen sei, und Vorrückung des Vereinsgebiets bis an die Ufer der See zu verlangen." (Die politisch-ökonomische Nationaleinheit der Deutschen, in den gesammelten Schriften, B. 2. S. 367 fgg.)

Der Zollverein hatte die Politik so ziemlich aus den Gedanken der Menschen verdrängt, als der Tod Wilhelm's IV. dem Herzog von Cumberland den hannoverschen Thron räumte. Der Herzog hatte sich in England und Berlin als Tory vom reinsten Wasser gezeigt, und man befürchtete daher, daß das neue Staatsgrundgesetz über die Lebenstage des königlichen Gebers hinaus keine Dauer haben werde. Ernst August verweilte nach jenem Todesfall nur so lange in England, als er Zeit bedurfte, um mit den Häuptern der Torypartei eine Besprechung zu halten, und eilte dann nach Hannover, um seine Krone in Besitz zu nehmen. Am 28. Juni 1837 hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt seines Königreichs, am 30. Juni vertagte er die Ständeversammlung, die sich mit den zu seiner Begrüßung passendsten Feierlichkeiten in loyalen Erwägungen beschäftigte, am 5. Juli hob er durch ein Patent (vervollständigt im Patent vom 1. November) die bestehende Verfassung auf, als für ihn nicht rechtlich bindend und in manchen Beziehungen demjenigen nicht entsprechend, was er nach den Bedürfnissen des Landes für zweckmäßig halte.

Allgemein sah man in dem Patent einen Rechtsbruch, von der Stelle ausgehend, wo Recht und Gesetz ihre sicherste Stütze finden sollten. Daß eine Verfassung, das Fundament des ganzen Staatslebens, von den Räthen der Krone und den Landständen berathen, von dem König bestätigt und seit mehreren Jahren in unbestrittener Wirksamkeit, von dem Thronfolger willkürlich zurückgenommen werden könne, war eine Erfahrung, die mit der schmerzlichsten Erschütterung hingenommen wurde. In den staatsrechtlichen Ausführungen, die sowohl die verschiedenen Patente und Erlasse der Regierung als die Schriften des hannoverschen Hofpublicisten Zimmermann ver-

suchten, vermochte kein Rechtsfreund eine Beruhigung zu finden. Der Hauptbeweisgrund, daß die Verfassung für den neuen König nicht bindend sei, weil derselbe ihr die agnatische Zustimmung versagt habe, beruhte nicht einmal auf unbestrittener Wahrheit, denn einmal verbürgte Dahlmann mit seinem unbescholtenen Namen, daß der Herzog von Cumberland in einem Handschreiben seine Zustimmung zu der Verfassung ausgesprochen und nur einzelne unbedeutende Ausstellungen gemacht habe, ferner bezeugte das abgetretene Ministerium, daß dem königlichen Hausgesetz, das sich unmittelbar auf die Verfassung von 1833 stützte, die Billigung aller Agnaten, auch des Herzogs von Cumberland, geworden sei. Giebt es denn überhaupt ein Recht des Thronfolgers, sich nach vorgenommenen Verfassungsveränderungen über das bei seinem Antritt Vorgefundene wegzusetzen? Das natürliche Recht sagt Nein, und daß auch das historische Recht denselben Ausspruch fällt, hat Dahlmann gründlich nachgewiesen in seiner „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes des Königreichs Hannover."

Der Verfassungsstreit zog sich durch die Jahre 1837 — 1840 hin. Nicht Hannover allein, ganz Deutschland nahm daran Theil, vorzugsweise angeregt durch die Entlassung von sieben Göttinger Professoren (Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber), die ihrem Eid auf die Verfassung von 1833 treu geblieben waren. Es ist außer Frage, daß die Anhänger der Verfassung auf dem theoretisch-rechtlichen Gebiete den vollständigsten Sieg davon trugen, wie es ebenfalls außer Frage ist, daß ihnen dies nicht im mindesten half. Der deutsche Bund erklärte sich auf eingelegte Berufung für incompetent, damit war die Verfassung von 1833 verurtheilt. Daß die Hannoveraner ihren Widerstand fallen ließen, wurde ihnen vielfach zum Vorwurf gemacht, jedoch mit Unrecht, denn rein theoretische Streitfragen, und wäre ihre Wichtigkeit die größte von der Welt, vermögen in einer ganzen Bevölkerung nie die nachhaltige Begeisterung hervorzurufen, ohne die ein langer Kampf gegen die Uebermacht nicht denkbar ist. Es war aber für Hannover eine rein theoretische Frage, ob das Staatsgrundgesetz von 1819 mit den späteren Zusätzen oder das Staatsgrundgesetz von 1833 das rechtsgültige sei, die Interessen des Landes wurden davon nicht berührt, die geistigen so wenig wie die materiellen. Die Verfassung von 1833 hatte allerdings eine neue und bessere Form eingeführt, auf den belebenden liberalen Geist wartete man indessen vergebens, ja eine alte Landes-

beschwerde schien durch diese Verfassung erst recht verewigt werden zu sollen. Die überwiegende Adelsmacht erhielt in dieser Verfassung eine so feste Schanze, daß es nur von dem guten Willen des Adels abhing, sich in seinen Prärogativen zu erhalten und jeden Fortschritt zu vereiteln. Daß dieser Wille da war, daß die Aristokratie keinerlei Concessionen machen werde, dafür hatte die kurze Verfassungsperiode von 1833 die unzweideutigsten Belege geliefert. Die Hoffnungen, die man nach bekannten Vorgängen auf den neuen König setzen durfte, daß er den Adel in engere Schranken zurückweisen und innerhalb derselben scharf beaufsichtigen werde, machten Ernst August eine günstige Diversion. Endlich ist noch zu rechnen die patriotische Freude, welche jeder Hannoveraner empfand, daß das Land nach 123 Jahren wieder einen König erhielt, der ihm allein und ausschließlich angehöre. Nun hörten die England zu bringenden Opfer, die von England begünstigten Mißbräuche auf.

Der Abschluß des Verfassungsstreits, die mit den Ständen von 1819 vereinbarte Verfassung von 1840 brachte dem König keinen andern Gewinn, als seinen Willen gegen das Land durchgesetzt zu haben. Eine Erweiterung seiner Prärogativen erlangte er dadurch nicht, denn wenn die zweite Kammer ihm auch alles bewilligte, was er in der Verfassung von 1833 vermißt hatte, so hielt doch die erste Kammer so fest an den ständischen Rechten der Steuerbewilligung, der Zustimmung zu den Gesetzen und Anderm mehr, daß der König gerade in diesen wesentlichen Punkten nachzugeben für gut hielt und nur die Fassung etwas zu ändern bemüht war. Seine Regierung nahm von diesem Zeitpunkt an einen ruhigeren Gang, und manche Verbesserungen traten ins Leben. Die Hauptstadt verjüngte sich und erstand in schönerer Gestalt fast zum zweiten Male, Gewerbe, innerer Wohlstand und Handel hoben sich auf eine noch ungekannte Höhe, das gesammte Militairwesen erlebte durchgreifende Reformen, das Justizwesen ward vorzugsweise durch Erlaß eines neuen Criminalgesetzbuchs verbessert, die Verwaltung gewann viel durch neue Organisation der Behörden, namentlich der Domainenkammer, durch neue Regulirung des ganzen Forstwesens und folgenreiche Verbesserungen im Kirchen- und Schulwesen, noch mehr aber im Allgemeinen dadurch, daß eine genaue Dienstüberwachung der einzelnen Beamten und eine sorgsame Controle des Cassen- und Rechnungswesens eingeführt wurde.

Halb dem politischen Gebiet, halb dem kirchlichen gehört ein Streit, der um dieselbe Zeit begann, als der hannoversche Verfassungskampf ausbrach.

Bei diesem Streit um den Hermesianismus und die gemischten Ehen handelte es sich nicht blos um einen Sieg des Katholicismus, sondern auch um eine Demüthigung der protestantischen Großmacht Preußen. In der letztern Beziehung hatte die angreifende Partei ihren Boden klug gewählt, indem sie Posen und Rheinpreußen, die beiden Provinzen des preußischen Staats, wo es die stärkste politische Opposition gab, zum Kampfplatze nahm. Die Geistlichkeit der Rheinprovinz machte den Anfang. Dort hatte Hermes an der Universität zu Bonn eine förmliche Alleinherrschaft geübt durch Verdrängung der anders denkenden Lehrer und Besetzung der Lehrstühle mit unbedingten Anhängern (Achterfeldt, Braun, Ritter, Vogelsang, Elvenich, Droste-Hülshoff). Gegen den Schluß seines Lebens klagten ihn Gegner in Rom an, daß er seine Philosophie der preußischen Regierung als dienstbares Werkzeug zur Ausrottung des Katholicismus herleihe. So lange indessen der Kölner Erzbischof Graf Spiegel lebte, blieben alle Verdächtigungen erfolglos. Als jedoch dieser Mann am 2. August 1835 starb und es auf ihn, der in anderer Beziehung durch große Klugheit und unterstützt durch persönliche Verbindungen der Kirche große Dienste geleistet hatte, keiner Rücksichtsnahme mehr bedurfte, erschien am 28. September 1835 ein Breve, welches die hermesianische Philosophie verdammte, weil sie den positiven Zweifel als die Grundlage aller theologischen Forschung, die Vernunft als die höchste Norm und als einziges Mittel zur Erlangung der Erkenntniß der Offenbarung betrachte.

Die methodische Verfolgung der Hermes'schen Lehre ließ sich der neue Erzbischof von Köln, Clemens August von Droste-Vischering, angelegen sein. Eben derselbe nahm die Streitfrage der Kindererziehung in gemischten Ehen auf, die unter seinem Vorgänger kraft einer milden Praxis geruht und zuletzt durch einen den Ansichten der preußischen Regierung günstigen Vertrag ihre scheinbare Erledigung gefunden hatte. Droste-Vischering hatte vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl dem preußischen Minister von Altenstein die Festhaltung jenes Vertrags gelobt und wörtlich erklärt, „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve des Papstes Pius VIII. getroffene, und in den vier Sprengeln (Paderborn, Münster, Trier und Köln) zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu erhalten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden werde.“ In seinen ersten Amtshandlungen blieb der Erzbischof diesem Versprechen treu, plötzlich

aber verbot er jede kirchliche Trauung, wenn nicht das Versprechen der Ehegatten vorliege, ihre Kinder in der katholischen Religion erziehen zu wollen. Die Vorstellungen und Warnungen der preußischen Regierung fruchteten nichts, im Gegentheil benutzte der Erzbischof eine letzte gestattete Frist, durch öffentliche Bekanntmachungen an das Domcapitel und die Pfarrgeistlichen, so wie durch Verbreitung einer gedruckten „Mittheilung von Köln" die Gemüther aufzuregen. Er gab landesherrlichen Bevollmächtigten die bestimmte Versicherung, daß er weder seine Grundsätze zurücknehmen, noch von seinem Amte freiwillig weichen, noch auch nur bis zur Entscheidung des Papstes seine Amtsthätigkeit suspendiren werde, worauf er am 20. November 1837 verhaftet und als Staatsgefangener nach Minden abgeführt wurde.

1815 hatte der König von Preußen gelobt, „daß die katholische Kirche in dem wieder mit dem preußischen Staat vereinigten Großherzogthum Posen in ihrer ursprünglichen Reinheit und in Ansehung ihrer Glaubenslehren und Disciplin unter ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem Papste, unverletzt stehen und beschirmt werden solle." Auf dieses Versprechen berief sich der Erzbischof von Posen, Dunin, als er, durch den Vorgang Droste-Vischering's angeregt, kraft eigener Autorität die neue Kölner Praxis hinsichtlich der gemischten Ehen einführte. Vermittelnde Versuche der Regierung blieben hier wie in Köln ohne Erfolg. In einer Instruction vom 27. Februar 1838 schärfte Dunin seinen Geistlichen ein, daß jede gemischte Ehe unzulässig sei, sobald nicht ein vollgültiges Angelöbniß darüber vorhanden, daß jedes Kind katholisch erzogen und der katholische Theil gegen die Gefahr des Abfalls sicher gestellt werde, endlich Hoffnung entstehe, den akatholischen Theil in den Schooß der Kirche zurückzuführen. In derselben Instruction bestimmte der Erzbischof von Posen, daß sofort und ohne Proceß jeder Geistliche von Weihe, Amt und Pfründe suspendirt werden solle, der fortan sich anmaßen werde, gemischte Ehen nach katholischem Ritus zu verbinden, oder denselben auf irgend eine Weise seine Beistimmung zu geben, wenn nicht der katholische Theil im Voraus mit aller Gewißheit angelobt habe, daß alle aus dieser Ehe erzeugten Kinder im katholischen Glauben erzogen werden sollten. Die nämliche Strafe drohte er allen Pfarrern an, die nicht nach Kräften bemüht sein würden, ihren Pfarrkindern einzuprägen, daß solche Ehen gänzlich unstatthaft und von der Kirche streng verboten seien. Das Einschreiten der Regierung machte den Erzbischof, wie es scheint, anfänglich bedenklich, schließlich bestand er jedoch

auf dem Recht der Kirche und wurde nun gemäß den im allgemeinen Landrecht enthaltenen Bestimmungen über die Ueberschreitung der Amtsgewalt zu einer sechsmonatlichen Festungsstrafe verurtheilt, die er in Kolberg verbüßte.

Die Beurtheilung, welche das Verfahren der preußischen Regierung bei dem zunächst betheiligten Theile der katholischen Bevölkerung fand, war am Rhein nicht so mißbilligend wie in Posen. Eine nicht unbedeutende Zahl der rheinischen Geistlichkeit tadelte die Unduldsamkeit des Kölner Erzbischofs und das Kölner Domcapitel führte über denselben bei dem Oberhaupte der Kirche Klage. Entschiedener nahm der Posensche Klerus für den Erzbischof Dunin Partei. In der Laienbevölkerung verriethen sich hier wie dort Spuren von Aufregung, selbst Aufläufe und Unruhen, wenn auch von untergeordneter Bedeutung, entstanden. Die stärkste Opposition wurde vom Auslande gemacht, insbesondere von Belgien und Baiern. Wie überhaupt bei dem ganzen Streithandel politische Motive stark hervortraten, so machten sich bei dieser auswärtigen Einmischung Nebenabsichten sehr bemerkbar. Sprach man in Belgien von einem neuen burgundischen Reich katholischer Confession, unter dessen Provinzen die preußischen Rheinlande mitgezählt wurden, so schickte man sich in Baiern an, die liguistische Politik des dreißigjährigen Kriegs wieder aufzunehmen. In dieser Zeit erfolgte die Ersetzung des Ministers Fürst Wallerstein durch Abel, dessen ultramontane Richtung den Protestanten des Reichs bald genug fühlbar wurde. Görres gründete die „historisch-politischen Blätter“ und schrieb eine Flugschrift „Athanasius“; mit ihm verbanden sich Döllinger und Philips zu einer grimmigen Befehdung des protestantischen Großstaats Preußen, den man gar zu gern durch einen katholischen Großstaat Baiern ersetzt hätte. Gregor XVI. sprach sich für die verfolgten Erzbischöfe aus. Seine Allocutionen und seine Staatsschrift waren den Gegnern Preußens willkommene Waffen. In der ersten Allocution vom 10. December 1837 verkündete der Papst seinen herzzerreißenden Schmerz der katholischen Welt, erhob seine apostolische Stimme „für die verletzte kirchliche Freiheit, die verachtete bischöfliche Würde, die usurpirte heilige Gerichtsbarkeit und die mit Füßen getretenen Rechte der katholischen Kirche und des heiligen Stuhls,“ und erklärte feierlich, „daß er nimmer aufhören werde, jegliche gegen den wahren Sinn der von seinem Vorgänger erlassenen Erklärung in dem Königreiche Preußen fälschlich eingeführte Praxis in Betreff der gemischten Ehen gänzlich zu verwerfen.“

Der Streit über die gemischten Ehen, dessen äußeren Abschluß erst die nächste Periode sah, ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Ist er ein Rückschritt, ein Fortschritt? „Ist der Schritt ein Schritt über die Gleichgültigkeit hinaus in die tiefern und zartern Gebiete des religiösen Lebens hinein, so daß die Ehe nicht nur als ein bürgerlicher Vertrag, sondern als die höchste Lebensgemeinschaft auf dem Grunde der innigsten Seelenharmonie gefaßt wird, so müssen wir in der Frage nach der Religion bei einem Ehebündniß allerdings einen Fortschritt erkennen, denn nur wo Uebereinstimmung in den höchsten und heiligsten Ueberzeugungen, wo Glaubens- und Gebetsgemeinschaft unter den Ehegatten stattfindet, ist das Vorbild einer christlichen Ehe erreicht. Soll aber das, was eine Sache des Gewissens, der freien Wahl und der sittlichen Selbstbestimmung ist, von außen her durch die Gesetzgebung aufgedrungen werden, so ist dies eine traurige Verwechslung des sittlichen und des rechtlichen Gebiets, und darin müßte allerdings ein Rückschritt erblickt werden, an dem entweder leidenschaftliche Bornirtheit oder verschmitzte Herrschsucht ihren Antheil hat" (Hagenbach).

Im Jahre 1831 schied Hegel aus dem Leben. Die Unklarheit, die er seiner Philosophie vielleicht absichtlich gelassen hatte, machte es allein möglich, daß unter seinen Schülern zwei Richtungen sich schieden, deren jede, die rechte wie die linke, des Meisters Worte ausschließlich zu verstehen behauptete*). Die Rechte (Göschel, Gabler u. a.) suchte zu beweisen, daß die Hegel'sche Philosophie durchdrungen sei von der Ehrfurcht vor der historisch überlieferten Offenbarung mit der Idee der Einheit göttlicher und menschlicher Natur, und daß sie die ganze evangelische Geschichte bewahren wolle. Die linke Seite fand ihren gelehrtesten und gewandtesten Sprecher in Strauß, der in seinem „Leben Jesu" die ganze biblische Geschichte als einen Mythus auffaßte und mit manchen gewagten und willkürlichen Beweisen, mit manchen schiefen Voraussetzungen die Ansicht verfocht, daß nicht Christus die Gemeinde gestiftet, sondern umgekehrt die Gemeinde sich ihren Christus erdacht, ihn sich aus alttestamentlichen Weissagungen und aus den darauf gegründeten Hoffnungen und Erwartungen der Zeit zusammengesetzt habe. Wie das äußere Leben des Erlösers, so suchte Strauß auch den ganzen Inhalt der christlichen

*) Nach Hegels eigener Ansicht haben beide Seiten Unrecht, wenn es anders wahr ist, daß er sterbend gesagt habe: „Von allen meinen Schülern hat mich blos einer verstanden, und dieser eine hat mich mißverstanden."

Lehre durch die Dogmatik (1840) zu zerstören, und doch fanden sich zwei Philosophen, welche noch über ihn hinausgingen. Bruno Bauer stellte die Bibel als beabsichtigte Erfindung eines Einzelnen hin, Ludwig Feuerbach nannte die Religion des Menschen eine Selbsttäuschung, ein unwürdiges Spiel, das der Mensch mit sich treibe, indem er das als Gott verehre, was der Spiegel seines Innern ihm vorgaukle.

Strauß hatte keineswegs für das große Publicum geschrieben, aber sein Name wurde doch, da seine Berufung an die Züricher Hochschule den Sturz der dortigen Machthaber durch eine Revolution herbeiführte, allgemein bekannt. Es dürfte schwer zu ermitteln sein, in wie weit dieses Bekanntwerden zu der Verbreitung seiner Schriften und zu einer Erschütterung des Glaubens beigetragen haben könnte. Hat Strauß Ungläubige gemacht, so hat er andererseits zu einer Befestigung der kirchlichen Richtung ungemein viel beigetragen. Er eigentlich entschied erst den Sturz des Rationalismus, dessen Bezeichnung als „flach und vulgär" von nun an allgemeiner wurde. Eben so trieb Strauß die streng kirchliche Partei zu größeren Anstrengungen, zu exegetischen und geschichtlichen Studien, deren Frucht nicht ausblieb. In weiteren Kreisen, wie seine Schriften, verbreiteten sich die „hallischen Jahrbücher" von Ruge und Echtermayer, eine Zeitung ganz hegelischer Färbung, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Wissenschaft mit dem praktischen Leben in Verbindung zu bringen. Eine so kurzathmige Existenz diese Zeitschrift führte, gehört sie doch der Literaturgeschichte an. Ruge bewirkte durch seine Jahrbücher eine wohlthätige und fruchtbringende Zersetzung der Journalistik. Die gelehrten Anzeiger und Zeitungen wie die Recensionsfabriken der schöngeistigen Blätter fühlten sich dieser mächtigen Mitbewerbung gegenüber in eine neue Welt versetzt, wo sie sich wohl oder übel heimisch machen mußten. Auf der einen Seite wurde die Kritik interessanter, auf der andern gründlicher, aber die Jahrbücher behaupteten den ersten Platz, da sie beide Eigenschaften im höchsten Grade mit einander vereinigten. Im politischen Leben machte die neue Zeitung nicht minder Epoche. Mit ihrem wissenschaftlichen Gewande verschleierte sie manches Oppositionelle, das sich in der damaligen Blüthezeit der Censur nie unverhüllt an das Tageslicht hätte wagen dürfen, und sagte Wahrheiten rund heraus, über die andere Zeitschriften ein vorsichtiges Schweigen bewahren mußten.

Der alte Streit des Rationalismus und Supranaturalismus spielte auch

in das Schulwesen hinüber. Die falsche Aufklärerei in religiösen Dingen, die Verachtung des positiven Christenthums wurde verbannt. Ferner strebte man dahin, statt leerer formaler Uebungen das Denken über die täglichen Vorkommnisse des Lebens zu befördern, den über zu Vieles ausgedehnten und zersplitternden Unterricht mehr zu vereinfachen und zusammenzufassen und an die Stelle künstlicher Methoden ein der schlichten Denkart und den einfachen Bedürfnissen des Volks entsprechenderes Verfahren zu setzen. Als ein solches empfahlen Diesterweg und Andere die wechselseitige Schuleinrichtung, eine Verbesserung des Bell- und Lancaster'schen Systems, welche den eigentlichen Unterricht immer dem Lehrer und nur die Uebung in dem bereits zur Erkenntniß der Schüler Gekommenen den Gehülfen des Lehrers zuweist. Durchgreifende Schulordnungen erließen Sachsen, Sachsen-Meiningen, Baden, Kurhessen und die beiden Hohenzollern, langsamer schritten vor Preußen, Baiern, Großherzogthum Hessen, Würtemberg, Anhalt und Nassau, die schon vor 1830 ihre Schulreform beendigt hatten. Die Forderung mehrerer tüchtiger Pädagogen, die öffentliche Erziehung vor den gewöhnlichen Schuljahren beginnen zu lassen und über dieselben hinaus fortzusetzen, wurde wenigstens nach unten hin befriedigt durch die Kleinkinder-Schulen. Bis 1840 hatten fast alle bedeutenderen Städte Deutschlands für die Kinder der ärmeren Classen eine oder mehrere solcher Anstalten eingerichtet.

Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden, sind die Realschulen gleichwohl ein ganz neues Glied im Organismus des öffentlichen Unterrichts, da die frühern Unternehmungen dieser Art immer nur vereinzelte Versuche waren. In Preußen erhielten die Realschulen erst durch das Gesetz vom 8. März 1832 ein bestimmtes Ziel und eine gesetzlich gesicherte Stellung, Baden ordnete 1834 die Errichtung höherer Bürgerschulen an, Baiern ließ 1833 Gewerbeschulen ins Leben treten. Angefeindet wurden diese Schulen jetzt noch kaum von Andern als solchen, welche die ohne Beweis gelassene Behauptung hinstellten, daß diese Anstalten aus der Revolution hervorgegangen seien und folgerecht zu derselben hinführten. In Wahrheit verdankten sie ihr Entstehen dem Aufblühen aller Zweige der Industrie, der Nothwendigkeit, allen industriellen Bestrebungen eine wissenschaftliche Richtung zu geben, endlich der steigenden Cultur und der höhern Bedeutung des Bürgerstandes im Staate. Nach längerem Streite faßte man die Realschulen als Vorbildungsanstalten für solche, welche sich einem höhern bürgerlichen Berufe

oder niedern Staatsämtern widmen wollten, einigte sich aber noch immer nicht über die Lehrgegenstände, über deren gegenseitiges Verhältniß, über die Grenze des Realunterrichts, über das Verhältniß der Realschulen zu den Gymnasien und zu den Volksschulen.

Im Gymnasialwesen fand von **1830** an im nördlichen Deutschland die preußische Schuleinrichtung allgemein Eingang. Die in den Gymnasien vertretenen drei Richtungen der Sprachforschung, die formale, reale und pädagogische, führten eine so allseitige Ausbildung der Philologie in Deutschland und eine solche Specialvervollkommnung in allen ihren Theilen herbei, daß die deutsche Philologie das allgemeine Musterbild der philologischen Studien in allen Ländern wurde. Ob der Streit der formalen und realen Richtung nicht den Nachtheil hatte, daß eine unverhältnißmäßige Erweiterung beider Bildungsmittel in die Schulen gebracht wurde, bis das Ueberfüllen des jugendlichen Geistes mit Massen von Stoff und das Uebertreiben der Jugendkraft zu gefahrdrohender Höhe sich zu erheben anfing, diese Frage wurde bei Gelegenheit des Lorinser'schen Streits in mehr als siebenzig besonderen Schriften gründlich erörtert. Lorinser machte den deutschen Gymnasien den schweren Vorwurf, daß in ihnen nicht nur überhaupt die Körperpflege der Jugend auffallend vernachlässigt werde, sondern daß namentlich durch die eingeführte übermäßige Vielheit der Unterrichtsgegenstände, der öffentlichen Lehrstunden und der häuslichen Aufgaben, die physische und geistige Kraft der Schüler übermäßig in Anspruch genommen, ihnen alle Zeit zur Pflege des Körpers und zur Bewegung in freier Luft entzogen und durch fortwährendes Festbannen an den Arbeitstisch eine Beeinträchtigung der physischen Entwicklung herbeigeführt werde, welche bereits bei allen Gymnasialschülern auffallende Körperschwäche und allgemeines Siechthum hervorgerufen habe. Lorinser übertrieb, ganz ohne Begründung war indessen seine Anklage nicht, und dies wurde anerkannt durch die Verordnungen, welche in Preußen und andern Staaten ergingen, um theils das Turnen zu empfehlen, theils die Anstrengung der Schüler durch Beschränkung der Lehrgegenstände und der Lehrstunden, durch Verringerung der Anforderungen an die Abgehenden u. a. m. zu vermindern.

Die junghegelsche Richtung, die wir bei unserer flüchtigen Besprechung des Schulwesens verlassen mußten, begegnet uns wieder bei der schöngeistigen Literatur. Das „junge Deutschland" gab sich als einen Vertreter des Hegel-

thums, Heinrich Heine hing dieser Schule an, wie es jedoch scheint, in einer mehr als untergeordneten Stellung, denn er hat selbst im „Romancero" erklärt, „er habe den Hegelianern die Schweine gehütet". Heine ist Muster und Stifter des jungen Deutschland, dessen Mitglieder im Anfang eine Art von Hof um ihn bildeten. Seine „Reisebilder", die von **1826** an in vier Bänden erschienen, fanden einen unerhörten Beifall. In ihnen zeigt sich uns Heine in der Eigenthümlichkeit, der er sein ganzes Leben lang treu geblieben ist. Seine Selbstvergötterung, sein Cynismus, seine krankhafte Unzufriedenheit mit der Welt manifestiren sich neben einer dichterischen Kraft, die nicht selten zur Ueppigkeit wird, und neben einer lyrischen Innigkeit, deren sich der Dichter im nächsten Augenblicke schämt und sie mit frechem Witz verspottet. Ernst findet sich in diesen vier Bänden nicht, selbst die Ausdauer des dichterischen Schaffens fehlt. Die Reisebilder sind ein dunkles Mosaik, dessen Steine kein einziges großes Bild darstellen; der Dichter ergießt hier seine Laune wie einen Bach, der nach Gefallen weiter hüpft und keine Zeit hat, sich zu einem tiefen, in ruhiger Klarheit weilenden See auszubreiten. In seinem „Buch der Lieder" ist er weich, empfindsam, liebend, und einen so grellen Mißton er zuweilen und oft sogar in seine Harmonien schlendert, zeigt er uns doch ein reines, stilles, frommes Gemüth, das sich gern in dem Kinderglauben einer heitern Märchenwelt heimisch fühlt. In seinen Liedern kehren jene wunderbaren Laute wieder, die im Herzen lange nachzittern, Laute von unbezwinglicher Gewalt, wie wir sie im alten Volksliede und bei Göthe antreffen. In seinen spätern Gedichten und Schriften gewinnt der Schalk, die Satyre die Oberhand, die „blöde Jugendeselei" wird verspottet, der Brunnen der süßen Klagelieder versiegt. Es bildet sich die fatalste Manier aus, die sich denken läßt, die Manier, alle Schönheiten des Gedichts einer neuen überraschenden, unmotivirt eintretenden Spitze zu opfern. Wenn die schönen Glieder einer Dichtung vor unsern Augen aus dem Nichts emporsteigen und nur ein Weniges fehlt, das Ganze zu herrlicher Vollendung zu bringen, hält Heine in seiner dichterischen Schöpfung plötzlich inne und führt gegen sein eigenes Gebilde einen Schlag, der dasselbe zertrümmert. Die Romanze, in der er Meister ist, benutzt er fast nur zu Spott und Hohn; nichts liegt dieser Form so fern, als Satyre, und gerade dazu verwendet sie Heine. Nur wenige seiner Romanzen sind frei von wunderlichen Zusätzen, diese wenigen aber sind Meisterwerke ersten Ranges.

Schilderungen englischer und polnischer Verhältnisse zeigten einen so scharfen Blick im Erkennen und ein so eminentes Talent im Schildern politischer und volklicher Zustände, daß man Heine für den ersten deutschen Publicisten hielt. Cotta übertrug ihm die Mitredaction einer neuen Zeitung, welche die Sache der constitutionellen Monarchie führen und für diesen Zweck die tüchtigsten Kräfte vereinigen sollte. Bis zum vierten Hefte der „Neuen allgemeinen politischen Annalen" hielt Heine aus, dann verließ er die Redaction und München und wandte sich nach Italien, später nach Frankreich, wo er seit der Julirevolution seinen bleibenden Wohnsitz nahm. In Paris traf er mit Ludwig Börne zusammen. Der umfangreichere Theil der Thätigkeit dieses letztgenannten Schriftstellers fällt in die erste Zeit der zwanziger Jahre, in der er als Herausgeber mehrerer Zeitschriften über Politik und Staatsleben, Kunst und Theater, Literatur und Gesellschaft, kurz über alles, was für die Oeffentlichkeit Interesse hat, kurze geistreiche Aufsätze schrieb. Durch seine „Gesammelten Schriften", die er nach einem siebenjährigen Schweigen herausgab, eigentlich zuerst allgemein bekannt geworden, machte sich Börne durch seine „Briefe aus Paris" zum unbedingten Lobredner der Revolution, die er in allen Fällen gerechtfertigt erklärte, selbst dann, „wenn einem Volke die Nase seines Fürsten nicht mehr gefällt". Diese Pariser Briefe, unter dem Eindruck des Augenblicks entstanden und mit leidenschaftlicher Gluth auf das Papier geworfen, wurden in Deutschland, dem sie Grobheit auf Grobheit, Schimpfwort auf Schimpfwort in's Gesicht warfen, mit wahrer Gier verschlungen. Auf dem Hambacher Feste, zu dem er sich von der nahen Grenze wagte, war Börne der Gegenstand zahlloser Huldigungen der Jugend und der Frauen. Nachhaltiger und für die Literatur fruchtbringender würde er gewirkt haben, wenn er seinen Aufsätzen, statt sie auf Allgemeines zu richten, einen concreten, dem wirklichen Leben angehörigen Inhalt gegeben hätte. Heine blieb in Paris deutscher, als Börne. Der Letztere hatte sich in das französische Leben ganz hineingedacht, seine Pariser Briefe hätte eben so gut ein Franzose schreiben können, nur daß in diesem Falle die Angriffe auf Deutschland etwas manierlicher ausgefallen sein würden; Heine dagegen, so leicht und willig er sich in die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs fand, blieb ausschließlich, fast einseitig deutsch in allem, was das innerste Leben des Menschen und die Formen angeht, in denen es sich äußert. Die Franzosen entdeckten das freilich nicht, sie hielten Heine für einen halben Franzosen, vor-

züglich wohl deßhalb, weil er in seinem Köcher alle die kleinen Waffen trug, welche jenseits des Rheins so mächtige Wirkung üben. Durch diesen Irrthum begünstigt, erwarb Heine dem deutschen Geist in Frankreich eine Achtung, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer classischen Literatur unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen nicht hätte erringen können.

An Heine und Börne, aber auch an Bulwer und George Sand, bildete sich das junge Deutschland heran. Die Schriftsteller, welche sich zu demselben rechneten, verfolgten bei aller Verschiedenheit dieselbe Tendenz, die Gegenwart mit „Weltschmerz" zu betrachten und auf eine bessere Zukunft hinzuführen. Sie versprachen, die politische Reform, über deren Scheitern nach den Folgen des Frankfurter Aufstandes kein Zweifel mehr herrschen konnte, durch eine Reform der Literatur und der Gesellschaft zu ersetzen. Mit ihrer kritischen Fackel beleuchteten sie unter vielem andern auch die Familie, insbesondere die Stellung der Frauen, und sprachen von einer Emancipation des Weibes und einer Emancipation des Fleisches. Durch dieses Alles zogen sie sich in Kurzem ein Verbot des deutschen Bundes zu, durch das nicht blos ihre gegenwärtigen, sondern auch ihre künftigen Schriften getroffen wurden. Die Mitglieder des jungen Deutschland — Ludolf Wienbarg, Gutzkow, Kühne, Laube, Mundt, — sind sämmtlich noch unter den Lebenden und haben zum Theil, keiner mehr als Gutzkow, die glücklichsten Fortschritte gemacht. Als sie zuerst auftraten, verriethen sie weniger poetisches Vermögen, als ein sehr mannigfaltiges Wissen, gefielen durch glückliche Einzelzüge, durch eine witzige, häufig sehr treffende Psychologie, schufen aber nichts Ganzes, nichts Vollendetes. In ihren frühesten Werken findet man nicht einen Menschen mit den wahren Geberden des Lebens und der Leidenschaft, sondern elegante Figuren, die in einem Salon die tausenderlei Erscheinungen im Leben und in der Literatur erörtern. So wenig aber durch die Jungdeutschen ein großes Beispiel gegeben worden ist, haben sie doch das schöngeistige Zeitungswesen auf eine höhere Stufe gebracht (freilich auch durch ein widriges Coterietreiben verdorben), durch ihre Lebendigkeit eine neue Theilnahme erweckt, überhaupt vielfache Anregungen gebracht, und die Sprache freier und beweglicher, durchgebildeter, gerundeter und geglätteter gemacht. Laube, der sich im Anfang durch seine frische Keckheit den ersten Platz eroberte, stellte in oberflächlicher Weise Sitten und Zustände dar und ließ über diese grell gefärbte Grundlage seine Helden und Heldinnen wie Schatten hinhuschen. Gustav Kühne zeigte in

seinen, mit geistreichen Reflexionen durchwebten Charakteristiken seine größte Kraft. Gutzkow, dessen „Phönix" während der kurzen Zeit seines Erscheinens in der allgemeinen Theilnahme so hoch gestellt war, wie später die „halleschen Jahrbücher", erregte die größten Erwartungen und befriedigte sie besonders durch seinen „Blasedow", einen Roman, in dem sich Schilderungen finden, die sich den besten Leistungen der großen englischen Humoristen an die Seite stellen dürfen. Der kälteste aller Jungdeutschen und eitel Reflexion, gelangte Theodor Mundt kaum in einer seiner zahlreichen Novellen zu einigem Leben. Ernster als alle andern rang Ludolf Wienbarg (Aesthetische Feldzüge u. a.) nach ethischer Schönheit.

Eine Folge der Zeitbewegung von 1830, deren Werth oder selbst Berechtigung keineswegs volle Anerkennung fand, war das politische Lied. Populär machte dasselbe vorzüglich ein edler Dichter, Anastasius Grün (Graf Anton Alexander von Auersperg), dessen Lieder um so mehr ansprachen, als sie aus einem Staate kamen, der gegen die Zeitideen anscheinend eine abgeschlossene Stellung einnahm. Ist für Grün's Dichtungen eine poetische Milde charakteristisch, die oft in Weichheit übergeht, und spricht sich in seinen Gedichten eine unvergängliche Hoffnung aus, so leben wir bei seinem Freunde und Meinungsgenossen Nicolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau) in einer düstern Atmosphäre, die selbst über die Landschaftsgemälde, welche dieser Dichter mit dem innigsten Verständniß der Natur zeichnet, ausgebreitet ist. Grün sieht aus dem todten Schutt volle und duftende Rosen empor blühen, für Lenau giebt es in dem Schicksal der Menschen und der Völker nur Täuschung und Vereitelung von Wünschen, Hoffnungen und Rechten, von Treue, Liebe und Glück. Grün und Lenau erweckten Nachahmer in großer Zahl, Hoffmann von Fallersleben, Karl Beck, Sallet u. a. m. Für sich ging, wie sein ganzes Leben lang, Graf Platen-Hallermünde, dessen „Polenlieder" in einer Zeit erschienen, als ihr Dichter bereits „ruhte am sikelischen Strand, von der säuselnden Palme beschattet". Freiligrath stand damals noch „auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei", drückte jedoch ein Unbehagen an der Gegenwart und der deutschen Umgebung aus und erhob durch seine Flucht in die fernsten Gegenden des Orients und der neuen Welt einen Protest gegen die öde Tagesgeschichte. Gegen seinen Farbenreichthum erschien das lyrische Feld, wie Frühere es angebaut hatten, eintönig, sein brennendes südliches Colorit lockte zur Nachahmung, die leb-

hafteren Farben, die prägnanteren Bilder, die sonderbaren Reime wurden durch ihn in der Lyrik zur Mode gemacht.

Unter den Dingen, welche das junge Deutschland zu reformiren und dadurch emporzubringen gedachte, nahm das deutsche Theater nicht die letzte Stelle ein. Es fand hier sehr Vieles zu tadeln: die Hinneigung der Schauspieler zum Virtuosenthum, genährt durch die immer mehr überhand nehmenden Kunstreisen, die Verschwendung der größten Geldmittel an bloßen Prunk, die unwürdige Behandlung der Theaterdichter durch die Intendanturen, den Verfall des Geschmacks im Publicum, den Mangel an bühnengerechten Stücken. Als das sichtlichste Zeichen des verkommenen Zustandes läßt sich die Art von Alleinherrschaft anführen, die Raupach viele Jahre hindurch, am entschiedensten von 1830 an, über die Berliner und einen großen Theil der norddeutschen Bühne geübt hat. Er hat im Ganzen hundertundsiebenzehn Stücke geschrieben, und unter diesen sind ein gutes Drama (Isidor und Olga), zwei tüchtig durchgearbeitete Charaktergemälde (die kluge Königin, Cardinal und Jesuit), und drei wirksame Lustspiele oder Possen (die Schleichhändler, der versiegelte Bürgermeister, Vor hundert Jahren). Verlockt von einem Worte, das Schlegel in den dramatischen Vorlesungen gesprochen hatte: in der Geschichte der Hohenstaufen sei das Feld gegeben, auf dem das deutsche Nationaldrama erstehen könne, verarbeitete Raupach diesen Stoff, ohne in den Geist der gewaltigen Zeit, welcher die schwäbischen Kaiser angehören, eingedrungen zu sein, ohne im Mindesten die Kraft zu besitzen, die mittelalterlichen Gestalten zu reproduciren. Seine Vielschreiberei hatte übrigens einen löblichen Zweck: er wollte durch sie die Uebersetzungen aus dem Französischen, die auf den deutschen Bühnen den breitesten Platz einnahmen, verdrängen. Fast scheint es, als habe Immermann mit seiner Anklage, daß die deutsche Bühne durch Raupach auf ein Jahrzehend zu Grunde gerichtet sei, Recht gehabt, wenigstens zog nur ein Schauspieldichter an, Halm (Baron von Münch), dessen „Griseldis" eigentlich die Ausführung eines Duetts war, bei der auf das Detail und auf die einseitige immer wiederkehrende Belebung des Grundgedankens ein unverhältnißmäßiger Nachdruck und Reiz gelegt wurde.

Als Immermann jene oben erwähnte Anklage gegen Raupach niederschrieb, hatte er schon seinen Versuch gemacht, das alte deutsche Theater neu zu beleben, und war damit gescheitert. So bedeutend namentlich die geistigen Kräfte waren, die er für sein Theaterunternehmen in Düsseldorf gewann,

und so sehr ein Publicum, in dem Künstler ersten Rangs den Ton angaben, ihn unterstützte, mußte er doch schon nach Jahresfrist seinen Plan als einen Traum erkennen. Nach diesem Fehlschlagen beschenkte Immermann die deutsche Literatur mit seinem köstlichen „Münchhausen". Dieser Roman, die erste zur Vollendung durchgedrungene Schöpfung des reifen Schriftstellers und zugleich seine letzte, zeigt uns in einem Doppelbilde das Leben des Volks, wie es sein sollte, und das Leben der höhern Stände, wie es zum Theil ist. Idylle und Carricatur, beide mit Meisterhand gezeichnet, stehen neben einander. Aber Immermann trägt in das Volksleben Tendenzen hinein, die dasselbe nicht kennt, und seiner mit den Mitteln der Romantik wirkenden Darstellung fehlt die volle wahre Natürlichkeit. Diese begegnet uns erst in den Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, die, zuerst in Zeitschriften zerstreut erschienen, im Datum wenig jünger sind als Immermann's Münchhausen. Immermann gab einfach eine Episode, Auerbach hat es mit der ganzen Welt des Volks zu thun, Immermann beabsichtigte eine Wirkung auf die Vornehmen, Auerbach's ernste Theilnahme gilt dem Volke und er will der ganzen Nation zu ihrer politischen Selbsterkenntniß verhelfen. Auerbach schilderte das Leben der Landleute seiner Heimath, des Dorfes Nordstetten im Schwarzwalde, mit einem so liebevollen Eingehen auf seinen Stoff, mit einer so innigen Gemüthlichkeit, mit einer so tiefen Poesie und vor allem mit einem so plastischen Talent, daß ihm der allgemeinste Beifall zu Theil wurde. Derber malte Albert Bitzius, ein Pfarrer der deutschen Schweiz, von dessen Werken eines, der „Bauernspiegel oder Geschichte des Jeremias Gotthelf", in die Periode vor **1840** fällt. Bitzius ist nicht Volksdichter in dem Sinne wie Berthold Auerbach, er ist Tendenzschriftsteller und will durch directes Beispiel, durch unmittelbare Warnung bessern.

Ehe der Münchhausen und die Dorfgeschichten erschienen, bereitete sich in fast allen Kreisen des Lebens eine Rückkehr zu einer natürlichen und volksmäßigen Entwicklung vor, und mit darum war die Freude an Immermann und Auerbach so groß, weil man der wenn gleich geistreichen und prickelnden, doch in der That sehr unerquicklichen Darstellung der unnatürlichen Verhältnisse unsers vornehmen Gesellschaftslebens überdrüssig geworden war. Eine Ausnahme von dieser Rückkehr zur Natur und zum Einfachen macht die Musik der Oper. Die Volksmelodien Weber's verklingen, nur ein einziger Componist, von den übrigen Meistern kaum anerkannt, läßt sie wieder aufleben.

Daß Albert Lortzing die volksthümliche deutsche Liedesform aus der Posse auch in die höhere komische Oper herübernahm und das Volkslied in mannigfacher Veränderung und Nachbildung in seine Opern einwob, hat seinen Opern eine kunstgeschichtliche Bedeutung gegeben, welche ihnen außerdem wohl schwerlich zu Theil geworden wäre. Er war jedoch zu schwach, um seine Opposition gegen die historische Oper, die allgemein herrschte, durchzusetzen. Der Hauptvertreter dieser historischen Oper ist Meyerbeer (Robert der Teufel, die Hugenotten, der Prophet). Das größere Publicum dürfte die erste seiner drei großen Opern am meisten lieben, aber der Musiker von Fach giebt der zweiten den Vorzug vor der ersten und stellt die dritte noch höher. „Robert" hat einen seltenen Melodienreichthum und eine gewählte charaktervolle Instrumentation, allein Französisches und Italienisches machen sich neben dem Deutschen noch zu sehr geltend. Der Fortschritt, den Meyerbeer in den Hugenotten machte, liegt vorzugsweise in der fast durchgehenden Charaktereinheit dieser Oper. Auch das durch die Kunst gebotene Gesetz der Steigerung geht in weiser Berechnung vom ersten bis zum fünften Act durch die ganze Oper. Die auf dem historischen Hintergrunde hervortretenden Helden und Heldinnen werden in einer Weise individualisirt, die wir in gleicher Vollendung nur in Mozart's Don Juan und bei Gluck wiederfinden. Im Prophet läßt Meyerbeer alle andern Künste mit der Musik vereint nach demselben Ziel hinwirken, und es ist ihm dadurch gelungen, ein künstlerisches Ganzes von so untrennbarem und organischem Zusammenhang ins Leben zu rufen, wie noch kein ähnliches dagewesen ist. Hier ist weder Decoration, noch Gruppirung, weder Sonnenaufgang noch Krönungszug ein bloßes scenisches Blendwerk, sondern Alles trägt im innigsten Verein mit Musik und Dichtung dazu bei, den Rahmen des historischen Bildes zu vollenden. Alles tritt uns in großen und zusammenhängenden Bildern entgegen, und so gewaltig die Zeichnung im großen Ganzen ist, so bewunderungswerth ist auf der andern Seite die Ausfeilung im Einzelnen. Den kleinsten Aufwallungen, den zartesten Nuancirungen der Empfindung verleihen die Töne Ausdruck; das Orchester ist zum unmittelbaren Organ der Seele geworden und malt eben so wohl Scenen von großartigster Leidenschaft, wie den kleinsten Vorfall in der Handlung.

Eine universelle Bildung des Geistes machte Felix Mendelssohn-Bartholdy in jeder Sphäre heimisch, ließ ihn in jeden gegebenen Stoff tief ein-

dringen. Die klassische Antigone und der romantische Sommernachtstraum sind durch ihn mit derselben Meisterschaft verherrlicht worden. Künstlerischer Bildungstrieb und Klarheit des Verstandes gingen bei ihm Hand in Hand; er wußte stets, was er wollte, und ruhte nicht eher, als bis sein Gedanke in der schönsten Vollendung ausgeführt war. Seine reiche Phantasie machte ihn nie um Formen und Bilder verlegen, in seine schönsten Compositionen legte er sein tief innerstes Gemüthsleben. Seine beiden großen Oratorien Paulus und Elias sind von einem frommen christlichen Herzen eingegeben, das alle Trübsal als eine Prüfung Gottes in Demuth aufnimmt, um bei dem ersten Strahl des Glücks in lauten Lobgesang auszubrechen. Wird dadurch eine gewisse Weichheit bedingt, so fehlt doch nicht die Kraft, wo sie am Platze ist. Schwermuth, sinnige Träumerei, aber auch feurige Leidenschaft und leichter anmuthiger Scherz finden besonders in den kleineren Werken Mendelssohn's ihre Aussprache. Das deutsche Volkslied erfaßte er in seiner Tiefe und historischen Weise, während dasselbe bei Lortzing in seiner Verflachung, oft genug mit modernen Ziererereien verbrämt erscheint. In den Liedern ohne Worte schuf er ein Genre, das ihm besonders zusagte, von andern Tondichtern aber nicht ohne ernste Prüfung versucht werden sollte. In der Oper versuchte er sich nur in seiner Jugend und kurz vor seinem Tode. Die Jugendarbeit ist „Die Heimkehr aus der Fremde." Die Oper „Loreley" ist unvollendet geblieben.

Als Immermann und Mendelssohn-Bartholdy in Düsseldorf ihren verunglückten Versuch der Wiederbelebung des deutschen Theaters machten, war die dortige Malerschule im besten Zuge, sich den Beifall von ganz Deutschland zu erobern. Mehrere glückliche Bilder, vor allen Bendemann's „trauernde Juden" und „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem", erwarben den Düsseldorfern die bis dahin versagte Theilnahme. Gerade in dieser Periode (1830 — 1838), in der ihr Ruhm am höchsten stand, hätten sie eigentlich die schärfste Kritik erfahren sollen. Was sich ihnen damals vorwerfen ließ, hat Immermann in folgenden Worten gesagt: „Bei den Düsseldorfern vermißt man die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Es sind Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personellstes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemalten dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug ihrer

Schule. Ihr Wahrzeichen ist es, daß das Weiche, Ferne, Musikalische, Contemplative, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwaltet. Es sieht aus dieser Zeit wiederum ein Zopf heraus, nur ein vornehmerer und poetischer zusammengeflochtener, als die alten puderigen. Es fehlt die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt, oder kurz abschneidet". Das freundschaftliche Zusammenleben der Maler, das eine zuletzt unangenehm wirkende Uebereinstimmung und eine große Einseitigkeit hervorgerufen hatte, ging verloren, als in der Akademie Spaltungen, und zuweilen sehr heftiger Natur, entstanden. Der religiöse Zelotismus schlich sich unter die Staffeleien des alten Düsseldorfer Schlosses ein, wirkte dort aber fruchtbringend, was seine Natur sonst nicht ist. Das schroffe Auftreten derer, welche nur die mit der biblischen Geschichte beschäftigte Kunst als solche anerkannten und nichts als den heiligen Augustin und andere Kirchenväter lasen, rief eine Opposition hervor und erzeugte auf diese Weise die so lange vermißte Vielseitigkeit. Die Früchte zeigten sich jedoch erst nach **1840**, denn die Einseitigkeit saß zu fest, um so leicht zu weichen. Früher als alle andern machte sich Karl Friedrich Lessing von ihr los. Er ist der bedeutendste der Maler, welche nicht dem Gebiete der Romantik, sondern dem frischen Leben angehören. Die Düsseldorfer Schule hat keinen zweiten Künstler, in dem die Wahrheit mit solcher Kraft zu Tage träte, der so poetisch wäre. In seinen historischen Bildern (das trauernde Königspaar, Lenore, Walter und Hildegund) nahm Lessing seinen Ausgangspunkt von der deutschen Ballade. Seine Bewunderung des kräftigen, in keine steifen Regeln eingeschnürten Naturlebens führte ihn dann auf Räuberbilder, doch fand er bald den Uebergang aus dem Genre in die Geschichte, namentlich die Kämpfe gegen die päpstliche Gewalt zogen ihn lebhaft an, und er entnahm nun seine Stoffe aus diesen. In der Landschaft machte sich Lessing von den romantischen Anklängen seiner Bildungszeit am frühesten los. Eine Studienreise in die Eifel (Herbst von **1832**) zeigte ihm die Natur mit einer menschlichen Gegenwart, die ihm wohl gefiel, in Verbindung, und öffnete ihm zugleich den Blick für die großen Charakterzüge der Landschaft. Die drei größern Landschaftsbilder aus der Eifel, welche die Frucht dieser Reise sind, unterscheiden sich von den frühern Landschaften Lessing's nicht blos durch ihre natürliche Staffage, sondern auch durch ihren epischen Charakter. In den früheren Landschaften blicken wir in einen kleinen Ausschnitt des Naturlebens,

in diesen Bildern aus der Eifel wird uns der Naturcharakter eines ganzen interessanten und merkwürdigen Landstrichs in seiner Wesenheit vor das Auge geführt.

Von der Gunst des Publicums getragen, konnte gleichwohl die Düsseldorfer Schule der Münchener den ersten Platz nicht streitig machen. Die letztere blieb darum weniger bekannt, weil sie im Ganzen wenig Staffeleibilder lieferte, sich fast ohne Ausnahme mit großen Arbeiten von öffentlicher Bestimmung beschäftigte. Wie früher in Düsseldorf, so war auch in München Peter Cornelius der Genius und das Haupt der neuen Schule, zu deren Richtung selbst schon ältere Künstler theils aus freier Wahl, theils unbewußt übergingen. Er bethätigte seine künstlerische Größe und Productivität in umfangreichen Monumenten. Mit vollstem Recht hat man von ihm gesagt, daß er es gewesen sei, welcher der neuen deutschen Kunst ihre Sprache gegeben und die Wege vorgezeichnet habe, auf denen sie zur Entfaltung aller ihrer Kräfte gelangen kann. Cornelius hat eine einfache, durchaus eigenthümliche Formengebung, die sich an die Vorbilder classischer Zeiten anschließt und doch durch und durch neu ist, eine bewunderungswürdige, durch lebendige Symmetrie und sicheres Maßgefühl geleitete Architektonik, reiche und wahre Motive. Ihn unterstützten mit besonderem Glück Schnorr von Carolsfeld, der in reich gruppirten Scenen und in anmuthigen Frauengestalten eine seltene Meisterschaft bekundet, Heinrich Heß, dem großartige ernste Gestalten von Heiligen am besten gelingen, Wilhelm Kaulbach, der in jener Zeit als genial anerkannt wurde, aber für einen bessern Zeichner als Maler galt, der ihm nahe verwandte Genelli, Karl Heinrich Hermann, Karl Rottmann, der in der idealen Landschaft von keinem lebenden Künstler erreicht wird, u. a. m.

König Ludwig ließ die Bildhauerkunst und die Architectur mit der Malerei in Verbindung treten und alle drei gemeinschaftlich für die höhern religiösen und nationalen Interessen thätig sein. Prachtbauten wie die Walhalla bei Regensburg, die Glypthothek, die Pinakothek, die neue Residenz, die Allerheiligenkirche in München gaben dem Meißel des Bildhauers lohnende Aufmunterung. Ludwig Michael Schwanthaler, auf den Rauch nicht ohne Einfluß blieb, ist der erste der Münchener Bildhauer, wie Stiglmayer unter den Gießern obenan steht. Er hegte eine stark ausgesprochene Vorliebe für das Romantische. Wie sehr ihn auch Homers Helden lockten, wie Herrliches er in seinen mythologischen Darstellungen leistete, so ist er doch am größten

in seinen romantischen, ritterlichen Gestalten, und eine sonst für unerreichbar geltende Aufgabe, die Vereinigung des Romantischen und des Antiken, hat er mehrfach mit entschiedenem Glücke gelöst. Trotz freigebigster Unterstützung durch Fürsten, Große und Gemeinden blieb die Architectur hinter ihren Kunstschwestern auf eine bemerkbare Weise zurück. Malerei und Bildhauerei schufen eine neue Kunst, die Baumeister fanden mit allem eifrigsten Suchen keinen neuen Styl. Es wäre unbillig, wollte man der Architectur daraus einen Vorwurf machen, denn ein charakteristischer Styl tritt nicht gleich fertig hervor, am wenigsten in einer Uebergangszeit wie die unsrige, er entsteht nach und nach und entwickelt seine höchste Blüthe gewöhnlich erst am Schlusse der Periode, in welcher sein erster Keim wurzelte. Was unsere Architecten thun konnten, Studien zu machen, die Lehre von der Construction vorwärts zu bringen, die Bauhandwerker an sich heranzuziehen, den Schönheitssinn für die Baukunst zu wecken, das haben die Schinkel, Klenze, Gärtner, Ottmer u. s. w. redlich gethan. Allerdings haben sie auch unsere größten Städte zu wahren Musterkarten aller Baustyle gemacht, doch das war nicht ihre Schuld. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß das Nachahmen aller Zeiten und Völker unsere Kunstfertigkeit weiter gebracht hat, aber wir müssen es abscheulich nennen, daß man in einer Stadt, in derselben Periode und auf dieselbe Anregung entstanden, griechische und römische, byzantinische und gothische, florentinische und maurische Muster neben einander findet, ja daß es Gebäude giebt, bei denen das Aeußere die drei griechischen Säulenordnungen über einander zeigt, das Innere aber in pompejanischer Weise ausgeschmückt ist. Abscheulich sind ferner die so zahlreichen gothischen Schlösser in niedlichster Größe, abscheulich ist jener bei allen bürgerlichen Bauten vorherrschende Kasernenstyl, welcher das Ideal des wackern Spießbürgers bildet, abscheulich jene Wuth des Tünchens, von der sogar die schönsten alterthümlichen Holzschnitzeleien nicht verschont bleiben können.

Von der materiellen Richtung der Zeit, die man gewöhnlich des Gegentheils anklagt, läßt sich, besonders in der Zukunft, eine belebende Förderung der schönen Künste erwarten. Wer nach Beweisen fragt, den verweisen wir nicht blos auf den sichtbarsten von allen, auf jene durch die Eisenbahnen hervorgerufenen Bauten, die bereits an Römerwerke erinnern, nicht blos auf jene schönen Stoffe, welche gegenwärtig durch die Betheiligung von Künstlerhänden an den gewerblichen Erzeugnissen zu entstehen anfangen, sondern haupt-

sächlich auf die größere Bildung der Handwerker aller Art und auf den Schönheitssinn, der, eine Folge des wachsenden Wohlstandes und der Concurrenz, im häuslichen Leben tägliche Fortschritte macht. Wie der Luxus, der unerfreuliche Begleiter des Gedeihens, von oben nach unten vordringt, so gewinnt auch einen immer breitern Raum das Gefallen an schönen Formen bei allen Gegenständen der täglichen Umgebung. Möbeln, Geschirre werden geschmackvoller, aus der Tracht, insbesondere der weiblichen, verschwinden die häßlichsten der Modezuthaten — möchte doch auch bald das spießbürgerliche Kleeblatt des Fracks, des runden schwarzen Huts und des Backenbarts nachfolgen! — selbst der Arme richtet seine Blumenpflege auf edlere Gewächse und schmückt seine Wand mit Lithographien, bei denen eine künstlerische Behandlung bezweckt und wenn auch nur zum Theil wirklich erreicht wird.

Die Bildung der Handwerker, der wir diese glückliche Umwandlung im Verein mit der Concurrenz hauptsächlich verdanken, fand einen mächtigen Hebel in den Gewerbeschulen. Indem wir diese Institute nennen, müssen wir eines Mannes gedenken, der wie kein anderer bemüht gewesen ist, der Wahrheit Geltung zu verschaffen, daß der Staat den Gewerbestand nicht vernachlässigen dürfe, vielmehr bemüht sein müsse, die Wissenschaft und die Kunst in die Gewerbe einzuführen, auf jede Weise für die geistige, künstlerische und technische Ausbildung der Gewerbetreibenden zu sorgen und sie dadurch in den Stand zu setzen, die freie Concurrenz in allen landesthümlichen Dingen zu bestehen. 1821 gründete Wilhelm Beuth in Berlin das königliche Gewerbe-Institut, dem neben ihm auch Schinkel und Rauch ihre Fürsorge widmeten. Der Staat stattete diese gewerbliche Lehranstalt mit den reichsten Mitteln aus. Auf Beuth's Antrag wurden kostbare Werke und Lehrbücher veröffentlicht, welche dem traurigen Zustande der technischen Literatur mit einem Schlage ein Ende machten, junge viel versprechende Techniker auf Reisen geschickt, aus anderen Ländern als gut bewährte Werkzeuge und Maschinen verschrieben und in zahlreichen Exemplaren verbreitet. Das königliche Gewerbe-Institut wurde zum Muster für zahlreiche Gewerbeschulen, wie hinwieder der ebenfalls von Beuth gegründete „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen" eine Menge von Gewerbevereinen ins Leben rief.

So außerordentlich der Zollverein den Gewerbefleiß förderte, konnte er doch unmöglich sogleich einen Arbeiterstand schaffen, der mit dem englischen zu wetteifern vermochte. Ein Fehler des Zolltarifs war die unrichtige Be-

steuerung der Baumwollenwaaren, welche bewirkte, daß die deutsche Production sich ausschließlich und im Uebermaß auf die durch einen hohen Zoll geschützten schlechten Sorten warf, wobei eine geringe Rente abfällt, dagegen den feineren, nicht geschützten Geweben, bei denen viel verdient wird, fern blieb. Wir behielten uns die Verfertigung derjenigen Waaren vor, an denen unsere Arbeiter nichts lernen können und wenig verdienen, und schoben England und Frankreich die Verfertigung der feineren und kunstvolleren Waaren zu, die ihren Arbeitern die unwidersprechliche Ueberlegenheit über die unsrigen, den edlen Ehrgeiz, alles was gemacht wird, recht zu machen, und jene Männlichkeit des Charakters geben, welche wir leider auch an unsern bessern Fabrikarbeitern und Handwerkern noch sehr vermissen.

Dampfschiffe befuhren die deutschen Flüsse und Seen seit Jahren, aber den Gedanken an Eisenbahnen hatte die Vielheit der Staaten und Zolllinien nicht aufkommen lassen. Einzig und allein in Oesterreich gab es zwei Linien (Budweis-Linz, Prag-Bahn), auf denen mit Pferden gefahren wurde. Daß Belgien sein großartiges Eisenbahnsystem begann, diente noch nicht zur Aufmunterung. Die beschauliche deutsche Bequemlichkeit hatte gegen die Eisenbahnen eine Menge von Einwürfen bei der Hand. Die Sache sei zu kostspielig, sagte man, um Gewinn abwerfen zu können; es fehle in Deutschland an Capital, der Verkehr sei zu gering, auf Eile beim Transport komme es nicht an, viele Interessen, selbst die Regierungen würden dadurch verlieren, u. s. w. Hinderlicher als dieses Alles war den Schienenstraßen die weit verbreitete Meinung, daß es gelingen werde, die gewöhnlichen Straßen mit Locomotiven zu befahren. Man las von Zeit zu Zeit günstige Berichte von Versuchen, die in dieser Beziehung in England, Frankreich und Belgien angestellt sein sollten, und hegte Bedenken, auf Schienenwege, die sich später als unnütz herausstellen würden, Millionen zu verwenden. Daher kam es, daß Preußen, welches bereits am 4. August 1832 ein Expropriationsgesetz erlassen hatte, den wirklichen Bau nicht begann, daß Hannover, wo der englische Ingenieur Vignolles eine Eisenbahn nach Hamburg projectirte, diesen Antrag zurückwies, womit sich selbst die Stände einverstanden erklärten, „da man mit solchen mißlichen Neuerungen erst dann beginnen müsse, wenn man nicht anders mehr könne."

In eine ganz andere Lage kam die Sache, als Friedrich List von Amerika zurückkehrte. Mit der Unermüdlichkeit, die ihn auszeichnete, war er vom

Sommer 1833 an ungefähr zwei Jahre lang unausgesetzt beschäftigt, das Eisenbahnwesen zu fördern und die öffentliche Meinung für dasselbe zu gewinnen. Von Leipzig aus, das ihm nach seinen eigenen Worten für die Herzkammer des deutschen Binnenverkehrs, des Buchhandels und der deutschen Fabrikindustrie galt, correspondirte er mit fast allen Häuptplätzen Europas, kämpfte in den besten deutschen Zeitungen für seine Idee, und gewann auf diese Art mehr und mehr Boden. Gleich in der ersten Schrift, welche er veröffentlichte, empfahl er ein Eisenbahnnetz, das sich über ganz Deutschland verbreiten sollte. Auf der Karte, die er dem Schriftchen beigab, sind alle die Linien verzeichnet, welche seitdem zur Ausführung gekommen sind. Dieses Netz behandelte man ziemlich allgemein wie einen Traum, aber das Project einer Eisenbahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden wurde angenommen. Die Entstehung der ersten großen deutschen Eisenbahn, welche eine mächtige Anregung gab, würde uns mit reinerer Freude erfüllen, wenn die Leipziger Unternehmer nicht List mit einer traurigen Undankbarkeit behandelt hätten. Man benutzte seine Idee und schob ihn dann mit einer kümmerlichen Abfindung bei Seite.

Günstig für List's Anregungen war der Bau der Nürnberg-Fürther Bahn und das überaus vortheilhafte Resultat, das sich dabei herausstellte. In Oesterreich wurde nun die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn begonnen zur Verbindung von Wien mit Bochnia in Galizien, in Preußen die Bahnen von Berlin nach Potsdam, von Köln nach Eupen (Aachen), von Düsseldorf nach Elberfeld angefangen, die von Berlin nach Köthen, von Berlin nach Stettin von der Regierung genehmigt.

Zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes kam ein junger preußischer Offizier, Karl Ludwig von Bruck, der in der thatenlosen Zeit seinen Abschied genommen hatte, nach Triest, um sich dort nach Griechenland einzuschiffen. Ueber die wahren Verhältnisse des aufgestandenen Landes belehrt, erfüllte er die Bitten kaufmännischer Freunde, in Triest zu bleiben, bildete sich zum Kaufmann aus und sah sich bald an der Spitze eines blühenden Geschäfts. Durch ihn wurde Triest mit einer Schnelligkeit gehoben, die wir nur an nordamerikanischen Städten kennen und die uns selbst dort mit Staunen erfüllt. 1830 machte er den Vorschlag, die verschiedenen in Triest bestehenden Versicherungsgesellschaften in eine einzige zu vereinigen. Dies ist der Ursprung des österreichischen Lloyd, jener berühmten Gesellschaft, durch deren Thätigkeit in dem kurzen Zeitraume von vierundzwanzig Jahren die Einwohnerzahl von

Triest verdreifacht, der Handel verzehnfacht worden ist. Von Bruck gab dem Lloyd die Richtung, die österreichische Schifffahrt und Nationalindustrie durch Anstellung von Agenten an den Hauptplätzen des Auslandes und durch Veröffentlichung der Berichte derselben zu fördern. Er gab den Operationen des Lloyd eine größere Ausdehnung, indem er Dampfschifffahrten einrichtete, welche nach und nach außer dem adriatischen auch das mittelländische und schwarze Meer umfaßten. Die österreichische Regierung unterstützte diesen Aufschwung auf das kräftigste. Nachdem sie Triest Freihafenprivilegien gegeben hatte, welche in dieser Ausdehnung im übrigen Europa unbekannt sind, sorgte sie durch Straßenbauten, bei denen kein Opfer gescheut wurde, für eine leichte Verbindung mit dem Innern der Monarchie. Bei jeder Verfügung in Sachen des Handels und Verkehrs wurden die Triester Kaufleute gehört, deren Börsendeputation einen solchen Einfluß auf die Handelsgesetzgebung übte, daß man sie in dieser Beziehung ohne Uebertreibung das österreichische Handelsministerium nennen konnte. Gegen das Ende der Periode legte eine glückliche Wahl die Statthalterschaft von Illyrien in die Hand des Grafen Franz von Stadion, dessen Verwaltung des Küstenlandes berühmt wurde. Die Bestrebungen der intelligenten Kaufmannschaft von Triest erfreuten sich seines kräftigsten Schutzes, durch ihn geschah sehr viel für Industrie und Ackerbau, wie er auch mit geschickter Hand die Hindernisse entfernte, die dem Aufblühen des Handels im Orient entgegenstanden.

In doppelter Beziehung, in politischer und in literarischer, lernten wir Frankreich als durch Einwirkungen anregend kennen. In dem unruhigen Nachbarlande selbst machte sich der Wellenschlag der politischen Bewegung weithin fühlbar, ohne indeß überall befruchtend zu sein. Den literarischen Namen der Restauration läßt sich nur ein einziger neuer zugesellen, der von Georges Sand. Selbst ungünstig wirkte die Julirevolution auf die Literatur, am wenigsten dadurch, daß sie mehrere der besten Schriftsteller (Guizot, Thiers u. a.) durch die Uebertragung politischer Geschäfte dem schriftstellerischen Beruf ganz oder theilweise entfremdete, um so verderblicher aber durch die Entsittlichung, welche die entstehende Allmacht der Presse in ihrem Gefolge hatte. Mit einer von Ludwig Philipp sehr begünstigten Stimmung im innersten Herzen übereinstimmend, betrieb die große Masse der Schriftsteller das literarische Schaffen wie ein Geschäft. Fragte der Dichter nicht, was an sich schön sei, sondern was gefalle, huldigte er um des glänzenden

Honorars willen der Mode, der Thorheit, dem Laster, so verkaufte der Politiker, der Nationalökonom der Regierung, der Partei, der Handelsspeculation seine Feder. Ließen einmal scandalöse Processe ein grelles Licht in dieses Literaten-Treiben fallen, so hielt der Schreck nie lange an.

Der Realismus, aus dem ein pikanter Gegensatz zwischen Geist und Natur entsprang und als vorwaltendes Kunstelement in die Poesie eingeführt wurde, führte in der Malerei zu einem Streben nach einer illusorischen Wahrheit. Bei den berühmtesten französischen Malern tritt die Idee gänzlich in den Hintergrund, das Aeußerliche des Kunstwerks wird fast in die prosaische Wirklichkeit gezogen und soll durch schlagende Effecte interessant gemacht werden. Der Gedanke wird mit dem sorgsamsten Streben subjectivirt, die Genremalerei erhebt sich fast zur Alleinherrschaft. Tiefe und Vollendung der Ausführung fehlt diesen Genrebildern, zu denen auch fast alle sogenannten historischen Bilder der Franzosen zu rechnen sind; dagegen finde man in ihnen eine geistreiche und musterhafte, wenn auch hin und wieder flüchtige Einkleidung des Gedankens in Form und Farbe. Was auf diesem Wege zu erreichen ist, das haben Horace Vernet, Leopold Robert, Ary Scheffer, die drei hauptsächlichsten Tonangeber der neuen Richtung, Eugen Delacroix, Paul Delaroche, Biard u. a. m. erreicht. In der Landschafts- und Marinemalerei entwickelten sich vortreffliche Meister, Eugen Isabey, Theodor Gudin und Garnerey machten sich unter den Marinemalern die berühmtesten Namen, unter den Landschaftern Giroux, Bertin, Bidault, Remound, Dupré, Lapito, Aligny und Jules Caignet.

In der ersten Zeit nach der Julirevolution schien die katholische Kirche durch die Umwälzung hart bedroht zu sein. Die Pariser zerstörten den Palast ihres Erzbischofs, und nicht in der Hauptstadt allein erstreckte sich die Zerstörungswuth, die sich gegen die Lilien richtete, zugleich gegen die Kreuze. Diese Stimmung suchte zunächst ein Geheimbund auszubeuten, der eine Fortsetzung des Templerordens sein will und sich die christliche Urkirche nennt. An diese Templer lehnte sich Ferdinand Franz Chatel mit seinem Versuche der Gründung einer französisch-katholischen Kirche. Das Glaubensbekenntniß, das er aufstellte, verwarf die Unfehlbarkeit des Papstes und der Concilien, um an die Stelle dieser Autoritäten das göttliche Recht des Volks, von dem alle Macht ausgehe, zu setzen. Chatel erklärte sich ferner gegen das Supremat des Papstes, die Ehelosigkeit der Priester, die Fasten, die Verehrung der

Heiligen, den Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Messe, behielt jedoch die Hierarchie ohne die päpstliche Spitze bei. Minder radical als Chatel, mit dem er eine Zeit zusammengegangen war, begnügte sich ein zweiter Neuerer, der Abbé Auzou, mit der Reform angeblicher Mißbräuche, welche er durch eine Rückkehr zu den altkirchlichen Symbolen bekämpfen wollte. Beide, Chatel wie Auzou, gründeten Kirchen, ohne indessen mehr als einen momentanen Erfolg zu haben. Gegen Auzou schritt endlich der Staat ein, Chatel ließ man sich selbst zu Grunde richten, was er auch bald genug that, indem er den Gottesdienst zu einer Geldspeculation erniedrigte und seine Kirche auf eine Actiengesellschaft stützte. Wollten Chatel und Auzou nur kirchliche Reformatoren sein, so eiferte Lamennais, in den ersten Jahren der Restauration der hitzigste aller Ultras und der Ultramontanste der Ultramontanen, für eine gänzliche Wiedergeburt der Gesellschaft. Verletzt durch einen Streit mit einigen gallikanischen Bischöfen, für die das Königthum der Bourbons Partei nahm, machte er sich 1830 zu einem halben Republikaner, blieb aber noch katholischer Theokrat, schüttelte aber bald die Verehrung des Papstthums ab, dann die des Katholicismus, entsagte endlich allem Christenthum, schwur der Bürgerclasse und allen Reichen einen unversöhnlicheu Haß, warf sich in die Partei der Handwerker, vergötterte die Armen und verkündigte, daß aus ihrem Schooß die Religion der Zukunft sich gebären werde. Ein großer Schriftsteller und Denker, mit einer hinreißenden Beredtsamkeit und einer scharfen Dialektik begabt, verdarb er Alles durch seine tobende, stets einseitige Declamation.

In der größten Ausdehnung, als die Grundlage einer völlig veränderten Ordnung der Gesellschaft, erscheinen die religiösen Reformideen in dem Saint-Simonismus. Der Graf Claude Henri de Saint Simon, ein verarmter Enkel des berühmten Herzogs aus der Zeit Ludwigs XIV., leitete alle Moral unmittelbar von dem Grundsatz ab: Die Menschen sollen sich gegenseitig als Brüder betrachten. Dieser Grundsatz, der dem Urchristenthum angehört, sollte eine Verklärung erhalten und sich in seiner Wiedergeburt als den Grundsatz darstellen: Die Religion muß die Gesellschaft dem großen Zwecke der schnellsten Verbesserung des Looses der ärmsten Classe entgegenführen. Durch diese Sätze begründete St. Simon eine sociale Religion, welcher er das einzige Ziel der Besserung der Gesellschaft gab. Er ließ seine Lehre unentwickelt, und erst nach seinem Tode (19. Mai 1825)

trat der Mann auf, der sie fertig ausbildete. Bazard, einer der Stifter des französischen Carbonarismus, ist der Gründer des St. Simonismus.

Bazard's Lehre ist folgende: „Es giebt zwei Kräfte, die im Kleinen wie im Großen überall wirksam sind, die Kraft der Individualität und die Kraft der Einheit. Die Kraft der Individualität strebt nach Geltendmachung und nach dem Uebergewicht, die Kraft der Einheit dagegen sucht die Persönlichkeiten durch Vergesellschaftung zu vereinigen und eine Verbrüderung Aller hervorzurufen. Die Kraft der Individualität ruft einen ewigen Kampf hervor, den Antagonismus, denn keine Persönlichkeit will sich der andern unterwerfen, vielmehr strebt jede in ihrem Kreise nach der Oberherrschaft. In der Industrie tritt dieser Antagonismus am schärfsten und verderblichsten hervor. Es hat vom Anfang der Welt an immer eine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen gegeben. Die roheste Form der Sclaverei, welche diese Ausbeutung im Alterthum hatte, wurde durch das Christenthum bis zur Leibeigenschaft gemildert. Die Revolution löste das Band, das den Leibeigenen an die Scholle fesselte, aber die Abhängigkeit des Arbeiters von dem Arbeitgeber ließ sie bestehen. Die Aufgabe der Jetztzeit ist, diese letzte Form der Knechtschaft durch Emancipation der Arbeit vom Besitz aufzuheben. Diese Emancipation wird praktisch ermöglicht, wenn der gegenwärtige Besitz für unberechtigt erklärt, das ganze Nationalvermögen zur Verfügung gestellt und auf eine der Idee der Gleichheit entsprechende Weise neu vertheilt wird. Es geschieht dies auf die Weise, daß der Staat sich an die Stelle der Familie setzt, das Erbrecht der Geburt aufhebt und statt desselben das Erbrecht des Verdienstes einführt. Die Vererbung des Eigenthums an die Familie, das Recht zu letztwilligen Verfügungen hört auf, der Staat nimmt alle Erbschaften in Empfang, jedoch nicht für sich, sondern um sie dem Würdigsten zu übergeben. Die Anweisung aller Erbschaften wird von dem Grundsatz geleitet: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit. In jeder Gemeinde, jeder Provinz werden Banken errichtet, welche die Erbschaften so lange übernehmen, bis sie den würdigsten Erben ermittelt haben; der Staat hat in der Hauptstadt zu demselben Zweck eine Centralbank. Dieses neue Erbrecht vernichtet den Gegensatz, der zwischen der Individualität und der Einheit besteht. Der Individualität bleibt ihr Recht, da der Einzelne bis an seinen Tod den vollen Besitz seines Vermögens behält, aber sie

wird mit der Einheit versöhnt, denn nach dem Tode des Nutznießers fällt der Einzelbesitz an das Vermögen der Gesammtheit zurück."

Als die Julirevolution die Schranken für Ideen aller Art öffnete, machte Bazard den Vorschlag, seine Lehre annähernd einzuführen. Der Staat, forderte er, sollte das Erbrecht der Seitenlinien aufheben und die dadurch erlangten Summen verwenden, um Schulen zu gründen, Wege zu bauen, die drückendsten Steuern aufzuheben. Die großen Talente mehrerer Saint-Simonisten, ihre poetische Sprache, der Reiz der Neuheit vor Allen und jene Hoffnung auf eine neue Aera allgemeinen Menschenglücks, welche die ersten Schritte jeder Revolution begleitet, machten den Saint-Simonismus volksbeliebt. Aber das unbestimmte Interesse mußte bis zur Begeisterung und Opferfreudigkeit gesteigert werden, und dazu brauchte man eine Religion. Diese hatte schon St. Simon selbst versprochen, ohne jedoch in seinem „Neuen Christenthum" weiter zu kommen, als zu einer allgemeinen Aufforderung, „die Religion der Liebe zu einer Religion der Freude und des Genusses zu machen und dadurch das Reich Gottes auf Erden herbeizuführen." Enfantin erfüllte die Zusage des Meisters. Das Gebot des Christenthums, das Fleisch zu besiegen, beseitigte er, da Gott den Geist und das Fleisch geschaffen und in den Menschen einen unüberwindlichen Trieb zum Genusse gelegt habe. Er verbesserte das Biblische: „Züchtigt das Fleisch und seid enthaltsam", in: „Heiligt Euch durch Arbeit und Vergnügen." Zu der Religion Enfantin's gehörte auch die Emancipation der Frauen. „Der Mann und das Weib zusammen," ruft er aus, „das ist das sociale Individuum. Die neue moralische Ordnung beruft die Frau zu einem neuen Leben. Die Frau soll uns alles enthüllen, was sie fühlt, alles was sie von der Zukunft verlangt. Jeder, wer der Frau ein Gesetz auferlegen will, ist kein Saint-Simonist; die einzige Stellung des Saint-Simonisten der Frau gegenüber ist die, sich unfähig zu erklären, sie beurtheilen zu können."

Die Emancipation der Frauen wurde ein Modesatz, den die „Fortgeschrittenen" adoptirten. Sie wurde dies dadurch, daß eine Dichterin, die im Styl unvergleichlich ist und mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen hervorbringt, die Lehre Enfantin's annahm. Von persönlichen Erlebnissen zu dem Irrthum verführt, die vielen unglücklichen Ehen aus dem Institut der Ehe selbst abzuleiten, schrieb die Marquise Aurora Dudevant (Georges Sand) mit hinreißender Anmuth und Leidenschaftlichkeit Romane,

deren Thema die Emancipation der Frauen ist. Aber selbst ihr außerordentliches Talent konnte der Idee der Emancipation des Fleisches und der Frauen nicht ihr Abstoßendes nehmen. Bazard und die andern redlichen Saint-Simonisten trennten sich von Enfantin, der nun den Unsinn immer weiter trieb, die „Frau" suchte, die mit dem „Vater" vereint den Doppelpriester bilden sollte, und endlich mit dem kleinen Rest der Gläubigen nach Menilmontant zog, wo Verfolgungen von Gläubigern und Strafen des Staats die tolle Schaar auseinander sprengten. Enfantin und andere der Eifrigsten gingen nach dem Orient, um ihr Suchen nach der Frau fortzusetzen, und wandten sich später nützlichen Geschäften zu.

In die Lücke, welche der Saint-Simonismus ließ, trat der Fourierismus. Carl Fourier war ein mathematisches Genie und gründete selbst seine kühnsten und ausschweifendsten Conjecturen stets auf Prämissen des Verstandes. Als Kaufmannsdiener in Marseille angestellt, erhielt er während der großen Theurung von 1799 den Befehl, eine Menge schadhaften Reis in das Meer zu werfen. Diese Herzlosigkeit — sein Herr gewann, wenn er seinen guten Reis zu hohen Preisen verkaufte — machte den tiefsten Eindruck auf ihn. In seinen Studien glaubte er die Grundlagen der Gesellschaft als fehlerhaft zu erkennen und die großen Linien einer neuen Organisation zu entdecken, welche den Reichthum vermehren und so dem Menschen gestatten werde, glücklich zu sein, das heißt nach Fourier, seine Triebe zu befriedigen. Saint-Simon hebt das Erbrecht auf, Fourier beseitigt das Eigenthum an Grund und Boden, freilich nicht ohne Entschädigung, denn der ehemalige Eigenthümer erhält von den Banken, die alles Eigenthum übernehmen, den dreifachen Ertrag seines Guts als Jahresrente. Dieses Eigenthum vertheilt Fourier an die Phalansterien, wahre Industriekasernen, welche die gegenwärtigen Städte, Flecken und Dörfer verdrängen und jede mit einer Geviertmeile Land ausgestattet werden. In den Phalansterien erfolgt die Organisation der Arbeit. In jedem derselben wohnen 1800 bis 2000 Personen und bilden ein Ganzes, das groß genug ist, um jedem Menschen eine seinen Neigungen entsprechende Beschäftigung darzubieten. Da Jeder einen ihm am besten zusagenden Beruf wählen und nach Belieben wechseln darf, und da das Phalansterium das Meiste gemeinschaftlich betreibt, so müssen sich staunenswerthe finanzielle Erfolge ergeben. Die Menschen des Phalansteriums arbeiten und essen gemeinschaftlich, erziehen ihre Kinder gemeinschaftlich, an die

Stelle der Einzelwirthschaft tritt die ungleich fruchtbarere und wohlfeilere Gesammtwirthschaft. Niemandem wird die Arbeit, der Arbeit Niemand fehlen, denn jene ist ewig neu geboren von dem Bedürfniß und erzeugt ewig aufs Neue die Genugthuung. Hier ist kein Stillstand möglich, keine Reibung denkbar. Auf der vollkommensten Freiheit der Bewegungen ist der Organismus basirt, die Neigungen aber stehen in ewiger Harmonie mit sich und mit dem, was sie hervorbringen sollen. Der Einzelne wird in diesem glücklichen Zustande dreimal so viel essen, als gegenwärtig, aber dennoch wird das Phalansterium in seinen Magazinen einen beträchtlichen Ueberschuß aufhäufen, der dazu dient, den Tauschhandel mit den andern Phalansterien zu vermitteln. Das Phalansterium hat einen Vorsteher, den Unarchen; über je eine Million Phalansterien wird der Duarch herrschen, über die ganze Welt der Omniarch, der seinen Sitz in Constantinopel hat. Welche Stellung werden die Frauen in diesem System der Gemeinschaft haben? Sie werden Gemeingut sein. Fourier gestattet jeder Frau gleichzeitig einen Gatten, von dem sie zwei Kinder hat, einen Erzeuger, von dem sie nur eines hat, einen Geliebten, mit dem sie früher gelebt hat und der diesen Titel behält, außerdem noch bloße Liebhaber, die keine Bedeutung vor dem Gesetz haben.

Fourier hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, daß das erste Phalansterium überall Nachahmung finden werde, bis sich der ganze Erdboden mit diesen Riesengebäuden bedeckt habe. Dann werde die Periode des Glücks beginnen, nicht blos die menschliche Gesellschaft, nein auch die Thierwelt und die sogenannte leblose Schöpfung sich anders gestalten. Die jetzige Welt galt ihm für eine „im Guß mißlungene Schöpfung“, und mit dem Phalansterium zugleich ließ er eine neue Schöpfung beginnen, die sich bereits durch die immer häufiger werdenden Nordlichter ankündige. „Wenn diese vor sich geht“, prophezeit er, „dann wird der ganze Zustand der Erdoberfläche die Veränderung erfahren, deren sie nothwendig bedarf, um den Menschen einen angenehmen Aufenthalt zu bereiten. Zuerst wird um den Nordpol sich eine Lichtkrone bilden, die Leben und Wärme über die kalten Länder der drei nördlichen Erdtheile verbreitet. Dann wird die Erde bewohnbar sein bis zu ihrem äußersten Ende, Orangen werden in Sibirien blühen, das Eis wird aufthauen, und staunende Seehunde werden auf den Wellen, die bis jetzt nur die furchtbaren Eisberge Spitzbergens trugen, Segel einherziehen sehen. Das Meerwasser aber, dieses unfreundliche, ungenießbare Element, kann unmög-

lich in seinem gegenwärtigen uncultivirten Zustande bleiben; alsbald wird sich ein Strahl des neuen Lichts in dasselbe stürzen und es zersetzen in eine Flüssigkeit, die noch lieblicher sein wird wie Limonade. Diese neuen Meereswellen werden durch die plötzliche Veränderung alle jene üblen und gefährlichen Seethiere tödten, welche jetzt vom Raube leben, und neue Gebilde erzeugen, die, da sie doch nicht müßig sein können, den Menschen die Schiffe durch die Gewässer ziehen. Die nützlichen Fische dagegen werden die Reagenz überleben und im neuen Meere bedeutend an Größe und Schönheit gewinnen. Dabei wird ferner der Vortheil entstehen, daß die heißen Klimate ihre vernichtende Gluth verlieren und die harmonische Temperatur überall herrscht."

Fourier's Tage neigten sich zu Ende — er starb am 10. October 1837 — als sich der Menschenfreund fand, den er bisher umsonst erwartet hatte. Der Volksabgeordnete Baudet-Dulary gab seine reichen Besitzungen in Condé-sur-Vesgres zur Gründung eines Phalansteriums her. Das Unternehmen scheiterte vollständig, Fourier wurde fast allgemein verlassen, und sein System würde zu Grunde gegangen sein, wenn sich nicht in Victor Considerant ein neuer Apostel gefunden hätte. Dieser geistreiche und gründlich gebildete Mann ließ die zahlreichen Wunderlichkeiten seines Meisters fallen und wirkte durch praktische Erörterungen des gesellschaftlichen Zustandes. So behauptete sich der Fourierismus nicht nur, sondern nahm auch von 1843 an, in welchem Jahre die Démocratie pacifique als Tagesblatt aus der Wochenschrift Phalange entstand, einen für die französischen Zustände folgereichen Aufschwung.

So unendliche Blößen die beiden Systeme des Socialismus darbieten, gehen sie doch mit Ernst zu Werke und versprechen aus den Trümmern, die sie machen wollen, ein schöneres Neues aufzuerbauen. Der Communismus dagegen kennt keine sittlichen Grundsätze, verneint den Staat wie die Religion und will vor Allem der Cultur ein Ende machen, damit nicht durch die höhere Bildung und die hervorragenden Talente von Einzelnen und Ständen Bestrebungen und Zustände entstehen, welche über die Befriedigung der rein thierischen Bedürfnisse hinausgehen. Solche Grundsätze hatte schon Gracchus Babeuf zur Zeit der großen französischen Revolution vorgetragen, war aber, als er für sie einen Aufstand wagte, besiegt und mit den meisten seiner Schüler vernichtet worden. Einer der Ueberlebenden, Buonarotti, kehrte, als die

Bourbons gestürzt waren, nach Frankreich zurück und verbreitete ein Buch „Die Verschwörung Babeuf's für die Gleichheit," das er einige Jahre früher in Brüssel geschrieben hatte. Die Lehren, für die er Anhänger suchte und wirklich in größter Anzahl fand, versprechen die staatsrechtliche Gleichheit, die eine Frucht der Revolution ist, durch die bürgerliche Gleichheit zu ergänzen. Der Besitz des Einzelnen, die Familie, „die das Fleisch zu einem persönlichen Eigenthum macht", haben aufzuhören. Die Gütergemeinschaft ist das große allgemeine Gesetz, durch sie wird die Gleichheit Aller herbeigeführt, und es wird Sorge des Staats, darüber zu wachen, daß nicht neue Ungleichheiten entstehen. Der Materialismus muß „als das unveränderliche Gesetz der Natur, auf das Alles sich gründet und das man nicht verletzen kann, ohne in Irrthum zu verfallen, zur Religion erhoben werden", die einzige Bestimmung des Menschen besteht in der Landwirthschaft und in den unentbehrlichen Gewerben. Mit der Religion sind Wissenschaften und Künste abzuschaffen, und die Erziehung, die eine gemeinschaftliche wird, hat eine solche Einrichtung zu empfangen, daß Niemand mehr lernt, als Rechnen, Schreiben, Lesen, die Gesetze des Staats und etwas Ortskunde von demselben und seinen natürlichen Erzeugnissen. Die strengste Censur hat dafür zu sorgen, daß auch die Presse keine höheren Kenntnisse als diese verbreitet. Sämmtliche große Städte müssen zerstört werden, „denn sie ernähren blos Bediente, sittenlose Frauen, verhungerte Schriftsteller, Tänzer, Diebe, Priester, Schauspieler und Bänkelsänger aller Art".

In den Gefängnissen, welche in Folge der wiederholten Aufstände zahlreiche Insassen erhielten, verbreitete sich der Babeufismus unter den besiegten Republikanern. Ueber ihre Niederlage wüthend, nahmen diese ein Glaubensbekenntniß an, dessen Sieg ihrem Rachedurst die vollständigste Befriedigung versprach. Ein Jahr nach dem Bekanntwerden von Buonarotti's Buch öffnete eine Amnestie den Republikanern die Gefängnisse. Die erste Handlung der Befreiten war der Anschluß an eine neue geheime Gesellschaft, den „Verein der Jahreszeiten", mit rein communistischer Richtung. Dieser Verein druckte auf geheimen Pressen zwei Zeitungen, „Der republikanische Moniteur" und „Der freie Mann" genannt, welche den Meuchelmord empfahlen. „Es ist gewiß schön", hieß es in einer Nummer, „Atheist zu sein, aber das ist nicht genug. Man ist kein Mann des Bluts, um das schuldige Blut sparsam fließen zu lassen. Es giebt nur ein einziges Mittel, das man anwenden

kann: den Königsmord, den Tyrannenmord, den Meuchelmord, oder wie man diese heroischen Acte sonst nennen will."

Am 12. Mai 1839 machte die Gesellschaft der Jahreszeiten, deren Anführer Blanqui, Barbès und Bernard waren, in Paris einen Aufstand. Sie überwältigte in plötzlichem Ueberfall einige Wachtposten, erlag aber bald den anrückenden Truppen. Die Regierung benutzte den Staatsproceß, die Grundsätze, für die der Aufstand unternommen war, allgemein bekannt zu machen. Sie erweckte dadurch den Abscheu, den sie bezweckte, und fesselte den Bürgerstand stärker an sich. Doch war nicht dieser Aufstand von 1839 die Ursache, daß von jetzt an keine Aufstände mehr vorkamen und zugleich die Attentate auf den König seltener wurden. Schon vorher hatte eine Trennung zwischen den Republikanern und Arbeitern stattgefunden, welche, das Werk der beiden socialistischen Systeme, die permanente Revolution ihrer Arme beraubte. Durch Considerant insbesondere waren die Arbeiter aufmerksam gemacht worden, daß die Gleichstellung der Arbeit mit dem Capital, die ihr höchstes Interesse sei, eine Frage für sich bilde, und daß durch unfruchtbare Kämpfe um Regierungsformen das Ziel eher ferner als näher gerückt werde. Je mehr diese Ueberzeugung von Werkstatt zu Werkstatt sich verbreitete, um so größer und trügerischer wurde der Anschein von Ruhe, den die Gesellschaft darbot. Das Symptom (die Verschwörungen und Aufstände) verschwand, aber die Krankheit, der Fieberwahn eines leicht erreichbaren Utopiens, fraß tiefer ein, und die Regierung begünstigte sein Fortschreiten, indem sie mit allen Kräften den Materialismus der Reichen pflegte, ermunterte, belohnte.

Elftes Kapitel.

Die Franzosen in Algier. Mehemed Ali gegen Sultan Mahmud. Die Russen und Engländer in Asien. Die Kämpfe am Kaukasus, der russische Zug gegen Chiwa. Herat, Afghanistan. Ostindien. Der Krieg mit China. Niederländisch Indien. Die Capcolonie.

Die Eroberung von Algier hatte die französische Ruhmsucht aufstacheln und so die Ausführung der politischen Pläne Karl's X. erleichtern sollen. Ludwig Philipp übernahm diese Erwerbung nicht ohne Unruhe. Algier war ihm allerdings in doppelter Beziehung nützlich, einmal als Mithülfe, den französischen Einfluß an den Küsten des Mittelmeers auszudehnen, dieses herrliche Becken zu einem französischen Binnensee zu machen, dann als ein Ablagerungsplatz für alle die überschüssigen, gährenden Kräfte seines Reichs, von denen er, wenn sie thatenlos im Lande bleiben mußten, Aufstände zu befürchten hatte. Allein Algier war eine Störung des guten Einvernehmens mit England, das Ludwig Philipp bis zur völligen Befestigung seiner Herrschaft bewahren mußte, und war dies um so mehr, als unmittelbar nach der Julirevolution gewisse französische Versprechungen gegeben worden waren, welche von England so gedeutet wurden, als ob sie die Zusage erhielten, Algier zu räumen, sobald ein ruhigerer Zustand der öffentlichen Meinung dies gestatte. Ferner war Algier vor allen Dingen eine schwere finanzielle Last, von der sich nicht absehen ließ, wann sie aufhören werde. Die afrikanische Colonie verlangte eine zahlreiche Besatzung und brachte nichts ein. Sie durch Colonisation ertragsfähig zu machen war, auch abgesehen von der Unbeholfenheit der Franzosen im Colonisiren, aus mehreren Gründen höchst schwierig. Das

im Sommer noch mehr als in der milderen Regenzeit schädliche Clima, die vielen wüsten Striche im Innern, die Feindschaft der Bevölkerung, der höchst verwickelte Zustand der agrarischen Gesetze, alle diese Hindernisse hätten sich mit Besonnenheit und Ausdauer überwinden lassen, wenn man nur erst darüber einig gewesen wäre, welche Culturen man der Colonisation anweisen könne. Die Bodenverhältnisse zeigten auf den Getreidebau hin, auf die Pflege des Weinstocks, des Oelbaums, der Maulbeere, das Clima gestattete die Einführung des Zuckerrohrs, vielleicht auch der Baumwollenstaude. Von allen diesen Culturen wollten die französischen materiellen Interessen, das Eines und Alles der Julidynastie, nichts wissen. Algier in eine Kornkammer zu verwandeln sei nichts weniger, als dem französischen Ackerbau jede Aufmunterung zu Fortschritten benehmen. So sagten Stimmen aus ganz Frankreich. Gegen die Pflege des Weinstocks protestirten alle weinerzeugenden Provinzen, gegen die Einführung des Zuckerrohrs die nördlichen Landschaften, welche sich mit der Bereitung des Runkelrübenzuckers beschäftigen, gegen die Seidenzucht und gegen den Oelbaum die südlichen Gebiete. Man wollte Algier nichts als die Baumwolle gestatten, eine Cultur, welche wahrscheinlich mit dem Untergange der Anbauer von selbst enden mußte.

Die parlamentarische Schwierigkeit, welche aus dem afrikanischen Nebenlande für Ludwig Philipp erwuchs, war nicht die geringste. Algier war das Schlachtroß der Opposition, das jedes Mal feierlichst bestiegen und zur Schau geritten wurde, wenn die Kammergegner der Regierung einen Beweis brauchten, wie unendlich ehrenhafter, nationaler und weiser ihre Politik im Vergleich mit jener der Minister sei. Allerdings hatte diese Opposition das Gute, daß sie zu stoßweisen Verbesserungen antrieb, aber es war mit ihr das Ueble verbunden, daß sie, welche häufig von entgegengesetzten Systemen ausging, die allgemeinen Schwankungen, denen die Pläne mit Algier so lange ausgesetzt waren, lediglich vermehrte. Auch war diese Opposition von keiner Sachkenntniß getragen und konnte die Regierung nicht belehren, weil sie selbst nichts wußte.

1831 war Algier durch ein Heer besetzt, das 20,962 Mann und 1518 Pferde zählte. Die einheimischen Stämme, sowohl die Araber als die Kabylen, wurden mit jedem Augenblicke feindseliger, da die französischen Befehlshaber die Verträge nicht achteten, das Eigenthum der Moscheen, milden Stiftungen und Gemeinden an sich rissen und die ärgsten Erpressungen ver-

übten. Die Araber und Kabylen, die sich außerdem seit der Entfernung der Türken jeder Herrschaft entledigt glaubten, rächten sich durch Ueberfälle und Raubzüge. Noch waren diese Unternehmungen vereinzelt, planlos, und schon mußte General Clauzel, der erste Statthalter Ludwig Philipp's, zu dem Nothbehelf greifen, die Provinzen Oran und Konstantine an einen Bruder des Dey's von Tunis gegen einen Tribut abzutreten. Der König hätte diesem Vertrage um der Million Franken willen, die jährlich einzunehmen gewesen wären, gern seine Zustimmung ertheilt, aber die Rücksicht auf die öffentliche Meinung zwang ihn, seine Genehmigung zu versagen und Clauzel abzurufen. Auf Clauzel folgte Berthezene, auf diesen der Herzog von Rovigo, und unter beiden kam die Colonie immer tiefer herab. Der erste schadete durch seine Trägheit, der zweite durch eine militairische Härte nach der Art des Kaiserreichs.

Die Aufstände nahmen nicht allein zu, sondern sie erhielten auch einen gemeinschaftlichen Leiter von großen Fähigkeiten. Abd-el-Kader, der Sprößling einer alten Priesterfamilie, die ihren Ursprung bis auf die Khalifen vom Geschlecht der Fatimiten zurückführt, und selbst ein Marabut und ein Mekka-Pilger, war dreiundzwanzig Jahr alt, als die Franzosen Algier eroberten. Man achtete ihn in seiner Heimath Maskara wegen seiner Frömmigkeit, seiner Enthaltsamkeit, seines würdevollen Benehmens, und weil er weit und breit der unerschrockenste Reiter, der gewandteste Fechter war. Seine Abstammung, seine Grundsätze, seine Studien gaben ihm den Beruf zum Vorkämpfer des Islams und verschafften seiner Aufforderung, den heiligen Krieg des Glaubens gegen den Unglauben zu beginnen Gehorsam. **1831** machte er sich zum Führer der Beduinen von Maskara und begann sogleich jene Organisation der innern Verhältnisse der Stämme, welche, von ihm mit dem größten Geschick durchgeführt, zur Basis seiner Macht wurde. Im Frühjahre **1832** unternahm General Boyer den ersten Zug gegen ihn, und von da verflossen bis gegen das Ende der Regierung Ludwig Philipp's fast sechszehn Jahre, ehe es den besten Generalen Frankreichs gelang, diesen halbwilden Feind durch Gefangennahme unschädlich zu machen.

Den Schauplatz der langen Kämpfe in Algerien bildet der Atlas mit seinen Abhängen, namentlich den nördlichen. Dieses Gebirge giebt nicht einem einzigen schiffbaren Flusse das Dasein, aber es entsendet zum Mittelmeer sehr viele Bäche, die in dem hohen hügeligen Gestade eine Schranke

finden, nicht frei abfließen können und deßhalb die Ebenen theilweise unter Wasser setzen. Hat ein Angreifer diese weiten sumpfigen Flächen überwunden, so stößt er am Gebirge weniger auf eigentliche Pässe, deren Algier nur zwei von bedeutender Schwierigkeit hat, die eisernen Thore von Constantine und den Paß Teniah auf dem Wege nach Titteri, als auf eine Menge tiefer Schluchten, enger und steiler Thäler und zwischen den verschiedenen Atlasketten auf Hochebenen von weiter Ausdehnung. Die wenigen eigentlichen Waldungen sind von geringem Umfang und dünn, dennoch gewähren die Buschgegenden, selbst die Abhänge und Schluchten, wo nur die Zwergpalme wuchert, dem Eingeborenen ein wichtiges Vertheidigungsmittel. Der Kabyle versteckt sich hinter den niedrigen Fächern der Palme und macht sich aus Allem einen Hinterhalt, selbst aus einem Krautkopf, wie die Zuaven sagen. Bis die Franzosen an die atlantische Natur und die Fechtweise der Kabylen und Araber sich gewöhnt hatten, erlitten sie durch unvermuthete Hinterhalte oft großen Verlust. Noch länger machten ihnen die ausgedehnten Hochebenen zu schaffen. Abd-el-Kader hatte vorzüglich Reitergeschwader, die für die Franzosen oft ganz unerreichbar waren. Es half wenig, daß die französischen Reitergenerale nachwiesen, die Reiterei sei die wichtigste Waffengattung für Algier. Die Regierung ließ sich immer durch die ungemein großen Kosten für den Ankauf und die Unterhaltung arabischer Pferde abhalten, die Reiterregimenter nach Bedürfniß zu vermehren. Diese übel berechnete Sparsamkeit hat Frankreich Millionen gekostet.

In den Jahren 1832 und 1833 unterwarf Abd-el-Kader alle Stämme zwischen Maskara und dem Meere und schloß die Besatzung von Oran auf Wochen und Monate von jedem Verkehr ab. Die Franzosen hatten eben das System angenommen, ihre Herrschaft durch Freundschaftsverträge mit einzelnen Häuptlingen zu sichern, und versuchten auch mit dem mächtigen Abd-el-Kader, was ihnen bei kleineren Feinden gut gelungen war. General Desmichels machte Friedensverträge, auf die der Marabut mit verdächtiger Schnelligkeit einging. Der abgeschlossene Vertrag erkannte Abd-el-Kader an als Herrscher in den Gebieten, die er sich unterworfen hatte, schenkte ihm Arzew als Freihafen dazu und übertrug ihm die Bekämpfung der den Franzosen feindlichen Beduinen, zu welchem Behuf er sich aus Frankreich mit Gewehren und Schießbedarf versehen durfte. Allerdings bekannte er sich in dem Vertrage zum Unterthan des Königs von Frankreich, allein dieses leere Zugeständniß

hatte um so weniger zu bedeuten, als er die Uebereinkunft so deutete und so verstehen ließ, als enthalte sie einen auf dem Fuße der Gleichheit abgeschlossenen Pact zwischen zwei unabhängigen Mächten. Für die Araber war Abd-el-Kader unter stillschweigender Genehmigung Frankreichs zum Sultan von Maskara aufgestiegen. Jede einzelne der vereinbarten Bedingungen wurde von ihm zu seinem Vortheil gewendet. Er sollte Ruhe erhalten, und unterwarf unter diesem Vorwande alle Stämme seinen Gesetzen. Es war Handelsfreiheit ausbedungen worden, und er kaufte alle Lebensmittel und Waaren auf, um sie den Franzosen zu ungeheuren Preisen wieder zu verkaufen. Er sollte die Feinde Frankreichs bekämpfen, und bekämpfte seine eigenen, wozu und zur Bewaffnung des kleinen Heeres, das er auf europäischem Fuß einrichtete, Frankreich ihm die Waffen lieferte.

Nach häufigen Vertragsbrüchen Abd-el-Kader's hob die französische Regierung den Frieden auf. Im Juni 1835 zog General Trezel auf Maskara, wurde unterwegs zweimal überfallen und am 28. des Monats an der Makta so geworfen, daß er sein ganzes Gepäck und ein Geschütz zurücklassen mußte. Für eine solche Beleidigung gab es nur die eine Genugthuung, daß man Abd-el-Kader im Herzen seiner Macht angriff, also nach französischen Begriffen in seiner Hauptstadt Maskara. Es verfloß eine so lange Zeit, bis die Franzosen die erforderlichen Vorräthe und Transportmittel beisammen hatten, daß die Regenzeit angebrochen war, als sich Marschall Clauzel mit 13,000 Mann in Bewegung setzte. Jeder Angriff, den Abd-el-Kader auf dem Marsche machte, wurde zurückgewiesen und am 6. December Maskara erreicht. Die Residenz des Emirs erwies sich als ein unbedeutender Haufen von Hütten, deren arabische Bevölkerung mit allen Habseligkeiten geflohen war. Clauzel übergab seine Eroberung den Flammen und trat sogleich wieder den Rückweg an. In vier Tagen erreichte er Mostaganem, aber er hatte inzwischen durch das furchtbarste Wetter und die rastlose Verfolgung der Feinde Hunderte von Menschen verloren.

Es ließ sich bald bemerken, daß die Einäscherung von Maskara die Macht Abd-el-Kader's nicht im entferntesten vermindert habe. Die französische Unkenntniß der Verhältnisse suchte den Grund darin, daß man nicht das rechte Herz von Abd-el-Kader's Macht getroffen habe, und machte ausfindig, daß Tlemezen dieses Herz sei. Dahin richtete sich also der nächste Zug Clauzel's. Abd-el-Kader vertheidigte die Stadt nicht einmal und ließ auch

ruhig geschehen, daß die Franzosen sie befestigten und mit einer Besatzung versahen. Aber er schnitt der Besatzung die Lebensmittel ab und zwang die Franzosen, jedem Transport ein ganzes Heer zur Deckung mitzugeben. Die Kämpfe, welche daraus entstanden, waren für die Franzosen fast immer verlustvoll, und nur ein einziges Mal ließ sich Abd-el-Kader an der Sikkah auf einen Boden verlocken, den General Bugeaud im Voraus zum Kampfe ausersehen hatte (6. Juli 1836).

Der Sieg an der Sikkah verschaffte den Franzosen wenigstens auf dieser Seite die Ruhe, welche sie brauchten, um ihr schon mehrmals beabsichtigtes Unternehmen gegen Konstantine auszuführen. Diese Provinz, die sowohl wegen ihrer Fruchtbarkeit als wegen ihrer Grenzlage gegen Tunis wichtig ist, befand sich in den Händen eines Bei's Achmet, der seit der französischen Besitznahme von Algier in dem Bezirke, den ihm die übrigen Häuptlinge ließen, den Souverain spielte. Clauzel hatte im Frühjahr die Erlaubniß zu einem Zuge erhalten, inzwischen kam aber ein anderes, friedlicheres Ministerium ans Ruder und dieses bewirkte, wenn auch nicht das Aufgeben, doch das Verschieben des Plans bis zu der verhängnißvollen Regenzeit. Am 8. November 1836 rückte die erste Colonne ins Feld, am 21. erreichte der Vortrab die Mauern von Konstantine. Die Stadt liegt auf einem Tafellande, das nach allen Seiten hin senkrecht auf der Ebene steht und nur auf einem Punkte mit der Gebirgsmasse, dessen Vorsprung es ist, zusammenhängt. Diese Stelle ist die einzige angreifbare und daher durch achtbare Befestigungen geschützt. Als das Heer gänzlich ermattet ankam, fehlte es an schwerem Geschütz, um Bresche zu schießen, und bald gingen auch die Lebensmittel aus. Clauzel mußte sich zum Rückzug entschließen und ihn auf bodenlosen Wegen, unter unaufhörlichen Regengüssen, von Kälte, Hunger und den Reiterschwärmen Achmet's bedrängt, ausführen. Die Hälfte seiner Truppen ging zu Grunde, die andere Hälfte verdankte ihre Rettung nur der Energie ihrer Generale und Offiziere, welche verhinderte, daß der Rückzug zu einer regellosen Flucht wurde.

Diese Scharte mußte ausgewetzt werden, wenn die Franzosen nicht ihr ganzes Ansehn verlieren wollten. Damit die gefahrdrohende Stellung Abd-el-Kader's unschädlich gemacht werde, erhielt General Bugeaud den Auftrag zu Unterhandlungen. Der Emir zeigte sich zum Frieden geneigt, und eine persönliche Zusammenkunft, die er an der Tafna mit Bugeaud hatte, führte

den von beiden Theilen gewünschten Abschluß herbei. Bugeaud wollte dabei dem Araber imponiren, sprach von seiner Artillerie, seiner Macht, alle Ernten zu vernichten, erfuhr aber eine derbe Zurechtweisung. Abd-el-Kader antwortete: „Meine Artillerie ist die Sonne, welche Deine Heere vernichten wird. Verbrenne immerhin einen Theil unserer Ernten. Wir werden anderswo Getreide finden. Unser Land ist groß, und Du wirst mir mit Deinen Colonnen nicht folgen; die Hitze und die Seuche werden sie aufreiben. Ueberall, wo Du erscheinen wirst, ziehen wir uns zurück, und dann werden Dir bald die Lebensmittel ausgehen. Wir Nomaden finden überall genug zu unserer Nahrung. Nie werden wir in Deine Hand fallen".

Es waren große Opfer, welche Frankreich durch den Frieden von der Tafna (30. Mai 1837) brachte. Abd-el-Kader erhielt gegen die Anerkennung der Souverainetät Frankreichs in Afrika die Provinzen Oran und Titteri nebst dem größten Theil der Provinz Algier. Dieses Mal gestand ihm die Regierung so gut wie offen die Herrscherwürde zu, denn sie erlaubte ihm, sich bei ihr durch „Agenten" vertreten zu lassen, und versprach, ihrerseits bei ihm Bevollmächtigte zu unterhalten. Als dies geordnet war, rüsteten die Franzosen zu ihrem zweiten Zuge gegen Konstantine. Nach den traurigen Erfahrungen des vorigen Jahres ist es unbegreiflich, daß man auch dieses Jahr lange zögerte und die Regenzeit nahe herankommen ließ, ehe man das Signal zum Aufbruch gab. In andern Beziehungen hatte man sich besser vorgesehen, insbesondere fehlte es nicht an dem erforderlichen Belagerungsgeschütz. Am 1. Oktober erreichte Damremont die feindliche Stadt und begann die Beschießung. Noch war der Erfolg zweifelhaft, als Damremont bei einer Erkennung der Werke durch eine Kanonenkugel fiel. Sein Nachfolger Valée setzte den Sturm auf den nächsten Tag fest, erstieg die kaum gangbare Bresche und kam nach einem mörderischen Kampfe in den Besitz des Platzes (13. Oktober).

So bemerkenswerth diese Eroberung als eine der schönsten Waffenthaten der neuesten Zeit ist, erlangt sie ihre hauptsächliche Wichtigkeit doch durch die Folgen, welche sie für die afrikanische Colonie der Franzosen hatte. Die Eingeborenen bekamen Ehrfurcht vor einer Macht, deren Truppen nicht mehr als zwei Wochen gebraucht hatten, eine gleichsam uneinnehmbare Felsenburg zu brechen, und wurden gleichzeitig durch ein neues Verwaltungssystem versöhnt. In der Provinz Konstantine herrschte nicht die fanatische Erbitterung,

von der die Bevölkerung der übrigen Theile der Regentschaft erfüllt war, und die Franzosen durften es in ihrer neuesten Erwerbung wagen, die Eingeborenen ganz nach ihrer alten Weise, nach ihren hergebrachten Gesetzen und Verwaltungsformen fortleben zu lassen. Die Weisheit dieses Entschlusses wurde ersichtlich: Konstantine blieb die ruhigste aller Provinzen, selbst die Anstrengungen des mehrmals zurückkehrenden Achmet Bei brachten nur vorübergehende Zuckungen hervor. So lernten die Franzosen den Weg kennen, auf dem sie mit Sicherheit und Schnelligkeit zu der Befestigung ihrer Herrschaft gelangen konnten.

Eine Prüfung, die schwerste, aber auch die letzte von allen, stand ihnen noch bevor. Der Vertrag an der Tafna war kein Friede, sondern ein Waffenstillstand, über dessen Dauer die Verhältnisse entschieden. Französischer Seits wünschte man eine Verlängerung desselben, weil in Paris zur Zeit eine friedliche Politik bevorwortet wurde, aber Abd-el-Kader durfte die Waffen nicht lange ruhen lassen. Je mehr seine Macht anwuchs, um so größer wurde das Verlangen seiner Anhänger nach dem Wiederbeginn des heiligen Kriegs. Seine Macht, sein Leben stand auf dem Spiele, wenn er einen Zustand aufrecht erhielt, der den fanatischen Arabern als die vollkommenste Gottlosigkeit erschien. In dem Vertrage von der Tafna war bestimmt worden, daß kein Theil das Gebiet des andern bewaffnet übertreten dürfe. Die Franzosen hatten diese von Abd-el-Kader nie beachtete Clausel bei einem Unternehmen gegen die eisernen Thore verletzt. Das war der Vorwand des Emirs, als er dem Marschall Valée absagte. Seine Herrschaft hatte räumlich die größte Ausdehnung gewonnen, in den Gemüthern die stärksten Wurzeln geschlagen, seine Stämme hatten sich durch eine zweijährige Ruhe gestärkt, waren mit Waffen und Kriegsvorräthen reichlich versehen und kampfbegieriger denn je. Der Angriff erfolgte plötzlich und mit den verheerenden Wirkungen eines Bergstroms, der sich nach tropischem Regen auf die Ebenen stürzt. Die meisten der einzelnen Posten, fast alle zerstreute Niederlassungen wurden von dem Araberschwarm weggefegt, der mit Feuer und Schwert bis unmittelbar vor die Thore der Hauptstadt vordrang. Das ganze Land bis auf die befestigten Städte war im Nu in den Händen seiner alten Besitzer, und den Franzosen blieb nur so viel Land, als sie mit ihren Mauern und Wällen umspannen, mit ihren Geschützen bestreichen konnten. Die Energie, mit der Marschall Valée das Unheil bekämpfte, war die Ursache neuer Verluste. Im-

mer durch das Verlangen vorwärts getrieben, Abd-el-Kader zu einer großen Schlacht zu bringen, opferte er seine Soldaten auf ununterbrochenen Zügen, die zu jeder Jahreszeit unternommen wurden und stets Luftstöße blieben. Die Todten nicht gerechnet, welche draußen in Feldern und Schluchten schlummerten, hatte Valée den dritten Theil seines Heeres krank und kampfunfähig gemacht, als er im Februar 1841 abberufen wurde.

Sein Nachfolger, General Bugeaud, kannte das Land vermöge eines frühern Aufenthalts und konnte zehnjährige Erfahrungen der französischen Herrschaft benutzen. Von seiner Anstellung datirt die zweite Eroberung Algiers. Von drei jungen Generalen, Cavaignac, Lamoricière und Changarnier, die alle ihre Sporen in Afrika verdient hatten, unterstützt, besetzte er alle strategisch wichtigen Punkte an der Küste und im Innern. Die Operationen, welche von diesen Waffenorten ausgingen, nahmen sich die Kriegsweise der Araber zum Muster. Leicht bewegliche Kolonnen durcheilten das Land mit Windesschnelle, vernichteten hier und dort einen Reiterschwarm, erschlugen hier und dort einem Stamm seine männliche Jugend, verbrannten die Dörfer und Ernten des Feindes, führten seine Heerden fort, und zogen sich, wenn größere Massen gegen sie auftraten, auf ihre befestigten Lager zurück. Zwar verdoppelte Abd-el-Kader, als er seine eigenen Waffen gegen sich anwenden sah, seine Thatkraft, zwar umkreiste er die französischen Besitzungen, einen schwachen Punkt erspähend, wo er dann plötzlich einbrach, zwar lockte er die französischen Colonnen noch häufig an den Rand der Wüste, um ihnen in dem Augenblicke, wenn sie keuchend, vor Hitze und Durst verschmachtend Halt machten, mit Stahl und Blei zuzusetzen, zwar erfocht er noch einige Siege, selbst einen über Lamoricière, aber seine Macht schwand doch dahin. Was die Razzias der Franzosen nicht thaten, das erreichten die Verhandlungen ihrer arabischen Bureaus. Durch diese wurden die arabischen Stämme entzweit oder durch Geld gewonnen, und einer nach dem andern auf die französische Seite herübergezogen.

Die unaufhörlichen Kämpfe in Algier hatten eine fortwährende Vermehrung des dortigen Heers*) nöthig gemacht und die Ausgaben bedeutend ge-

*) Generallieutenant Oudinot giebt für die nachbenannten Jahre folgende Zahlen:

Jahr.	Mann.	Pferde.	Jahr.	Mann.	Pferde.
1831	20,962	1518	1838	52,143	12,904
1833	35,076	4608	1840	66,509	13,571
1837	47,892	9067	1842	81,954	16,573

steigert. Während man 1831 naiv genug glaubte, mit der Eroberung dieser Colonie ein vortreffliches Geschäft gemacht zu haben, da man ja den Schatz des Dei's und eine Masse von Material erbeutet hatte, mußte man zuletzt noch Algier als abgesondertes Budget jährlich 74 Millionen Franken schicken, abgesehen von den Summen, die zu außerordentlichen Arbeiten verwendet, oder bei den einzelnen Dienstzweigen nicht besonders verrechnet wurden. Dennoch begann Ludwig Philipp auf diese Besitzung aus Gründen der allgemeinen Politik Werth zu legen. Das Bündniß mit England war kein so herzliches, daß nicht das Cabinet der Tuilerien wie jenes von St. James Selbstzwecke verfolgt und sich gegenseitig insgeheim entgegengearbeitet hätten. Für die französische Politik war Algier der bequemst gelegene Anhaltpunkt, die nordafrikanische Küste sich dienstbar zu machen. An Konstantine grenzte Tunis, in dessen Hafen die französische Kriegsflotte eine ihrer gewöhnlichen Stationen nahm, um den Bei gegen einen etwaigen Ueberfall türkischer Streitkräfte zu decken. Von Tunis reichte der französische Einfluß nach Tripolis, von dort weiter nach Aegypten. England seiner Seits bearbeitete den Hof von Marokko und trat in Einverständnisse mit Abd-el-Kader. Der orientalischen Frage war es vorbehalten, diese gegenseitigen Intriguen bis zu einem offenen Bruch zu treiben.

Mehemed Ali von Aegypten hatte eine solche Stellung gewonnen, daß er wie ein unabhängiger Monarch dastand. In Folge der letzten Kriege und innerer Verhältnisse des türkischen Reichs war eine relative Machtveränderung eingetreten. Mehemed Ali mit seinem geschlossenen, auf die höchste Spitze getriebenen Reformsystem, mit seinem abgerundeten, von einem gleichartigen Bevölkerungskern bewohnten Reiche, seiner Ruhmvermehrung als Besieger der Wechabiten und der Griechen, war in den entschiedensten Vortheil gekommen. Sultan Mahmud dagegen war von Ungläubigen besiegt worden und hatte weder Zeit noch Kraft gewonnen, die äußern Verluste durch innere Kräftigung auszugleichen. Sein Reich war zersplittert, über große, schlechtverbundene Strecken ausgedehnt, in der christlichen Bevölkerung bebte seit dem russischen Kriege eine gewisse Unruhe nach, und die herrschende Religionspartei kam in Folge von Stammesfeindschaften und der politischen Spaltung der Alttürken und der Reformfreunde zu keiner Einigkeit. Die streitbaren Janitscharen waren nicht überall vertilgt worden, und in der öffentlichen Meinung erschien ihr Widerstand gewissermaßen als gerechtfertigt, da die Erfahrungen des

russisch-türkischen Kriegs für das neue Heerwesen nicht günstig ausgefallen waren.

Mehemed Ali hielt seit 1829 Forderungen in Bereitschaft, wie man eine Waffe zum Gebrauch zur Hand legt. Die Belohnungen, welche er für die moreotischen Thaten Ibrahim Pascha's erlangt hatte, waren ihm nicht genügend, er verlangte mehr: das Paschalik Damascus. 1831 hatte der Sultan mit Empörungen in Bosnien und Albanien zu thun, bei denen Mehemed Ali den Aufhetzer gemacht hatte. Diesen Zeitpunkt wählte der Letztere, Beschwerden, zu denen ihm Abdallah, der tyrannische Pascha von Akre Anlaß gegeben hatte, mit plötzlichem Nachdruck geltend zu machen. Abdallah hatte armen Fellahs, welche vor der Rekrutirung aus Aegypten geflohen waren, Aufnahme gewährt. Mehemed Ali forderte die Auslieferung dieser Unglücklichen, und Abdallah antwortete: „Gleich Dir Wesir unseres glorreichen Herrn, des Sultans Mahmud, habe ich eben so wenig als Du das Recht, mich zu widersetzen, wenn seine getreuen Unterthanen von Aegypten nach Syrien, oder von Syrien nach Aegypten ziehen". Abdallah gehörte zu den ungehorsamsten Pascha's der Pforte, und Mehemed Ali konnte sich, wenn er gegen Akre ins Feld rückte, den Anschein geben, als handle er im Auftrag des Sultans. Am 29. Oktober 1831 überschritt sein Heer die syrische Grenze, nahm die nächsten Städte, auch Jerusalem, weg und schloß Akre ein. Die Belagerung zog sich so sehr in die Länge, daß der Sultan Zeit genug gehabt hätte, zwischen den beiden Pascha's einzuschreiten. Lange that er dies nicht, weil Abdallah und Mehemed Ali ihm gleich verhaßt waren, weßhalb er es gern sah, daß Beide sich gegen einander aufrieben. Allein die Aegypter blieben vor Akre nicht stehen, besetzten vielmehr die beherrschenden Punkte des Libanons, dehnten sich gegen den Taurus aus und verriethen überhaupt die Absicht, zu Akre noch die drei andern syrischen Paschaliks, Damascus, Haleb und Tripoli, für sich zu erobern. So wurde der Streit zweier Statthalter zu einer unmittelbaren Gefahr für die Pforte und forderte gebieterisch zum Handeln auf. Der Sultan erklärte am 23. April 1832 den Krieg und gleichzeitig sprach der Mufti den Bann gegen Mehemed als einen Verräther am Propheten aus.

Mehemed Ali hatte anfänglich im Auftrage des Sultans zu handeln vorgegeben. Jetzt erklärte er, sein Zweck sei, den Großherrn aus den Händen Rußlands zu befreien, und fand auch mit dieser Lüge Glauben, da die

syrische Bevölkerung mit eigenen Augen sah, wie eifrig die russischen Consuln und Agenten gegen die Aegypter wirkten. Das Glück, das im Orient jede Treue erschüttert, erklärte sich ebenfalls für ihn. Akre wurde im Mai erstürmt, im Juni rief Damascus die Aegypter herbei. Ein ehrgeiziger Greis, Chosrew Pascha, verweigerte in dieser Krisis dem türkischen Heere Alles, was zum Erfolg gehörte. Als Seraskier mit dem Verwaltungswesen des Heeres betraut, ließ er, weil nicht er selbst, sondern sein Feind Hussein Pascha den Oberbefehl erhalten hatte, weder Geld, noch Lebensmittel, noch Kriegsbedarf nach Asien abgehen. Zu allem Unglück hatte das vernachlässigte Heer auch keine Einheit der Führung; Hussein Pascha, ein Anhänger der alten Heerordnung, hatte thatsächlich nur die unregelmäßigen Truppen zu leiten, während die geschulten Regimenter allein Mehemed Pascha gehorchten.

Gegen den ausdrücklichen Willen Hussein's rückte Mehemed Pascha auf Homs vor. Er ließ sich dort von Ibrahim Pascha überraschen und machte in der ersten Verwirrung Fehler, die er mit aller persönlichen Tapferkeit nicht auszugleichen vermochte. Seine Truppen unterstützten ihn nur zum Theil; die Artillerie schoß ins Blaue, die Reserve weigerte sich einen Schuß abzufeuern (9. Juli 1832). Die Muthlosigkeit des geschlagenen Heers war eine so große, daß Hussein Pascha, der voll Verzweiflung herbeieilte, die Fliehenden aufzuhalten, kein anderes Mittel fand, als sie in einem Engpaß mit Kartätschen zu empfangen. Auf den Höhen über dem Gebirgspaß von Beylan, der die große nach Damascus führende Karawanenstraße beherrscht, erlitt das türkische Heer eine zweite noch schlimmere Niederlage. Es löste sich ganz auf.

Mehemed Ali benutzte seinen Sieg mit Mäßigung. Zwar gab er seinem Sohn Befehl, den Taurus zu überschreiten und in Kleinasien vorzudringen, aber er knüpfte zugleich in Constantinopel Unterhandlungen an, bei denen er sich mit der Forderung der syrischen Paschaliks begnügte, und ließ während derselben zwei Monate lang die Waffen ruhen. Inzwischen war es der Pforte möglich geworden, ein neues Heer aufzustellen. Chosrew Pascha bat fußfällig um den Befehl desselben, der Sultan übergab den Feldherrnstab an Redschid Mehemed Pascha, und Chosrew blieb Seraskier. Daß er das alte Spiel wiederholte, das Heer an Allem Mangel leiden ließ, versteht sich von selbst. Aber er that mehr, er führte geflissentlich den Untergang der letzten Armee herbei, über die sein Vaterland gebot. Ibrahim Pascha stand jenseits des Taurus in der Luft; seine Verbindungen mit Aegypten wurden schwierig, die Bevöl-

ferung bezeigte ihm wenig Theilnahme. Dieser Lage seines Gegners angemessen, entwarf Redschid Pascha seinen Plan, jede große Feldschlacht zu versagen und die Aegypter durch einen kleinen Krieg, durch das Stören jeder Bewegung, durch das Abschneiden aller Zufuhren zum Rückzuge zu zwingen. Auf Chosrew's Antrieb befahl ihm der Sultan, eine Schlacht zu liefern. Dann möge man ihm die 25,000 Mann auserlesener Truppen der Reserve schicken, antwortete Redschid Mehemed. Die Reserve wurde ihm verweigert, und die Schlacht mußte er dennoch liefern. Sie fand am 20. December 1832 bei Konieh statt. In der Mitte, wo er selbst befehligte, gewannen die Türken Boden. Das ägyptische Mitteltreffen wankte, als Ibrahim Pascha sich rechts wandte und den linken feindlichen Flügel von zwei Seiten in ein furchtbares Geschützfeuer nahm. Indem Redschid Mehemed herbeieilte, um die beginnende Flucht aufzuhalten, wurde er von streifenden Beduinen gefangen genommen. Der Halt war aus dem Heere gewichen, es floh nach allen Seiten, seine Geschütze, seine Fahnen auf dem Schlachtfelde zurücklassend.

Bis jetzt waren alle Berechnungen Mehemed Ali's glänzend in Erfüllung gegangen. Sein Sohn hatte die kleinasiatischen Engpässe überwunden, Brussa, die alte Hauptstadt der Osmanen, besetzt, beide Heere des Sultans waren zersprengt worden, und die europäischen Mächte, noch immer mit den Folgen der Julirevolution beschäftigt, hatten ihn gewähren lassen. Aber eine dieser Mächte hielt bei allen westlichen Verwicklungen die Augen auf das Morgenland gerichtet, und mit dieser Macht bekam Mehemed Ali zu thun. Rußland bot dem Sultan seine Heere und Flotten an. Das Anerbieten wurde angenommen, zurückgewiesen, wieder angenommen; es wurde dem Sultan schwer, sich von Rußland retten zu lassen. Er war mit seinen Schwankungen abermals zu einer Weigerung gelangt, als er die friedlichen Salutschüsse der russischen Flotte vom Bosporus herüberdröhnen hörte. Es waren in Constantinopel drei Vertraute des Kaisers, Buteniew, Murawiew und Orlow, anwesend, und diese hatten sich beeilt, den Befehl zur schleunigsten Ausrüstung einer Flotte mit Landungstruppen nach Sebastopol gelangen zu lassen. In so überraschend kurzer Zeit war Admiral Lazareff von dem pontischen Kriegshafen in die Meerengen gelangt, daß der Sultan selbst über die Nähe seiner Retter in Schreck gerieth.

Die russischen Kriegsschiffe warfen auf der Kaiserrhede (Hunkiar Iskelessi) Anker, die Landungstruppen — es kamen nach und nach elf Bataillone und

acht Schwadronen mit sechsunddreißig Geschützen — bezogen ein Lager auf den asiatischen Höhen daneben. Die europäische Diplomatie bot alle ihre Kräfte auf, es nicht zu der Probe kommen zu lassen, was die schwachen russischen Streitkräfte gegen Ibrahim Pascha's 100,000 Mann ausrichten könnten. Mehemed Ali spannte die Saiten nicht zu hoch; er forderte, was er im Anfang gefordert hatte, und noch etwas dazu — den Bezirk von Adana, der Bleiminen besitzt und zwei kleinasiatische Gebirgsstraßen beherrscht. Auf dieser Mehrforderung bestand er unerschütterlich und erhielt sie bewilligt. Der Sultan ernannte ihn zum Pascha von Syrien und zum Führer der heiligen Karawane, seinen Sohn Ibrahim zum Generalpächter von Adana. Diese Vereinbarung wurde zu Kutajah am 3. Mai 1833 abgeschlossen, worauf Ibrahim Pascha seine Truppen in die Grenzen seiner neuen Besitzungen zurückzog.

Dem Frieden von Kutajah folgte am 8. Juli 1833 der Vertrag von Hunkiar Iskelessi, der Preis, den Rußland sich für seine Hülfe zahlen ließ. Dieser Vertrag enthält sechs öffentliche und mehrere geheime Artikel, deren wichtigster noch in demselben Jahre bekannt geworden ist. Die öffentlichen Artikel begründen ein Schutzbündniß zwischen Rußland und der Türkei und übertragen dem Kaiser die Verpflichtung, „dem Sultan jeder Zeit so viele Schiffe und Truppen zu Hülfe zu schicken, als dieser selbst fordern werde“. Sie enthalten ferner die für die schwächere Partei mehr als bedenkliche Bestimmung: „Beide contrahirenden Theile werden über alle Fälle und Vorkommenheiten berathen, welche die Ruhe und die Sicherheit der Türkei oder Rußlands angehen können“. Unter dem Schirm dieser Bestimmung konnte sich Rußland in jede türkische Angelegenheit einmischen und wurde so zum Mitregenten des Reichs. In dem einen geheimen Artikel war noch gesagt: der Kaiser von Rußland verzichte auf die materielle Hülfe der Türkei, um seinem Verbündeten Lasten und Kosten zu ersparen, und begnüge sich damit, daß die Dardanellen jedem fremden Kriegsschiffe verschlossen blieben. Diese Verpflichtung wurde unbedingt hingestellt, nicht etwa auf den Kriegsfall beschränkt. Kaiser Nikolaus verwandelte das schwarze Meer auf diese Weise in einen russischen Binnensee. Noch in demselben Jahre verweigerte die Pforte einem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen, und dies gab die Veranlassung, daß der geheime Artikel bekannt wurde.

Was Rußland mit dem Vertrage von Hunkiar Iskelessi bezweckte, trat

zu deutlich hervor, als daß nicht die Eifersucht der andern Mächte hätte rege werden müssen. Von allen hatte England die meiste Aufforderung, wachsam zu sein. Nicht blos in der Türkei, auch in allen übrigen asiatischen Reichen stieß es auf geheime Gegenwirkungen, die sich alle aus einer russischen Quelle ableiten ließen. Ohne daß man Rußland den Plan zuzuschreiben braucht, einen selbst unter den günstigsten Umständen noch gewagten Angriff auf das englische Ostindien vorzubereiten, lassen sich diese Machinationen erklären. Es können Diversionen sein, um Englands Kräfte zu beschäftigen und sie von dem Lande abzulenken, das immer das nächste Angriffsobject der nordischen Vergrößerungssucht bleiben wird. Die englische Diplomatie verdoppelte nach dem Vertrage von Hunkiar Iskelessi ihre Thätigkeit beim Divan. Sie sagte dem Sultan die Hülfe Englands bei dem Kampfe gegen Mehemed Ali zu, der seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigte, und suchte ihm begreiflich zu machen, daß dieser Entscheidungskampf erst dann beginnen könne, wenn die Türkei ihre vollen Kräfte wieder erlangt habe. Ein kräftiges Land ist ein unabhängiges Land, und England diente mithin seinen antirussischen Zwecken, indem es die Bemühungen des Sultans für innere Reform unterstützte.

Die nächstliegenden Interessen, welche England zu der kräftigsten Parteinahme gegen Mehemed Ali veranlaßten, waren theils die Benachtheiligung des englischen Handels durch die Zölle und Monopole des Vicekönigs, theils das Bedürfniß einer nähern Verbindung mit Ostindien, für dessen Befriedigung Mehemed Ali gefährlich wurde. Ein Versuch directer Dampfschifffahrt nach Calcutta, 1825 mit dem Dampfschiff Entreprise unternommen, hatte ein ungünstiges Ergebniß geliefert. Man gewann gegen gewöhnliche Segelschiffe nicht mehr als sieben Tage, und diese Zeitersparniß wurde durch die unverhältnißmäßig größern Kosten mehr als aufgewogen. Der Plan directer Dampfschifffahrt wurde demnach aufgegeben, und man verfolgte den Gedanken einer Verbindung über das Mittelmeer. Hier boten sich zwei Linien dar, die eine durch Syrien, den Euphrat und den persischen Meerbusen, die andere über Aegypten und das rothe Meer. Beide Linien wurden zu gleicher Zeit untersucht, und jene des Euphrats erhielt als die kürzere den Vorzug. Man berechnete für die Linie des rothen Meeres von Bombay nach Suez einundzwanzig Tage, bis Alexandrien vier bis fünf, bis Malta fünf, bis Falmouth funfzehn bis sechszehn, also im Ganzen fünfundvierzig bis siebenundvierzig, für die Euphratlinie von Bombay nach Bassora zehn Tage, bis Bir acht

bis zehn, bis Scanderun vier, bis Malta fünf, bis Falmouth funfzehn bis sechszehn, mithin im Ganzen dreiunddvierzig bis fünfundvierzig, also ein paar Tage weniger als auf der um siebenundfunfzig deutsche Meilen längeren Linie über das rothe Meer.

Die Unternehmungen für die Instandsetzung der Ueberlandpost beschäftigten die Engländer in der ganzen Zeit des Waffenstillstands zwischen Sultan Mahmud und Mehemed Ali. 1835 führte der Canning den Oberst Chesney mit mehreren Offizieren, Ingenieuren und Matrosen an die syrische Küste. Die Reisegesellschaft hatte zwei eiserne Dampfboote, Euphrat und Tigris, bei sich, die in Stücken zu Lande nach dem Euphrat gebracht und dort zusammengesetzt wurden. Schon nach fünftägiger Fahrt ging der Tigris zu Grunde, und der Euphrat wurde stark beschädigt, überhaupt war das Resultat kein günstiges. Es fand sich, daß der Landweg durch Syrien große Schwierigkeiten darbiete, die Flüsse Euphrat und Tigris viele seichte Stellen hätten, die am Ufer umherschweifenden wilden Stämme feindselig wären. Der Bau eines Kanals vom Mittelmeer bis zum Euphrat und eines zweiten bei Bagdad von dem Tigris nach dem Euphrat, oder auch quer durch die Sümpfe von Lendun, würde den bedenklichsten Theil dieser Hindernisse entfernt haben.

Im nächsten Jahre begann Thomas Waghorn die Versuche, welche zur Einrichtung der jetzigen Ueberlandpost über das rothe Meer und Aegypten geführt haben. Bodenschwierigkeiten gab es hier nur auf der kürzesten Strecke, aber man brauchte einen Posten im rothen Meer, wo die Schiffe gegen die Seeräuber und die Ostmonsuns Schutz finden, frisches Wasser und Kohlen einnehmen könnten. Es fügte sich, daß ein englisches Schiff bei Aden strandete und nach arabischer Sitte völlig ausgeplündert wurde. Die englisch-ostindische Gesellschaft forderte Ersatz und im Laufe der Verhandlungen auch Abtretung des Hafens. Als der Sultan dessen sich weigerte, blockirten die Engländer die Stadt und nahmen sie am 9. Januar 1839 mit Sturm. Die größte Schwierigkeit blieb Mehemed Ali. Dieser Feind des englischen Handels verfügte über den Zugang zu beiden Ueberlandstraßen, besaß Syrien, strebte nach Bagdad und beunruhigte die Engländer für die Zukunft ihres ganzen orientalischen Handels. Ueberdies hegte man in London den Argwohn, daß Rußland, so offen es die „Rebellion" Mehemed Ali's verdamme, doch insgeheim einen solchen Zustand der Dinge gern sehe, der den ägyptischen Vicekönig zum überlegenen Nebenbuhler, nur nicht zum Herrn des türkischen

Reichs mache. Ein solcher Zustand der Dinge war durch den Vertrag von Kutajah herbeigeführt worden, und darum bemühte sich England, den Sultan so stark und unabhängig zu machen, daß er sich auf einen neuen Kampf mit Mehemed Ali einlassen könne.

Ein diplomatischer Meisterstreich lähmte den russischen Einfluß in Constantinopel nicht lange nach dem Vertrage von Hunkiar Iskelessi. Der russische Gesandte betrieb bei der Pforte die Anerkennung des in Etschmiadsin residirenden Katholikos durch alle Armenier. Erfolgte diese, so konnte Rußland durch den auf seinem Gebiet wohnenden Oberhirten auf die zahlreichen armenischen Wechsler und Kaufleute des türkischen Reichs einwirken lassen. Die Pforte gab nach und bestimmte den Patriarchen in Constantinopel zur Anerkennung des Katholikos in Etschmiadsin. Sie erbat jedoch einen Gegendienst, nämlich einen Nachlaß an dem Reste der Kriegssteuer von 1829. Für diesen Rest war den Russen Silistria verpfändet. Der Kaiser setzte seine Forderung großmüthig herab, da er den festen Glauben hegte, daß der traurige Zustand ihrer Finanzen der Pforte doch keine Zahlung erlaube, aber mit einem Male war das Geld da, und die russischen Truppen mußten vertragsmäßig Silistria räumen. Diese werkthätige Unterstützung ließ die Wagschale Englands bedeutend sinken, und noch mehr Gewicht legte sich in sie in Folge der Beharrlichkeit, mit der England allen Reformplänen des Sultans seinen Beistand lieh. Rußland hielt sich auf der entgegengesetzten Seite und verlor eben darum trotz seiner innigsten Verbindung mit der alttürkischen Partei fortwährend Boden. Die russischen Intriguen in der innern Türkei näher zu beleuchten, versagen wir uns, denn es ist, wir Urquhart sagt: „Dem Wirrsal dieser Ränke zu folgen, läßt weder der Raum irgend eines Buchs zu, noch würde es die Geduld irgend eines Menschen ertragen."

Die Reformen des Sultans hatten sich vorzüglich auf das Heer zu erstrecken, das nach den Schlachten von Homs und Konieh neu organisirt und mit Selbstvertrauen erfüllt werden mußte. Preußische Offiziere unterzogen sich der ersten Aufgabe, um die zweite zu erfüllen, gab der Sultan seinen Truppen eine kriegerische Beschäftigung.

Seit der größtentheils freiwilligen Unterwerfung der Kurden zur Zeit Selim's I. (1515) waren die ausgedehnten und wichtigen Gebiete Kurdistans in einem Zustande der Verwirrung geblieben. Von Jugend an gewöhnt, frei auf Bergen und Hochebenen zu schweifen, halb von dem Ertrage ihrer

Heerden, halb von Raub und Plünderung lebend, unterwarfen sich die Kurden der türkischen Oberherrschaft nie vollständig und lebten in einem ewigen Kriege, theils unter sich, theils mit ihren türkischen und persischen Grenznachbarn. Die Unterwerfung des schwer zugänglichen Gebirgslandes wurde nach dem Vertrage von Kutajah besonders wünschenswerth, da die Türken dadurch einen Zugang zu Syrien gewannen, der ihnen auf dem gewöhnlichen Wege in Folge der Abtretung von Adana mit den Tauruspässen fehlte. Redschid Pascha und nach seinem Tode Hafis Pascha bildeten ein Heer, das 1836 schon auf 25,000 Mann mit 80 Geschützen angewachsen war, und bekämpften die Stämme und Fürsten einzeln, zuerst die Bey's von Rewandiz und Jezireh ben Omar, dann die Yesiden von Sinjar, endlich die Kurdenstämme nördlich vom Tigris. Ein Stamm der Kurden nach dem andern wurde geschwächt und geschlagen, eine Bergfeste nach der andern erobert oder zur Ergebung gezwungen. Erfolgte keine eigentliche Unterwerfung, so waren die Kurden doch geschwächt, der Zugang zu Syrien stand offen, und das neue Heer hatte Uebung in den Waffen und Selbstvertrauen erlangt.

Mehemed Ali sah dem Näherrücken seines Feindes keineswegs ruhig zu. Da der Friedenszustand ihm keinen offenen Krieg erlaubte, so schadete er wenigstens durch Diversionen, durch die Erregung von Aufständen in Albanien und Bosnien, ohne indessen den Sultan durch diese Neckereien von dem größeren Ziele abzulenken. Während dieser ganzen Zeit machte er England immer feindlicher, theils durch die Ausdehnung seiner Handelsmonopole auf Syrien, theils durch Unternehmungen auf der arabischen Halbinsel, die sich auf die ganze Westküste derselben, auf Jemen und Maskat ausdehnten. Seine Besitznahme der Bahreininsel im persischen Meerbusen, seine Anschläge auf Bassora sprachen so deutlich, daß England für seine Ueberlandstraße ernstlich zu fürchten begann. Um so rückhaltsloser unterstützte England die kriegerischen Entwürfe des Sultans, von denen es jetzt zugestand, daß sie sich die gänzliche Unterwerfung Mehemed Ali's unter die Oberherrlichkeit der Pforte zum Ziel nehmen müßten. In Constantinopel gelangte ein türkisch-englischer Handelsvertrag zum Abschluß, mit dessen Ausführung die Erhaltung des Friedenszustandes zwischen der Türkei und Aegypten unverträglich war. Der zweite Artikel verordnete die Herstellung der freien Ausfuhr wie die Aufhebung aller Monopole, und der sechste Artikel fügte hinzu, daß diese Vorschriften „in allen Theilen des türkischen Reichs, sowohl in den europäischen und asia-

tischen, als in den afrikanischen und ägyptischen Statthalterschaften in Kraft treten sollten." Damit hatte der Sultan die Vernichtung der ägyptischen Monopole und Zollbedrückungen ausgesprochen, England aber anerkannt, daß es in Mehemed Ali nichts als einen gewöhnlichen Pascha der Pforte sehe.

Mehemed Ali antwortete auf die Ankündigung von dem Abschlusse des Vertrags, er werde denselben in fünf bis sechs Jahren, nachdem er seine Finanzeinrichtungen getroffen, annehmen, wenn man ihm die Erblichkeit aller seiner Besitzungen zugestehe. Einen Theil des Tributs, den er bisher sehr unregelmäßig bezahlt hatte, entrichtete er eben jetzt, indem er sich zugleich über die Ausstände in Syrien beschwerte, welche seine Feinde in Constantinopel gegen ihn zu Stande gebracht hätten. Die Pforte legte auf diese Aufstände ein großes Gewicht, denn sie sah in ihnen ein Zeichen, daß Mehemed Ali durch seine Handelsbedrückungen und Rekrutirungen allgemein verhaßt geworden sei. In dieser Voraussetzung beschloß Sultan Mahmud, mit dem längst beschlossenen Schlage nicht länger zu zögern.

Im Frühlinge von 1839 nahm Hafis Pascha fortwährend neue Stellungen und kam bei diesen Bewegungen, die durch die ungesunde Lage von Orten, durch den Mangel an Lebensmitteln, durch die Hitze motivirt wurden, den Aegyptern immer näher. Ibrahim Pascha räumte, während die Türken vorgingen, einen Ort nach dem andern, und wich auch dann noch zurück, als Hafis Pascha bei Bir den Euphrat überschritten hatte. Dem türkischen Befehlshaber war ein Befehl des Sultans zugegangen, in dem die Absetzung Mehemed Ali's ausgesprochen wurde, und er drängte um so mehr zur Entscheidung, als er das Zurückweichen der Aegypter für Feigheit hielt. Die Schlacht von Nisib (23. und 24. Juni 1839) begann mit kleinen Gefechten, welche den Aegyptern den Weg in den Rücken des türkischen Lagers zeigten. Es kam ein Moment, in dem Hafis Pascha, wenn er dem Rathe der preußischen Offiziere gemäß die Mitte der in einer Umgehung begriffenen Feinde angegriffen hätte, den Sieg erfochten haben würde. Seine Unentschlossenheit verdarb Alles. Durch ein heftiges Geschützfeuer bereits in ihrer Haltung erschüttert, sahen seine Truppen sich nicht sobald noch von einer andern Seite her gefaßt, als sie ihre Reihen auflösten und in ungeregelter Flucht dem Euphrat zueilten. Gefallen waren von den 50,000 Mann des Heeres nicht mehr als 4000, aber eine Woche nach dem Schlachttage war das Ganze ver-

schwunden, da die Soldaten sich nach allen Seiten zerstreut, die gewaltsam ausgehobenen Kleinasiaten und Kurden ihre Heimath aufgesucht hatten.

Die Nachricht von dem Verluste seines schönen Heers traf Sultan Mahmud nicht mehr am Leben. Sein Todestag ist unbekannt, denn man hatte den eingetretenen Tod lange verheimlicht, um seinem sechszehnjährigen Nachfolger Abd=ul=Meschid einige Zeit zu lassen, sich auf dem Throne zu befestigen. Der Untergang des türkischen Reichs schien besiegelt zu sein. Nicht nur gab es kein Heer weiter, dem die Vertheidigung des Reichs anvertraut werden konnte, sondern auch die Flotte entzog sich dem Reiche durch den Uebergang des Kapudan=Pascha's an die Aegypter, und der vorrückende Ibrahim wurde von der kleinasiatischen Bevölkerung mit offenen Armen empfangen. Zum Glück blieb Constantinopel ruhig, und einige kräftige Maßregeln wie gemeinschaftliche Demonstrationen der scheinbar einigen Großmächte wirkten beruhigend auf Asien zurück. Bald hemmte auch Ibrahim Pascha sein Vorrücken und näherte sich sogar seinen alten Standquartieren wieder, da in seinem Heer Krankheiten ausbrachen und die in seinem Rücken, in Syrien ausbrechenden Aufstände einen drohenden Charakter annahmen.

In dieser Zeit der Noth sprach der Sultan Abd=ul=Meschid die Wiedergeburt seines Reichs durch eine Verbindung der alten Sittenreinheit mit der europäischen Kultur aus. Am 3. November 1839 wurde der berühmte Hattischerif von Gülhane verkündet vor einer großen Versammlung, die außer den Würdenträgern und Ulema's aus Abgeordneten aller Provinzen und Glaubensgesellschaften und den Vertretern der fremden Mächte bestand. Dieser Hattischerif spricht die Grundsätze aus, welche für alle Zukunft bei der Regierung des Reichs befolgt werden sollen, die Anwendung dieser Grundsätze auf das Einzelne ist durch Tanzi mat i Hairyi oder heilsame Anordnungen geregelt worden. Der Hattischerif von Gülhane, eine Art von Verfassung ohne Volksvertretung, brachte den Christen wie den Gläubigen des Reichs durchgreifende Verbesserungen ihrer Lage. Die Christen fanden darin die großen Grundsätze der Glaubensfreiheit und der Rechtsgleichheit, ausgesprochen in der Verfügung: „Jeder soll dem Andern ohne Unterschied des Stammes und Religion in Rechten und Pflichten gleichgesetzt werden.“ Der Gläubige erhielt eine Abstellung alter Beschwerden durch die Einführung einer regelmäßigen Rekrutirung und die Herabsetzung der Dienstzeit auf fünf Jahre. Alle Unterthanen hatten sich zu freuen, daß für Leben, Ehre und

Vermögen Sicherheit gewährt, die Vermögenseinziehung, die blutige Ahndung gewisser Verbrechen ohne vorangegangene Untersuchung abgeschafft, die Bestechlichkeit und Willkür strenge verboten, eine regelmäßige Abgabenvertheilung angeordnet wurde.

Der Eindruck des Hattischerifs war der günstigste. Mehemed Ali selbst stellte sich auf die Seite der Lober, als er ausrief: „Das ist wieder gegen mich gerichtet.“ Konnte die Pforte nach dieser Maßregel innerer Kräftigung ihre Defensivstellung ruhiger behaupten, so glaubte andererseits auch der Vicekönig von einem geduldigen Zuwarten große Vortheile erwarten zu dürfen. Er rechnete auf ein Zerwürfniß unter den Großmächten, und zwar insofern mit Recht, als das Einverständniß aller fünf europäischen Staaten ersten Ranges, das sich nach der Schlacht bei Nisib geäußert hatte, in der That bald aufhörte. Nur trat die von Mehemed Ali erwartete Zwietracht nicht zwischen Gruppen und Gruppen, Staaten und Staaten ein und eben so wenig mit dem Gefolge eines europäischen Kriegs. Blos Frankreich vereinzelte sich von den andern Mächten und ließ es schließlich bei vorbereitenden Kriegsmaßregeln bewenden.

Frankreich hoffte Mehemed Ali ganz in sein Interesse ziehen zu können, wodurch das System französischer Bündnisse am Mittelmeer seinem Abschluß nahe gekommen sein würde. Seine Diplomaten machten daher geltend, daß der Vicekönig um der Kraft willen, mit der er den russischen Plänen auf Asien entgegentreten könne, im Besitz seiner vollen Macht gelassen werden müsse. Diesen Grund hätte England geltend machen müssen, wenn für sein indisches Reich nicht gerade durch Mehemed Ali die nähere und dringendere Gefahr entstanden wäre. Was die übrigen drei Mächte betraf, so war Rußland aus dem Grunde, den die französische Diplomatie richtig angab, gegen Mehemed Ali, während Oesterreich in seinem wohlverstandenen Interesse die Integrität der Türkei aufrecht erhalten wollte und darin von Preußen unterstützt wurde.

Der Abschluß eines Bündnisses zwischen den vier Mächten England, Oesterreich, Rußland und Preußen fand eine wesentliche Erleichterung durch den Verzicht auf den Vertrag von Hunkiar Iskelessi, den Rußland durch seinen Gesandten von Brunnow aussprechen ließ. Am 15. Juli 1840 wurde der Vierbundvertrag in London unterzeichnet. Es wurden darin folgende Punkte aufgestellt: Mehemed Ali hat Kreta, Arabien, Adana und Syrien mit Ausnahme des Paschaliks Akre an den Sultan zurückzugeben, eben so

die türkische Flotte; das Paschalik Aegypten behält er in erblichem Besitz. Gehorcht er binnen einer bestimmten Frist nicht, so verliert er Akre, dauert seine Widersetzlichkeit über einen zweiten Termin hinaus fort, so kann ihm der Sultan auch Aegypten nehmen. Die vier Mächte verpflichten sich, Mehemed Ali, nöthigenfalls mit Gewalt, zur Annahme dieser Bedingungen zu zwingen und dem Sultan einen gemeinsamen militairischen Schutz angedeihen zu lassen. Der Vertrag von Hunkiar Iskelessi verliert seine Gültigkeit und es treten wieder die alten Gesetze der Türkei in Kraft, nach denen in Friedenszeiten alle fremden Kriegsschiffe von den Dardanellen und dem Bosporus ausgeschlossen werden.

Wollte Frankreich nach dem Vierbundvertrage seine Unterstützung Mehemed Ali's fortsetzen, so gerieth es mit ganz Europa in Krieg. Obgleich Ludwig Philipp die Miene annahm, als wollte er es darauf ankommen lassen, große Rüstungen anordnete und die Revolutionspropaganda von 1830 wieder in Thätigkeit setzte, wird es ihm doch mit dem Kriegsentschluß nicht Ernst gewesen sein. Derselbe diente ihm, einen Lieblingsplan, die Befestigung von Paris, zur Ausführung zu bringen, und wurde dann aufgegeben. Auch sein Minister Thiers, der Vertreter der kriegslustigen Partei Frankreichs, rieth Mehemed Ali, um jeden Preis Frieden zu schließen, und rief die Flotte unter Lalande zurück, damit nicht der gegenseitige Haß der französischen und englischen Matrosen einen Zusammenstoß herbeiführe.

Mehemed Ali gab, obgleich von Frankreich verlassen, nicht nach; die Uneinigkeit der Großmächte müsse sich doch einstellen, meinte er. Seine ausweichenden Antworten auf die Aufforderung der Bevollmächtigten des Vierbundes machten die Anwendung von Waffengewalt unvermeidlich. Ibrahim Pascha ging wieder vor, damit die Flotten der Verbündeten sich zur Deckung der türkischen Hauptstadt aufstellen möchten. Dieser Fehler wurde nicht begangen, vielmehr begaben sich die Flotten nach der syrischen Küste. Es waren englische und österreichische Schiffe, die sich dort, von den Admiralen Stopford, Napier und Bandeira befehligt, versammelten; die Landungstruppen, welche sie an Bord hatten, waren Oesterreicher, Engländer und Türken. Man konnte zu Lande nur 7000 Mann verwenden, und die Aegypter zählten 60,000 Mann, aber man durfte Aufstände der syrischen Bevölkerung und starke Ausreißereien im feindlichen Heer erwarten. Auch war der Angriffspunkt vortrefflich gewählt. Er setzte die Angreifenden mit den unzufriedensten

Bezirken in Verbindung, und erreichte der Aufstand die vorausgesetzte Stärke, so wurde Ibrahim Pascha, der mit dem Hauptheer an den Tauruspässen stand, in der schlechtesten Jahreszeit zum Rückzuge durch ein feindliches Land mit den Landungstruppen in der Flanke genöthigt.

Alle Unternehmungen der Verbündeten wurden von Erfolg gekrönt. Die Flotte nahm Beirut, Saida, dann auch Akre, auf dessen Mauern der jugendliche Erzherzog Friedrich von Oesterreich der erste der Stürmenden war, Landungstruppen schlugen die weit überlegenen ägyptischen Truppen in mehreren Gefechten und fachten einen allgemeinen Aufstand an. Ibrahim Pascha mußte seine Truppen vom Taurus zurückrufen, allein nur schwache Bruchtheile erreichten sein Hauptquartier, die meisten waren vorher dem Wetter, dem Hunger und den Angriffen der Gebirgsbewohner zum Opfer geworden. Durch Ausreißereien geschwächt und der Plätze beraubt, wo er sein Material aufgehäuft hatte, zog sich Ibrahim nach Damascus und bereitete noch eher, als ihn sein Vater zurückrief, den Rückzug nach der Landenge von Suez vor.

Durch die einander jagenden Unglücksbotschaften aus Syrien gedemüthigt und durch ein Erscheinen Napier's vor Alexandrien selbst für Aegypten besorgt gemacht, erklärte Mehemed Ali in einem Schreiben vom 10. December 1840 dem Großwesir seine Unterwürfigkeit. Die Vermittlung der vier Mächte verschaffte ihm Bedingungen, die immerhin noch leidlich genannt werden konnten. Allerdings mußte er allen seinen Besitzungen außerhalb Aegyptens entsagen, auch seinen mit Strömen von Blut erkauften Eroberungen gegen die Wechabiten, sowie den beiden heiligen Städten, die ihm Stellung und Namen eines Beschützers des Glaubens gaben. Aber er behielt Aegypten als erbliches Besitzthum seiner Familie nach der Successionsordnung des Seniorats, welche im Orient durch Herkommen und Gewohnheit begründet ist und den jedesmaligen Aeltesten ohne Rücksicht auf Linie und Gradesnähe zur Erbfolge beruft. Dieses erbliche Besitzthum durch Eroberungen gegen Süden und Südwesten auszudehnen, verwehrte ihm der Vertrag mit dem Sultan nicht. Endlich mußte er versprechen, daß er alle Gesetze, alle Verträge des Sultans als für Aegypten von selbst gültig anerkennen, seine Handelsmonopole und Zollgesetze abschaffen, einen jährlichen Tribut entrichten, die türkische Flotte zurückgeben, sein Heer vermindern und die Besetzung der Offizierstellen vom Obersten an dem Sultan überlassen wolle.

Alle diese Versprechungen, die ihn zum Range eines erblichen Pascha's

der Pforte erniedrigten, wurden von ihm geleistet und erfüllt. Am schwersten wurde ihm die Abschaffung seines Monopolsystems und er ließ zwei Jahre verstreichen, ehe er sich aller in dieser Beziehung übernommenen Verpflichtungen entledigte. Er warf sich nun mit ganzer Energie auf die Landescultur, vertheilte Ländereien unter seine Großen und verwendete seine Soldaten zu den Arbeiten des Ackerbaues. Jeder Soldat wurde Bauer, jeder Offizier landwirthschaftlich beschäftigt. Mit allen andern Entwürfen fiel auch das, was Mehemed Ali gegen den englischen Verkehrsweg zu Lande nach Ostindien im Schilde führte. Noch in dem Jahre seiner Niederlage konnte sich die „Halbinsel- und orientalische Gesellschaft" bilden und einen regelmäßigen Dienst von Southampton nach Alexandrien, Suez, Ceylon, Madras und Kalkutta einrichten.

Die orientalische Frage war weit davon entfernt, gelöst zu sein, aber in der Gestalt eines türkisch-ägyptischen Streits tauchte sie nicht wieder auf. Dieser Streit selbst, so drohend er für den Weltfrieden zu werden schien, brachte doch nicht die beiden Mächte in Conflict, die sich im Morgenlande mit widerstreitenden, unversöhnlichen Interessen gegenüberstehen. Diese Mächte sind England und Rußland. Das eine dieser Reiche hat im Süden, das andere im Norden einen unermeßlichen Länderbesitz, und wo eines von beiden in den dazwischen liegenden ausgedehnten Gebieten seinen Machteinfluß und seinen Handel auszudehnen sucht, da stößt es gewiß auf Gegenbestrebungen des andern. Diese großartige Nebenbuhlerschaft wird uns in dem Folgenden beschäftigen. Sowohl die chronologische Reihenfolge der Zeitbegebnisse, als die vorwiegende Wichtigkeit des Gegenstandes zwingt uns, als Ausgangspunkt unserer Darstellung Transkaukasien zu wählen.

Das schöne Thalbecken, das sich zwischen dem Kaukasus und dem armenischen Hochgebirge vom schwarzen bis zum kaspischen Meer hinzieht, kam definitiv von 1785 an unter russische Herrschaft. Die Unterwerfung einheimischer Fürsten und glückliche Kriege gegen Tatarenchans, Perser und Türken gaben diesem transkaukasischen Reich nach und nach die Ausdehnung bis zum adscharischen Gebirge und Arpatschai, bis zum Araxes und über diesen hinaus. Die Russen beseitigten die einheimischen Herrscher, aber sie stützten ihre Herrschaft auf die Großen und den Adel des Landes, wodurch sie sich die Gelegenheit entgehen ließen, das unterdrückte niedere Volk durch die Gewährung von Schutz gegen die anmaßende Usden-Kaste für sich zu gewinnen. Seine Blüthezeit hatte

Transkaukasien in den Jahren 1821 — 1831, in denen vollkommene Handelsfreiheit herrschte. Es war damals im Besitz des ganzen einträglichen Karawanenhandels mit Persien, und auch seine bisher dürftige Ausfuhr nahm an der fortschreitenden Handelsbewegung Antheil. Aber 1831 führte Cancrin sein Zollsystem ein, weil er sich der Täuschung hingab, Persien werde dadurch genöthigt werden, seinen Waarenbedarf von dem innern Rußland aus dortigen Fabriken zu entnehmen. Die Enttäuschung folgte auf dem Fuße. Der persische Karawanenhandel nahm wieder die alte Richtung über Trapezunt und Erzerum, nach den Fabrikaten aus Moskau fragte Niemand, die kolchischen Gebiete verloren aber nicht blos ihren Transit, sondern auch fast ihre ganze Ausfuhr, welche als directe Fracht keinen Vortheil gewährte.

In demselben Jahre 1831, das für Transkaukasien durch Entziehung der Handelsfreiheit so verderblich wurde, begann der Krieg mit den Bergvölkern in einem ausgedehnteren, Geld und Menschen verschlingenden Maßstabe. In diesem Jahre schlug Kasi Mullah, der erste Murschid des Kaukasus, zwei russische Heere unter den Generalen Taube und Emanuel, erstürmte eine befestigte russische Kreisstadt und wagte sich sogar an eine Belagerung Derbends, der „Pforte des Glaubens“ Das ist der Anfang der großartigen Kämpfe im Kaukasus, bei denen Rußland bis auf den heutigen Tag Heere von 100,000 Mann unter seinen besten Generalen verwendet und doch bis auf den heutigen Tag nur verloren hat.

Verschiedene Völkerschaften, theils von Alters her einheimisch, theils eingewandert, theilen sich in den Kaukasus. Die bedeutendsten der Stämme sind tatarischen Ursprungs, und Tatarisch ist die Sprache, mit der man sich im ganzen Gebirge verständlich machen kann. Tataren sind die Inguschen, welche zu Felsen beten, die Tscherkessen, die aus Arabien abzustammen behaupten, die Tschetschenzen, wahrscheinlich Ueberreste der Alanen, die Osseten, in denen man die medischen Sarmaten der Alten erkannt hat, die Lesghier, deren Sprache auf Abstammung von den Hunnen hinweist, die Ssuanen und Abassen. Die Tscherkessen, deren Verfassung die aristokratischste des Gebirgs ist, halten das Thalbecken des Kuban bis nahe an Anapa und das mittlere Terekthal (die sogenannte große und kleine Kabardah) besetzt, die Tschetschenzen wohnen südlich von ihnen bis an die hohen Schneegebirge der Mitte, die Osseten haben sich bis in die nördlichen Thäler Georgiens ausgedehnt, die acht Stämme der Lesghier behaupten den östlichen Kaukasus. Alle diese Stämme

sind überaus kriegerisch und im zerstreuten Gefecht unübertrefflich. Mit geringen Ausnahmen bekennen sie sich zum Islam, der von den Türken seit dem Frieden von Kainardsche geflissentlich verbreitet wurde.

Im Frieden von Adrianopel begab sich die Pforte ihrer Hoheitsrechte auf den Küstenstrich am schwarzen Meer von der Mündung des Kuban bis zum Fort Nicolai (Tschefketil) an der südlichsten Grenze von Imerethi, welchen Verzicht die Russen so auslegten, als übertrage er ihnen das Eigenthum an dem gesammten Kaukasus. Sie glaubten jetzt leichtes Spiel zu haben, da sie das Gebirge in der That von allen Seiten einschlossen. Im Norden hatten sie ihre kaukasische Linie, eine lange Reihe von Festungen und Forts, untermischt mit Stanitzen oder Kosakendörfern, deren Befestigung in einem mannshohen Flechtwerk besteht. Die Landungspunkte an der westlichen Küste besetzten sie mit Festungen, die freilich zum Theil nur Schanzen mit einer einzigen Batterie waren. Im Süden schnitten sie durch Imerethi, Grusien und Georgien jede Verbindung ab, im Osten schob sich ihre Provinz Daghestan zwischen das Innere und das kaspische Meer. Befestigt war auch ihre Militairstraße, die von Tiflis durch den Engpaß des Kreuzberges, weiter am Terek hin über Wladikaukas, Jekaterinograd und Georgiewsk nach Stawropol führt, das Gebirge in zwei Hälften zerschneidend.

Von allen Seiten von einem übermächtigen, planmäßig vorgehenden Feinde umzingelt, erleichterten die Gebirgsvölker ihre Bezwingung durch ihre Uneinigkeit. Der Streit, den die beiden Sekten der Sunniten und Schiiten innerhalb des Mohamedanismus führen, loderte unter ihnen auf das heftigste, und überdies waren sie durch Stammesfeindschaften, abweichende Sitten und die Folgen des schrecklichen Gesetzes der Blutrache zersplittert. Diese Umstände benutzend, hatte Jermolow solche Fortschritte gemacht, daß die baldige Ueberwältigung des Gebirges unvermeidlich war, wenn sich nicht für seine Bewohner ein festes Band der Einigung fand. Dieses Band wurde der Sufismus, als dessen Begründer im Kaukasus Kasi Mullah zu betrachten ist.

Die Lehre der Sufis nimmt vier Stufen der Heiligung an, welche der Mensch zu erklimmen hat. Auf der höchsten Stufe angelangt, tritt der Mensch in unmittelbare wirkliche Verbindung mit Gott, aber zu diesem Zustande vollkommenster Heiligung kann aus dem ganzen lebenden Geschlecht immer nur ein einziger Auserwählter emporsteigen. Dieser ist der Murschid

(Lehrer des Glaubens), der die Befehle Gottes verkündet und den unbedingtesten Gehorsam finden muß. Er wählt seine Naibs oder Statthalter aus der zweiten Stufe, aus den Erleuchteten, die zuweilen in Verzückung mit einer Erkenntniß des Wesens der Dinge begnadigt werden. Wie diese ihm gehorchen, so gehorchen die auf der dritten Stufe der innerlichen Gottesverehrung angelangten Muriden oder Jünger den Naibs. Unten auf der vierten, allen andern zur blinden Unterwerfung verpflichteten Stufe steht das Volk, bestehend aus allen denen, welche das äußerliche Gesetz der Gläubigen befolgen. So stellt der Sufismus eine Hierarchie auf, die mit ihren Gliederungen alle Stände und Lebensverhältnisse einigend durchdringt. Diese Hierarchie beschränkt sich nicht auf Geistliches, sie erstreckt sich auch auf das Weltliche, insbesondere auf den Krieg gegen die Ungläubigen, der die erste aller Pflichten ist. Der Murschid ist gleich den ersten Khalifen der Oberpriester und der König aller Gläubigen und soll die wahre Lehre unter den Völkern verbreiten durch friedliche Ueberredung wie durch kriegerische Gewalt. Kein höheres Glück giebt es, als in dem Kampfe, den er befiehlt, den Tod zu finden, „denn das Paradies liegt unter dem Schatten der Schwerter, und wer als heiliger Blutzeuge in der Schlacht stirbt, dessen Wunden werden funkeln am Tage des Gerichts wie Rubinen und duften wie Moschus". (Worte des Korans).

Bei Kasi Mullah befand sich ein junger Geistlicher tatarischen Stammes von gewöhnlicher Herkunft, der in dem Aul Himry des nördlichen Daghestans mitten unter den Russen den Ruf des Murschid's zum heiligen Kampfe gehört hatte und zu ihm geeilt war. Schamyl war damals schon als tiefer Kenner der arabischen Literatur und Philosophie wie in Folge ascetischer Gewohnheiten berühmt und schwang sich bald zu der zweiten Klasse der Naibs und in dieser zu der ersten Stelle empor. 1831 wollten die Russen die in diesem Jahre durch Kasi Mullah erlittenen Niederlagen rächen. Ein großes russisches Heer erstürmte die Pässe des Koissu und schloß den Murschid mit seinen Naibs und Muriden in Himry ein. Der Aul wurde erstürmt, und alle seine Vertheidiger fielen bis auf den letzten Mann. Schamyl allein entkam auf eine unerklärliche Weise. Er war der Begleiter des zweiten Murdschids, Hamsad Beg, als dieser in der Moschee von Chunsach von vierzig Verschworenen, welche an ihm eine Blutrache zu vollstrecken hatten, ermordet wurde. Wieder fielen alle, welche mit Hamsad Beg waren,

und wieder war Schamyl der Einzige, welcher entkam. Dieses Mal wurde der zweimal dem Tode Entronnene zum Murschid erwählt.

Bis zum Jahre 1837 vollendete Schamyl die Einigung der Gebirgsvölker unter seiner eigenen Gewalt. In jenem Jahre unterwarf sich ihm sein mehrjähriger Nebenbuhler, Taschaw Hadschi, und damit war sein Werk vollendet. „Er mußte, um sein Ziel zu erreichen, die Macht zahlloser Häuptlinge brechen, und, ein Mann des Volks, über Fürsten zu Gericht sitzen; er mußte den Haß confessioneller Parteien brechen, welche sich seit Jahrhunderten feindlich gegenüberstanden; er mußte, wie einst Theseus den Minotaurus, das furchtbarste aller Ungeheuer, die menschenverschlingende Blutrache bekämpfen, der jährlich die Edelsten des Volks zum Opfer fielen; er mußte, was mehr ist als alles dieses, Neues an die Stelle des Alten setzen, mit der einen Hand schaffend, wo er mit der andern zerstörte. Er wirkte nach allen Seiten hin, und überall wußte er seinem Wirken den Stempel des Genies aufzudrücken, in Allem, was er that, beurkundete er, daß er ein Herrscher sei von Gottes Gnaden. Die Neuerungen, welche Schamyl eingeführt hat, sind nicht, wie bei den Türken, versuchsweise von außen angepaßte: es sind durch die Nothwendigkeit des Augenblicks erzeugte, aus den innersten Bedürfnissen des Volks erwachsene und seinem Geiste entsprechende Neuerungen. Durch Gründung einer neuen Doctrin, gleichsam eines frischen auf den alten Baum des Islams gepfropften Glaubenszweiges versöhnte er den glühenden Haß der sich bis dahin feindlich bekämpfenden Secten Omar's und Ali's und umschlang so die zerstückelten Stämme des Daghestan mit dem starken Bande gemeinsamen Glaubens. Hiemit war der erste und wichtigste Schritt gethan, denn der gemeinsame Glaube wurde bald allein das Unterpfand gemeinsamen Hasses gegen die Russen. Durch einige glücklich beendigte Kriegsunternehmungen erhöhte und befestigte Schamyl das Vertrauen und den Muth der ihm gehorchenden Stämme. Inmitten der Wirren des Kriegs fand er noch Zeit, ein neues Gesetzbuch zu schaffen, ein stehendes Heer zu gründen und durch Einführung einer neuen Verwaltung seiner Macht eine sichere Basis zu geben". (Friedrich Bodenstedt) *).

---

*) Diesem Reisenden verdanken wir die Kenntniß des sittlichen Princips, das die Triebkraft der Kaukasuskämpfe ist, und haben ihn darum selbst das Wort nehmen lassen. Bis auf ihn glaubte man, daß ein Anderer der Einheitsstifter im Kaukasus gewesen sei — David Urquhart. Er hatte es ja selbst gesagt! Nicht um des komischen Contrastes willen,

Als Schamyl sein Schwert bereits fühlbar gemacht hatte, forderten die Russen ihn zur Unterwerfung auf. „Ergieb Dich", sagte ihr Bote, „aller Widerstand ist vergeblich, die Heere, welche wir gegen Dich schicken, sind zahllos wie der Sand am Meere". Schamyl antwortete im Namen Allah's: „Unsere Heere aber sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand hinwegspülen werden". Seine Worte sind in Erfüllung gegangen. Darin andern Führern unähnlich, daß er die Macht seines Feindes nie unterschätzte, zeigte er den Stämmen im Gegentheil, mit welcher Ueberzahl sie zu thun hätten, und forderte sie eben darum auf, „die Russen umzubringen, wo diese auch zu treffen seien, ob zu Hause oder im Felde, ob durch List oder Waffengewalt, auf daß ihre Brut von der Erde vertilgt werde, denn sie vermehrten sich wie das Ungeziefer und seien giftig wie die Schlangen, die in der Steppe Muham kriechen." Sein Kriegssystem schmiegte sich der Gebirgsnatur an. Er schonte seine Leute und wählte als Gefechtsboden regelmäßig solche Oertlichkeiten, wo er in gedeckter Stellung, durch Felsen und Schluchten begünstigt, mit geringer Mannschaft den feindlichen Heersäulen die Spitze bieten konnte. An geeigneten Punkten legte er Befestigungen an, entweder Erdschanzen oder noch lieber in die Erde eingesenkte Mauerwerke, die im Kaukasus von Alters her gebräuchlich sind und gleich unsern Maximilian'schen Thürmen dem schweren Geschütz widerstehen.

Der „tausendgipflige" Kaukasus besteht aus einer unabsehbaren Reihe von selbständig aufragenden Gipfeln, welche die wildesten und malerischsten Formen zeigen. Durch die Mitte des Gebirges zieht sich eine hohe kahle Alpenkette, deren Schneehörner, Dome, Obelisken und Eispyramiden sich mit

---

sondern weil Urquhart ein Mann ist, der als Autorität in orientalischen Dingen gilt, so daß eine Beleuchtung seiner Glaubwürdigkeit von Interesse ist, lassen wir auch seine Darstellung im Auszuge folgen. Sie ist enthalten in einer Rede an die Wähler von Glasgow, in der Urquhart von seiner Reise im Kaukasus (1834) berichtet. Urquhart hat am Kuban eine Zusammenkunft mit Häuptlingen, und auf seine Lippen drängt sich unwillkürlich das Wort: „Ihr seid nicht länger Stämme, sondern *ein* Volk, ihr seid Tscherkessen und dies ist Tscherkessien!" Aber das Volk hat keine Presse, nicht einmal eine gemeinsame Sprache, und um den neuen Gedanken zu verkörpern, schafft Urquhart eine Fahne. „Ich wählte grün, das Kleid der Berge, die Farbe des Glaubens von Mekka. Darauf zeichnete ich ein Bündel Pfeile, die Waffe des Volks, und einen Sternenkranz, damit sie im nächtlichen Biwacht das Zeichen ihrer Unabhängigkeit am Himmel wiederfinden möchten. Diese Sprache, die durch das Auge zum Herzen redete, fand einen Wiederhall; der Ruf nach Einheit erhob sich am Euxinus und tönte vom kaspischen Meere zurück. *Eine neue Nation war in das Leben gerufen*, die vom Schicksal bestimmt ist, auf die alte Welt entscheidend einzuwirken."

den ersten Riesen der Alpen messen können. Bis zu dieser steilen Felsburg, welche vielleicht dereinst zur letzten Zufluchtsstätte der kaukasischen Freiheit dient, ist der Kampf noch nicht vorgedrungen. Den Kriegsschauplatz bilden die Voralpen zu beiden Seiten des Hochkamms. Die Höhe und Steilheit der Abhänge, die Tiefe der Schluchten und Thäler macht in diesen Voralpen jeden Uebergangspunkt bedeutend schwierig. Zudem sind alle Abhänge und Schluchten bedeckt von unermeßlichen dichten Urwäldern, zwischen deren riesigen Eichen, Buchen, Eschen und Ahornbäumen Büsche und Schlingpflanzen netzförmig sich ausbreiten. Diese Urwälder, in denen der Eingeborene und Vertheidiger große Vortheile besitzt, hat der Angreifer so gut auf der Südseite, wie im Norden des Gebirgs zu überwinden, und im Norden stellt sich ihm noch ein neues Hinderniß entgegen: die Sümpfe in dem aufgeschwemmten Steppenland am Kuban und Terek.

In den Jahren 1835 bis 1837 beschäftigten sich die Russen vorzugsweise mit der Unterwerfung der Küste des schwarzen Meeres durch die Anlegung von Festungen. Es wurde dabei kein Opfer geschont — gegen einen einzigen Punkt, die Mündung des Tuats operirten 8000 Mann und 11 Kriegsschiffe — und doch half die Erbauung von acht größeren und kleineren Festen zu nichts, als daß man zu kleinen Zügen in das Gebirge Stützpunkte erhielt. Alle befanden sich in einem fortwährenden Zustande der Sperre, so daß die Besatzung, wenn sie ein wenig Holz aus dem nahen Walde holen wollte, mit Geschütz ausziehen mußte. Mehrere der Festungen wurden von den Tscherkessen durch nächtliche Ueberfälle eingenommen, in allen wütheten Krankheiten, insbesondere der Scorbut, der nie aufhörte, da die Besatzungen kein frisches Fleisch haben und selbst mit ihren gesalzenen und getrockneten Lebensmitteln von Zufuhren aus Odessa und Sebastopol abhängen.

Im Osten, wo inzwischen Schamyl von Aul zu Aul gezogen war und durch seine Muriden die Stämme begeistert hatte, begnügte man sich lange damit, die Eingänge der Hauptthäler durch Verschanzungen zu sperren. Die Vernichtung eines russischen Heers unter Iwelitsch spornte zu größerer Thätigkeit. Um diese furchtbarste Niederlage, welche die Russen noch erlitten hatten, zu rächen, drang General Fäsi mit 12,000 Mann in Awarien ein, berannte den Aul Tilitlä, in den Schamyl sich geworfen hatte, und nahm in täglichen Stürmen die eine Hälfte ein. In der andern Hälfte behauptete sich Schamyl, und Fäsi mußte den Rückzug antreten. Einen so furchtbaren Gegner zu vernichten,

wurde alles aufgeboten: der Feldzug von 1839 sollte der entscheidende werden. Schamyl, der durch die Unzuverlässigkeit mehrerer Stämme gehindert wurde, der starken Abtheilung des Generals Grabbe in vorgeschobenen Stellungen Widerstand zu leisten, warf sich in den Aul Achulgo am Sulab. Die Russen dachten sich durch ein paar Angriffe in Besitz setzen zu können, aber sie mußten eine regelmäßige Belagerung eröffnen, die vom 11. Juni bis zum 23. August dauerte. Am 13. August nahmen sie die ersten Häuser ein, und von diesem Augenblicke an war der Kampf ein zehntägiges Gemetzel von Haus zu Haus, von Fels zu Fels. Schamyl fand sich weder unter den Todten noch unter den wenigen Gefangenen, und doch hatten die Belagerer jeden Ausweg sorgfältig gesperrt gehalten. Sein Entkommen wird auf verschiedene Weise erklärt. Daß er in einer Erdhöhle der Entdeckung entgangen sei; daß er sich an Seilen in einen mit Schaffellen bedeckten Kahn auf den Fluß habe hinabsenken lassen; daß er die Russen durch angebliche Verräther auf den zu seiner Flucht ausersehenen Platz aufmerksam gemacht, dorthin Vertraute geschickt, durch deren Aufopfern die Russen zu dem Glauben, daß sie Schamyl gefangen hätten, geführt und darauf an demselben Platze seine Flucht bewerkstelligt habe — dies Alles wird erzählt.

Durch dieses dritte glückliche Entkommen vermehrte Schamyl sein Ansehn abermals bedeutend. Nicht lange wiegten sich die Russen in dem Wahne, daß die Einnahme des feindlichen Hauptplatzes eine entscheidende That sei. Sie hörten bald von Abfällen befreundeter Stämme, von Angriffen auf ihr Gebiet, und konnten dem allen weder durch Anlage neuer Festungen noch durch Vermehrungen ihrer Truppen entgegenwirken. Sie verschossen 1840 nicht weniger als 11,344 Geschützpatronen und 1,206,575 Gewehrpatronen und konnten trotzdem nicht hindern, daß Schamyl am Terek, an der Sundschah und am Koisuh Boden gewann. Für den Feldzug von 1841 wurde ein gleichzeitiges Vordringen von Tiflis und Stawropol aus, hier Grabbe, dort Golowin, verabredet. Da Golowin eigenmächtig westlich ablenkte, um die mit einem ganz unverhältnißmäßigen Verlust erkaufte Eroberung von Tschirkei zu machen, so ging die beste Zeit vorüber, ehe sich die beiden Feldherren nahe an dem Engpasse von Kubar vereinigen konnten. Die Erstürmung dieses Passes war einer jener blutigen nutzlosen Siege, welche in den Kaukasuskämpfen hie und da die einzige Unterbrechung der Niederlagen bilden. Ein Herbstfeldzug desselben Jahres wurde nicht einmal durch einen solchen Sieg ge-

krönt. Schamyl focht in Scharmützeln, eine Schlacht vermied er. Auf beiden Seiten, vorn und im Rücken von unsichtbaren Schützen umringt, fuhr der russische Heerzug durch das Land der Tschetschenzen wie ein Schiff, vor dem die Wellen sich öffnen, um sich hinter ihm sogleich zu schließen.

Das Jahr 1842 war seit langer Zeit das thatenreichste und für die Russen unglücklichste. Daß Kluke von Klukenau aus dem Gau Koissubui hinausgeschlagen wurde, daß mehrere andere Generale Schlappen davon trugen, hatte lange nicht so viel zu bedeuten, als daß der Obergeneral Grabbe selbst mit einem Zuge gegen Dargo, die neue Residenz Schamyl's, traurig verunglückte. Er ließ sich bis in das dichteste Gewirre der itschkerischen Wälder locken, sah hier im Einzelkampfe mit der blanken Waffe sein Heer gesprengt, verlor Geschütze, die Mehrzahl seiner Offiziere, 3000 seiner Soldaten und würde vernichtet worden sein, wenn ein glücklicher Zufall seinen Rückzug nicht auf lichte Bodenstellen geleitet hätte.

Im Winter von 1842 wurden Grabbe, Saß und Golowin abberufen und durch Neidhardt, Gurko und Besobrasow ersetzt. Mit diesem Personenwechsel war eine Systemveränderung verbunden. Die neuen Generale hatten den Befehl, sich vertheidigend zu verhalten, dem innern Gebirge die Zufuhr von Kriegsmitteln abzuschneiden und sich dort Anhänger zu machen, indem sie einflußreiche Häuptlinge bestächen und den Stämmen den friedlichen Verkehr erleichterten. Dieses Alles hatte keinen Erfolg. Die Kaukasier lernten aus einem Kraut (Amaranthus pallidus) Salpeter gewinnen und bereiteten sich ihr Pulver selbst. Sie ließen die errichteten Tauschhöfe unbesucht, da sie ihrer alten Sitte, sich ihre Bedürfnisse mit den Waffen aus dem feindlichen Lande zu holen, als der wohlfeileren den Vorzug gaben. Die Erregung von Zwietracht mittelst Bestechungen gelang so wenig, daß Schamyl gerade in dieser Zeit seine Verbindungen mit dem Westen vermehren, die Stämme der Lesghier an seine Sache knüpfen, in Daghestan die beunruhigendsten Fortschritte machen und mitten in den von den russischen Festungen eingeschlossenen Landstrichen Einverständnisse anknüpfen konnte. Bei mehreren Gelegenheiten erschien er sogar jenseits der kaukasischen Linie, machte dort verwüstende Beutezüge und entzog sich den verfolgenden russischen Colonnen. Nach zweijährigen Versuchen mit dem neuen System war entschieden, daß man zu einer kräftigeren Kriegsführung zurückkehren müsse, und es wurde sogar zweifelhaft, ob die beschlossene Vermehrung der russischen Kriegsmacht um das Doppelte,

von 60,000 auf 120,000 Mann, ausreichen werde, die russischen Besitzungen im Süden und Norden gegen die Ausfälle der Bergvölker zu decken.

„Die Kaukasier sind die Pfortenwächter Asiens, die Kämpen Europa's". Mögen diese Worte Urquhart's wahr oder irrig sein, sie drücken eine fast allgemeine Meinung aus, die nirgends mehr besteht als in England. Dennoch blieben die Kaukasier ohne alle und jede Unterstützung Europa's, wenigstens ohne offene, denn Aufmunterungen und vielleicht Förderungen durch englische Reisende (Bell, Urquhart) kamen allerdings vor. Nur einmal wurde ein Versuch gemacht, mit dem Gebirge in unmittelbare Verbindung zu treten, und auch dieser Versuch ging von einem Privatmann aus. 1836 schickte Bell das Schiff Vixen an die kaukasische Küste, wo es von den russischen Kreuzern aufgebracht, nach Sebastopol gebracht und dort wegen unerlaubten Verkehrs vom Prisengericht verurtheilt wurde. Dieser Ausgang war bezweckt gewesen; Bell und Urquhart hatten einen Conflict zwischen England und Rußland herbeiführen wollen. Die „Füchsin" hatte sich vor Sebastopol gezeigt, hatte die russischen Kreuzer geneckt und hatte sich endlich, nachdem sie mit der Küste in Verkehr getreten, nehmen lassen. Die englische Regierung gerieth in der That in große Verlegenheit. Sie hatte mit Bestimmtheit erklärt, daß sie dem Vertrage von Adrianopel die Auslegung, als sei dadurch der Kaukasus an Rußland abgetreten worden, nicht beilegen könne, da die Türkei den Kaukasus selbst nie besessen habe. Sie hatte sich ferner geweigert, das russische Verbot des Handels mit der Küste zur Kenntniß der englischen Kaufleute zu bringen, und hätte nun jetzt für die „Füchsin" eintreten müssen. Lord Palmerston zog sich aus der Schlinge, die man ihm gelegt hatte, durch Einholung eines Gutachtens der rechtsgelehrten Berather der Krone, welches ihm gestattete, unthätig zu bleiben.

Hinter den „Pforten Asiens" dehnt das kaspische Meer seine Wasserflächen aus. Rußland richtete dort eine Dampfschifffahrt ein, knüpfte mit den Turkomanenstämmen an den Ostufern, deren Gebiet beide Buchareien beherrscht, einen freundschaftlichen Verkehr an und konnte nun hoffen, daß Astrachan, die Mündungen des Kur und Lenkoran eine neue Bedeutung für den russischen Handel in Innerasien gewinnen würden. Diese Hoffnungen störte der Khan von Chiwa durch Ueberfälle der mit Handel und Fischfang beschäftigten russischen Fahrzeuge auf dem kaspischen Meer, durch Plünderung der Karawanen, und durch Einfälle, bei denen Hunderte von Russen in die Skla-

verei geführt wurden. Rußland handelte nach den klarsten Gesetzen der Nothwehr, als es seinem General Perowski den Befehl gab, diese Beleidigungen zu züchtigen. Um nach Chiwa zu gelangen, mußte Perowski die wasserlose Ebene durchziehen, welche den Aralsee von dem kaspischen Meere trennt. Um das Wasser durch geschmolzenen Schnee ersetzen zu können, wählte er für sein Unternehmen den Winter. Das Heer, dessen Stärke auf 20,000 Mann angegeben wird, setzte sich im November 1839 von Orenburg in Bewegung. Man hatte keine Vorsichtsmaßregeln versäumt, namentlich waren Kameele, die einzigen Transportmittel in diesen Gegenden, in Menge zusammengebracht worden. Aber während des Marsches trat eine Kälte ein, welche auf 30°, auf 34° R. stieg. Die Kameele starben rasch dahin, ihrer Hülfe beraubt schleppten sich die Truppen unter unnennbaren Anstrengungen und Entbehrungen bis zu der kleinen Feste Abulak an der Emba, welche etwa die Hälfte des Wegs bezeichnet. Wollte Perowski nicht sein ganzes Heer einbüßen, so mußte er sich zum Rückzuge entschließen. Die wenigsten Russen sahen Orenburg wieder, und die meisten von diesen trugen den Keim von Krankheiten in sich, denen sie noch in der Heimath zur Beute wurden. Damit keine glücklichere Wiederholung des Unternehmens erfolge, schickte England Agenten nach Chiwa, deren zweiter, Sir R. Shakespeare, einen Friedensvertrag vermittelte. Der Khan entließ die geraubten Russen und gab die Zusage, sich in Zukunft jeder Störung des russischen Verkehrs enthalten zu wollen. Diese englische Gefälligkeit wurde durch lächerliche Gerüchte hervorgerufen, welche nichts weniger behaupteten, als daß die Russen sich in Bereitschaft setzten, im Bunde mit den Kirgiskaisaken, den Usbeken und Turkomanen gegen Balkh und Herat zu ziehen und so den Schlag gegen Ostindien vorzubereiten, den ängstliche Gemüther in der Halbinsel des Ganges wirklich als in näherer oder fernerer Zeit bevorstehend fürchten, und von dem alle die ehrgeizigen Offiziere und Beamten Indiens, welche durch Missionen in die asiatischen Vorländer ihr Glück zu machen wünschen, ein unaufhörliches Gerede unterhalten. In jener Zeit fanden alle übertreibenden Behauptungen von großen nordischen Plänen Glauben, denn es gab wirklich russisch-englische Verwicklungen in Persien, in Herat und Afghanistan, und es ließen sich russische Intriguen nachweisen, die von dem Südufer des kaspischen Meers bis zu den Gestaden des Indus, also der ganzen Straße entlang liefen, welcher ein nach Ostindien marschirendes russisches Heer etwa folgen würde.

Der russische Einfluß in Persien war eine natürliche Folge der Stellung welche Rußland durch den Frieden von Turkmantschai erlangt hatte. Es verfügte jetzt durch die abgetretenen Provinzen über alle Eingänge von Aserbeidschan an der Nordgrenze Persiens im Westen des kaspischen Meers, so daß ihm bei jedem Kriege das Thor zu den beiden Residenzen Tabris und Teheran geöffnet blieb. Zugleich bildete sich in Folge der friedlichen Grenzverhältnisse ein lebhafterer Verkehr, der den Werth der russischen Freundschaft erkennen ließ. Diese Folge des Friedens wußte insbesondere der geldgierige Schah Feth Ali zu schätzen, und darum gab er, als der Pöbel von Teheran, durch fanatische Priester aufgehetzt, im Februar 1829 den russischen Gesandten Gribojedow ermordete, jede denkbare Genugthuung, wie er auch später 800 russische Ausreißer, trotz des Nutzens, den sie als Lehrmeister seines Heers hatten, auslieferte. Russische Rathschläge mögen mitgewirkt haben, daß nun der Plan einer Eroberung Khorasan's entstand. Für England war es ein politisches und Handelsinteresse, Persien ruhig zu erhalten; Rußland mußte die Schwächung dieses Landes durch Kriege gern sehen. Aber ein Kriegszug gegen Khorasan war ein nationales Unternehmen, und Abbas Mirza kann auch unabhängig von fremden Rathgebern auf den Gedanken gekommen sein, durch einen glänzenden Sieg seinen im Russenkrieg geschwächten Ruhm herzustellen. Welche Bedeutung Khorasan beigelegt wird, zeigt das Wort Nadir Schah's: „Khorasan ist das Schwert Persiens; wer es schwingt, ist Herr von Iran und Turan". Dieses Schwert fehlte seit Nadir Schah's Tode dem Reiche, und Abbas Mirza wollte es wiedergewinnen.

In den Jahren 1831 und 1832 gewann Abbas Mirza durch glückliche Kämpfe in Khorasan festen Fuß. Seine Erfolge spornten ihn zu einem weitern Unternehmen, zu der Eroberung von Herat, das den Afghanen Kamran zum Fürsten hatte. Herat ist der wichtigste Mittelpunkt des persischen Verkehrs mit Indien und der Bucharei. Auch an und für sich sind Stadt und Provinz werthvoll. Conolly schätzt die Bevölkerung von Herat, „der Stadt der hunderttausend Gärten", auf 40,000 Menschen und rühmt die vielen stattlichen Gebäude. In den Oasen wird das schönste Obst erbaut, die Steppe liefert vorzügliche Pferde und die bekannte Asafoetida in bester Qualität. 446 Dörfer umfaßt das Gebiet, und die Einkünfte betragen 600,000 Thaler. Darum sagen die Perser: „Khorasan ist die Muschel der Welt, und Herat ist die Perle". Feth Ali Schah war dem Unternehmen entgegen, weil er

keine feindlich gesinnten Stämme und Sekten — die Afghanen erkennen die Sunna an, die Perser sind Schiiten — seinem Reiche einverleiben wollte, aber Abbas Mirza setzte seinen Willen durch. 1833 schickte er seinen Sohn Mohamed Mirza gegen Herat, er selbst folgte nach. Die Belagerung hatte begonnen, als die Nachricht in das persische Lager kam, daß Abbas Mirza in Mesched an einer Epidemie gestorben sei. Die Belagerung wurde nun aufgehoben. Mohamed Mirza hatte in Persien wichtigere Interessen zu vertreten und erreichte wirklich unter englischer und russischer Mitwirkung, daß Feth Ali Schah ihn zu seinem Nachfolger erklärte.

Der Thronfolgestreit unter den zahlreichen Söhnen des Schah's, den man auf diese Weise hatte verhüten wollen, brach noch bei Lebzeiten Feth Ali's aus. Er starb auf einem Zuge gegen zwei seiner Söhne, die sich in Ispahan und Schiras empört hatten. Mohamed Schah verfügte in Aserbeidschan über sämmtliche regelmäßige Truppen des Reichs, doch bedurfte es des englischen Goldes, um dieses Heer, das seit langer Zeit keinen Sold erhalten hatte, in Marsch zu bringen. Eine einstündige Schlacht, bei der auf beiden Seiten zehn Menschen getödtet oder verwundet wurden, machte Mohamed zum anerkannten Herrn des Reichs. Kaum auf dem Throne befestigt, nahm er die Pläne seines Vaters wieder auf. Kamran von Herat hatte ihn neuerdings beleidigt, seine Versprechungen, die Feste Ghorian an der Grenze zu schleifen, die gefangenen Perser freizugeben, einen Tribut von 10,000 Tomans zu entrichten, nicht erfüllt und Einfälle in Khorasan gemacht.

Um sich den Rücken frei zu machen, bekriegte der Schah zuvörderst die Turkomanen-Stämme, die, besonders Chiwa und Bochara, auch Rußland Anlaß zu Beschwerden gegeben hatten. Obgleich dieser Zug, weil die Cholera und der Hunger die Perser zur Umkehr nöthigten, gänzlich mißglückte, wurden nichts destoweniger die Vorbereitungen zu einem zweiten Angriff auf Herat eifrigst fortgesetzt. Als 40,000 Mann vereinigt waren, forderte Mohamed die unbedingte Unterwerfung Herats und schob, als diese verweigert wurde, seine Truppen gegen die Oase vor. Ein junger englischer Offizier, Pottinger, befehligte in Herat, die Belagerungsarbeiten der Perser soll ein russischer Stabsoffizier geleitet haben. Vom November 1837 bis zum September 1838 lagen die Perser vor den Mauern und hatten es endlich dahin gebracht, „daß Herat blos noch dem Namen nach existirte und Kamran auf die nackten Wälle angewiesen war.“ (Ferman Mohamed Schah's.) Ist diese

persische Darstellung richtig, so war die Rettung der Oase nur die Folge sehr entschiedener englischer Demonstrationen. Englische Schiffe und Truppen waren im persischen Meerbusen erschienen und hatten die Insel Charek wie die Hafenstadt Buschir eingenommen. Um es mit England nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, zog sich Mohamed von Herat zurück und willigte nicht lange danach in den Abschluß eines für den englischen Verkehr vortheilhaften Handelsvertrags.

Bei diesen Vorgängen in Persien, Khorasan und Herat glaubte die englische, oder richtiger gesagt die englisch-indische Diplomatie auf die Spur eines großen gegen Ostindien gerichteten Bündnisses gekommen zu sein, dessen Seele und bewegende Kraft Rußland sei. Man wußte, daß Rußland den persischen Herrscher sowohl zu dem Kriege gegen die Turkomanen, als zu jenem gegen Herat aufgemuntert habe, man wußte, daß Mohamed Schah seine Macht so überschätze, um eine Geltendmachung der alten Hoheitsrechte der Sofi-Dynastie auf Kabul möglich zu halten, man wußte, daß Dost Mohamed, der mächtige Häuptling von Kabul, Persien einen Tribut angetragen habe, man wußte endlich, daß ein russischer Agent, Hauptmann Witkewitsch, bei Dost Mohamed thätig sei. Der Schluß, den man aus diesem allen zog, war aber irrig, und ganz besonders war die Voraussetzung falsch, daß Dost Mohamed's Anerbieten, an Persien einen Tribut zu zahlen, ernstlich gemeint sei. Dost Mohamed machte eine Demonstration, und er machte diese so augenfällig, daß die englisch-indischen Diplomaten ohne ihre Voreingenommenheit gemerkt haben würden, es werde weiter nichts bezweckt, als sie durch Drohungen gegen afghanische Lieblingswünsche gefällig zu machen.

Eines wurde von den Staatsmännern in Kalkutta richtig beurtheilt: die Wichtigkeit Afghanistans als Deckung der ostindischen Gebiete. Die Bodenverhältnisse Westasiens machen Afghanistan zu einem Lande des Durchzugs. Schon Strabo spricht von dem Dreiwege, der sich in Kabul nach Westen, Osten und Norden öffne. Kabul ist die Pforte zu Iran, dem persischen Kulturlande, wie zu Turan, dem Steppengebiet der Nomadenvölker, und es besitzt in dem Thale des Kabulflusses einen Zugang zu dem Indus. Noch ein vierter, dem griechischen Geographen nicht bekannter Weg, mündet im Süden in dem Bolanpasse des Brahugebirgs. Alle Eroberer Indiens, nur die Engländer nicht, haben ihren Weg über Kabul genommen. Alexander

der Große, der Ghaznewide Mahmud, die mongolischen Nachfolger Timur's, Sultan Baber von Samarkand, Nadir Schah, sie alle sind auf ihren Eroberungszügen der Königsstraße gefolgt, die durch Afghanistan läuft. Das Land selbst lockt die Orientalen durch sein Klima eben so wie Kaschmir. Voll Begeisterung sagt der Sultan Baber: „Ich glaube nicht, daß es einen zweiten Ort wie Kabul in der Welt giebt. Samarkand und Tabris sind wegen ihres Klimas berühmt, mit Kabul sind sie nicht zu vergleichen. Die Früchte der kühlen Zone sind hier im Ueberfluß: Trauben, Orangen, Aprikosen Aepfel, Quitten, Pfirsichen, Birnen, Pflaumen, Mandeln und Wallnüsse.“ In Kabul begegnen sich die wilden Thiere des Nordens und des Südens; in den Schluchten des Hindukhu leben der Bär, der Wolf und der Fuchs, im Süden schweifen Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals und Hyänen.

Die Afghanen, welche dieses Zwischenland bewohnen, gleichen in vielen Punkten unsern germanischen Voreltern. Die gesetzgebende Gewalt ruht in der Versammlung aller Freien, der Fürst ist nur der Vollstrecker der dort gefaßten Beschlüsse. Die Freien bilden den Heerbann, doch giebt es auch Soldtruppen, die der Fürst oder irgend ein Mächtiger anwirbt und unterhält. Ackerbau und Gewerbe sind keine geachtete Beschäftigung, die meisten Stämme leben von der Viehzucht, andere erwerben Reichthum, indem sie das Geleit der Karawanen bilden. Der Krieg ist der wahre Lebensberuf des Mannes; giebt es keinen auswärtigen Feind zu bekämpfen, so befehden die Stämme sich unter einander. Elphinstone hörte von einem alten Afghanen: „Wir wollen gern die Zwietracht haben, gern die Unruhe, gern das Blutvergießen, aber wir wollen keinen Herrn.“ Gerade diese Zwietracht und Kriegslust sind die Mittel, durch die zu Zeiten eine Herrschaft sich begründet. Durch die kluge Benutzung dieser Mittel schuf Achmed, aus der Familie Suddosi, ein Reich, zu dem außer Afghanistan noch Herat, Theile von Khorasan, Beludschistan, Peschawer und Kaschmir gehörten. (1747 — 1773.) Nach seinem Tode trat die afghanische Macht nach und nach in ihre natürlichen Grenzen zurück. Herat löste sich unter Kamran's Vater ab, Beludschistan machte sich unabhängig, Peschawer und Kaschmir fielen der aufstrebenden Macht der Seiks zu. In der Zeit, als die Engländer gegen russische Pläne Argwohn faßten, herrschten in Afghanistan zwei Häuptlinge, beide von der Familie der Baruksi: in Kabul Dost Mohamed, in Kandahar Kohen Dhil. Dost Mohamed hatte durch Gerechtigkeit und unermüdliche Sorgfalt Kabul seinen alten Glanz

wiedergegeben und unterhielt eine Streitmacht von 9000 Reitern und 2000 Fußtruppen mit 14 Geschützen.

Die Engländer betrachteten den Staat der Seiks als die sicherste Deckung ihrer Grenze und unterhielten daher mit Rundschit Sing enge Freundschaft. Dost Mohamed war ein Feind der Seiks, von denen er Kaschmir, oder doch mindestens Peschawer zurückhaben wollte. Frühere Erfahrungen seines Volks hatten ihn überzeugt, daß er allein die Seiks nicht besiegen könne, und er bewarb sich deßhalb um englische Hülfe. Alle seine Bemühungen scheiterten; die Engländer hatten immer nur die eine Antwort: „Rundschit Sing ist unser Verbündeter.“ Wenige Jahre früher (1833) hatten die Engländer einem afghanischen Kronprätendenten Schudscha, der Kandahar zu erobern suchte, eine fast offene Unterstützung angedeihen lassen, und hatten ihm, als er geschlagen zurückkehrte, in Ludiana wieder sein altes Asyl eingeräumt. Jetzt duldeten sie, daß Rundschit Sing die Kheiberpässe angriff, und antworteten auf die Klagen Dost Mohamed's nur mit der Ermahnung, „daß Dost Mohamed gegen den Maharadscha sich weniger vorurtheilsvoll (in a less mistaken manner) benehmen und jeden Gedanken auf Peschawer aufgeben möge.“ Dost Mohamed nahm nun den Anschein an, als wolle er die persische Politik unterstützen. Die Perser sind aber die Todfeinde der Afghanen, von denen auch der Sektenhaß sie trennt. Dost Mohamed versprach der „Zuflucht des Weltalls“ einen Tribut, ließ jedoch nie einen Toman nach Teheran gelangen, stellte auch keine Truppen gegen Herat, obgleich er gegen dessen Herrscher Kamran Blutrache auszuüben hatte. Die Engländer fingen sogar eine Depesche aus Kandahar auf, in der Dost Mohamed der Rath ertheilt wurde, „den russischen Eldschi (Hauptmann Witkewitsch) recht zuvorkommend zu behandeln; das werde den englischen Gesandten (Sir Alexander Burnes) aufmerksam machen und ihm ein Stachel sein, die Geschäfte zu fördern.“ Burnes hatte einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verhältnisse zu drohend geworden seien, um anders als durch ein rasches Zuvorkommen zum Guten gelenkt werden zu können. In diesem Sinne berichtete er nach Kalkutta, und Rundschit Sing unterstützte ihn nach Kräften durch Erzählungen von russischen Ränken, die auch an seinem Hofe zu Lahore gesponnen würden. Der Krieg wurde beschlossen.

Rundschit Sing hatte den Engländern freien Durchzug durch sein Land versprochen, hielt aber seine Zusage nicht, vermuthlich weil die meuterische

Stimmung seiner Truppen ihn warnte, den verhaßten Engländern nicht zu viel zuzugestehen. Die zum Einbrechen durch die Kheiberpässe bestimmte Abtheilung mußte nun den Indus hinabfahren und sich mit der Hauptarmee vereinigen. Beide demüthigten die Emire von Sind und zogen darauf nach dem Bolanpasse. Dieser Paß, der an manchen Stellen nicht breiter als dreißig Fuß ist und von scharfen Felsklippen überragt wird, hatte wilde Beludschen zu Vertheidigern, die bald verjagt wurden. Um so länger dauerte es, bis die englischen Ingenieurs einen fahrbaren Weg hergestellt hatten, und inzwischen litten die Soldaten so furchtbar durch Hitze und Wassermangel, daß sie haufenweise fielen. Von dem Bolanpasse ging es auf Kandahar, wo Schah Schudscha, in dessen Namen dieser kopflose Zug unternommen wurde, von seinem Lande förmlich Besitz nahm. (8. Mai 1839.) Ghisni war der einzige Ort, der eine Vertheidigung versuchte. Als die Engländer stürmend eingedrungen waren, huldigten die Großen der Umgegend, unter ihnen ein Sohn Dost Mohamed's, dem Schudscha. Zwischen Ghisni und Kabul giebt es steile Höhen und jähe Abgründe genug, daß Dost Mohamed mit seinen 13,000 Streitern zur Abwehr des Feindes hätte Stellung nehmen können. Er dachte nicht daran, ließ seine Geschütze im Stich, floh in die westlichen Gebirgslande und wandte sich später nach Bochara, wo er einige Zeit gefangen gehalten wurde.

Dieser Erfolg, den die Engländer so schnell und leicht nicht erwartet hatten, verrückte den bürgerlichen und soldatischen Anführern völlig die Köpfe. Es bemächtigte sich ihrer die unbegreiflichste Verblendung, unbegreiflich zumal bei Sir Alexander Burnes, dem genauesten Kenner Afghanistans und seines Volks. Die Generale wie die Diplomaten hielten die Arbeit für gethan. Der Oberbefehlshaber Sir John Keane eilte nach Indien zurück, um sich für seine Eroberung beglückwünschen und belohnen zu lassen, die Reservearmee am Indus wurde aufgelöst, die englischen Beamten in Kabul und Kandahar richteten sich häuslich ein, um friedlich zu genießen, was sie ohne Mühe erlangt hatten. Bis zum Jahre 1841 kamen keine bedeutende Ereignisse vor, welche die blinde Zuversicht der Engländer Lügen gestraft hätten. Am 3. November 1840 stellte sich Dost Mohamed als Gefangener in Kabul und wurde nach Ludiana in die Verbannung geschickt. Sein Sohn Akber zog aber eine nochmalige Flucht über den Amu der Ergebung vor. Als er zurückkehrte, hatte für die Engländer die Stunde der Vernichtung geschlagen.

Während nicht das Geringste geschah, einzelne Stämme oder einflußreiche Große zu gewinnen, wurden die Sitten und Gewohnheiten der stolzen Afghanen täglich beleidigt. Die englischen Beamten machten kein Hehl daraus, daß die ganze gesellschaftliche Ordnung zerstört, der Einfluß der Priester und Adeligen, um mit den Mißbräuchen und dem Aberglauben zu Ende zu kommen, auf Nichts zurückgebracht werden solle. Ertrugen die Afghanen schon schwer, daß ihnen ein wollüstiger Schwächling als Herrscher aufgedrungen worden war, so wurden sie noch tödtlicher durch den Uebermuth dieses Menschen beleidigt. Auf diesen Punkt kamen die wenigen Häuptlinge, welche den Engländern nicht geradezu feindlich gesinnt waren, immer zurück. „Der Schudscha", sagte ein Edler zu einem englischen Offizier, „ein Mensch, welcher in das Land kam, indem er sich an den Saum Eures Kleides anklammerte, solch ein Mensch führt eine Hofceremonie ein, als ob er Nadir Schah selbst wäre! Läßt er doch Leute, die viel besser sind als er, mit gefalteten Armen in der Sonne stehen, während er lang und breit unter der Veranda sitzt. Der König ist blos der erste der Freien; in dem Durbar des Dost Mohamed saßen die Häuptlinge neben dem Fürsten."

Im November 1841 hatte sich eine große Verschwörung gebildet, die sich durch Aufstände und Ermordungen englischer Offiziere und Soldaten verrieth. Auch unmittelbare Warnungen erhielt Burnes und verschmähte sie mit Hartnäckigkeit. Er behielt seine Wohnung in Kabul außerhalb des befestigten Lagers der Truppen. Am 2. November 1841 erhoben sich die Verschworenen, überfielen alle Engländer und Sipahis in der Stadt und ermordeten schonungslos ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, was ihnen in die Hände fiel. Burnes war eines der ersten Opfer. Die Engländer des Lagers — 6000 Soldaten mit einem Troß von 12,000 Männern, von denen viele ebenfalls Waffen trugen — machten keinen Versuch, ihre Waffengefährten zu retten, keinen Versuch, sie zu rächen. Die Führer gingen von Uebermuth zur Verzweiflung über und beriethen, ob es noch möglich sei, sich nach Dschellalabad durchzuschlagen. Macnaghten, der englische Gesandte bei Schah Schudscha, gab den Ausschlag, daß man im Lager blieb.

Am 22. November hielt Akber Khan seinen Einzug in Kabul, am 23. stürmte er das Dorf Bimaru, das den Engländern Lebensmittel lieferte. Englische Truppen kamen dem Ort zu Hülfe und wurden unter furchtbarem Blutvergießen geschlagen. Dieses Unglück vernichtete den letzten Rest von

Muth, von nun an wurde das Benehmen der Engländer ein schimpfliches. Am 21. December schloß Macnaghten mit den versammelten Häuptlingen einen Frieden auf die Bedingungen, daß die Engländer Afghanistan räumen und Dost Mohamed freigeben sollten. Akber Khan, der keinen Frieden wollte, überredete den Gesandten, indem er demselben bessere Bedingungen versprach, zu einem Bruch des Vertrags. Er zeigte darauf den andern Häuptlingen die Schrift, in der Macnaghten seine Wortbrüchigkeit aussprach, und brachte sie leicht dahin, ihrer Seits einen Verrath zu begehen. Am 23. December begab sich Macnaghten zu einer zweiten Zusammenkunft und wurde nach den ersten Worten ermordet.

Akber Khan fand Glauben, als er erklärte, Macnaghten sei für seinen Verrath bestraft worden, und der frühere Vertrag solle gehalten werden. Nicht genug, die Engländer bezahlten auch noch die Häuptlinge für ein bewaffnetes Geleit, das den Rückzug decken sollte, und ließen sich in ihrem Lager vierzehn Tage hinhalten, so daß Akber Zeit fand, alle Pässe des Weges besetzen zu lassen. Am 6. Januar 1842 wurde das Signal zum Aufbruch gegeben. Man hat diesen Rückzug mit dem französischen aus Rußland verglichen, aber in einer Beziehung mit Unrecht. Die Franzosen schlugen sich gegen die sie verfolgenden Russen, aber die Engländer ließen sich hinschlachten, und nur zwei oder drei Male in Augenblicken der höchsten Verzweiflung kehrten sie die Waffen gegen ihre Peiniger. An Leiden und Schreckensscenen kam dieser Rückzug aus Afghanistan jenem aus Rußland ganz gleich. Auf einem Boden, der hoch mit gefrorenem Schnee bedeckt war, bei einer strengen Kälte, die sich dem leicht gekleideten und Nachts nur durch ein baumwollenes Zelt geschützten Soldaten doppelt empfindlich machte, mit keinem andern Lebensmittel als rohem Fleisch versehen, zog das Heer in aufgelösten Reihen durch ein von wilden Feinden wimmelndes Land. Jeden Morgen bedeckten Massen von Erfrorenen den Boden des Lagers und jeden Morgen stürzte sich die Bedeckung mit ihren Flinten und zweischneidigen Messern auf die Ueberlebenden. Am 13. Januar waren noch zwanzig Bewaffnete übrig — von 4500 Bewaffneten und 12,000 Mann Troß! Ein einziger Offizier rettete sich nach Dschellalabad, von den Hindu des Heers und des Trosses gelangten später mehrere halbsterbend an den Indus. Der Oberanführer Elphinstone hatte sich unterwegs auf Akber's Verlangen als Gefangener gestellt. Auch die Besatzung von Ghisni wurde ermordet oder gefangen, nur in Kandahar

und Dschellalabad behaupteten sich die Truppen unter muthigeren und weniger vertrauensvollen Generalen. Schah Schudscha, der sich dem Aufstande gegen die Engländer angeschlossen hatte, wurde aus seiner Burg zu Kabul gelockt und ermordet.

Wollte man, wie die öffentliche Stimmung Englands und noch entschiedener das Heer forderte, einen Rachezug gegen Afghanistan unternehmen, so mußte man hauptsächlich europäische Truppen verwenden, da die Sipahis durch das furchtbare Schicksal ihrer Waffengefährten völlig entmuthigt worden waren. So viele Europäer an einen neuen Krieg zu setzen, hielt Lord Ellenborough, der neue Statthalter Ostindiens, für gewagt; gehe auch dieses Heer wie das erste verloren, meinte er, so habe die englische Herrschaft am Ganges ihr Ende erreicht. Als er endlich den Generalen Nott und Pollock Befehl zum Vorrücken ertheilte, beschränkte er sie auf die doppelte Aufgabe, die Besatzungen von Kandahar und Dschellalabad zurückzuführen und die Gefangenen zu befreien. Es war für die englische Waffenehre ein glücklicher Umstand, daß Akber Khan nicht zu bewegen war, seine menschliche Beute auszuliefern. Lord Ellenborough mußte nun nothgedrungen den Rachekrieg genehmigen, zu dem Alles drängte. Man bildete wie früher zwei Heere, eines unter Pollock, das 15,000 Mann stark die Kheiberpässe stürmend gegen Dschellalabad vorging, und ein zweites unter Nott, das in der Stärke von 13,000 Mann auf Kandahar zog. Der Entsatz der beiden eingeschlossenen Besatzungen wurde mit geringem Verlust bewerkstelligt. Während darauf Nott Ghisni nahm und gänzlich zerstörte, schlug Pollock die Afghanen, die über 16,000 Mann gesammelt hatten, bei Tesin. Beide rückten auf Kabul los, wo sie fast zu gleicher Zeit eintrafen und einen Theil der Gefangenen befreiten. Die übrigen Engländer, 63 Männer und Frauen, hatte Akber Khan nordwärts geschickt, wahrscheinlich um sie in Bochara als Sklaven zu verkaufen, doch gelang es diesen Unglücklichen, den Häuptling, der sie geleitete, zu bestechen und sich so die Freiheit zu verschaffen. Istalif, wohin die Afghanen sich zu erneuetem Kampf geworfen hatten, war die letzte Eroberung der Engländer. Hier begann das Werk der Zerstörung, das sich in Kabul, Dschellalabad, überall, wohin die englischen Waffen reichten, fortsetzte. Nach mehreren Tagen war Istalif in einen Schutthaufen verwandelt, dann kam die Reihe an Kabul. „Bevor ich Kabul verließ (12. Oktober 1842)“, berichtet Pollock, „habe ich mit Schießpulver den großen Basar zerstört, welcher zu den Zeiten des Aurengzeb erbaut wurde; es war dies der berühmteste Ort

Kabuls und ganz Mittelasien kannte diesen Basar als einen großen Markt. Man hatte hier die Ueberreste des ermordeten Gesandten öffentlichen Beschimpfungen preisgegeben, und ich wollte den Afghanen durch die Zerstörung des Platzes zeigen, daß eine Beleidigung, welche einem englischen Gesandten zugefügt wird, nicht ungerächt bleibt. Zwei Moscheen, mit europäischen Gegenständen geschmückt, um das Andenken an die Unglücksfälle des vorigen Jahres zu erhalten, und deßhalb die fränkischen Moscheen genannt, wurden ebenfalls der Zerstörung preisgegeben. Viele andere größere und kleinere Orte wurden, so weit es in der kurzen Zeit möglich war, von Grund aus zerstört und der Erde gleich gemacht. Selbst Fruchtbäume und Felder blieben nicht verschont." Zu Anfang des Novembers waren die Engländer in Peschawer zurück, wo die gesammelten Ueberreste ihres erschlagenen Heers der Erde übergeben wurden. Diese Feldzüge hatten Tausende von Menschenleben und zwanzig Millionen Pfund Sterling gekostet, und der Siegespreis war ein gesteigerter Haß der Afghanen, die Zerstörung eines alten Handelsweges und — die Sandelthore des Tempels von Somnath, eine Trophäe, die Mahmud der Ghasnewide († 1028) nach Kabul geführt hatte, und die Lord Ellenborough, „um eine achthundertjährige Schmach zu rächen", dem in Trümmern liegenden Tempel zurückzustellen befahl. Nachdem das englische Heer zurückgekehrt war, wurde Dost Mohamed nach Afghanistan entlassen. Es war dies die klügste Maßregel, die England in seinem ganzen Streithandel mit Afghanistan ergriffen hat, denn Dost Mohamed war der geeignetste Mann, die Afghanen von einem Kriege gegen Ostindien abzuhalten und im Lande selbst einigermaßen Ruhe zu erhalten. Welches Urtheil fällten aber die Engländer selbst über ihre afghanische Politik, indem sie denselben Mann, gegen den sie ausgezogen waren, als Ordnungsstifter nach Afghanistan zurückgehen ließen!

Der Krieg gegen Kabul war die erste Unterbrechnng einer langen Zeit der Ruhe. Diese Ruhe benutzte Lord William Bentinck zu Reformen, deren Ziel einestheils die Verbreitung von Bildung, Sittlichkeit und leiblichem Wohlbefinden, anderntheils eine größere Wohlfeilheit der Verwaltung war. In der letztern Beziehung galt es hauptsächlich, die hohen Besoldungen der bürgerlichen Beamten und der Offiziere zu verkürzen. Indem Lord Bentinck dies ausführte, setzte er zugleich den Sold der einheimischen Soldaten herauf, so daß er das Vierfache des gewöhnlichen Tagelohnes betrug. Um den großen Mißbräuchen bei der Civilverwaltung ein Ende zu machen, wurden Beauf-

sichtigungen und periodische Berichte eingeführt. Am wirksamsten zeigte sich in dieser Beziehung die Freiheit der Presse, welche Lord Bentinck thatsächlich gewährte und die von seinem Nachfolger gesetzliche Bestätigung erhielt. Die Wegebauten, die er beantragte, wurden aus falscher Sparsamkeit nicht genehmigt, aber einen großen Dienst konnte er dem indischen Verkehr wenigstens leisten. Er vernichtete die Thugs, eine Brüderschaft von Raubmördern, welche unter den Hindu aller Kasten und den Mohamedanern aller Sekten verbreitet war, ihr Gewerbe auf den Landstraßen wie auf den Flüssen trieb und ihre arglosen Opfer durch Erdrosselung tödtete.

Im Jahre 1833 lief der auf zwanzig Jahre ertheilte Freibrief der ostindischen Gesellschaft von 1813 ab. Die öffentliche Meinung war darin einstimmig, daß das Privilegium der Gesellschaft auf den chinesischen Handel aufhören müsse, über alles Uebrige gingen die Meinungen weit aus einander. Man nannte es eine politische Anomalie, daß eine Börsengesellschaft von Kaufleuten, deren Actien täglich von Hand zu Hand gingen, eine Gesellschaft, deren integrirende Theile fortwährend wechselten, mit der Souverainetät über ein größeres Volk, mit der Verfügung über eine bedeutendere reine Einnahme, mit dem Oberbefehl über ein zahlreicheres Heer, als dem unmittelbaren Einfluß der englischen Regierung unterliege, betraut werde. War man aber entschlossen, diese Anomalie aufhören zu lassen, so mußte man an die Stelle der ostindischen Gesellschaft etwas Anderes setzen, und da zeigten sich unübersteigliche Schwierigkeiten. Es handelte sich darum, gegen Mißbräuche, die in Indien vorkommen könnten, eine Schranke zu finden. Sollte man diese Schranke in einer Indien zu gebenden Repräsentativverfassung suchen? Das machte der ganze politische und gesellschaftliche Zustand des Landes unmöglich. Sollte man der Krone die Verwaltung einräumen und auf die dem Parlamente zustehende Controle vertrauen? Dann hätte Indien unter Mißbräuchen erdrückt werden können, ohne daß eine Abhülfe möglich gewesen wäre, denn dem Parlament fehlte außer der Kenntniß indischer Verhältnisse auch das Interesse an Vorgängen, die in so ungeheurer Entfernung spielten. Macaulay hat dies mit den kräftigen Worten hervorgehoben: „Ein in Coldbath-Fields zerschlagener Kopf macht unter uns viel mehr Aufsehen, als drei geregelte Schlachten in Indien*).“ Sollte man der Krone, indem man die

*) Die Regierung Indiens, in den Reden (Uebersetzung von Steger, Braunschweig bei Westermann) Theil 1. S. 177.

Gesellschaft bestehen ließ, die Ernennung der Directoren und der andern höhern Beamten übertragen? Dann schuf man für die einheimische Regierung eine Verlegenheit bedenklicher Art, da nach jedem Ministerwechsel die noch von der gestürzten Partei ernannten Directoren und sonstigen Beamten die unbequemste Opposition gemacht haben würden.

Die ostindische Gesellschaft vertheidigte ihr Handelsmonopol auf das Aeußerste, weil die Actien ihren Werth verlieren würden, sobald man den Handel mit China freigebe. Um die Theilhaber in dieser Hinsicht zu beruhigen, garantirte die Regierung jeder Actie eine Jahresdividende von 10½% und bildete eine Tilgungskasse, um nach einer bestimmten Reihe von Jahren die Actien zu ihrem Nominalwerth von 1834 (zwölf Millionen Pfund), der das Doppelte des eingezahlten Werths betrug, einzulösen. Sie ließ der Gesellschaft ferner ihr Patronatsrecht, an dem die Directoren aus begreiflichen Gründen sehr festhielten. Nach diesen Zugeständnissen gelangte man mit der Gesellschaft zu einem Vergleich, der nach einigen Verhandlungen im Parlament, bei denen immer nur 80—90 Mitglieder anwesend waren, bestätigt wurde. Die Gesellschaft hörte auf ein Handelsverein zu sein, jeder Engländer erlangte das Recht, nach Ostindien und China Handel zu treiben. Es wurde ferner jedem Engländer gestattet, sich in Ostindien niederzulassen, jedoch nur in den Hafenplätzen und in den Gebietstheilen, welche seit 1800 unter englischer Herrschaft stehen. Die Gesellschaft behielt die Regierung Indiens ziemlich unter den alten Bedingungen, die nur in sofern eine Aenderung erlitten, als dem Controlamt der Regierung und dem Parlament erweiterte Aufsichtsrechte übertragen wurden. Die Insel Helena trat die Gesellschaft mit allen Souverainetätsrechten an die Krone ab.

Mit der Umänderung des alten Freibriefs traten neue Verhältnisse ein, welche durch Gesetze geregelt sein wollten. Da zu befürchten war, daß die neuen Ansiedler in ihrem Stolz, der herrschenden Nation anzugehören, sich als eine höhere Klasse betrachten und den eingeborenen Stamm mit Füßen treten würden, stellte man die Europäer unter dieselbe Gewalt, welche den Hindu Gesetze giebt, und beseitigte die alte Einrichtung, welche die Gültigkeit der Erlasse des Oberstatthalters für die Städte mit europäischer Bevölkerung von der Genehmigung des obersten Gerichtshofs abhängig machte. Es war der Plan der Regierung, die Rechtsgleichheit aller Nationalitäten und Bekenntnisse, die sie unter anderm durch die Zulassung der Eingeborenen

zu den meisten Aemtern aussprach, bis auf die Gleichheit der Gesetze auszudehnen. Es wurde ein Ausschuß ernannt, in dem Macaulay, Amos, Cameron und andere tüchtige Rechtskundige Platz nahmen, und mit der Ausarbeitung eines Gesetzbuchs für Indien beauftragt. Die Arbeit war 1837 fertig, und sowohl englische als asiatische Fachmänner sprachen sich günstig über sie aus. Dennoch wurde das Gesetzbuch nicht eingeführt, weil die begründete Besorgniß entstand, daß die Mohamedaner wie die Hindu an einzelnen Bestimmungen Anstoß nehmen, und insbesondere die Brahminen, die aus dem Haupte Brahma's entsprangen, es unerträglich finden würden, mit den Sudras, die aus den Füßen hervorgingen, unter denselben Gesetzen zu leben. Man ließ daher dem Mohamedaner seinen Koran, dem Hindu seine Grundregeln. Jeder bürgerliche Prozeß ist nach dieser unglücklichen Entscheidung eine Lotterie geblieben, wobei der Zufall, welche der vielen sich widersprechenden Rechtsregeln von dem Richter den Vorzug erhält, über Gewinn oder Verlust entscheidet. In peinlichen Rechtsfällen, bei denen für Hindu und für Mohamedaner dasselbe mohamedanische Gesetz gilt, entscheiden Geschworene. An die Lösung der Sklavenfrage ging die Regierung mit Vorsicht. Sie war laut Inhalts der Capitulationen verbunden, ihre Unterthanen je nach dem mohamedanischen oder dem indischen Recht zu richten, und in beiden ist die Sklaverei gesetzlich. Aber der Zustand der Sklaven war zum Theil der härteste, weniger im Norden und in Mittelindien, wo blos Haussklaverei herrschte, als im Süden, wo Ackerbausklaverei bestand. Man ermittelte endlich eine Auskunft, indem man gesetzlich vorschrieb, daß kein Richter eine Klage, welche auf dem Recht des Besitzes der Person oder der Arbeit des Menschen beruhe, annehmen, keinen Menschen unter dem Vorwande, daß er ein Sklave sei, eines durch Arbeit, Erbschaft, Geschenk oder Anweisung erworbenen Besitzes berauben lassen dürfe. Dieses Gesetz machte der Sklaverei ein Ende, aber weder auf eine plötzliche noch auf eine gewaltthätige Weise, da alle Sklaven, denen eine gute Behandlung zu Theil wird, bei ihren Herren bleiben. In einer Beziehung hatte das Gesetz jedoch üble Folgen für Ostindien, denn es vermehrte die Auswanderung der Arbeiter (Kulies) nach Westindien, wo man durch sie die ehemaligen Sklaven ersetzte.

Nach der Aufhebung des Handelsmonopols vermehrte sich die Erzeugung Ostindiens in vielen Waaren, wozu die Einwanderung von europäischer Intelligenz und europäischem Kapital das Ihrige beitrug. Auf den Hochebenen im Dekan,

in den Gebieten der Radschputen, in der Provinz Delhi, in den südlichen Alpenlandschaften des Himalaya siedelte man Merinos und sächsische Schafe an und verbesserte dadurch die bisher nur zu Teppichen brauchbare Wolle. Leinsamen wurde zur Zeit des Monopols der Gesellschaft gar nicht ausgeführt, 1842 brachte man 250,000 Bushels nach England, und von nun an fütterte man in Yorkshire Vieh mit Oelkuchen, zu denen der Leinsame am Himalaya erzeugt wurde. Hanf lieferte Ostindien im Jahre 1831 nur etwas über 9000 Centner und im Jahre 1842 schon 148,000 Centner von viel besserer Güte. Wachs und Teakholz wurden neue Handelsartikel, die Gewinnung von Castoröl verfünffachte sich in fünf Jahren. Dem Flachsbau verliehen belgische Flachsbauer einen solchen Aufschwung, daß man den ganzen Bedarf Englands von Ostindien zu entnehmen hofft. Seit 1835 begann man im Himalaya mit der Theestaude Versuche anzustellen, deren Resultat das günstige war, welches die Naturforscher bei der großen Aehnlichkeit, die zwischen Theilen des indischen Gebirgs sowohl hinsichtlich der geologischen als der Vegetationsverhältnisse besteht, vorausgesagt hatten. Dieser indische Thee ist kaum noch in den Handel gelangt, da man das Augenmerk nicht darauf richtet, Waaren zu liefern, sondern die Pflanzungen so weit auszudehnen, bis der ungeheure Bedarf Englands, den man mit vierzig Millionen Pfund jährlich nicht zu hoch veranschlagt, von Ostindien allein geliefert werden kann. Den ostindischen Reis besserte man durch Einführung der in Carolina üblichen Methode, die Körner zu reinigen, den Zucker, indem man in der Bereitung mannigfache Verbesserungen einführte und das Rohr von Tahiti einheimisch machte. Mit besonderem Eifer bemühte man sich um die Hebung des ostindischen Baumwollenbaues, der dem Mutterlande nicht mehr als 13% seines Bedarfs an roher Baumwolle liefert. So viel zeigte sich wenigstens aus den Arbeiten, welche amerikanische Pflanzer auf Kosten der Regierung in Koimbatur und am Dschumnafluß vornahmen, daß sich in Ostindien ebenso gute Baumwolle bauen läßt, als in Amerika. Ist der ostindische Baumwollenbau auf die Höhe erhoben, deren er fähig ist, dann wird England seiner Abhängigkeit von der nordamerikanischen Erzeugung ledig, und dies ist das Ziel, dem man mit Beharrlichkeit entgegenstrebt.

Als die wohlthätigste der ostindischen Reformen gilt im Lande selbst die Aufhebung der Binnenzölle, aus denen die ostindische Gesellschaft jährlich in Bengalen, Madras und den oberen Provinzen eine Einnahme von neun

Millionen Gulden zog. Diese Zölle waren eine Geißel für den Verkehr, denn wenn sie auch gesetzlich blos in einem Werthzoll von fünf Procent bestanden, so hatten die Zollpächter die Steuer doch zu einer unerträglichen Höhe hinaufgetrieben. Durch die Dampfschifffahrt erreichte man nicht blos eine ungleich schnellere und sicherere Verbindung mit Europa, sondern man kürzte auch die Zeitdauer der Fahrten auf den einheimischen Flüssen ab, so zum Beispiel die Fahrt von Kalkutta nach Allahabad von drei Monaten auf achtzehn Tage. Die seichteren Flüsse befuhr man mit eisernen Schiffen, auch auf dem Indus verwendete man solche Fahrzeuge. Als die ersten Engländer 1835 den „einsamen Strom", der seit den Tagen des macedonischen Eroberers kein europäisches Segel gesehen hatte, befuhren, fürchteten sie auf Strudel, Wasserfälle und Sandbänke zu stoßen. Statt solcher Hindernisse fanden sie bis Attok ein gutes Fahrwasser, dessen Wassertiefe in der trocknen Jahrszeit noch acht Fuß betrug.

Wir gelangen jetzt zu dem wichtigsten Resultate der Umgestaltung des Verhältnisses der ostindischen Gesellschaft, zu den Folgen, welche die Freigebung des Handels mit China hatte und den Verhältnissen nach haben mußte.

Ueber das Reich der Mitte waren in der Zeit, als die ostindische Gesellschaft ihr Monopol verlor, nur sehr unbestimmte Ansichten verbreitet. Man sprach mit Staunen und einer gewissen Verwunderung von der mehrtausendjährigen Kultur China's, von seinen in den wunderlichsten Formen erstarrten Gebräuchen, von seiner Anmaßung, eine Welt für sich sein zu wollen, von seiner Bevölkerung, für die das Land nicht mehr hinreicht und die daher ihre Wohnungen in der Luft an Felsen anhängt oder auf Flüssen schwimmen läßt, von seiner wunderbaren Sprache, seiner wunderbaren Tracht. Man hatte die Literatur kennen zu lernen angefangen, man hatte aus den Berichten europäischer Gesandtschaften über schmale Streifen des innern Landes dieses und jenes erfahren, aber mit diesen Bruchstücken von Kenntnissen war man noch nicht dahin gelangt zu wissen, ob China ein glückliches oder unglückliches, ein gut oder schlecht regiertes Land sei. Nicht selten wurde es wegen seiner „unvergleichlichen Ordnung" gepriesen und den Strömen verglichen, deren Fluthen beständig mit gleicher Majestät fortrollen, ja man glaubte sogar, daß Europa von dem merkwürdigen Lande viel lernen können werde, „da, wenn China einmal eröffnet sei, dort das schönste Muster der Centralisation der Verwaltung gefunden werden müsse, welches in der Welt existire." (Toc-

queville.) Daß die Macht eines Reiches mit dreihundert und fünfundsechzig Millionen Menschen und mit einem Heer von fast anderthalb Millionen Soldaten eine furchtbare sein müsse, dagegen wagte Niemand Zweifel zu erheben.

In Wahrheit war der Zustand China's ein grauenvoller. Die Mandschu-Kaiser der Dynastie Taitsing (der sehr reinen) hatten einen Despotismus gegründet, der Allem in China den Stempel sklavischer Unterwürfigkeit aufdrückte und um so entsittlichender wirkte, als er mit einer planmäßigen Corrumpirung der alten chinesischen Religion des Kong fu ze Hand in Hand ging. Die in neun Klassen gruppirten Mandarinen, die Beamten des unumschränkten Kaisers, sogen das Volk schamlos aus, und um sie drängten sich die noch schlimmeren Vollstrecker ihrer Befehle, eine Schaar Menschen aus der niedrigsten Klasse, zugleich Soldaten, Polizeiagenten und Henker, die mit ihrem Lebensunterhalt von ihren Räubereien abhingen. Von den zwei unreinern Religionen, welche die Unterstützung der Mandschu-Kaiser erhielten, hatte die eine, der Buddhaismus, in China einen noch abenteuerlicheren und rohern Charakter angenommen, als in ihrer ursprünglichen Heimath, und die andere, der Tao-Glaube, war nichts als ein entarteter Epikuräismus. Fügten schlechte Jahre zu den Leiden einer Mißregierung noch die einer Hungersnoth, so schien sich in China jede gesellschaftliche Ordnung aufzulösen. Man sah dann die Bevölkerungen ganzer Landschaften, in Banden von 500—1000 Menschen vereinigt, bettelnd durch das Land ziehen, man sah Räuberhorden die Straßen besetzen, die Märkte plündern und bis unter die Mauern von Peking Brandschatzungen erheben. In solchen Zeiten war die bewaffnete Macht des Reichs nicht zu sehen, wenn sie nicht mit den Bettlern oder mit den Räubern gemeinschaftliche Sache machte. Sie bestand, abgesehen von den acht Bannern wirklicher Soldaten (60,000 Mann), aus einer Miliz, in der das Waffenhandwerk von dem Vater auf den Sohn erbte. Nicht der Starke suchte und fand in ihr Aufnahme, sondern im Gegentheil der Schwache, der als Soldat des Stellvertreters aller lebenden Wesen, des Fürsten aller Fürsten nicht Waffenruhm erstrebte, sondern die tägliche Ration Reis oder das Stück Land, das zu seinem Unterhalt hinreichte.

Obgleich die alte Ming-Dynastie bald nach der blutigen Entscheidungsschlacht von Nanking (1645) den Thron verloren hatte, lebte das Andenken an dieses Geschlecht einheimischer Kaiser doch im Lande fort, und es gab Leute, welche Abkömmlinge der Ming zu sein behaupteten. Diese echten oder

unechten Kronprätendenten wurden Mittelpunkte der geheimen Gesellschaften, deren es in China seit der Vertreibung der Ming unter den verschiedensten Namen (der Wasserlilie, des reinen Thees u. s. w.) gab. Alle hatten mystische Aufnahmeformeln, schwere Eide, Gelübde, nächtliche Versammlungen, und alle waren gegen die Fremdherrschaft gerichtet. Die Gesellschaft der vereinigten Drei (Himmel, Erde und Mensch), die gefährlichste und verbreitetste von allen, ließ ihre Mitglieder geloben, daß sie den Drachensitz reinigen und die Tage der Jao und Schun (das goldene Zeitalter der Chinesen) zurückführen wollten. In der Vernichtung der Tataren erkannte die Dreieinigkeitsgesellschaft nur die eine Hälfte ihrer Aufgabe, die zweite Hälfte war ihr die Ausrottung des Buddhaismus und des Tao-Glaubens, damit die Lehre des Kong fu ze sich in ungetrübter Reinheit wieder aufrichten könne. Die Regierung wußte um das Bestehen dieser Vereine, das sich ihr in wiederholten Aufständen bemerklich machte. Sie richtete gegen die Geheimbündnerei eine unzählige Menge von Gesetzen und Drohungen, ohne daß ein Erfolg sichtbar wurde. Die Gesellschaften verfügten über zu große Geldmittel, als daß sie nicht Entdeckungen, welche trotz ihrer guten Organisation zuweilen vorkamen, hätten unschädlich machen können. Sie behaupteten sich sogar verschiedene Male Jahre lang in offenem Felde.

Der innere Verfall des chinesischen Reichs zeigte sich schon unter Kienlung in immer deutlicheren Zeichen. Mit dem kühnen Plan beschäftigt, die Engländer aus Ostindien zu vertreiben, konnte dieser Kaiser nicht die Birmanen besiegen, nicht seinen Vasallenkönig in Annam, nicht die verachteten Miaotse (Söhne des Bodens), die in den unzugänglichen Bergketten und Höhen der Provinzen Liang, Kwang und Fokien leben und ihre Unabhängigkeit bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Von allen diesen Feinden gedemüthigt und geschlagen, legte Kienlung die Regierung in einem Augenblicke nieder, als ein allgemeiner Aufstand der nordwestlichen Provinzen den Thron ins Wanken brachte. Sein Sohn und Nachfolger Kiaking (1799 — 1820) war ein ebenso grausamer als verschwenderischer Kaiser. Nachdem er den kaiserlichen Schatz, der hundertundzwanzig Millionen Thaler betragen haben soll, in kurzer Zeit vergeudet hatte, erregte er durch die Härte, mit der er zu fortgesetzten Orgien Geld erpreßte, Verschwörungen und Aufstände. Acht Jahre lang verwüstete ein Krieg, den die Gesellschaft der Wasserlilie erregt hatte, das Innere, Seeräuber brandschatzten die Küsten, selbst Peking sah blutige

Kämpfe. Einmal waren Verschworene bis in den kaiserlichen Palast gedrungen, als der vermuthliche Thronfolger herbeieilte und sie in die Flucht trieb.

Von diesem Thronfolger hoffte man viel. Er bestieg den Thron des goldnen Drachen im Jahre 1820 und nahm den Namen Taokuang (Glanz der Vernunft) an. Klein und von schmächtiger Gestalt hatte er, obgleich erst neunundreißig Jahre alt, das Ansehn eines Greises. Der unmäßige Gebrauch von Opium habe seine Gesundheit zerrüttet, wird gesagt. Die ersten fünf Jahre seiner Regierung verliefen ruhig und unter löblichen Maßregeln. Er stellte die Religionsverfolgungen senies Vorgängers ein, erhob tüchtige Männer zu seinen Rathgebern, verbannte die üppigen Weiber und Schmarotzer vom Hofe, führte in allen Geschäftszweigen die strengste Sparsamkeit ein und gab das Beispiel einfacher Sitten. Seine Gastmähler bestanden darin, daß er die Mandschu um sich versammelte, um mit ihnen Rindfleisch zu essen und gegohrene Stutenmilch zu trinken. Obgleich seine Sparsamkeit sehr bald zu Geiz wurde, begünstigte er doch nie den auswärtigen Handel, weil er die Ausländer haßte. Er verwies die letzten Europäer, die noch bei der astronomischen Anstalt von Peking angestellt waren, entfernte die europäischen Sammlungen seiner Vorgänger und beschränkte den Verkehr mit dem Auslande in jeder Art.

Aus Beschränkungen der Handelsbeziehungen mit den Steppenländern im Westen des Reichs entstand der erste Krieg seiner Regierung. Ein Usbeken-Häuptling, Tehangir, knüpfte unter seinen mohamedanischen Glaubensgenossen im chinesischen Reich Verbindungen an, sammelte aus Turkomanen und Abenteurern aller Nationen der Steppe ein Heer und fiel, sich als Befreier der Gläubigen ankündigend, in China ein. Sein erster Angriff, obgleich von den Häuptlingen von Kokand und Bochara unterstützt, wurde abgeschlagen, aber ein zweiter Einfall, von Badakschan aus unternommen, setzte Tehangir in den Besitz von Kaschgar und mehreren andern Städten (1826). Die Truppen, die Taokuang schickte, siegten in einer großen Schlacht am Fluß Turim, gelangten aber doch zu keiner Bewältigung des Feindes. Unter ungeheuren Kosten zog sich der Krieg in die Länge. Alle Kriegsvorräthe und Lebensmittel mußten dem Heer durch die Wüste nachgeführt werden, wozu man 10,000 Kameele und täglich 220,000 Thaler unseres Geldes brauchte. Nach Verlauf eines Jahres wandten die Chinesen wirksamere Mittel an. Sie

bestachen einen Theil der feindlichen Horden, stachelten den Sektenhaß eines andern Theils auf und bekamen so ihren Feind durch Verrath in die Hände. Tehangir wurde von seinen eigenen Leuten ausgeliefert, in einem Käfig nach Peking geführt und dort in Stücke gehauen. Gewonnen hatte bei diesem Kriege nur der Khan von Kokand, den China als Schiedsrichter aller Streitigkeiten unter den Usbeken und als Beschützer der Karawanen anerkannte. Das Reich der Mitte hatte mehrere Millionen Unzen Silber ausgegeben und verlor in Folge der Verwüstung seiner Grenzprovinzen bedeutende Einnahmen. Noch einmal, im Jahre 1830, kam ein Usbeken-Krieg zum Ausbruch, der indessen, da die Chinesen von vornherein Geld als Waffe brauchten, schneller beendigt wurde.

Von 1826 an wurde jedes Jahr der Regierung Taokuangs durch irgend ein unheilvolles Ereigniß bezeichnet. Bald erstreckte ein Erdbeben seine Verwüstungen über ganze Provinzen, bald vernichteten große Ueberschwemmungen die Ernten auf Hunderte von Meilen, bald trat in Folge langer Dürre eine Mißernte ein, bald bekriegte eine Sekte oder ein Volksstamm die Regierung. 1832 regten sich abermals die Miaotse und schlugen oder vernichteten drei chinesische Heere, ließen sich aber durch 900,000 Unzen und durch die Gewährleistung aller ihrer Freiheiten beruhigen. Unmittelbar darauf oder gleichzeitig erhob sich die Tao-Sekte und mußte ebenfalls mit Geld beschwichtigt werden. Mit diesem letzten Aufstande verschlang sich ein Versuch der Gesellschaft der vereinigten Drei, die Mandschu vom Throne zu stoßen, und veranlaßte neue und lange Zuckungen. Die Dreieinigkeitsmänner bestach man nicht, gegen sie bot man die letzten Kräfte des Reichs auf und befleckte den endlichen Sieg durch die schändlichsten Grausamkeiten. Alle in den Aufstand verwickelten Männer wurden getödtet, die unschuldigen Frauen und Kinder, selbst die Seitenverwandten nach neuen Ansiedlungen verbannt und den Soldaten als Sklaven beigegeben.

Mit dem ersten Usbeken-Kriege rissen abscheuliche Mißbräuche ein. Der Krieg hatte die Schatzkammer so geleert, daß Taokuang das verzweifelte Mittel wählte, die Aemter bis zu den höchsten hinauf an Patrioten zu geben, das heißt an Leute, welche sich durch das Darbringen großer freiwilliger Gaben auszeichneten. Die spätern Unruhen und Kriege ließen von diesem System des Aemterverkaufs nicht wieder abgehen. Gemeine Speculanten, sogar gefährliche Verbrecher durchliefen raschen Schritts alle Rangstufen, auf jeder Spuren

der Gier hinterlassend, mit der sie das Doppelte und Dreifache der Kaufsumme von dem armen Volk zu erpressen trachteten. Trotz des Aemterverkaufs trat ein Ausfall in den Finanzen ein, der schon 1832 auf mehr als funfzig Millionen Thaler stieg. Es war jetzt auch die größte Verschwendung bei Hof eingetreten, und wollte man das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen herstellen, so bedurfte man außerordentlicher Mittel. Taokuang fand kein anderes, als das Ausfließen des Baarsilbers aus seinem Reiche zu verbieten und zu dem Ende der Einfuhr von Opium ein Ende zu machen.

In allen Ländern des Ostens, wo die feineren Genüsse der Cultur unbekannt sind und die Vielweiberei auf das Thierische hinlenkt, sind sinnliche Reizmittel gebräuchlich. Das Opiumrauchen ist von allen das gefährlichste. Anfangs einen leichten Rausch erzeugend, welcher der Einbildungskraft die lieblichsten Bilder vorführt, schwächt es, wenn die Gewohnheit fortgesetzt wird, den Körper auf eine unheilbare Weise. Das eingefallene und aschgraue Gesicht des Opiumrauchers, seine von einer bläulichen Todtenfarbe überzogenen Lippen und Augenlider, seine tiefliegenden wie abgestorbenen Augen sind die Merkmale seines tief gesunkenen Körperzustandes. Einmal in diesem Stadium angelangt, kann der Raucher der Gewohnheit, die ihn vernichtet, sich nicht mehr enthalten, und setzt sie fort, bis sie ihn in Blödsinn gestürzt hat.

Etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts verbreitete sich das Opiumrauchen in China und hatte im Jahre 1800 bereits das ganze Reich überzogen. Als die Regierung mit Verboten einzuschreiten anfing, stiegen die Preise ungeheuer, und es bildete sich ein Schmuggelhandel aus, der den dabei Betheiligten große Gewinne abwarf. Die ostindische Gesellschaft legte nun ausgedehnte Mohnpflanzungen an und sorgte durch kundige Männer dafür, daß das Gift ganz nach dem Geschmack der Chinesen bereitet wurde. Als Taokuang, der selbst geraucht hatte, den Thron bestieg, war die böse Sitte des Opiumrauchens unter den Mandarinen, Kaufleuten, Soldaten und Matrosen der Küstenprovinzen ganz allgemein geworden und erstreckte sich bis in den kaiserlichen Harem hinein. Die Opiumschiffe ankerten an einer der Inseln der Tigrismündung, Linting (der einsame Nagel) genannt, und setzten dort ihre Waare ganz offen an die chinesischen Schmugglerboote ab. Häufig besuchten sie auch andere Küstenpunkte und eröffneten mit den Bewohnern einen verbotenen Verkehr, bei dem außer Opium Bibeln abgesetzt wurden. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts war der Opiumverbrauch in

China auf 30,000 Kisten (zu 140 Pfund) gestiegen, und die ostindische Gesellschaft zog aus diesem Handel einen Gewinn von 20 — 25 Millionen Gulden. Durch diesen ungeheuren Opiumverbrauch stellte sich die Bilanz des auswärtigen Handels für China sehr unvortheilhaft. England kaufte an Thee, Seide und andern Artikeln für $3^1/_{10}$ Millionen Pfund Sterling, und verkaufte für $5^6/_{10}$ Millionen Waaren, hauptsächlich Opium. Die Differenz mußte von China in Silber gezahlt werden, und die Chinesen fürchteten von diesem fortwährenden Ausströmen des edlen Metalls eine gänzliche Verarmung des Landes.

Taokuang begann seine Maßregeln gegen den Opiumhandel mit barbarischen Strafandrohungen gegen die einheimischen Händler und Raucher. Jeder Händler sollte enthauptet, jeder Raucher sechs Monate ins Gefängniß geworfen und, wenn er in dieser Zeit von dem Gebrauch nicht zurückgekommen sei, erdrosselt werden. Die Art der Ausführung des Gesetzes machte dasselbe zu einer Geißel, denn nicht blos Schuldige wurden verfolgt, sondern auch Unschuldige in großer Zahl. Da kein Erfolg erzielt wurde, machte man je zehn Familien solidarisch dafür verantwortlich, daß keines ihrer Mitglieder Opium rauche, und erzielte auch damit nichts. Nun richtete Taokuang seinen Zorn gegen die fremden Händler.

Die chinesische Politik gestattete den Fremden nur einen sehr beschränkten Zutritt. Rußland durfte blos zu Lande verkehren und es war ihm sogar die Schifffahrt auf dem Amur, die für den Nordosten des Reichs so wichtig werden könnte, untersagt. Die Engländer waren allein auf Kanton angewiesen, wo ihre Kaufleute ohne ihre Familien und nur während der Handelszeit wohnen durften. Zum Handel mit den Fremden war ausschließlich die Gesellschaft des Seehandels — Jang hing schang, gewöhnlich Hong genannt — berechtigt. Diese Gesellschaft war der Gegenstand vielfacher und alter Beschwerden der europäischen Kaufleute. Da ihre Mitglieder der einheimischen Regierung für das ordnungsmäßige Betragen der Fremden bürgen mußten, fanden sich immer weniger rechtliche Kaufleute, die sich unter die Hong einschreiben ließen, und die Vermittlung des auswärtigen Verkehrs wurde das Geschäft von chinesischen Speculanten und Abenteurern, die, um ihre Zahlungen nach Belieben einstellen zu können, als angebliche Geschäftsinhaber Leute aus der Hefe des Volks aufstellten. Kam es nun zu einem Bankbruche, so wurde der Figurant allerdings nach Ili in der kleinen Bucharei verwiesen, aber der

wirkliche Geschäftsinhaber konnte seinen unredlichen Verdienst in Sicherheit genießen. 1834 war der Verlust, den die europäischen Händler durch die Hong erlitten hatten, auf 4½ Millionen Dollars gestiegen. Sie behaupteten nicht ganz mit Unrecht, daß sie wohl zum Schmuggelhandel greifen müßten, da der erlaubte Verkehr in Folge der Anordnungen der chinesischen Regierung mehr Schaden als Nutzen bringe.

So standen die Sachen, als im April des Jahres 1834 das Monopol der ostindischen Gesellschaft ablief. Der Handel mit China wurde nun Sache des Privatverkehrs, und damit mußte eine große Veränderung in den Beziehungen zwischen England und China eintreten. Der Privatmann konnte nicht die einzelnen großen Verluste tragen, welche die ostindische Gesellschaft sich hatte gefallen lassen, weil ihr Monopolhandel im Ganzen trotzdem sehr gewinnreich blieb. Ebenso durfte die englische Regierung, die von nun an als Leiterin und Beschützerin des chinesischen Verkehres auftrat, die Plackereien und Beleidigungen der Chinesen nicht dulden, welche die Gesellschaft um ihres Handelsgewinns willen übersehen hatte. Eine der alten Forderungen des europäischen Handels, die nämlich, daß für die Bankbrüche der Hong Ersatz geleistet werde, war von den Chinesen zugestanden worden, als der erste Oberaufseher des englischen Handels, Lord Napier, in Kanton ankam. Der Lord erklärte, daß er als Beauftragter einer großen Regierung nicht mit Kaufleuten unterhandeln könne und unmittelbaren Verkehr mit den chinesischen Behörden fordere. Dieses Verlangen wurde rund abgeschlagen, da das Reich zwischen den vier Meeren nach seinen eigenen Satzungen lebe und sich nicht darum kümmern könne, ob die Barbaren einen Mann der ostindischen Gesellschaft, oder einen Mann des Königs schickten. Lord Napier konnte die chinesischen Anmaßungen nicht energisch zurückweisen, da seine Verhaltsbefehle ihm vorschrieben, auf den Handel die größte Rücksicht zu nehmen, und die Kaufleute unaufhörlich in ihn drangen, ihren Interessen nicht durch einen Streit mit den Chinesen zu schaden. Seine Nachgiebigkeit machte die Chinesen so übermüthig, daß der Lord endlich, um den gesteigerten Demüthigungen zu entgehen, seine Pässe verlangte. Auf einem Schiff, das weder einen Arzt noch Heilmittel an Bord hatte, ging der schwer erkrankte Mann den Perlenfluß hinab, und hatte kaum Macao erreicht, als er starb. (11. Oktober 1834). Die Chinesen hatten das Schiff mehrmals Tagelang aufgehalten und mit einem lauten Lärm von Gongs und Tamtams umgeben.

Lord Napier's Nachfolger, Davis und Robinson, ehemalige Beamte der ostindischen Gesellschaft, kannten keinen höheren Zweck, als den Handel so schnell als möglich herzustellen. Dieselbe Bahn der Nachgiebigkeit ging Lord Elliot, der vom Juni 1836 an als Aufseher fungirte, so daß die Chinesen zu dem Glauben verleitet wurden, sie könnten von den Barbaren durch entschiedenes Auftreten Alles erlangen. Der Schmuggelhandel mit Opium ging unterdessen in gewohnter Weise fort. Inzwischen wurde die Aufmerksamkeit Taokuang's auf die unzweifelhafte Thatsache hingelenkt, daß das Gesetz gegen den Opiumhandel ein todter Buchstabe geblieben wäre, noch genau so viele Pfunde eingingen, genau so viele Pfunde Silber das Land verließen, wie vor dem Verbot. Tang Tsi, Vorsitzender des Amts für die Opfer, gab zu erwägen, daß es unweise sei, das Opium ausschließen zu wollen, denn was Millionen zu haben wünschten, könne kein Gesetz fernhalten, und daß die Art, wie diese Waare seit langer Zeit eingeführt werde, sowohl auf die Einkünfte des Staats als auf die Sittlichkeit des Volks eine schädliche Wirkung äußere. Dagegen unterrichtete ein anderer Würdenträger, Tschu Sing, seinen kaiserlichen Herrn: das Opium sei die Waffe, mittelst welcher die Engländer ihre Eroberungen machten. Die ostindische Gesellschaft habe die Bewohner Indiens vermocht, so lange Opium zu rauchen und zu essen, bis sie, an Geist und Körper geschwächt, leicht zu unterjochen gewesen wären. Tschu Sing's Gründe trugen den Sieg davon.

Ein chinesischer Bevollmächtigter, Lin Tsesiu, kam nach Kanton mit den strengsten Befehlen, die Opiumhändler festzunehmen und zu bestrafen, damit alle, welche die schlechte Aufführung dieser Abenteurer nachahmen wollten, abgeschreckt würden. Im Perlenfluß lag gerade kein englisches Kriegsschiff, und die Kaufleute, die mit dem Bevollmächtigten in die Faktoreien eingeschlossen und förmlich ausgehungert wurden, suchten zu unterhandeln. Elliot lieferte 20,291 Kisten Opium ab, und nicht blos englisches Eigenthum, sondern auch amerikanisches, das er aufkaufte, um nur eine recht stattliche Anzahl von Kisten zusammenbringen zu können. Die Chinesen schütteten dieses Opium in Gräben, vermischten es mit Kalk und Oel und warfen es dann in das Meer. Die auf diese Weise zerstörten Vorräthe repräsentirten im Einkaufspreise einen Werth von zehn Millionen Dollars. Die Chinesen stellten darauf weitere Forderungen: daß die Engländer selbst jeden Schmuggelhandel verhindern, daß ihre unschuldigen Kaufleute für die schuldigen haften sollten, u. a. m. Als darauf ein Chinese

im Streit mit Matrosen erschlagen worden war, wollte Lin irgend einen Engländer, möge er der Mörder sein oder nicht, ausgeliefert haben. Dies wurde abgeschlagen, und nun verhaftete Lin dreißig oder vierzig der in Kanton wohnenden Engländer, verwies die in Macao ansässigen, ließ einen Engländer verstümmeln, mehrere indische Lascaren in's Meer stürzen.

Ein Angriff auf die zum Schutz der Engländer erschienenen Schiffe war die erste Feindseligkeit (3. November 1839). Die Chinesen verfehlten sowohl hier ihren Zweck, wie mit ihren zwei Mal wiederhohlten Versuchen, die englische Handelsflotte durch Brander zu zerstören. Am 5. Januar 1840 wurde ein kaiserlicher Befehl bekannt gemacht, dem englischen Handel Einhalt zu thun und die englischen Schiffe aus den himmlischen Gewässern zu vertreiben, „da die Engländer in ihrem Betragen dem undankbaren Vogel Tschi ähnlich wären, der, sobald er ausgebrütet sei, seine eigene Mutter anfalle und zu vernichten suche". Englischer Seits rüstete man und forderte Schadenersatz und Genugthuung.

Dem Gutachten des Raths von Indien, eine starke Flotte mit möglichst vielen Truppen abgehen zu lassen, entgegen, bestimmte die englische Regierung nicht mehr als vierzehn Segelschiffe, vier Dampfer und etwa viertausend Mann Truppen für den Krieg gegen China. Die Tschusangruppe sah den ersten Kampf. Er war in einer Viertelstunde entschieden. Die chinesischen Geschütze waren ihrer eigenen Bedienung gefährlicher als den Engländern, weil die meisten nach den ersten Schüssen sprangen, während die englischen Geschütze die Dschonken in den Grund bohrten und die Hafenstadt in einen Schutthaufen verwandelten. Von der Tschusangruppe, welche eine Besatzung erhielt, segelte die Flotte nach der östlichen Küste, bestand auf der Küste von Korea einige unbedeutende Gefechte und warf endlich an der Mündung des Peho, des Flusses, der bei Peking vorbeifließt, Anker. Eine solche Nähe des Feindes war den Chinesen unheimlich, und sie erboten sich zu Unterhandlungen, auf welche die Engländer bereitwillig eingingen. Auch die chinesische Forderung, die Verhandlungen in Kanton zu führen, wo das Unheil entstanden sei und wo es sich daher am leichtesten gut machen lasse, wurde bewilligt. Monate lang wechselten Kischen und Elliot in Kanton Redensarten und Vorschläge, bis endlich den Engländern die Geduld ausging. Sie kündigten den Waffenstillstand und griffen am 7. Januar 1841 die in der Tigrismündung ankernden Dschonken an. Alle diese kläglichen Schiffe wurden vernichtet, und

die Engländer hatten nicht einmal einen Todten, blos Verwundete in geringer Zahl. Am andern Tage sollte die Tigrismündung genommen werden, als chinesische Friedensboten ankamen. Man einigte sich wirklich unter Bedingungen, welche die Bewilligung der meisten englischen Forderuugen aussprachen, über einen Frieden. Die Engländer machten mit der Vollziehung des Friedens gleich den Anfang, Kischen seiner Seits bemühte sich, in Peking seiner Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Barbaren Eingang zu verschaffen. Zum Lohn dafür wurde er in Ketten nach der Hauptstadt geführt, sein unermeßliches Vermögen — allein an Silber besaß er zwanzig Millionen Thaler — eingezogen, seine Frau und seine Beischläferinnen öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Kriegerische Rathgeber hatten dem Kaiser verschiedene Pläne angegeben, wie der Krieg einem glorreichen Ende sich zuführen lasse. Man könne durch die Wüsten von Sibirien und durch Rußland nach London marschiren, oder auch bei Singapur eine Flotte aufstellen und die einzeln ankommenden Schiffe verbrennen, oder endlich, wie der berühmte General Houtschnu angab, ein großes Schiff halb mit Kanonieren halb mit Tauchern bemannen, um in die feindlichen Schiffe, während die Kanoniere schössen, durch die Taucher Löcher bohren zu lassen. Auf das Gelingen dieser Pläne hin verwarf Taokuang den Frieden von der Tigrismündung und ertheilte seinen Feldherrn die gemessensten Befehle, die Engländer bis auf den letzten Mann in das Meer zu jagen.

Nachdem die Unterhandlungen abgebrochen waren, hob der Krieg wieder ganz in der alten lauen, nichts entscheidenden Weise an. Jedesmal wenn die Engländer einen Vortheil erfochten hatten, boten die Chinesen Unterhandlungen an, und jedesmal gingen die Engländer darauf ein. So war es nach der Erstürmung der Tigrismündung, so war es nach der Einnahme der innern Einfahrt, so war es nach dem glücklichen Angriff auf Kanton. Der augenblickliche Handelsvortheil bestimmte die Entschlüsse des englischen Bevollmächtigten so ausschließlich, daß das Schwert auf der Stelle in die Scheide zurücksank, so wie sich eine Möglichkeit der Wiederanknüpfung der alten Verbindungen zeigte. Bei dem Starrsinn der Chinesen mußte ein so geführter Kampf sich endlos fortspinnen und zuletzt in einen Seeräuberkrieg ausarten, wie ihn die Niederlande in früheren Zeiten gegen das Reich der Mitte geführt haben.

Am 10. August 1841 landeten Sir Henry Pottinger und Sir William

Parker, der erste mit der Leitung der Verhandlungen, der zweite mit dem Oberbefehl über die Flotte beauftragt, in Macao. Sie hatten die Ueberlandpost benutzt und zu der ganzen Reise nicht mehr als siebenundsechszig Tage gebraucht, was damals beispiellos war. Mit ihrer Ankunft trat der Krieg in sein zweites entscheidendes Stadium. Jener Angriff auf die östlichen Landestheile, mit dem man in der ersten Periode des Feldzugs blos gedroht hatte, gelangte nun ernstlich zur Ausführung. Von den dortigen Provinzen sind zwei besonders wichtig, Fokien (glückliche Gegend) wegen seines Theebaues, Tschekiang wegen seiner Seidencultur. Amoi ist der Haupthafen von Fokien, Ningpo der von Tschekiang. Amoi, das der erste Angriff traf, wurde von den Chinesen nach einmaligem Abfeuern der Flinten geräumt und während des Landens der Engländer von dem einheimischen Pöbel ausgeplündert. Bessere Truppen gab es in Ningpo zu bekämpfen, besser in dem Sinne, daß sie, als sie die Nutzlosigkeit ihres Widerstandes erkannten, sich bis auf wenige den Tod gaben, um die Schmach ihrer Niederlage nicht zu überleben. In den eroberten Küstenstrichen bezogen die Engländer die Winterquartiere, das Eintreffen von Verstärkungen aus England und Ostindien abwartend.

Während des Winters wurden Erkennungsfahrten den Fluß Ningpo aufwärts unternommen und Nachrichten über den Zustand des Landes eingezogen. Was die Engländer hörten, gab ihnen ein grelles Bild des Verfalls und einer Noth, die der Krieg bereits ins Unerträgliche gesteigert hatte. Die Ostprovinzen brachen unter der Abgabenlast zusammen, denn Taokuang hatte angeordnet, daß die angegriffenen Kreise und Provinzen die Kriegskosten selbst tragen sollten. Die Behörden hatten ihr Ansehn verloren, Räuberbanden durchzogen das Land, und die geheimen Gesellschaften vermehrten mit ihren Anschlägen die allgemeine Verwirrung. Sie schickten sogar den Engländern Botschaft, ihre Mitwirkung zusagend, wenn die Vertreibung der Mandschu-Dynastie das Ziel des Kampfes sein solle.

Sir Hugh Gough, der Befehlshaber der englischen Landtruppen, und Sir William Parker beriethen die nächsten Unternehmungen. Es wurden zwei Pläne vorgeschlagen. Nach dem einen ging man am Peho hinauf und unmittelbar auf die Hauptstadt los. Aber der Peho ist ein seichter Fluß, selbst für eiserne Dampfschiffe unfahrbar, und mithin hätte das Landheer alles entscheiden müssen. Der zweite Plan lief auf eine Trennung der Verbindung zwischen dem Süden und Norden des chinesischen Reichs hinaus, und für

diesen Plan, der in der That der beste und wirksamste war, entschieden die berathenden Befehlshaber.

Das chinesische Reich besitzt einen großen Reichthum herrlicher Ströme, die durch Kanäle, deren Bau zum Theil vor die christliche Zeitrechnung zurückgeht, unter einander verbunden sind. Der größte und schönste dieser Kanäle ist der Kaiserstrom, von den Chinesen auch Transportfluß oder mit noch näherer Bezeichnung seines Zwecks „Fluß für die Weiterschaffung der Lebensmittel und Abgaben" genannt. Er stammt aus der neueren Zeit, in der die mongolischen Herrscher, um ihrem Stammlande näher zu sein, die Residenz nach Peking, wo er mündet, verlegt haben. Der Kaiserstrom unterhält den Verkehr des Nordens mit den mittleren und südlichen Provinzen. Der arme und unfruchtbare Norden könnte nicht leben, wenn der große Kanal ihm nicht die Gelder und Lebensmittel der reichen südlichen Provinzen zuführte. Gelangt diese Wasserstraße in die Hand eines Feindes, so sind dem Norden die Zufuhren abgeschnitten und der Beherrscher von Peking kann durch den Hunger zur Nachgiebigkeit gezwungen werden. Vom Meere aus ist der Kiang oder Jangtse Kiang (Meeressohn), der mächtigste aller chinesischen Ströme, der Zugang zum Kaiserkanal. 1840 hatte Kapitain Bethune den Jangtsekiang mit zwei Schiffen befahren und erkundet, daß der Strom zehn Meilen weit aufwärts eine Tiefe von sechs Faden und überall den besten Ankergrund habe. Nach Bethune's Bericht unterlag es keinem Zweifel, daß die englischen Kriegsschiffe auch bis zum Kaiserkanal, der noch zehn bis zwölf Meilen weiter oben mündet, würden hinauffahren können.

Die eingetroffenen Verstärkungen brachten die Landtruppen auf 7000 Mann, womit der höchste Stand erreicht war, den dieses Heer, das ein Reich mit anderthalb Millionen Soldaten zur Unterwerfung brachte, jemals gehabt hat. Flotte und Heer wendeten sich zunächst gegen Kiangnan, das chinesische Mesopotamien, eine Provinz mit 72 Millionen Einwohnern, die auf einer verhältnißmäßig kleinen Oberfläche ihren Unterhalt finden können, weil die glücklichste Mischung von Land und Wasser eine beispiellose Fruchtbarkeit erzeugt. Der wichtigste Hafen der Provinz ist Tschapu, das auch das Privilegium des ausschließlichen Verkehrs mit Japan hat. Die Wegnahme dieser Stadt (17. Mai 1842) zerstörte abermals eine Einnahmequelle Taokuang's. Die Engländer fanden mit Staunen, daß die Mandschu-Truppen des Orts die Verschanzungen, von denen der Besitz abhing, ohne Kampf räumten, da-

gegen ein einzelnes Haus, auf das nichts ankam, mit so verzweifelter Tapferkeit vertheidigten, daß die Engländer vor diesem Gebäude mehr Menschen verloren, als bisher bei dem Erstürmen der größten Städte, und zuletzt eine Mine zu Hülfe nehmen mußten. Nach Tschapu fiel Sutscheu, eine Stadt am Küstenflusse Wusong Kiang, in seiner Bauart Venedig zu vergleichen, darauf Schanghai, der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen den südlichen Theebezirken, dem mittleren Binnenlande und den nördlichen Kreisen Schantong und Petscheli. Sutscheu, das eine Besatzung auserlesener Mandschu-Krieger und einen furchtbaren Apparat von 309 Geschützen hatte, kostete den Stürmenden 4 Todte und 18 Verwundete, Schanghai weder Todte noch Verwundete.

Stürme verhinderten das entscheidende Unternehmen gegen den Kaiserstrom bis zum Anfang des Juli. Am 6. dieses Monats fuhren die Kriegsschiffe und Transportfahrzeuge in die Mündung des Jangtsekiang ein, die sich von allen Vertheidigungsmitteln entblößt zeigte. Auch längs den Ufern des Stromes, den man hinauffuhr, waren keine feindlichen Anstalten, nicht einmal Soldaten, zu bemerken. Die Engländer sollten auf diese Weise sicher gemacht werden, unvorsichtig vorzugehen. In Tschinkiang (Stromeshut), der eigentlichen Schutzmauer des Reichs im Süden, die den Kaiserkanal zwischen ihren Wällen und Vorstädten einfaßt, war die Streitmacht der Chinesen versammelt. Hier kämpften die 7000 Engländer mit 2400 Mandschu-Soldaten, und fanden es schwer, den Sieg zu erringen. Von den Mauern hinabgeworfen, kämpften die Mandschu auf den Straßen, in den Häusern fort, und gaben sich, als Alles verloren war, selbst den Tod. Der chinesische Oberbefehlshaber Hailing zündete sein Haus an und stürzte sich mit Weib und Enkel in die Flammen. In einem Hause fand man die Leichen von vierzehn getödteten Frauen; die Männer saßen im Kreise umher und schnitten sich die Kehlen ab, als die Engländer eindrangen. Mitten unter diesen Schreckensscenen plünderte der Pöbel die Stadt, indem er Feuer einwarf, um schneller zu seiner Beute zu gelangen.

Vom 21. Juli bis zum 3. August rastete das Heer auf den Höhen in der Nähe der Stromeshut. An dem genannten Tage brach es zu Wasser nach Nanking auf, bis wohin man in südwestlicher Richtung einen Weg von dreizehn Meilen zu machen hatte. Nanking (Südresidenz), in frühern Zeiten der Wohnort der Kaiser, war noch immer die zweite Stadt des Reichs.

In Folge der Bildung und des Kunstfleißes seiner Bewohner höher geachtet als Peking, hat Nanking wegen seiner beherrschenden Lage am Strom und wegen seiner unermeßlichen Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Einwohner eine große materielle Bedeutung. Diese so wichtige Stadt war keiner Vertheidigung fähig; die Engländer erfuhren es aus einem aufgefangenen Briefe des Statthalters. „Als Tschinkiang von den Barbaren angegriffen wurde," schrieb der bekümmerte Mandschu, „konnte der Sklave des erhabenen Herrn dieser Festung nicht zu Hülfe kommen. Ich hatte nur geringe Streitkräfte und mußte auf die Vertheidigung von Nanking bedacht sein. Jetzt schwebt diese Stadt selbst in der größten Gefahr, denn die geringe Besatzung besteht blos aus Flüchtlingen der Truppen, die bereits sämmtlich von den Barbaren geschlagen wurden. Die peinigenden Gedanken, die deßhalb Tag und Nacht die Seele des Sklaven Ew. Majestät erfüllen, rasen mir, einem wilden Feuer gleich, durch alle meine Glieder."

Am 9. August warf die englische Flotte unter den Mauern von Nanking Anker. Seit der Einnahme von Tschapu waren zu wiederholten Malen die Mandarinen Ilipu und Kijing als Friedensboten erschienen, jedoch immer zurückgewiesen worden, weil sie keine Vollmacht zur unbedingten Annahme der englischen Bedingungen besaßen. Vor Nanking zeigten sie sich abermals, und dieses Mal war es ihrem Gebieter Ernst mit seinen friedlichen Erbietungen. Die Bevölkerung des Reichs litt in einem Grade, der selbst an einem so despotischen Hofe, wie der von Peking, endlich Beachtung finden mußte. Die besten Häfen und Handelsplätze der südlichen und südöstlichen Küstenländer waren in den Händen der Engländer, der Handel so gut wie vernichtet, der Verkehr zwischen dem Süden und Norden unterbrochen. Dieser letztere Nachtheil wurde in Peking am schwersten empfunden. Als die englische Flotte den Yangtsekiang hinaufsegelte, wurde der Hof von einem panischen Schrecken befallen. Taokuang rüstete sich zur Flucht in die innern Provinzen und ließ seinen Schatz einpacken, wobei neun Millionen Unzen Silber gestohlen wurden. Man fürchtete besonders von dem Pöbel, der noch immer, wenn die Engländer eine Stadt eroberten, mehr Schaden als die Feinde gebracht, alle Häuser vollständig ausgeplündert und sogar die Rahmen von Fenstern und Thüren mitgenommen hatte. In Peking war dieser Pöbel frecher und zahlreicher als irgendwo, und es hatte Zeiten gegeben, in denen 400,000 Menschen wochenlang aus den kaiserlichen Magazinen ernährt werden mußten.

Die chinesischen Friedensvorschläge, die von der Furcht vor Aufständen und Plünderungsscenen hervorgerufen wurden, kamen den Engländern sehr erwünscht. Von den 7000 Mann ihres Heeres waren noch 4500 kampffähig. Die am Kiang herrschende Sumpfluft und die außerordentliche Sommerhitze hatten Krankheiten, Cholera und Sumpffieber erzeugt. Auf mehreren Transportschiffen begannen die Matrosen zu fehlen, es gab Regimenter, die unter die Hälfte ihres ursprünglichen Bestandes herabgesunken waren. Am stärksten war die Sterblichkeit unter den Sipahis gewesen, die in Folge ihrer religiösen Vorurtheile keine auf Schiffen gekochten Lebensmittel berühren mochten und Monate lang nichts als kalte Speisen genossen. Einnehmen konnte man Nanking, aber die von Menschen wimmelnde Stadt zu behaupten, waren die englischen Streitkräfte viel zu schwach.

Am Bord des Cornwallis wurde der nach Nanking benannte Frieden berathen und am 29. August 1842 unterzeichnet. Alles was die Engländer forderten, wurde von den chinesischen Unterhändlern genehmigt. Die Hauptpunkte des Vertrags waren folgende: Großbritannien und China verhandeln künftig auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und Ebenbürtigkeit. England wird für seine Kriegskosten, für das vernichtete Opium und für den durch die Bankbrüche der Hongkaufleute entstandenen Schaden mit einundzwanzig Millionen Dollars entschädigt, die China binnen vier Jahren in jährlichen Raten zu entrichten hat. Die Häfen Kanton, Amoi, Futscheu, Ningpo und Schanghai werden dem Handel geöffnet. China läßt in diesen fünf Hafenplätzen fremde Consuln zu und räumt diesen das Recht ein, die Einhaltung der über den Handel zu treffenden Bestimmungen zu überwachen. Die Insel Hongkong wird auf ewige Zeiten an England abgetreten. Der Kaiser verzeiht den Chinesen, welche für die Engländer während des Kriegs thätig gewesen sind. Am 15. September kam der Vertrag genehmigt von Peking zurück, und die Engländer beeilten sich, den ungesunden Kiang zu verlassen.

Dieser erste Krieg, den China mit einem Kulturstaate des Westens zu führen hatte, zerriß den Schleier, der bis dahin über dem ältesten Reiche der Welt gelegen hatte. Nicht einmal soviel Widerstand hatten die Chinesen den Engländern geleistet, als das Aztekenreich Montezuma's den Conquistadoren entgegensetzte. Ungezählte Massen „zermalmender Krieger" waren vor rothborstigen Barbaren geflohen, große Hauptstädte ruhmlos gefallen, und die Unterwerfung des Himmelssohns unter ein „tributpflichtiges Volk" hatte das

Ganze gekrönt. Nicht allein den Europäern, auch den Chinesen waren die Augen geöffnet über die Ohnmacht des großen Kaisers, des Fürsten aller Fürsten, des Statthalters des Himmels auf Erden, des Stellvertreters aller lebenden Wesen. Namentlich die östlichen Bezirke, die der Kriegsschauplatz gewesen waren, hatten die europäische Ueberlegenheit kennen gelernt. Ihre Bewohner verspotteten jetzt die Macht, vor der sie bisher gezittert hatten. Sie richteten englische Feldzeichen auf, umtanzten sie und sangen: „Vor diesem Banner floben, flohen die Mandschu." Die Dynastie zog aus den schmerzlichen Lehren, die England gegeben hatte, keinen Nutzen. Nur das eine Ziel kannte Taokuang, die Geldverluste des Kriegs schleunigst zu ersetzen. Aber die geheimen Gesellschaften machten sich mit der europäischen Kriegskunst bekannt und ahmten nach, was sie gesehen hatten. Lehrer genug boten sich ihnen dar; nachdem England den Frieden von Nanking erfochten hatte, schlossen Nordamerika und Frankreich mit China Handelsverträge. Die Berührungen mit der Cultur vervielfältigten sich dadurch, Matrosen, Kaufleute und Glaubensboten machten sich nicht blos in den fünf Häfen, sondern auf der ganzen Küste einheimisch. Da Taokuang sich nicht für die Reform entschied, mußte aus diesen Verhältnissen nothwendig eine Revolution entstehen.

Daß ein ungeheures Reich, dessen Grenzen vom Amurstrom, von Kokand, von den Gebieten der Seiks und von Ostindien, von Birma und Siam, von den Gewässern Koreas und Japans und vom südlichen Weltmeer gebildet werden, in einen Zersetzungsproceß hineingezogen wurde, das ist die große weltgeschichtliche Folge des englischen Krieges und des Friedens von Nanking. Unbedeutend waren die Veränderungen im Handel, die durch den Krieg entstanden. Der Opiumverkehr, auf den der Friedensvertrag keine Rücksicht genommen hatte, dauerte als Schmuggelhandel fort und stieg auf eine Einfuhr von 35,000 Kisten jährlich. Auch die Einfuhr von Wolle und Baumwolle vermehrte sich. Aber der bedeutende Aufschwung des Handels, auf den die Kaufherren von Manchester gerechnet hatten, stellte sich nicht ein. Diesem Aufschwunge war besonders zweierlei entgegen: der Mangel an Rückfrachten und das im innern China an Gesellschaften eingeräumte Transportmonopol, das die europäischen Waaren unmäßig vertheuert.

Während des chinesischen Streits, als dieser noch nicht zum Kriege geworden war, kaufte ein englischer Privatmann, James Brooke, ein Schiff, mit dem er nach Borneo segelte. Auf einer frühern Reise war ihm der

Kontrast aufgefallen, der zwischen der thätigen Natur des indischen Archipels und der todten Ruhe herrscht, in die der Geist der Bewohner versunken ist, und hatte einen so starken Eindruck auf ihn gemacht, daß er den Entschluß faßte, in diesen gesegneten Gefilden eine große Niederlassung zu gründen und der europäischen Bildung auf den Sundainseln Bahn zu brechen. Diesen Entschluß führte er jetzt aus. „Ich gehe," sagte er, „den schlummernden Geist der Philanthropie für diese Inseln zu wecken und Raffles' Pläne für Java über den ganzen Archipel auszudehnen. Vermögen und Leben gebe ich willig dahin, denn ich fühle, daß mein Wirken kein nutzloses gewesen sein wird, wenn ich auch selbst untergehe." Am 1. August 1839, während eines der furchtbaren Stürme jener Breiten, warf er an der Küste von Borneo Anker. Er befand sich im Nordwesten der Insel, in einer Bucht, die mehrere schiffbare Ströme aufnimmt. Er fand drei Volksstämme, einen unterdrückten, die Dayaks, welche die Ureinwohner sind, einen herrschenden, die Malayen, und einen nur mit Handel und Gewerben beschäftigten, ebenfalls eingewanderten, die Chinesen. Es traf sich so glücklich, daß der Statthalter von Sarawak, der das Land an der Bucht verwaltete, in einen Krieg mit Empörern verwickelt war und nichts ausrichten konnte. Brooke bot seine Hülfe an, organisirte mit Hülfe seiner europäischen Mannschaft die Eingeborenen und trug den Sieg davon. Zum Dank ernannte ihn der Sultan des Reichs zum Statthalter in Sarawak, und Brooke konnte nun seine menschenfreundlichen Pläne ausführen. Er benutzte den günstigen Umstand, daß die zu den niedrigsten Arbeiten gebrauchten, mit der größten Willkür behandelten Dayaks, die große Mehrzahl der Bevölkerung seines Bezirks bildeten. Die wenigen Malayen durften sich nicht widersetzen, als er eine Art von Verfassung gab, die drei Volksstämme einander gleichsetzte und durch neu eingeführte Gerichtshöfe die strengste Gerechtigkeit handhaben ließ. Rohe Völker gehorchen nur dem Starken. Brooke bekriegte die zahlreichen Seeräuber in der Nachbarschaft, bildete unter dem Beistande europäischer Offiziere die etwas weichlichen Dayaks zu guten Soldaten aus, machte Eroberungen und befestigte sich dadurch auf seiner Art von Thron. Gleichzeitig eröffnete er die Flüsse dem Handel, baute in Sarawak Kirchen und öffentliche Gebäude und civilisirte. Sein Vaterland verlor er nicht aus den Augen, für dieses forderte und erhielt er die Insel Labuan, die zum Verkehr mit Hongkong und Singapur gleich gut sich eignet, und wo die einkehrenden Schiffe einen gegen Stürme gesicherten

Hafen und Steinkohlen finden. England hatte nun wieder auf der südlichen Inselwelt festen Fuß gefaßt, freilich in directem Widerspruch mit seinen gegen Holland eingegangenen Verpflichtungen.

Vom 3° nördlicher Breite bis zum 10° südlicher Breite und vom 95° bis zum 133° östlicher Länge läuft eine lange Inselkette, größtentheils das Produkt einer vulkanischen Erhebung und gleichsam eine Brücke vom ostindischen Festlande bis Australien. Fast diese ganzen Inseln besitzt oder beansprucht Holland und hört es gern, wenn man diesen Theil des indischen Meeres den holländischen See nennt. Ihm gehören nach seiner Auffassung fünf Siebentel von Borneo, vier Fünftheile von Sumatra, der größere Theil von Celebes, so groß wie der preußische Staat, Java, das auf der Weltkarte mehr Raum einnimmt, als Baiern und Hannover zusammengenommen, Timor, an Umfang den Niederlanden gleich, Flores und Sumbava, Banka und Sandelholz (Sandelbosch, Sandalwood), alle bedeutender als Corsika, Bali und Lombock, deren Oberfläche die von Rhodus um das Fünffache übertrifft, endlich die Molukken. Einen vollständigen Einfluß übt indessen das Mutterland nur auf den kleinsten Theil dieses unermeßlichen Gebiets, nur auf Java und Banka am Eingange des chinesischen Meeres, auf Banda und Amboina im Meer der Molukken. Die Einwohner des Archipels gehören zwei Volksthümlichkeiten und zwei Religionen an, sind theils buddhistische Hindu, theils mohamedanische Malaien.

Im Jahre 1816 kehrten die Colonien, nachdem sie von den Engländern fünf Jahre lang besetzt gewesen waren, unter die holländische Herrschaft zurück. Die Verwirrung, die jeden Herrschaftswechsel zu begleiten pflegt, und vielleicht auch englische Ränke ermunterten die Einwohner zu Aufständen. Die Inseln Amboina und Saparua in den Molukken, das Fürstenthum Boni auf Celebes, die Residentschaft Pontianak auf Borneo wurden nach einander die Schauplätze blutiger Unruhen. Am lebhaftesten wurde auf der Insel Sumatra gekämpft, wo die Eingeborenen bei der englischen Factorei Benkulen Schutz fanden. 1824 bot England selbst die Hand zu einer Anordnung, welche die Conflikte aufhören ließ. Es versprach seine Ansprüche auf die Inseln aufzugeben, wofern die Holländer das indische Festland räumten. Auf dieser Basis wurde am 17. März 1824 ein Vertrag abgeschlossen. Die Holländer räumten Kochin und die Stadt Malakka, die Engländer traten Benkulen und die Insel Banka ab, nahmen aber den Staat von Aschem auf

der Nordküste von Sumatra in ihren Schutz, um ihre Nebenbuhler von dem indischen Festlande und der Meerenge von Malakka fernzuhalten.

Das Gefühl der Sicherheit, das dieser Vertrag den Holländern einflößte, verleitete sie zu einem groben politischen Fehler. Sie beschlossen, die einheimischen Fürsten Java's um den letzten Schatten ihrer Macht zu bringen. Diese schaarten sich um den Hof von Dschukschukarta, wo ein ehrgeiziger Mann, Dipo Negoro, als Vormund des Fürsten den Zügel führte. Dipo Negoro fädelte eine Verschwörung ein, die durch die ganze Insel lief, ohne daß der holländische Resident am Hofe von Dschukschukarta eher was bemerkte, als bis die hellen Flammen des Aufruhrs hervorbrachen. Grausame Strafen, welche der Statthalter van der Capellen verhängte, gaben der Bewegung einen furchtbaren Charakter. Die vielen Dickichte der Insel waren die Sammelpunkte der Javaner. Sie legten dort Befestigungen von dicken Baumstämmen an, gegen welche gewöhnliche Feldgeschütze nichts auszurichten vermochten, und schlugen in alle Wege spitze Bambusstäbchen, die unter einer dünnen Erdschicht versteckt den europäischen Soldaten in die Füße eindrangen und böse Wunden verursachten. So roh solche Kriegsmittel erscheinen, so gewaltig machten sie den Holländern in ihren tausend kleinen Gefechten gegen unsichtbare Feinde zu schaffen. Nach fünf Jahren wurde der Krieg durch die Gefangennahme Dipo Negoro's beendigt, aber die Holländer hatten inzwischen 15,000 Soldaten, darunter 8000 Europäer, verloren.

Auf van der Capellen folgte 1826 Dubus de Ghisignies. Hatte man früher durch übereiltes Eingreifen in die einheimischen Angelegenheiten gefehlt, so übertrieb man jetzt die Aengstlichkeit, mit der man die Unbeweglichkeit der javanischen Gewohnheiten schonte. Man verdoppelte die Rücksichten gegen die Aristokratie und die Priesterherrschaft, stellte die einfachsten Maßregeln unter den Schutz ihrer Selbstsucht und behandelte ihre Einkünfte und die des Staats als solidarisch. Die Holländer erhielten auf diese Weise die Insel ruhig und sicherten ihre Herrschaft, befestigten aber zu gleicher Zeit den Zustand der Erniedrigung, in dem das Volk schmachtete. Trotz der herrschenden Ruhe fuhr Java fort, mehr zu kosten als einzubringen. Die Grundsteuer und eine gewisse Anzahl indirecter Steuern, deren Erhebung chinesischen Pächtern überlassen wurde, lieferten jährlich dreizehn bis vierzehn Millionen Thaler, und diese Einnahmen würden die Ausgaben gedeckt haben, wenn die Regierung nicht den unklugen Einfall gehabt hätte, den auf Java herrschenden Silber-

mangel durch Ausgabe von Papiergeld und schlechten Kupfermünzen auszugleichen. Beide Geldarten wurden ausschließlich auf Java angenommen, und so konnte die Colonialverwaltung, wenn sich etwa Ueberschüsse ergaben, nichts an das Mutterland abliefern. Ebenso brachte der Handel nichts ein, obgleich König Wilhelm I., der Theilhaber aller möglichen Handelsgesellschaften seines Reichs, der indischen Handelsgesellschaft jede denkbare Begünstigung zu Theil werden ließ.

Im Jahre 1830 kam der Graf van den Bosch, der Warren Hastings und Clive des niederländischen Indiens, nach Java. Holland mußte sich nach dem Verluste von Belgien eine neue Quelle der Wohlfahrt eröffnen und fand diese in Java. Van den Bosch führte das sogenannte Culturensystem ein und verstand dasselbe den javanischen Gewohnheiten genau anzupassen. Nach dem Adat, dem alten Gewohnheitsrecht der Hindu, hat nicht der Einzelne Grundbesitz, sondern die Gemeinde, und auch diese nur als Nutznießerin, während als Eigenthümer der Fürst gilt. Die Gemeinde vertheilt alljährlich das ihr zugewiesene Land an Gruppen von vierundzwanzig Personen, doch reicht der Boden nicht zu, und es hat sich aus den von der Theilung ausgeschlossenen Secten seit unvordenklichen Zeiten eine Wanderkaste gebildet, welche von Dorf zu Dorf ihre Dienste anbietet. Nur die eigentlichen Lebensmittel gestattet das Herkommen der Gemeinde anzubauen, die Gewürze und Colonialpflanzen sind von jeher ein Monopol der Herrscher gewesen. Die holländische Handelsgesellschaft, die bis 1795 herrschte, hatte in diesen alten Einrichtungen nichts geändert, wohl aber die Bestimmung des Adats, daß der Herrscher von jedem Unterthan jeden vierten Tag Dienste fordern darf, dazu benutzt, in den Preanger Herrschaften, ihrem ersten Besitz auf Java, die Eingeborenen zu Zwangsarbeiten herbeizuziehen, welches üble Beispiel bei den einheimischen Fürsten nicht verloren war. In den Preanger Herrschaften mußte jeder Eingeborene eine bestimmte Anzahl Kaffeebäume pflegen und den Ertrag an die Beamten abliefern, was im jährlichen Durchschnitt eine Gewinnung von achtzehn Millionen Pfund Kaffee gab.

Eine Bestimmung des Adats benutzend, machte Graf van den Bosch den Gemeinden den Vorschlag, einen Theil ihrer Ländereien mit den nöthigen Arbeitern der Regierung, die als Gegenleistung der Grundsteuer entsagen werde, zur Verfügung zu stellen. Die Gemeinden willigten ein, und van den Bosch erhielt so viel Land und Arbeitskräfte, daß er sein Culturensystem im rie-

figsten Maßstabe ausführen konnte. Auf den Bergen pflegte er Maulbeerbäume für die Seidenzucht, Thee und Kaffee, unten in den bewässerten Thälern baute er Reis, Zucker und Indigo. So erhielt man Waaren, die sich mit Vortheil nach Europa versenden ließen, erzielte eine beträchtliche Vermehrung der Colonialeinnahmen, schuf eine Marine und neue Industriezweige. Java erzeugte jetzt so viel Zucker wie Brasilien und mehr als Ostindien, wurde der zweite Kaffeemarkt der Welt, hielt in der Indigogewinnung den Staaten Centralamerika's die Wagschale, führte Cochenille, Thee, Taback und Seide aus und versorgte den indischen Archipel mit 126 Millionen Pfund Reis jährlich. Der auswärtige Handel beschäftigte jährlich 170 holländische Schiffe von einer mittleren Last von achthundert Tonnen, der Staat gewann jedes Jahr elf, die Handelsgesellschaft fast fünf Millionen Thaler. 1825 hatte Java erzeugt 288,742 Piculs Kaffee, 108,640 Piculs Zucker, 36,438 Piculs Indigo, keine Cochenille, 1840 wurden gewonnen 1,332,375 Piculs Kaffee, 1,024,493 Piculs Zucker, 2,123,911 Piculs Indigo, 7817 (1845 schon 82,536) Pfund Cochenille. Nach den Bevölkerungslisten zu urtheilen, hat das Culturensystem keinen neuen Druck hervorgerufen. 1816 hatte Java 4,600,000 Einwohner, 1836 mehr als sieben Millionen.

In derselben Zeit, als van den Bosch Java zu einem großen Pachtgut machte, ordnete er die Colonialregierung. Er ließ sich dabei von dem Grundsatz leiten, die europäische Autorität hinter dem einheimischen Adel zu verstecken, die Bevölkerung, indem er ihre Kräfte zu Gunsten Hollands ausbeutete, nur mit der alten Aristokratie in Berührung zu bringen. Er gab außerdem den Beamten, indem er ihren Gehalt von dem Ertrage ihrer Arbeiten abhängig machte, ein eigenes Interesse an dem Fortschritt der Culturen. Aber indem er seine ausschließliche Sorge auf Java richtete, vernachlässigte er die anderen Inseln. Diesen Fehler büßten seine Nachfolger, die namentlich auf Sumatra schwere Kämpfe zu bestehen hatten, bis die Einnahme von Baros und Sinkel an der Grenze von Aschem, die im Jahre 1840 erfolgte, das holländische Uebergewicht aufs Neue sicherte. Die vollständige Beruhigung der Insel gelang indessen nicht, Sumatra blieb in kleinerem Maßstabe das holländische Algier, der Fanatismus der Eingeborenen ließ keinen Frieden, höchstens einen Waffenstillstand zu, bald hier bald dort loderten Aufstände auf, und Holland hatte dann einen kleinen Krieg zu führen, bei dem seine Truppen, gegen die mit allen Oertlichkeiten vertrauten Einwohner ohnehin

im Nachtheil, durch Anstrengungen, Entbehrungen und Krankheiten viel zu leiden hatten. Den einen Vortheil wenigstens hatten diese Verhältnisse, daß Sumatra für die holländischen Generale, Offiziere und Soldaten eine vortreffliche Schule wurde. In Beziehung auf England hatte man sich in eine Ruhe eingewiegt, der das Erscheinen Brooke's auf Borneo plötzlich ein Ende machte. Die Colonialregierung suchte sich nun auf allen den Punkten zu befestigen, wo sie dem wachsenden Einfluß Englands entgegenarbeiten konnte. Auf Borneo selbst ließ Graf Rochussen Reisen ins Innere anstellen, die nicht blos wissenschaftlichen, sondern auch sehr reellen Nutzen brachten, da durch sie die Entdeckung, oder doch die erste ernstliche Ausbeutung von Steinkohlenbergwerken in dem Gebiet von Bangermassing hervorgerufen wurde.

Als England nach den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 die holländischen Niederlassungen größtentheils zurückgab, behielt es die Kapcolonie wegen deren Wichtigkeit als Station für die nach Ostindien segelnden Schiffe zurück. Den holländischen Colonisten wurde Achtung ihrer Gesetze, ihrer Gerichte und Gemeindeverfassung zugesagt, aber es verging keine lange Zeit, so vergaß England sein Versprechen. Ein neues Gesetzbuch, das 1827 eingeführt wurde, ahmte die englischen Satzungen aufs genaueste nach, bei den Gerichtsverhandlungen ersetzte die englische Sprache die holländische, und an die Stelle der Drosten traten englische Beamte. Die Colonisten hatten die freien Hottentotten der Colonie, um Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, gewissen Beschränkungen unterworfen. Die englische Regierung befahl, diese Wilden ganz als freie Leute zu behandeln, und begünstigte dadurch das Zurückfallen derselben in die Barbarei. War die Sorge, welche die Regierung für die farbigen Diener und Sklaven der Bauern trug, im Ganzen eine löbliche, so wurden doch Klagen über angeblich schlechte Behandlung zu bereitwillig angenommen und auf sie Maßregeln gestützt, welche erbitterten.

Zur Zeit der englischen Besitzergreifung bildete der Große Fischfluß die östliche Grenze. Diesseits desselben wohnten viele Kaffern, die sich hauptsächlich damit beschäftigten, den Bauern Kinder und Pferde zu stehlen. Die Regierung glaubte diesem Unfug durch einen Vertrag mit den Kaffern steuern zu können und beging bei dem Abschluß desselben den Fehler, nur mit einem Häuptling, den sie irrthümlich für den Herrn des ganzen Kaffernlandes hielt, zu verhandeln. Natürlich achteten die anderen Häuptlinge einen Vertrag nicht, zu dem sie nicht zugezogen worden waren, und setzten ihre Räubereien

fort. Es wurde nun der Beschluß gefaßt, die Kaffern über den Großen Fischfluß zurückzutreiben. Dieser Beschluß wurde mit Strenge, ja mit Grausamkeit ausgeführt, denn man vertrieb die Eingeborenen in einer Zeit, wo ihr Getreide noch auf dem Felde stand, und jagte sie ohne Nahrungsmittel aus einem Lande, das sie und ihre Väter viele Jahre bewohnt hatten, in die Wildniß. Ein neuer Vertrag, der die Grenze schützen sollte, wurde abermals nur mit dem einen Häuptling Gaika abgeschlossen, den die Engländer hartnäckig fortfuhren als das Oberhaupt aller Kaffern zu betrachten. Daraus wurde ein Krieg, indem die übrigen Häuptlinge, durch Gaika's Anmaßung erbittert, diesen angriffen und so hart bedrängten, daß die Engländer ihrem Schützling zu Hülfe eilen mußten. Zwei Jahre (1818 und 1819) schlug man sich unter entsetzlichen Verheerungen. Die Eingeborenen kämpften mit außerordentlicher Tapferkeit und drangen tief in die Colonie ein, bis Uitjenhagen, das auf dem halben Wege zur Capstadt liegt. Sie griffen auch das damals im Entstehen begriffene Grahamstown an, und es wäre ihnen ungeachtet der geringen Brauchbarkeit ihrer Waffen fast gelungen, die Stadt zu nehmen, wenn die schwache Besatzung nicht von den Hottentotten muthvoll unterstützt worden wäre. Vorzugsweise dem wohlgezielten Flintenfeuer dieser verdankten die Engländer den Rückzug des 9000 Mann starken, durch Prophezeiungen fanatisirten Haufens, der 1500 Todte auf dem Platze ließ. Auf die Länge konnten die Kaffern der geschulten und unendlich besser bewaffneten englischen Macht nicht widerstehen. Die gänzliche Verwüstung ihres Landes und großer Menschenverlust zwang sie zu einem Frieden, bei dem sie das Gebiet zwischen dem Keiskamma und dem Großen Fischfluß an die Engländer abtraten.

Das Zuurveld (jetzt Albany), das Gebiet am Großen Fischflusse, hatte sich während des Kaffernkriegs fast ganz von Menschen entblößt. Um es wieder zu bevölkern, bewilligte das Parlament die Geldmittel, 5000 Engländer und Schotten, die unter die Leitung des Dichters Pringle gestellt wurden, anzusiedeln. Unglücklicher Weise kannte man das Land so wenig, daß man es zum Ackerbau geeignet hielt, und machte die Erfahrung, daß der Mehlthau drei Jahre hintereinander die Ernten vernichtete. Die Colonisten zerstreuten sich, nur der kleinste Theil blieb und begann die Schafzucht, für die sich der rothe salzige Boden eignet, obschon die Säure der Weide, die nach Regen entsteht, viele Schafe tödtet. Als man Merinoschafe einführte, gewann

man einen Stapelartikel, der die Mitbewerbung der australischen Wolle zu bestehen vermag. Der größere Theil der Colonisten begann, den Verboten der Regierung zum Trotz, einen Tauschhandel mit den Kaffern, bei dem für Glasknöpfe, Messer und dergleichen Elfenbein, Häute und Straußenfedern erlangt wurden. Aus diesem Tauschverkehr entwickelte sich bald ein viel großartigerer Verkehr in das innere Kaffernland, das bald von bedeutenden Handelsexpeditionen in allen Richtungen durchzogen wurde. Zu gleicher Zeit begannen die Missionsgesellschaften ihre Thätigkeit, und mit bestem Erfolg, denn es gelang auf den verschiedenen Stationen, die Eingeborenen zur Ansiedlung, zu Ackerbau und Gartencultur, ja selbst zum Gewerbebetrieb zu bestimmen und anzulernen.

Nach und nach bemerkten die Kaffern, wie stark sie von den europäischen Händlern übervortheilt wurden, und faßten einen tiefen Groll gegen diese Leute. Die Regierung vermehrte ihren Haß, indem sie ihnen das fruchtbare wohlbewässerte Weideland am Katzfluße nahm und an eine Colonie Hottentotten gab. Zeigte dieser Colonisationsversuch, daß die unglücklichen entarteten Hottentotten zu fleißigen und ordentlichen Ansiedlern gemacht werden könnten, so wurde er doch die Mitursache eines neuen Kriegs, den freilich die Kaffern ihrerseits durch Viehdiebstähle, von denen sie einmal nicht lassen können, herbeiführen halfen. Wegen solcher Diebstähle ward Makamo, der mächtigste der Häuptlinge, aus seinen Feldern am Tschumie ausgetrieben und fast dem Hungertode überliefert, da man wieder eine Zeit gewählt hatte, in der das Getreide noch unreif auf den Feldern stand.

Der Angriff der Kaffern geschah so plötzlich, daß sie, die von allen Seiten über die Grenze drangen, die Ansiedlungen verwüsten konnten und erst bei Grahamstown zum Stehen gebracht wurden. Die Missionsstationen im Kaffernlande litten durch diesen Ausbruch von Feindseligkeiten verhältnißmäßig wenig. Einige wurden zerstört, die meisten schützten die Eingeborenen selbst, kein Glaubensbote verlor das Leben, viele blieben während der Dauer des Kriegs auf ihren Posten. Die Händler, welche ihnen in die Hände fielen, erschlugen die Kaffern alle. Bis zum Januar 1835 war das Gebiet vom Winterberge bis zum Meer und vom Großen Fischfluß bis nahe an Uitenhagen, eine Strecke von zwanzig Meilen Länge und sechszehn Meilen Breite, verwüstet, die Heerden weggeführt, die Häuser verbrannt. Das Herbeiziehen von Truppen half im Anfang wenig. Die Kaffern schlichen sich durch die

englischen Posten durch, und verfolgte man sie nach ihren Verwüstungen und Räubereien, so verschwanden sie in den Dickichten, durch die sie sich schlangenartig hindurch zu winden verstehen, während der schwerfällige europäische Soldat keinen Eingang findet. Ohne große Resultate wurde bis zum September 1835 fortgekämpft, doch waren jetzt die Dörfer der Kaffern zerstört und sie selbst über den Keiskamma zurückgedrängt, in den wildesten Theil des Landes, wo ihnen die Lebensmittel fehlten. Da beide Theile des Kriegs überdrüssig waren, schloß man Frieden. Die Kaffernhäuptlinge erkannten sich als brittische Unterthanen an und räumten den besten Theil ihres Gebiets, der sich vom Keiskamma bis zum Kei und von den Quellen des letztgenannten Flusses bis zum Meere erstreckt. Man gestattete indessen denjenigen von ihnen, welche sich der Aufsicht englischer Beamten unterwerfen würden, das Bleiben.

Die neue Erwerbung wurde der Königin zu Ehren Adelaide genannt und sollte colonisirt werden. Allein das Ministerium des Mutterlandes war der Ansicht, daß den Kaffern Unrecht geschehen sei, und stieß den Friedensvertrag um. Es befahl, den Kaffern ihr Gebiet zurückzugeben und den Großen Fischfluß wieder zur Grenze zu machen. So achtbar die Motive dieses Beschlusses waren, so vieles verdarb er durch die Nebenbestimmungen, welche ihn begleiteten. Aus Gründen der Sparsamkeit — der letzte Krieg hatte mehr als vier Millionen Thaler gekostet — wurde die Linie von Forts, Blockhäusern und Militairposten, welche die Grenze schützte, aufgegeben und die Sorge der Verhütung von Viehdiebstählen den Kaffernhäuptlingen, das heißt den Dieben selbst, übertragen. Den Colonisten muthete man zu, bewaffnete Hirten zu halten und ihr Vieh in befestigten Ställen einzuschließen, und verbot ihnen auf das Strengste, bei der Verfolgung von Viehdieben das Gebiet der diebischen Stämme zu betreten.

Diese unsinnigen Bestimmungen, die den Ruin des Grenzlandes in sich trugen, waren nicht die einzige Beschwerde der Bauern. Diese hatten auch durch die Aufhebung der Sklaverei gerechte Ursache zu Klagen erhalten. Die englischen Sklavenbesitzer Westindiens entschädigte man für ihre Verluste vollständig, die holländischen Sklavenbesitzer am Cap erhielten nur etwa den dritten Theil des Werthes, und nicht einmal diesen vollständig, da ein großer Theil der Entschädigungssumme in die Tasche von Mittelsmännern fiel, deren Vermittlung die Bauern nothgedrungen annehmen mußten, weil die Sklaven-

gelder in London ausbezahlt wurden. Außerdem nahmen die englischen Behörden jede falsche Beschwerde der jetzt in Lehrlinge verwandelten Sklaven an und zwangen die Bauern zu häufigen Reisen in die Gerichtsstädte. Bald bildeten sich zahlreiche Negerbanden, die im Verein mit den Hottentotten furchtbaren Unfug verübten und die Kaffern belehrten, wo sie Vieh stehlen könnten. Schützten die Bauern ihr Eigenthum, so wurden sie wegen unerlaubter Selbsthülfe bestraft. Im Kaffernkriege war das Eigenthum der Bauern zerstört worden, sie hatten auf ihre Kosten fechten und Fuhren wie Lieferungen aller Art machen müssen. Für dieses Alles wurden sie nicht entschädigt; sie hätten durch ihre Eigenmächtigkeiten gegen die Kaffern den Krieg veranlaßt, sagte die Regierung.

Die Preisgebung der Grenze an die Kaffern war der Tropfen, der das Gefäß zum Ueberfließen brachte. Die Bauern versammelten sich und faßten den Beschluß, zu „trekken“ (ziehen). Die Bewegung verbreitete sich, bis sie fast allgemein wurde und selbst die ältesten Niederlassungen in der Nähe der Capstadt erfaßte. In allen Provinzen sah man verlassene Wohnungen, auf allen nach Norden führenden Straßen lange Züge schwerfälliger Wagen, von großen Viehheerden begleitet. So massenhaft erfolgte die Auswanderung, daß man, da die Viehheerden mit fortgeführt wurden, eine Hungersnoth befürchtete. Die ehemaligen Sklaven begleiteten ihre Herren freiwillig. Die ersten Haufen zogen, um das Land der feindlichen Kaffernstämme zu vermeiden, über den Orangefluß, wendeten sich dort östlich und erreichten das über eine Höhe von 9000 Fuß aufsteigende, von klaffenden Abgründen zerrissene Gebirge des Drachenbergs, das die Ostküste vollständig vom Innern trennt. Da sie die beiden Pässe des Gebirgs nicht fanden, zogen sie demselben entlang, bis sie das Ende erreichen würden. Ein Theil siedelte sich in einem fruchtbaren Thale an, ein zweiter gelangte in das Land der Matemka, südwestlich von den portugiesischen Niederlassungen, und gründete dort Orichstadt, ein dritter wählte die Ebene der Dalagoabai zum Wohnplatze und fand in dieser pesthauchenden Niederung bis auf drei Weiber und zweiundzwanzig Kinder den Tod.

Die größeren Haufen, welche diesen ersteren Auswanderern nachfolgten, hatten harte Kämpfe mit dem Stamme der Matabili zu bestehen. Nachdem ein erster Sieg erfochten worden war, fanden die Bauern in Dingaan, dem Häuptling der Zulukaffern, einen Bundesgenossen und schlugen die Matabili

weit ins Innere zurück. Inzwischen waren die Pässe durch den Drachenberg entdeckt worden, und die Bauern erhielten von Dingaan das hinter den Bergen liegende Land abgetreten. Es ist dies die Küste, welche Vasco de Gama um Weihnachten des Jahres 1499 durchschiffte und daher Natal nannte. Bei dem Feste, das zu Ehren des Abtretungsvertrags gefeiert wurde, überfiel Dingaan die arglosen Abgeordneten der Bauern und ermordete sie alle. So kam es zum Kriege mit den Zulukaffern. Die Macht dieses gefürchteten Stammes wurde durch eine Schlacht gebrochen, in der 5000 Zulu's fielen (16. December 1837), es entstand dann eine Spaltung unter dem Stamme und mittelst kluger Benutzung derselben vernichteten die Bauern, obgleich Dingaan von den Engländern unterstützt wurde, sein Heer vollständig. Auf diese Weise hatten sie, ohne von regelmäßigen Soldaten unterstützt zu sein, zwei der mächtigsten Völkerschaften Südafrika's aus dem Felde geschlagen.

Die Weihnachtsküste ist ein wohlbewässertes Land, dessen fruchtbarer Boden viele Gräser bis zu acht Fuß emporschießen läßt. Das Klima ist überaus lieblich, die aus dem Innern kommenden Winde kühlen sich ab, indem sie über den Drachenberg hinstreichen. Die Banane gedeiht neben der Orange, die Guava neben der Pfirsiche, auf dem höhern Lande wachsen Aepfel und Wallnüsse fröhlich empor. Die ausgewanderten Bauern fanden Land in Fülle, das den Anbau reichlich lohnte, und von Europäern nur dreißig Engländer, die sich als Jäger nährten. Ihre Ansiedelung gedieh vortrefflich. Sie nannten sich die batavisch-afrikanische Gesellschaft und gaben sich eine republikanische Verfassung, die ein Volksrath von fünfundzwanzig Mitgliedern handhabte. Sie stellten sich unter den Schutz des Königs von Holland, in dem Vertrauen, daß dieser Fürst der Sache seiner Landsleute sich annehmen werde.

Von England befürchteten die Bauern in Natal nichts. Die Regierung der Capcolonie hatte ja in die Auswanderung gewilligt, „da es ein unzweifelhaftes Recht sei, daß wenn Jemand Unzufriedenheit über die Maßregeln der Regierung hege, er das Land verlassen dürfe.“ Die Ausgewanderten hegten sogar die Hoffnung, daß man ihre Unabhängigkeit anerkennen und mit ihnen einen Handelsvertrag abschließen werde. Sie wurden enttäuscht, als Sir George Thomas Napier, der Statthalter der Colonie, ihnen mit militairischer Besitznahme ihres Gebiets drohte, wenn sie als geborene englische Unterthanen sich nicht der rechtmäßigen Gewalt unterwerfen würden. Wirk-

lich zog ein Offizier mit 250 Mann und fünf Geschützen von Grahamstown aus, erreichte auf dem Landwege Natal und forderte von den Bauern Unterwerfung. Es kam zu einem Gefecht, in dem die Engländer geschlagen wurden und zwei Geschütze verloren. Sie blieben in ihrem befestigten Lager eingeschlossen, allein zur See eintreffende Verstärkungen entsetzten sie, und der Anblick dieser neuen Feinde nahm den Holländern plötzlich den Muth. Sie unterwarfen sich gegen das Versprechen, daß sie wegen der Vergangenheit unbelästigt nach ihrer gewohnten Weise leben dürften. Ihre Auswanderung hatte also die Folge gehabt, der verhaßten englischen Regierung ein neues schönes Gebiet zu geben.

Zwölftes Kapitel.

Das englische Amerika. Die Vereinigten Staaten. Die Sklavenfrage. Haiti. Der Sklavenhandel und der Ashburton-Vertrag. Das Oregon-Gebiet. Texas. Der Krieg mit Mexico. Die südamerikanischen Staaten. Die Südsee.

Zwei Nationalitäten bewohnen Canada, die wichtigste englische Provinz im nördlichen Amerika. Obercanada, ein sehr ergiebiges Land, ist von Engländern besiedelt, in Untercanada, das viele unwegsame Wälder und Sümpfe, heiße Sommer und eisigkalte Winter hat, leben Franzosen. Nach dem Unabhängigkeitskriege gab man Canada, dessen natürliche Eintheilung in ein oberes und unteres Gebiet jetzt erst eine politische wurde, eine Verfassung. In jeder der beiden Provinzen wurde die vollziehende Gewalt einem Statthalter übertragen, die gesetzgebende zwischen einem Oberhause (council) und einem Unterhause (assembly) getheilt. Dem Statthalter gab man einen Vollziehungsrath zur Seite, der angeblich ein Ministerium des Stellvertreters der Krone, in Wahrheit aber eine Aufsichtsbehörde für denselben und Niemand als dem König verantwortlich war. Diese Organisation hatte zwei Fehler: die Trennung in zwei Provinzen schuf einen Gegensatz, den England im eigenen Interesse hätte vermeiden sollen, und aus dem Vollziehungsrathe entstand nicht eine Aristokratie, welche die Regierung als Gegengewicht gegen die Demokratie bezweckt hatte, sondern eine Oligarchie. Da die Statthalter häufig wechselten, konnten die beiden Vollziehungsräthe die größte Macht an sich reißen, und dies um so leichter, als die Oberhäuser und die ersten Richterstellen regelmäßig mit Mitgliedern von ihnen besetzt wurden. In Untercanada

nahm man noch dazu blos Engländer in den Vollziehungsrath, so daß jede politische Opposition einen nationalen Anstrich bekam.

Nach dem Friedensschlusse von 1815 wurden die Mißbräuche in Regierung und Verwaltung zahlreicher. Fünf Familien, namentlich die M'Nab's, theilten in Obercanada alle Aemter in Staat und Kirche, an den Gerichtshöfen, in der Bank, in der Canada-Gesellschaft und jedem andern öffentlichen Institut unter sich, bildeten im Vollziehungsrath und im Oberhause die Mehrheit und wendeten den größeren Theil der Provinz sich, ihren Kindern und Kindeskindern zu. Hier wie in Untercanada klagte man, daß das Oberhaus ganz aus abhängigen Beamten bestehe, daß dem Unterhause das Recht bestritten werde, pflichtwidrige Richter und Beamte zur Verantwortung zu ziehen, daß die Verwendung der öffentlichen Gelder ohne Zustimmung des Unterhauses erfolge, daß eine Menge unverhältnißmäßig hoher Besoldungen ausgezahlt werde, zum Theil sogar an Leute, welche gar nicht in der Provinz wohnten, daß die für die Volkserziehung bestimmten Gelder zum Theil ganz andern Zwecken, z. B. dem Bau von Kasernen, dienen müßten. Der Statthalter Lord Dalhousie war unter den vielen schlechten Wirthschaftern, die es in Canada gab, der schlechteste. In ruhiger Zeit, die zu keinen ungewöhnlichen Ausgaben nöthigte, mußte er das beschämende Bekenntniß ablegen: die Kassen seien vollständig erschöpft, und es fehlten siebenhunderttausend Thaler, über deren Verwendung der Generaleinnehmer Sir John Cadwell keine Rechnung ablegen könne. Derselbe Statthalter schützte den genannten ungetreuen Beamten gegen jede üble Folge seiner Handlungen.

Außer Stande, sich in der Provinz Recht zu verschaffen, gingen die Canadier Beschwerde führend nach London. Ein niedergesetzter Ausschuß erkannte ihre Klagen als gerecht an, aber dieser Ausspruch hatte keine Folge, da die Regierung die Untersuchung niederschlug. In diesen Streitigkeiten begründete der Franzose Papineau, Abgeordneter der Stadt Montreal und Sprecher des Unterhauses von Untercanada, eine gefährliche Popularität. Der Streit dauerte zum Nachtheil für beide Theile Jahre lang fort. Die Opposition erlangte kein Zugeständniß; was sie im Unterhause beschloß, warf das Oberhaus um — in einem einzigen Jahre einundzwanzig Gesetzentwürfe. Die Regierung erlangte kein Geld, das Unterhaus bewilligte ihr nur die geringfügigsten Summen, in einem Jahre 7000 Pfund Sterling.

1834 brachte der Radicale Roebuck die canadische Angelegenheit noch

einmal vor das Parlament und theilte zweiundzwanzig Beschwerdepunkte des französischen Theils mit. Die Regierung sandte nun drei Bevollmächtigte in die Colonie, welche einen Vergleich zu Stande bringen sollten. Canada möge, war der Vorschlag, die entstandenen Rückstände tilgen und dem König eine Civilliste bewilligen, dann werde England alle Einkünfte der Colonie, die aus dem Verkauf von Staatsländereien fließenden allein ausgenommen, dieser selbst überlassen. Die Untercanadier verwarfen diesen Vergleich, weil er die von ihnen gewünschte Verfassungsänderung, namentlich die Ernennung des Oberhauses durch Volkswahlen, nicht in sich schloß. In Obercanada war der Erfolg kein besserer, denn zum ersten Male seit 1815 gab es dort eine liberale Mehrheit des Unterhauses, deren Führer ein Schotte Mackenzie war. Die Anträge der drei Bevollmächtigten wurden beantwortet mit Beschwerden über die zum System gewordene Gönnerschaft bei der Besetzung der Aemter, über die hohen Pensionen, die Bevorzugung der Mitglieder der anglicanischen Kirche, die Vorenthaltung der öffentlichen Rechnungen, die ungenügende Zusammensetzung des Oberhauses, die Unverantwortlichkeit der Vollziehungsgewalt, die fehlende Controle der Verwendung der Kroneinkünfte.

Die Habitans von Untercanada sind ein kräftiger, aber unwissender Menschenschlag, arbeitsam, wo es nicht anders sein kann, vergnügungssüchtig und sanguinisch. Der Anschluß Obercanada's an ihre Opposition erregte ihre Hoffnungen in dem Grade, daß sie offen auf die Gründung einer Republik, der sie aber die altcanadische Lehnsverfassung gegeben haben würden, lossteuerten. Diese Tendenz zeigte sich nicht sobald, als Obercanada von ihnen abfiel. In dem letzten Unterhause, das wegen einer Steuerverweigerung aufgelöst werden mußte, hatten die Liberalen die Mehrheit gehabt, in dem neuen Unterhause waren sie in einer Minderheit von eins gegen zwei. Das Treiben der Untercanadier wurde trotzdem heftiger; Papineau und sein Anhang rechneten auf einen bewaffneten Zuzug der obercanadischen Unzufriedenen und der nordamerikanischen Nachbarn. In der Ueberzeugung, daß die leichtsinnige Bevölkerung von ihren Agitatoren abfallen werde, wenn man Ernst zeige, legte Lord John Russell dem Unterhause zehn Anträge vor, welche alle Anträge der Canadier abwiesen und ihnen die sofortige Deckung der Regierungsbedürfnisse anbefahlen. Fügten sie sich, so sollten ihnen dieselben Bedingungen der drei Bevollmächtigten zugestanden werden, welche sie schon einmal zurückgewiesen hatten.

So wie diese Anträge in Untercanada bekannt wurden, entstanden drohende Bewegungen. Es bildeten sich „Vereine der Gegengewalt," deren Mitglieder mit Büchsen bewaffnet in die Versammlung gingen. Das Unterhaus gab die trotzige Antwort: das englische Parlament habe seine verfassungsmäßige Gewalt überschritten, die Rechte und Gesetze Canada's verletzt, weshalb von einer Bewilligung der Steuern keine Rede sein könne. (19. August 1837.) Die Auflösung des Unterhauses unmittelbar nach diesem Beschlusse machte die Gährung ärger. Die „Söhne der Freiheit" führten die heftigste Sprache und forderten in einer Adresse die Hülfe der jungen Leute Nordamerika's, auf der andern Seite ließen sich auch die Loyalen, die sich zu einem „dorischen Club" vereinigten, in leidenschaftlichen Ausbrüchen vernehmen. Dorier und Freiheitssöhne geriethen bald mit den Waffen an einander; wo die eine Partei die stärkere war, griff sie die andere mit Flintenschüssen an. In Montreal war ein größeres Gefecht, in dem die Loyalen siegten. (6. Novbr. 1837.) Die besiegten Freiheitssöhne zogen sich auf das Land zurück und riefen zu den Waffen. Ihre Anführer waren Brown, Nelson und O'Callaghan, Papineau trat zurück, als die Sache diese gefährliche Wendung nahm. Bei dem Dorfe St. Denis am Richelieu, wo am 23. November 1500 Freiheitssöhne gegen die englischen Truppen aus Montreal kämpften, war der Ausgang für die Aufständischen ein günstiger, ein zweites Gefecht bei St. Charles blieb unentschieden. Dennoch gaben die Anführer ihre noch unbesiegte Sache verloren und retteten sich nach den Vereinigten Staaten. Papineau's Unthätigkeit, die Parteinahme der Geistlichkeit gegen den Aufstand und innere Zwistigkeiten hatten sie entmuthigt. Die noch fortkämpfenden Aufständischen erlagen am 14. December bei St. Eustach und Grand-Brulé dem ungestümen Angriff der Loyalen. Inzwischen hatten auch die Unzufriedenen Obercanada's, geführt von Mackenzie und einem alten napoleonischen Offizier von Egmont, losgeschlagen, um nach einem einzigen Gefecht bei Montgomery-Tavern in der Nähe von Toronto auf das schützende Gebiet der Nachbarrepublik zu entfliehen (7. December 1837).

Der Aufstand war bewältigt, und eben jetzt gerieth Canada in die ernstlichste Gefahr. Die Freiheitssöhne hatten in Nordamerika weitreichende Verbindungen gehabt, durch die ihnen ein bewaffneter Zuzug zu Theil geworden sein würde, wenn sie das Feld hätten länger behaupten können. Jetzt änderten die Einverstandenen ihren Plan dahin, zwischen England und Nordamerika

einen Conflict, und dadurch einen Krieg hervorzurufen. Etwa eine halbe Stunde oberhalb der Stelle, wo die Wasserfülle von vier mächtigen Binnenseen in Thurmeshöhe wie ein Meerstrom in einer einzigen Masse mit einem Getöse, „welches das Toben von zehntausend Donnern übertönt," herabstürzt, liegt die Insel Mary, ein unbewohntes bewaldetes Stück Land von geringem Umfang. Die Insel steht unter brittischer Hoheit, obgleich sie dem nordamerikanischen Ufer näher ist, als dem canadischen. Hier nahmen Mackenzie und ein Nordamerikaner Rasselaer mit 588 Bewaffneten und 12 Geschützen Stellung, proclamirten die canadische Republik und versprachen jedem Nordamerikaner, der sich ihnen anschließen werde, hundert Dollars Handgeld und nach dem Siege dreihundert Acker des besten Landes. Der Staat Newyork, der hier hätte einschreiten sollen, war in Folge der Stimmung seiner Bewohner machtlos. Zwei Parteien unterstützten Mackenzie, die Kriegspartei, mit der demokratischen Partei halb identisch, und die Abolitionisten, welche letztere den Anschluß von Canada erstrebten, um über die Sklavenhalter des Südens das Uebergewicht zu bekommen. Diese nordamerikanische Unterstützung konnte auf die Dauer so gefährlich werden, daß M'Nab, der das canadische Ufer mit 4000 Loyalen besetzt hielt, die Verbindung zwischen der Insel und dem Festlande um jeden Preis abzuschneiden beschloß. In der Nacht vom 29. auf den 30. December 1837 überfiel er die „Caroline", welche den Aufständischen fortwährend Menschen und Waffen zuführte, steckte sie in Brand und ließ sie den Niagarafall hinabtreiben. Die Caroline war nordamerikanisches Eigenthum, und unzweifelhaft begingen die Loyalen mit ihrem Angriff eine völkerrechtswidrige Handlung, abgesehen von der schändlichen Grausamkeit, welcher sie sich schuldig machten, als sie ein Fahrzeug, auf dem sich noch zehn lebende Menschen befanden, in Flammen den Katarakt herabstürzen ließen. Die Erbitterung war daher auch so ungeheuer, daß der Präsident und der Congreß kaum den Ausbruch eines Kriegs vermeiden konnten. Im Staate Newyork nahm die Kriegspartei Waffen und Munition des Staats weg, um sich für einen Einfall in Canada zu bewaffnen, canadische Insurgenten besetzten zwei Inseln im Erie-See, Loyale und Nordamerikaner zerstörten sich gegenseitig Schiffseigenthum. Als diese Unordnungen durch General Scott, den Bevollmächtigten des Congresses, längst beseitigt worden waren, wagte sich ein canadischer Beamter M'Leod, der bei der Zerstörung der Caroline eine große Thätigkeit entwickelt haben sollte, auf amerikanisches Gebiet und wurde

dort verhaftet. England forderte seinen Beamten zurück, der Congreß behielt ihn in Haft und stellte ihn in Neuyork vor die Geschworenen. Diese sprachen M'Leod frei, und es entstand nun nochmals eine solche Aufregung, daß der Präsident in einer Proclamation vom 25. September 1841 „alle geheimen Logen, Clubs oder Verbindungen, welche Feuerwaffen und Kriegsbedarf sammelten und auf Gelegenheit warteten, in Canada Einfälle zu machen", erinnern mußte, daß sie sich nicht blos den gesetzlichen Strafen ihres Vaterlands aussetzten, sondern auch keine Hülfe zu erwarten hätten, falls sie den englischen Behörden in die Hände fielen. Im nächsten Jahre wurde der Streit endlich geschlichtet durch einen Vertrag, von dem wir an dieser Stelle nur erwähnen, daß er die zwischen Nordamerika und Canada schwebende Grenzfrage auf eine für die Republik sehr günstige Weise entschied.

Die Beruhigung Canada's war die Aufgabe des Grafen Durham geworden. In den alten Ländern Europa's benutzt man Ausnahmemaßregeln, um streng und hart zu verfahren. Lord Durham gebrauchte die unumschränkte Gewalt, welche ihm die Aufhebung der Verfassung verlieh, die besiegten Liberalen der Rache ihrer loyalen Feinde zu entziehen und mit unendlich milderen Strafen zu belegen, als die ordentlichen Gerichte ausgesprochen haben würden. Die meisten gab er ganz frei, nur Papineau und dreiundzwanzig andere wurden nach den Bermuden verbannt, „bis spätere Umstände erlauben würden, ihnen die Rückkehr zu gestatten." Sodann erließ der Lord die Gesetze über ein besseres System in der Verwaltung und Veräußerung der unbebauten Ländereien, welche die Colonie seit langer Zeit gefordert hatte. Die Verhältnisse kehrten sich nun um, seitdem freisinnige Maßnahmen ergriffen wurden. Die ehemaligen Unzufriedenen wurden die Stützen der Regierung, die Loyalen verwandelten sich in händelsüchtige Gegner. Die Regierung wollte ihren Statthalter zu einem constitutionellen Vicekönig mit verantwortlichen Ministern und einer wahrhaft parlamentarischen Regierung machen, die Loyalen protestirten dagegen, „weil in einem Lande mit überwiegend fremder oder feindlicher Bevölkerung die Regierung sich um ihrer Existenz willen auf die energische Minderheit der Loyalen stützen müsse." Auch die Vereinigung der beiden Canada's und die Verschmelzung ihrer politischen Versammlungen in eine einzige, wodurch der Widerstreit der Volksthümlichkeiten aufgehoben werden kann, erregte bei den Loyalen hartnäckigen und leidenschaftlichen Widerspruch, der jedoch nicht hinderte, daß die Regierung ihre Reformen unter

dem lauten Beifall der großen Mehrheit durchführte. Seitdem sind die Liberalen in ganz entschiedene Mehrheit gekommen, und nicht blos in Canada, sondern auch in Neuschottland und in Neubraunschweig, wo die Entwicklung weniger gewaltsam gewesen ist, aber ebenfalls der Grundsatz sich ausgebildet hat, daß die Regierung durchaus parlamentarisch sein müsse und ein Colonialministerium in Uebereinstimmung mit der Mehrheit der Volksvertreter der Colonie die Verwaltung zu führen habe. Besteht noch immer eine Partei, welche den Anschluß an die Vereinigten Staaten will, so giebt es auch eine andere, welche treu zu England hält und zu größerer Festigung der Herrschaft des Mutterlandes ein einiges brittisch Amerika, alle Colonien umfassend, gegründet zu sehen wünscht.

In dem Aufschwunge seiner materiellen Entwicklung wetteiferte Canada mit den Vereinigten Staaten und Obercanada ließ sogar den Staat Newyork hinter sich. Verdoppelte sich die Bevölkerung von Untercanada in dreißig Jahren, so kam Obercanada schon in elf Jahren bei diesem Ziele an. In der letztern Provinz vervierfachte sich binnen dreiundzwanzig Jahren sowohl der Werth des Grundeigenthums als die Anzahl der bebauten Aecker. Im Frühjahr von **1841** wanderten **19,900** Europäer ein, in dem von **1842** sogar **33,858**, und richtete eine nicht näher anzugebende Zahl ihre Schritte über die nordamerikanische Grenze, so wanderten auf der andern Seite auch Menschen aus den Freistaaten in Canada ein, im Jahre **1842** in runder Zahl **6000**. Beispiele von Städten, welche aus dem Boden emporwachsen, bietet Canada mehrere dar. So dehnte sich noch **1792** an der Stelle, wo jetzt Toronto steht, ein dichter Urwald mit ein paar Wigwams von Indianern. **1817** war hier Little-York mit **1200** Einwohnern entstanden, und in der Umgegend hatten sich einige zerstreute Meierhöfe erhoben. In den Straßen ragten die Wurzeln der Bäume, die man nur abgehauen, nicht ausgerodet hatte, fußhoch aus dem Schlamme hervor, den Hafen besuchten höchstens ein paar Schoner. **1836** hatte Little-York, jetzt Toronto, **20,000** Einwohner, schöne gepflasterte Straßen von großer Ausdehnung, palastähnliche öffentliche Gebäude, die Umgegend glich einem Garten, und den Hafen belebten zahlreiche Schiffe. Die meisten Einwanderer pflegten sich im Anfange den Waldgegenden am Ottowa zuzuwenden, wo sie beim Holzfällen Verdienst fanden. Der Holzhandel blieb noch immer der blühendste Verkehrszweig des brittischen Amerika. Aus dem Hafen von Quebec allein gingen jährlich zwölfhundert

Schiffsladungen Holz nach England, welche Mittel zur Einführung von mehr als zwei Millionen Pfund Sterling gewährten. Dieser Holzhandel beschäftigte mehr englische Schiffe und Matrosen, als irgend ein anderer Geschäftszweig und er verschaffte zugleich durch die Beförderung der Einwanderung Mittel zur Urbarmachung des Landes. Er gab den Einwanderern wohlfeile Schiffe, die von England in Ballast zurückgingen, und lieferte ihnen Arbeit, bis sie an das Clima gewöhnt waren und ein Capital gewonnen hatten, mit dem sie sich als Landbauern niederlassen konnten.

In den Verkehrsmitteln war Canada von dem benachbarten Freistaat weit überflügelt worden. Man vernachlässigte diesen wesentlichen Punkt und sah den riesenhaften Anstrengungen der Vereinigten Staaten hohnlächelnd zu. Aber gegen das Ende der dreißiger Jahre überzeugte man sich, daß der Ericanal, der 1818, als sein Bau begonnen wurde, für das Werk von Wahnsinnigen galt, zwei Millionen Dollars jährlich einbrachte, und bemerkte plötzlich, welche überlegene Concurrenz der prächtige Lorenzstrom machen könne, wenn man die bereits vorhandenen Canäle erweiterte und vervollständigte. Es wurde eine Million Pfund zu öffentlichen Arbeiten bestimmt und theilweise dazu angewiesen, den Welland-Canal, der den Wasserfall des Niagara umgeht, für große Schiffe zu erweitern und zu vertiefen, und den Lorenz-Canal zu Umgehung der Stromschnellen des Lorenz zu bauen. War bislang der Handel mit den großen Seen in den Händen von Newyork, weil die Fracht auf dem Eriecanal wohlfeiler war, als durch Canada, so mußte nach der Vollendung der canadischen Canallinien der Lorenzstrom die große Wasserstraße für die westlichen Staaten werden, indem die Waaren hier nur einmal, auf dem Eriecanal aber zweimal, umzuladen und auf den zwölf Meilen langen Canälen ungleich weniger Canalgebühren zu bezahlen hatten, als auf dem 75 Meilen langen Eriecanal.

Gern würde England, als 1838 die transatlantische Dampfschifffahrt ihren Anfang nahm, diesen Fortschritt für seine nördlichen Colonien ausgebeutet haben, aber die Verkehrsverhältnisse übten einen zu unwiderstehlichen Druck, als daß der Gedanke, Halifax zum amerikanischen Ausmündungspunkte zu wählen, festzuhalten gewesen wäre. Die ersten Schiffe, welche die Prophezeiungen von Schiffern und Technikern, daß die transatlantische Schifffahrt ein Unding sei, zu Schanden machten, waren der Great Western und der Sirius. Beide liefen von Cork aus und erreichten, obgleich das Wetter

stürmisch war und an Bord des Great Western Feuer ausbrach, Newyork glücklich. Der Sirius brauchte zweiundzwanzig Tage, der Great Western nur 14½ und für die Rückreise 12 Tage und 21 Stunden. Da auch ein drittes Schiff, die British Queen, die Probe auf das glücklichste bestand, richtete die Regierung regelmäßige Fahrten ein, zuerst zwischen Liverpool und Halifax, später aber mit den Ausgangspunkten Newyork und Boston. Man hatte den Bau von Schiffen von 2000 Tonnen für unmöglich gehalten, und die Unternehmer der ersten transatlantischen Linie bauten nicht blos solche Schiffe, sondern vergrößerten sie mehrmals bedeutend, bis endlich sogar Schiffe von 5000 Tonnen projectirt wurden. Die Fahrten begannen im Jahre 1840 mit vier Schiffen, und der englische Staat gab dazu einen Zuschuß, der nach und nach von 45,000 auf 145,000 und auf 186,000 Pfund Sterling stieg.

1840 rief ein Vertrag der Admiralität mit der westindischen Dampfschifffahrtsgesellschaft eine zweite große englische Linie ins Leben. Diese Linie unterhält die Verbindung Englands mit den wichtigsten Punkten der Antillen, der Westküste von Mittelamerika und Brasilien. Auch hier verpflichtete sich der Staat zu einem Zuschuß, der für vierzehn Dampfschiffe und vier Schnellsegler auf 240,000 Pfund Sterling festgesetzt wurde. Aus Privatmitteln und darum mit schlechtem Erfolge entstand die Dampfschifffahrt des stillen Oceans, die von 1840 an den Dienst zwischen Chagres und Valparaiso besorgte. Aelter als alle diese Unternehmungen ist die Dampfschifffahrt der Gesellschaft für die Halbinsel und den Ocean, die aber erst 1843 nach der Beendigung der orientalischen Wirren und des chinesischen Kriegs zu ihren jetzigen Dimensionen sich entwickelte. So zahlreich und von so riesenhafter Ausdehnung die Linien sind, welche diese Gesellschaft an den Küsten von Portugal und Spanien, im Mittelmeer, im schwarzen Meer, im rothen Meer, im indischen Archipel und bis nach Australien hin zu besorgen hat, erhält der Eifer ihrer Beamten doch eine solche Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit, daß eine Geschwindigkeit der Beförderung erzielt wird, welche dem Menschenalter vor uns als zauberhaft erschienen sein würde.

Die Vereinigten Staaten hatten sich von England zuvorkommen lassen und folgten ohne Entschiedenheit nach. Die Unterstützung, welche sie aus Staatsmitteln den Unternehmern der beiden ersten Linien Newyork-Liverpool und Newyork-Havre gaben, war viel zu dürftig, um eine erfolgreiche Mitbewerbung mit England zu gestatten. Mit großem Geräusch kündigte Frank-

reich 1840 durch seinen Minister Thiers an, daß die unermeßliche Entwicklung, welche England seiner Dampfschifffahrt verleihe, Frankreich zwinge, ähnliche Anstrengungen zu machen, um seinen Handel nicht ganz überflügeln zu lassen. Der Nationalstolz regte sich, als der kriegerische Minister nachwies, daß England 906 Dampfschiffe mit einem Gesammtgehalt von 118,900 Tonnen besitze, während Frankreich im Grunde nichts habe, als die zehn Dampfer der Stadt Marseille, da die zehn von Havre meistens nur zur Küstenschifffahrt, die kleinen Dampfer von Bordeaux nur zur Flußschifffahrt geeignet wären. In viel kürzerer Zeit, als die Kammern gewöhnlich zu ihren Berathungen zu gebrauchen pflegten, nahmen Pairs und Abgeordnete ein Gesetz über die transatlantische Dampfschifffahrt an. Es sollte nun also eine Linie mit drei bis fünf Schiffen zwischen Havre und Newyork hergestellt werden, eine zweite zwischen Bordeaux und den Antillen, eine dritte zwischen Saint Nazaire und Brasilien. So weit erstreckte man die Vorsorglichkeit, daß ferner drei Nebenlinien zur Verbindung mit Mexiko, Centralamerika und Buenos Ayres verfügt wurden. Zur Ausführung kam dieses Gesetz nie, selbst das bescheidene Stadium der Vorarbeiten betrat die Regierung trotz vieler Anregungen nicht.

Bei der Erzählung der canadischen Wirren mußte der Parteien in der großen amerikanischen Republik vorübergehend erwähnt werden. Hier wird die Parteistellung, von der die innere wie die äußere Entwicklung der Vereinigten Staaten so wesentlich bedingt wird, ausführlicher zu berühren sein. Der Gegensatz der Whigs und der Demokraten ist ein für Nordamerika heilsamer, und der Wechsel zwischen der Herrschaft der einen und der andern erhält das Staatswesen in frischer Gesundheit, wie er die Gefahren beseitigt, welche die Alleinherrschaft der einen Partei in ihrem Gefolge haben würde. Ein vollständiger definitiver Sieg der Whigs führte zur Geldherrschaft und zur Beschränkung des Wahlrechts, befestigten sich die Demokraten auf die Dauer, so würde die Bildung unter einer rohen, mit materiellem Wohlsein befriedigten Massenherrschaft erstickt werden. Daß die kräftigere und rührigere Partei der Demokraten Jackson's Wahl durchsetzte, gereichte dem Lande insofern zum großen Vortheil, als die Thätigkeit dieser Partei die vielen kleinen Kräfte weckte und eine reißend schnelle Zunahme und Bewegung hervorbrachte. Aber dieser Sieg der Demokraten hatte auch den schweren Nachtheil, daß er eine bis dahin unbekannte Aemterjagd hervorrief. Bisher hatte noch jede

Partei, die frisch an die Gewalt kam, die von ihren besiegten Vorgängern ernannten Beamten in ihren Stellen gelassen. Jackson fegte alle diese Bediensteten aus, weil „dem Sieger die Beute gehöre". Nun wurde das, was immer als Volkssache dargestellt worden war, für die demokratischen Führer zur Speculation. „Mit einer Art von eingestandener Frechheit verfolgten diese als das Ziel ihres Strebens die Aemter als Mittel, schnell reich zu werden, und bearbeiteten und handhabten das Volk lediglich zu diesem Zweck. Es schaarten sich die Politiker vom Handwerk, denen die Politik nun gerade so zum Geschäft wurde, wie dem Kaufmanne sein Handel. Sie ließen mit unermüdlicher Thätigkeit und mit einer Schlauheit ohne Gleichen alle Minen spielen und setzten alle Mittel in Bewegung, scheuten auch nicht Schliche, Schwindeleien und Selbsterniedrigung, um die Stimmen für die Amtsbewerber zu gewinnen. Die Whigs gaben den Demokraten darin nicht nur nichts nach, sondern übertrafen sie noch. Es bildeten sich wohl eingeübte Genossenschaften von Parteimännern, welche sich durch den ganzen Staatenbund zogen und aus den Hauptquartieren Newyork und Philadelphia Befehle ertheilten, wann und wie die Hebel dem Volke am besten anzusetzen seien. Als Candidaten für die höchsten Aemter mußten freilich in der Regel Männer von hoher Bildung und reinem Ruf aufgestellt werden, weil nur solchen das Volk seine Stimme gab. Für sich selbst aber bewahrten die Bearbeiter des Volks die übrigen Früchte des Siegs ihrer Partei, welche noch immer goldschwer genug waren." (Löher, Geschichte der Deutschen in Amerika.)

Schied sich von der Partei der Whigs ein gemäßigter Theil aus, der vorzugsweise eine nationale Politik zur Richtschnur nahm und in Heinrich Clay einen der tüchtigsten Staatsmänner Nordamerika's zum Führer hatte, so entstanden auch unter den Demokraten Unterabtheilungen, namentlich die „Equal Rights Men" oder Locofocos, eine Ultrapartei mit nivellirenden Grundsätzen. Den Whigs schlossen sich die Antimasons an, Gegner der Freimaurerei, welche im Staate Newyork, wo 1826 ein Mann von den Freimaurern ermordet sein sollte, 1830 auftauchten und keine andere Grundlage zu wählen wußten, als die Ausschließung der Freimaurer von allen öffentlichen Aemtern Eigenthümlich verschränkte sich das Parteiwesen durch die Spaltung zwischen Norden und Süden, zwischen freien und Sklaven haltenden Staaten. Die Abolitionisten waren begreiflicher Weise in dem Norden, wo die Whigs ihre Burg hatten, am stärksten, und darum bildete sich eine Art von Bund zwi-

schen Whigs und Negerfreunden, was übrigens nicht hinderte, daß der Süden ein starkes Contingent von Whigs auf das Feld der politischen Parteiung schickte. Im Allgemeinen benahmen sich die Demokraten in der Sklavenfrage vorsichtiger als die Whigs, wobei sie sich übrigens auf die Verfassung berufen konnten, welche eine solche Einmischung in die Angelegenheiten der Einzelnstaaten, als die von vielen Abolitionisten geforderte Aufhebung der Sklaverei durch den Congreß sein würde, nicht gestattet. Endlich beeinflußte noch die Frage über Freihandel oder Schutzzölle die Parteiverhältnisse, indem sie zwischen den Süden und den Norden eine zweite Streitfrage warf.

Die Behauptung der Theoretiker der Nationalökonomie, daß Nordamerika als ein Land, in welchem noch so unermeßliche Strecken des fruchtbarsten Landes von keiner Pflugschar aufgerissen seien, zum Ackerbau bestimmt sei, fand im Süden darum so viel Beifall, weil man dort keine Fabriken, dagegen Rohprodukte, Zucker, Baumwolle und Taback, als Stapelartikel hatte, für die man, wenn Nordamerika bei seinen hohen Zollsätzen bleibe, Repressalien befürchtete. Die Erhöhung der Zollgebühren hatte daher im Jahre 1828 einen gewaltigen Sturm hervorgerufen. Die Nullifier Südcarolina's konnten wenigstens einen Grund für ihren Widerstand anführen, der von der demokratischen Partei anerkannt wurde. Die hohen Zölle begründeten einen Monopol-Handel der reichen Kaufleute von Boston und Newyork, welche von der Regierung bei der Bezahlung der Zölle einen sechs- bis neunmonatlichen Kredit erhielten. Führte nun der Kaufmann für hunderttausend Thaler Waaren ein, für die er einen Werthzoll von 50% zu entrichten hatte, so stellte er der Regierung für den Zoll ein Schuldbekenntniß aus, verkaufte die Waare für 150,000 Thaler mit Zuschlagung seiner Spesen und seines Gewinns, nahm dafür drei- oder sechsmonatliche Wechsel, welche die Bank diskontirte, verschrieb für den ganzen Betrag sofort von Paris und London neue Waaren und erhielt die zweite und dritte Ladung, ehe nur der Zoll der ersten in baarem Gelde in die Staatskasse floß. Auf diese Weise hatten die großen Kaufleute der Seehandelsplätze immer ein paarmal hunderttausend Thaler in Händen, die der Regierung gehörten, und das Volk zahlte davon die Interessen. Der Erfolg davon war das beinahe unglaubliche Faktum, daß zu keiner Zeit mehr fremde Manufacturen eingeführt wurden, als zur Zeit des höchsten Zolltarifs.

Eine Nationalbank, ein hoher Zolltarif, systematisches Schuldenmachen,

starke Einfuhr von Manufacturen und Bankbrüche in allen Richtungen gingen Hand in Hand. Wer an einen dieser Schäden das Messer legte, der berührte sie alle und mußte sich gefaßt halten, daß die verbundenen Interessen einen Bund gegen ihn schlossen. Auf eine unermeßliche Volksbeliebtheit gestützt, unternahm es Jackson, das gesunde Volksleben von seinen Auswüchsen zu befreien und begann sein Werk mit der Charakterfestigkeit, die ihm lange zuvor den Zunamen „Hickory" verschafft hatte. Nach den vier Jahren seiner Präsidentschaft war die Arbeit noch nicht gethan, und er nahm daher eine nochmalige Erwählung an, obgleich er grundsatzmäßig für nur einmalige Amtsführung des ersten Würdenträgers war. Sein Nachfolger van Buren, dann noch Tyler hatten an der Lösung zu arbeiten, und erst unter dem dritten Präsidenten Polk wurde in den Hauptfragen die Entscheidung erreicht. Dieser ganze Zeitraum von 1829—1846 war eine Periode der innern Kämpfe und Verwicklungen, der Hemmungen und Calamitäten, und doch zugleich eine Periode des Aufschwungs. Wenn wir, nachdem wir ein Bild der Verwüstungen des langen Streits entworfen haben, von den gleichzeitigen industriellen und Handelsfortschritten zu erzählen haben werden, dann wird sich ein Gegensatz zeigen, der uns um so lebhafter anzieht, als die innern Kämpfe von äußern begleitet waren, als Nordamerika, indem es eine erschütternde Krisis seines heimischen Staatslebens durchmachte, in derselben Zeit England diplomatisch und Mexiko militairisch besiegte.

Jackson empfahl, die Zölle nur als eine Einnahmequelle der Regierung zu betrachten und sie den Bedürfnissen der letzteren anzupassen. Da die Zeit nahe war — sie trat 1834 ein — wo der Staat die letzten seiner Schulden bezahlt hatte und Ueberschüsse erwarten mußte, mit deren Verwendung er in Verlegenheit kam, so folgte aus dem Jackson'schen Grundsatze, daß man das Freihandelssystem ganz oder nahebei annehmen mußte. So wollte der Süden, der insbesondere für seine Baumwolle und seinen Reis besorgt war. Der Congreß entschied indessen anders. Das Zollgesetz von 1832 ließ die Zolleinnahme auf der alten Höhe und vertheilte die Zölle wohl anders, aber, wie der Süden behauptete, so, daß der Norden abermals bevorzugt wurde. Südcarolina war wie 1828 der heftigste aller Staaten und dehnte seine Nullificationstheorie so weit aus, daß er das Volk, von dem zuletzt alle Gewalt ausgehe, als oberste Behörde über die Regierung setzte, und einer allgemeinen Volksversammlung jedes einzelnen Staats jenes Veto beilegte, welches die

Verfassung allein in der Person des Präsidenten anerkennt. Die Volksversammlung Südcarolina's zauderte nicht, dieses Veto auszuüben, und der Gouverneur des Staats vollzog die von ihr gefaßten Beschlüsse, indem er allen Behörden befahl, die neuen Zollgesetze als nicht vorhanden zu betrachten. Ja Südcarolina rüstete, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und ließ sich dadurch nicht irre machen, daß mehrere Staaten des Südens sein Benehmen mißbilligten. Ein Compromiß, nach seinen Urhebern Clay und Calhoun benannt, schlichtete den Streit. Der Congreß bestimmte, daß nach **1842** alle Einfuhrabgaben auf **20%** herabgesetzt und in den nächsten acht Jahren von zwei zu zwei Jahren jenem Betrag angenähert werden sollten. Als **1842** abermals Beschluß zu fassen war, hatte der Bankstreit bereits seine unheilvollen Wirkungen geäußert, so daß ein starkes Heraufgehen mit den Zöllen im Interesse der Staatseinnahmen nicht zu vermeiden war.

Die Vereinigte Staatenbank war seit ihrer Errichtung, bei der die Regierung mittelst einer Einlage von sieben Millionen Dollars mitgeholfen hatte, mächtiger und mächtiger geworden. Es vermischten sich in ihrer Thätigkeit politische und commercielle, staatliche und privatliche Geschäfte. Die Bank, mit ihren Zweigbanken ein über das Land hingestreckter vielarmiger Polyp, beherrschte den Geldmarkt und übte selbst im auswärtigen Verkehr eine Art von Monopol des Wechselhandels. Sie genoß eines ausschließenden Vorrechts, ihre Noten wurden überall zum vollen Nennwerth angenommen, von Privaten nicht allein, auch vom Staat bei Abgabenzahlungen. Durch ihre Vermittlung wurden die Einkünfte der Regierung eingesammelt, doch war diese Gefälligkeit wie die kostenfreie Besorgung der Staatsgelder von Ort zu Ort von einem Gegendienste der Regierung begleitet: die Bank empfing die Depositen der Regierung, die sie in eigenem Nutzen verwendete, und konnte die Abgaben, die sie einnahm, ganz in Banknoten an den Schatz abtragen, so daß ihr der Nationalkredit zu dem vollen Betrage der jährlichen Einnahmen zur Verfügung stand.

Von dem Gebrauch, den die Bank von ihrer ungeheuren Macht und ihrem den ganzen Verkehr durchdringenden Einfluß machte, ließ sich das Ungünstigste sagen. Sie verstärkte das Uebergewicht der Reichen, sie drückte auf die minder vermögenden Klassen und hatte eine Geldaristokratie gegründet, die ihrem Ziele der Herrschaft mit wenigen Schritten nahe kommen konnte. Sie begünstigte ferner die Schwindelei, ja sie controlirte alle Schritte der

Regierung und zog die wichtigsten Staatsangelegenheiten, die Frage über Krieg und Frieden nicht ausgeschlossen, vor ihr Forum. Es war kein Kleines, das „Bankungethüm“ zu stürzen. Jackson nahm den Kampf 1834 auf, unterstützt vom Hause der Repräsentanten, angefeindet vom Senat. Für die Bank kämpfte ein eben so zäher und dabei im höchsten Grade rücksichtsloser Charakter, Biddle. Um zu zeigen, was die Bank vermöge, hörte Biddle auf, die Begünstigungen zu verweigern, welche der Verkehr von der Bank zu erhalten gewohnt war, und brachte dadurch eine Menge kleinerer Handelshäuser zum Sturz. Jackson sah, was kommen würde, aber er beharrte, gewann endlich in beiden Häusern die Mehrheiten, die er brauchte, und verweigerte nun der Bank die Erneuerung ihres Freibriefes, indem er zugleich die Regierungsgelder zurückzog.

Die Bank fiel — sie ließ sich fallen, sagen die Demokraten — und zog in ihrem Sturz den Bankerott fast des ganzen Handelsstandes nach sich. Von einer thätigen und intelligenten Handelsbevölkerung unterlagen Tausende, das Eigenthum der Capitalisten nicht nur, auch das der Wittwen und Waisen verminderte sich auf die erschreckendste Weise, wenn es nicht ganz verschwand. Der Umsatz beruhte Jahre lang auf einem nur nominell zu verwerthenden Medium, der Einfuhr-Handel stockte, da der amerikanische Käufer dem europäischen Verkäufer nichts als ein werthloses Papier zu bieten hatte. Der Credit des Staats wie der einzelnen Staaten wurde in Amerika und Europa auf das Tiefste erschüttert, weil die Sicherheitspfänder, auf die er sich bei beiden stützte, so gut wie unverkäuflich waren. Es kam dahin, daß die Staatsschatzkammerscheine nicht mehr eingelöst werden konnten und unter Disconto standen, weil es der Regierung an verfügbaren Geldmitteln fehlte, und daß aus demselben Grunde den vollkommen regelmäßigen Bezugstratten der nordamerikanischen Gesandten Proteste entgegengesetzt werden mußten.

Newyork und Neuengland hielten ihre Banken aufrecht, Maryland, Virginien, Pennsylvanien — dieses unter dem Widerspruch einer starken Partei — setzten die Zinszahlungen an ihre europäischen Gläubiger fort. Von den schwächer bevölkerten Staaten verweigerten die meisten die Verzinsung, einige sogar die Anerkennung ihrer Schulden überhaupt. In diesen letztern entstand eine eigenthümliche Repudiationstheorie, die übrigens, wie zur Ehre der Nordamerikaner gesagt werden muß, ohne den allgemeinen Glauben, daß es zwischen den Vereinigten Staaten und England zum Kriege kommen müsse,

nicht entstanden sein würde. Das demokratische Prinzip der Freiheit, so lautete die Repudiationstheorie, bestehe darin, daß die Mehrheit zu jeder Zeit nicht nur das Gesetz, sondern auch die Verfassung abändern könne, und dieses Prinzip müsse auch für die Schuldenfrage gelten. Wolle man einer gesetzgebenden Versammlung das Recht einräumen, nach ihrem eigenen Gutdünken Schulden zu machen, welche für die nächste Legislatur ebenfalls bindend sein sollten, so würde man ihr auch die Befugniß geben, mehrere Generationen der Nachkommenschaft in Fesseln zu schlagen. Die höchsten Staatsbeamten könnten sodann mit Bewilligung der Legislatur sogar Geld zur gewaltsamen Handhabung gewisser Doctrinen borgen, und es könnte dadurch der Fleiß und die Arbeit noch ungeborener Geschlechter auf Jahrhunderte der Raubsucht oder den ehrgeizigen Plänen einer gerade am Ruder stehenden Partei zum Opfer gebracht werden. Das heiße soviel, als die Nachkommenschaft zu Sklaven machen (to enslave posterity), und widerstreite offenbar allen republikanischen Grundsätzen. Kein Staat habe das Recht, dergleichen Schulden zu machen. Die Amerikaner hätten sich geweigert, einen ungerechten Schilling zu bezahlen, und um so mehr würden sie sich jetzt weigern, Millionen an ihre ärgsten Gegner und Nebenbuhler in Handel und Schifffahrt zu bezahlen. Ein Freistaat habe überhaupt kein gesetzliches Recht, Schulden zu machen, denn er solle, wenn er ehrlich sei, nicht mehr ausgeben, als er einnehme, und im Fall eines Kriegs die Mittel zur Vertheidigung durch directe Steuern und durch die Vaterlandsliebe seiner Bürger beschaffen.

Die Repudiationstheorie entstand im Staat Mississippi und verbreitete sich von da wie eine Seuche. Untergeordnete Politiker verfochten sie, um den Beifall der zahlungsunlustigen Menge zu erlangen, die hervorragenden Staatsmänner schwiegen einige Zeit. Das Gefühl der Schande öffnete ihnen endlich den Mund. Am 21. September 1843 sprach Daniel Webster zu einer Versammlung von 20,000 Menschen: „Laßt uns Amerikaner sein, laßt uns den Charakter eines insolventen Gemeindewesens, wie wir ihn verachten, auch vermeiden! Kostet es uns alle Annehmlichkeiten des Lebens, so laßt sie uns hingeben, kostet es uns unsern Grundbesitz, so laßt ihn uns verpfänden. Im Norden und im Süden der Union, im Osten und im Westen, wo nur immer Männer leben, entstammt den Vätern unserer Revolutionen, Männer, in deren Herzen auch nur ein Atom ihres stolzen Geistes lebt, sie mögen aufstehen und sagen: „Wenn wir Europa schulden, so muß Europa bezahlt

werden". Laßt uns stolz sein auf unser Land, aber laßt uns auch diesem Lande den Charakter einer rechtlichen Nation erhalten". Dieselbe energische Sprache führten van Buren, Caß, Johnson, Tyler, Calhoun: Biddle bewies, daß die Staaten vom obersten Gerichtshof zu Washington zur Bezahlung gezwungen werden könnten. Die Demokraten, von denen die Repudiationsdoctrin ursprünglich ausgegangen war, schämten sich ihres Machwerks und überboten die Whigpartei im Eifer, diesen Schandfleck der Union so bald als möglich zu verwischen. Newyork und Pennsylvanien waren die ersten Staaten, welche eine directe Steuer einführten, um ihre Gläubiger zu befriedigen.

Durch die Katastrophe von 1837 waren eine Menge von Kaufleuten zu Grunde gegangen, und viele hatten die Zeiten benutzt, um betrügerische Bankerotte zu machen. Um den Unschuldigen Erleichterung zu verschaffen, erließ der Congreß ein Bankerottgesetz, das jedem, der sein ganzes Vermögen abtrat, die Wohlthat gänzlicher Entlastung gewährte. Nicht weniger als 40,000 Personen machten von dem Gesetz Gebrauch. Aber dasselbe traf auch Vorkehrungen gegen den Schwindel, indem es durch siebenzehn Vorbehalte alle die betrüglichen Handlungen, dolosen Ueberschreibungen und Verheimlichungen strafte, welche im amerikanischen Verkehr gleichsam stehend geworden waren. Ferner bestimmte das Gesetz, daß kein Bankerotteur, wenn er nicht wenigstens 75% an seine Gläubiger bezahle, in Zukunft Grundstücke kaufen, liegendes oder fahrendes Eigenthum besitzen, oder Handel und Fabriken betreiben könne.

Der Congreß von 1842 that einen Schritt, der darauf abzielte, den Finanzwirren ein für alle Mal ein Ende zu machen. Außer einer Anleihebill genehmigte er einen neuen Zolltarif, dessen durchschnittlich 30% betragende Zölle ermäßigt werden sollten zu Gunsten der Staaten, „welche Taback, Getreide und Mehl zu einem Zolle zuließen, der die höchste Besteuerung jener Gegenstände in Amerika nicht übertreffe, und sobald amerikanische Bürger das Recht haben würden, die genannten Stapelprodukte der Vereinigten Staaten direct aus einem Hafen der Union nach irgend einem Hafen oder Platz jener Länder zu führen und unter denselben Bedingungen zu verkaufen, wie die eingeborenen Unterthanen." Auf dieser Grundlage wurden Unterhandlungen mit dem Zollverein eröffnet, dem für Begünstigungen des amerikanischen Tabacks, für den Deutschland der beste Markt ist, Zollerleichterungen der deutschen Seiden- und Leinenwaaren und anderer Artikel geboten wurden. Die

amerikanische Verfassung macht jeden Vertrag von der Genehmigung des Senats abhängig, und daran scheiterte die Uebereinkunft mit dem Zollverein. Der Senat verweigerte seine Zustimmung hauptsächlich deßhalb, weil England, Schweden, Brasilien, Oesterreich, Rußland, Portugal und Hannover nach älteren Tractaten ein Recht hatten auf dieselben Begünstigungen, welche andern Staaten eingeräumt wurden, so daß eine fast allgemeine Reduction des amerikanischen Tarifs hätte eintreten müssen.

Der Tarif von 1842 war zu Ende der Sitzungen in Eile und Hast votirt worden, so daß ihm wesentliche Mängel anklebten. Er konnte überhaupt nur für provisorisch gelten, und wurde 1846 durch einen neuen Tarif ersetzt, der dem Süden und den demokratischen Grundsätzen genehm war. Dieser neue Tarif belastete die Waaren durchschnittlich nur mit 30% und basirte seine Werthzölle auf den Werth, den die Waaren im Erzeugungslande besitzen. Die Werthzölle hatten die Demokraten verlangt, um die ärmeren Klassen zu begünstigen. Früher waren die Wollenwaaren u. a. m. ganz gleich taxirt, wobei natürlich der Reiche gewann, der für seinen kostbaren Stoff nicht mehr bezahlte, als der Arme für sein weniger kostbares Kleid. Noch nach 1842 hatte die Regierung den Grundsatz befolgt, das vom Zoll einkommende Geld unter mehrere hundert Banken zu vertheilen. Kam das Land nun in einen Krieg — und ein solcher brach 1846 aus — so hing es von der Gnade der Banken ab, ob sie zahlen und dem Lande die Mittel zur Kriegsführung geben wollten. Dieser Zustand war höchst anomal und beraubte die Regierung aller Selbständigkeit. Um ihm ein Ende zu machen, nahm der Congreß ein Unterschatzamtgesetz an. Dieses bestimmte: die Einkünfte der Zölle sollen nicht mehr bei den Banken hinterlegt werden; der Zoll soll nicht mehr in Banknoten, sondern in baarem Gold oder Silber bezahlt und die Summen von besonders dazu ernannten Beamten verwaltet werden. Auf diese Weise wurde der Staat endlich ganz unabhängig, obgleich er große Summen todt liegen ließ und den Banken die Vortheile entzog, mit seinen creditirten Geldern operiren zu können.

Es entstand nun die Frage, ob es bei dem Geldmangel, der in großen Städten oft herrscht, für den Einführenden nicht sehr schwer sein werde, die nöthigen Baarsummen für seine Zollgebühren in Bereitschaft zu haben. That man nichts, um die Strenge der Baarzahlungen zu mildern, so stand zu befürchten, daß der ganze Einfuhrhandel in die Hände einiger reichen amerika-

nischen und europäischen Capitalisten fallen werde. Der kleine Einführende mußte in Nachtheil gelangen, der reiche Kaufmann im Inland und Ausland in kurzer Zeit zum Genuß eines fast ausschließlichen Monopols des Einfuhrhandels gelangen, so daß die im Interesse Aller gemachten Gesetze nur den Vortheil einiger Wenigen gesichert haben würden. Da dies unrepublikanisch gewesen wäre, so nahm der Congreß ein drittes Gesetz an: das Waarenhäuser-Gesetz. Es wurde jedem Kaufmann gestattet, seine Waaren drei Jahre lang in den Waarenhäusern des Staats liegen zu lassen, dieselben — statt wie bisher auf einmal — in beliebigen Quantitäten herauszunehmen und für diese Quantitäten den Zoll immer in baarer Münze zu entrichten.

Ueber den amerikanischen Urwäldern, in deren geheimnißvollem Dunkel europäische Capitalisten sich mehr als einmal verirrt und verloren haben, hatte bis 1837 ein Nimbus gelegen, der nun dahin war. Die Prairien von Illinois und die Hochebenen von Missouri umschwebte jetzt keine Poesie mehr, die Blößen des Zustandes waren mit rauher und plumper Hand enthüllt worden. Wie man früher an diese jungen Länder mit ihrem riesenhaften, noch zu erforschenden und auszubeutenden Reichthume die übertriebensten Ideen knüpfte, so unterschätzte man jetzt diesen mächtigen Staatenverband. Und doch waren die Verirrungen der Jahre von 1837 bis 1842 nichts als eine momentane Störung, welche die materielle Entwicklung eines so jugendkräftigen Landes, wenn sie auch augenblicklich den Handel darniederwarf und das Eigenthum verrückte, nicht im Geringsten aufhalten konnte. Die Hülfsquellen dieser Staaten und deren Anziehungskraft für alle Theile der Welt, die an wirklicher Uebervölkerung litten, erschienen nicht minder groß, wenn man sie aus dem Standpunkte des kalten Verstandes als aus dem der Einbildungskraft betrachtete. Die Einwanderungen behielten ihre Tendenz zum Steigen bei, die sie seit 1830 angenommen hatten. Engländer und Deutsche mochten sich bei dieser Vermehrung der amerikanischen Bevölkerung etwa die Wage halten, bis der große irische Auszug begann, seine Massen an das gastliche Gestade zu werfen, wo Hungersnoth und Pächteraustreibungen nicht dem Namen nach bekannt sind. In der deutschen Einwanderung hob mit dem Jahre 1831 ein neuer Zeitlauf an. Von 1815—1830 hatten sich meistens nur ungebildete Leute angesiedelt und dahin und dorthin zerstreut, von 1830 an kamen viele Angehörige der höhern Stände, theils Flüchtlinge, theils Leute, welche sich in den politischen oder religiösen Verhältnissen der

alten Heimath unbehaglich fühlten, oder auch solche, welche sich von den Vorspiegelungen der Auswanderungs-Agenten, dieser modernen Seelenverkäufer, verlocken ließen. Die meisten dieser gebildeten Uebersiedler trugen sich mit der Hoffnung, in Nordamerika ein Neudeutschland zu gründen, bestimmte Staaten vorwiegend mit Deutschen besiedeln und dort deutsches Wesen und deutsche Sitte heimisch machen zu können. An Zahl stark genug waren sie, denn es läßt sich berechnen, daß von 1832—1846 etwa 600,000 Deutsche, im jährlichen Durchschnitt dieser funfzehn Jahre 40,000, nach Amerika gegangen sind. Bremen beförderte etwa ein Drittheil dieser Summe, Havre eben so viel, der Rest vertheilte sich auf die übrigen deutschen Häfen, auf Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam, Gent, Dünkirchen, London, Liverpool und Marseille.

Es wurden mehrere Versuche gemacht, gemeinschaftliche Niederlassungen nach einem festen Plane unter bestimmten Leitern zu gründen. Der bedeutendste ging von einer Gießener Gesellschaft aus, die 1833, fast tausend Menschen stark, nach Amerika kam. Die Unkenntniß des Landes, die Zanksucht, die durch ungewohnte Entbehrungen hervorgerufen wird, und der unpraktische Sinn der Führer brachten dieses Unternehmen zum Scheitern. Die Gesellschaft trennte sich, „die mitgebrachte Glocke für die deutsche Stadt wurde in einem Kuhstalle aufgehängt und das kostbare Fernrohr für Sternenbeobachtung in einem Blockhause untergebracht.“ (Löher.) Andere Gesellschaften, die sich auf Religionsgemeinschaft gründeten, gediehen besser, so die ältere der Rappisten und zwei neuere von Katholiken. Man wollte nun wenigstens den deutschen Strom in bestimmte Staaten leiten, konnte sich aber auch hier nicht einigen und folgte vielmehr der einheimisch amerikanischen Auswanderung, welche ihren Trieb nach den neu eröffneten, am weitesten entlegenen Ländern nimmt. Ohio und Indiana, das Innere des Staats Newyork, das westliche Pennsylvanien und Virginien, Texas, Florida, Missouri, das Prairienland in Illinois, Arkansas, Michigan, Jowa und Wiskonsin kamen nach einander an die Reihe und jeder dieser Staaten oder Gebiete nahm größere oder kleinere Wellen des deutschen Stromes auf. Mehrere deutsche Congresse in Pittsburg bemühten sich für die Einigung der Deutschen. Von allen Beschlüssen dieser Versammlungen: in den Bezirken und Orten, wo die Deutschen die Mehrzahl ausmachten, auf gerichtliches Verfahren in deutscher Sprache zu dringen, die Anstellung deutscher Schullehrer in ge-

mischten Bezirken zu fordern, eine deutsche Lehrerschule, eine deutsche Schulzeitung zu gründen, die Rechte der Deutschen zu wahren, kamen nur die beiden zu wirklicher und dauernder Ausführung, welche die Stiftung von Vereinen zum Besten der Einwandernden und die Bildung von Gesellschaften für Gesang, Musik und Literatur betrafen. Namentlich die deutschen Gesangvereine haben sich in Amerika zu vielversprechender Blüthe erhoben, und in ihnen geschieht das sonst Unerhörte, daß die weniger gebildeten Deutschen sich der Leitung der mehr gebildeten unterordnen. Ein Ueberrest jener Bestrebungen für das nordamerikanische Deutschthum ist die Stadt Hermann in Missouri, die trotz Krankheiten, Ueberschwemmungen, Anfeindungen der Amerikaner und innerer Zwistigkeiten sich kräftig behauptet hat.

Eigentlich gegen die Irländer, doch aber auch gegen die Deutschen richtete sich die Partei der Eingeborenen (Natives), welche, weil Fremde in die Gesetze, Einrichtungen und Sitten eines fremden Landes sich schwer hineinleben, die Einwanderer ferner zum Theil unwissende und unsittliche Menschen sind, die Bedingung des fünfjährigen Aufenthalts im Lande als Vorbedingung der Erlangung des Bürgerrechts zu der eines einundzwanzigjährigen Aufenthalts hinaufschrauben will. Die Natives würden die Einwanderung, wenn sie nicht so viele materielle Kräfte mitbrächte, ganz verhindern, denn sie fühlen, daß die Deutschen auf die Wissenschaft und Kunst, selbst auf die Religion und Sitte verändernd einwirken.

Nachdem so viele Anläufe zu einem Zusammenhalten der deutschen Auswanderer in der neuen Heimath mißglückt waren, erließ ein Verein deutscher Adeliger, besonders früherer Reichsunmittelbarer, Aufrufe zu einer planmäßigen Auswanderung nach Texas. Es war ein glücklicher Gedanke, von dem Adel, den man sich gewöhnlich dem Volk abgewendet denkt, ein Unternehmen ausgehen zu lassen, das den Fortziehenden politische Macht und dem alten Vaterlande neue Absatzquellen versprach. Der Verein hatte am Llano und Colorado ein zusammenhängendes Gebiet von zweihundert deutschen Geviertmeilen Umfang gekauft und in Loose von 320 Ackern vertheilt. Den Auswandernden wurden gute Schiffe zur Ueberfahrt, die Aufstellung von Agenten an den Landungsplätzen, freie Fahrt von der Küste nach der Ansiedelung, die Errichtung von Schulen und Kirchen, die Anstellung von Aerzten und Apothekern, die Ueberlassung von Häusern, Vorräthen aller Art, Hausthieren und Geräthschaften zu den niedrigsten Preisen versprochen. Für den Anfang verlangte

man die Einzahlung einer gewissen Summe, von den Verheiratheten 600, von den Ledigen 300 Gulden.

Der Fürst Karl von Solms ging als Bevollmächtigter voraus, und am 18. September 1844 segelte das erste Schiff mit Auswanderern von Bremen ab. Als die Ansiedler landeten, mußten sie an der durchaus ungesunden Küste lange nach einem Landungsplatze, dann nach Etappenorten suchen, und fanden keine Transportmittel, ins Innere zu gelangen. Sie mußten biwachten, wobei schon viele in Schmutz, Hunger und Elend verkamen. Die Erhaltung so vieler Menschen zehrte die Vereinsmittel vollends auf, die Leute glaubten sich betrogen, und die Beamtenherrschaft, der man sie unterwarf, erbitterte sie nur noch mehr. Fürst Solms, dem zu seinen vielen trefflichen Eigenschaften nichts als Geschäftskenntniß fehlte, führte mit unsäglichen Anstrengungen endlich den größten Theil der Colonisten nach Zwischenstationen, Neubraunfels und Friedrichsburg. Inzwischen trafen neue Einwanderer, gegen dreitausend Deutsche, an der Küste ein, und die Schauderscenen wiederholten sich in gesteigertem Grade. An der ungesunden Küste in elenden Erdhütten und Zelten zusammengedrängt, ohne Aerzte und Heilmittel, ohne zureichende Lebensmittel, verkamen die meisten der Unglücklichen oder verliefen sich, und nur kleine Schaaren erreichten, ihren Weg mit Grabhügeln besäend, Neubraunfels. Schließlich erwies sich das Land am Llano und Colorado schlecht, den Angriffen der Indianer ausgesetzt, dagegen gelangten Neubraunfels und Friedrichsburg zu geregelten Zuständen und hoben sich. Im Ganzen war der Texasverein mit traurigem Verlust an Menschenleben gescheitert.

Im Jahre 1846 lebten fast vier Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten, durch alle Stände verbreitet, geachtete Geistliche, Lehrer und Aerzte, Kaufleute, Handwerker und Landbauer, aber wenige in Aemtern des Staats und der Gemeinden. „Ueberblickt man die letzten funfzehn Jahre, so muß man gestehen, es ist in dieser Zeit ein deutsches Volk in Amerika entstanden, wie es früher nicht da war; es hat gewissermaßen ohne sein Zuthun mit jedem Jahre etwas an Einfluß gewonnen und ist selbst mit jedem Jahre reicher und stärker geworden, wenn auch alle seine größeren selbständigen Unternehmungen zu Nichte geworden sind und seine Stellung keineswegs diejenige ist, welche es im Verhältnisse zu seinem Werthe einnehmen müßte. Aber es sind die Grundlagen gelegt, und die Nachkommen haben reiche Erfahrungen vor sich" (Löher).

Gleich einem Heer, das unter beständigen Kämpfen und Verlusten vorwärts geht, arbeiteten sich die Vereinigten Staaten mitten unter den Calamitäten der Jahre von 1837 bis 1842 zu einer höheren Stufe empor. Im Jahre 1840 waren 178 Eisenbahnen mit einer Weglänge von 9400 englischen Meilen (4000 deutsche Stunden) theils eröffnet, theils noch im Ausbau begriffen. Die Kosten dieser Ausführungen erforderten die Summe von 180 Millionen Dollars. Die wichtigsten Punkte des Landes waren durch großartige Anlagen von Canälen und Eisenbahnen mit einander verbunden, und diese Arbeiten waren ungeachtet vieler dabei vorgekommenen Schwierigkeiten und höchst ungünstiger Bodenverhältnisse mit seltener Ausdauer durchgeführt worden. Die Vollendung mehrerer Anlagen von Eisenbahnen war um so mißlicher, als die Erfahrung bereits anderwärts bestehender Bahnen dabei nicht benutzt werden konnte, indem Clima und Beschaffenheit des Bodens so wie sonstige ungünstige örtliche Verhältnisse ganz eigene Constructionen und Anordnungen erforderten, in vielen Fällen auch die beschränkten Mittel erst einen Maßstab suchen mußten, das in Frage stehende Project entsprechend zur Ausführung bringen zu können. Man überwand Steigungen und Krümmungshalbmesser, die auf europäischen Bahnen sorgfältig vermieden wurden, und erfand zu diesem Behuf Locomotiven, von denen die englischen bald aus dem Felde geschlagen wurden. Gewöhnlich bauten Privatgesellschaften, die von ihrem Einzelstaat mit Anleihen unterstützt wurden. Eine solche Gesellschaft unternahm den Bau der hundert und zehn deutsche Meilen langen Bahn vom Hudson zum Erie-See.

Schiffe baute Nordamerika von 1825 bis 1834 9147 von mehr als einer Million Tonnen, darunter 498 Dampfer, von 1835 bis 1844 7905 von einer Million Tonnen, darunter 1025 Dampfer. Die Gewinnung der bituminösen Kohle erreichte 1837 bereits die Ziffer von 1,750,000 Tonnen, an Anthracitkohlen lieferte allein Pennsylvanien in dreißig Jahren 22 Millionen Tonnen zu einem Werthe von hundert Millionen Dollars. Im Jahre 1847 veranschlagte man den Werth des Ertrags von Arbeit und Capital im ganzen Lande auf etwas mehr als 2013 Millionen Dollars. Davon kamen in runder Zahl auf die Erzeugnisse des Ackerbaues 838 Millionen Doll., der Viehzucht 252, des Gartenbaues 45, der Waldwirthschaft, der Fischerei 17, der Manufacturen 550, der Gewerbe 50, der Häuser und verpachteten Ländereien 50, der Bergwerke 74 Millionen Dollars. 1840 waren in der In-

dustrie angelegt 268 Millionen Dollars, 1847 schon 326. Von der letzteren Summe kamen auf Neuengland allein 100 Millionen, in den westlichen Staaten folgten einander in aufsteigender Linie Michigan und Missouri, Tennessee und Illinois, Indiana, Kentucky und Ohio. In den Staaten des Nordostens überstieg der Ertrag der Industrie jenen des Ackerbaues um 36 Millionen, im sklavenhaltenden Süden lieferte die Industrie nicht 90, der Ackerbau dagegen 356 Millionen. In die Ausfuhr gelangte von der gesammten Erzeugung nur ein Werth von 150 Millionen. Die Banken hatten 1847 ein Capital von 208 Millionen Dollars, das einen Ertrag von 25 Millionen lieferte.

Der Mais ist die Körnerpflanze, welche die Ansiedlungen in unangebauten Gegenden am kräftigsten fördert, weil sie auf dem rauhesten, kaum aufgerissenen Waldboden, zwischen abgestorbenen Bäumen und modernden Stümpfen sichere und reichliche Ernte gewährt. 1847 ernteten die Vereinigten Staaten 539 Millionen englische Scheffel Mais. Reis erzeugten Südcarolina und Louisiana in demselben Jahre 103 Millionen Pfund. Die gesammte Zuckererzeugung, für die besonders der Strich an beiden Mississippi-Ufern von Point Coupée bis zur Mündung des Stroms wichtig ist, stellte sich 1847 auf 324 Millionen Pfund. Der Tabacksbau dehnte sich auf die westlichen Staaten, selbst auf das nördliche Connecticut aus und lieferte für die Ausfuhr etwa 100 Millionen Pfund zu einem Werthe von mehr als acht Millionen Dollars, für den einheimischen Verbrauch 120 Millionen Pfund. Die Einführung einer chinesischen Art des Maulbeerbaums (M. alba multicaulis) rief eine eigenthümliche Bewegung hervor. Man bildete große Gesellschaften, pflanzte Massen von Bäumen, legte Filanden an und erwartete eine glänzende Aera. Der „Multicaulis-Schwindel" ging vorüber, aber die Vereinigten Staaten hatten eine neue Industrie gewonnen, die 1847 in runder Zahl 400,000 Pfund Cocons erzeugte. Baumwolle hatte man 1828 720,598 Ballen gewonnen, und 1840 waren es 2,177,835 Ballen. Ausgeführt wurden von 1836 bis Mitte 1847 nach amtlichen Angaben 5743 Millionen Pfund, die einen Werth von 486 Millionen Dollars darstellten. Man berechnete das Capital, das die Baumwollenstaaten (Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana, Tennessee, Kentucky, Arkansas, Florida und Texas) in dieser Cultur angelegt hatten, auf 650 Millionen Dollars.*)

*) Die Zahlen sind dem vortrefflichen Werke von Andree: Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen (Braunschweig, 2. Auflage 1853) entnommen.

Der zunehmenden Cultur hatten die noch im Innern der Staaten lebenden Indianer zu weichen. Die bildungsfähigsten aller rothen Stämme waren die Tschirokis in Georgien. Sie besaßen blühende Dörfer, widmeten sich mit Eifer den Handwerken, gründeten Kirchen und Schulen, lebten nach einer ihren Verhältnissen angemessenen einfachen Verfassung, durchzogen ihr Gebiet mit Landstraßen und bauten dieselben Stapelartikel, wie die Nordamerikaner. Aber die Georgier strebten nach dem Lande der Tschirokis und thaten alles Ersinnliche, diese zu verdrängen. Vergebens wandten sich die Bedrängten an die Obergerichte der Union. Die günstigen Entscheidungen, welche sie dort erlangten, wurden von den Georgiern nicht geachtet. Inzwischen bildeten sich unter ihnen zwei Parteien, deren eine, an Zahl bei Weitem die schwächste, in die Auswanderung nach dem Westen willigte, weil die Macht der bleichen Gesichter so viel stärker sei. Mit dieser Partei schloß ein Bevollmächtigter des Präsidenten einen Vergleich ab, wie die Georgier ihn wünschten. Die andere Partei, 15,000 Köpfe stark, wurde mit ihrem Protest gegen den mit 700 Indianern abgeschlossenen Vertrag nicht gehört. Der Congreß entschied, „daß die Tschirokis, wie es mit ihrer „Nationalversammlung“ vereinbart worden sei, binnen zwei Jahren auswandern müßten. Truppen rückten ein, und die Tschirokis verließen ihre schöne Heimath (1838). Wie ihnen erging es den Krihks, Schaktas, westlichen Tschirokis, Odschibwäs, Ottawas und Pottowatonis, den Schahnis, Delawaren und anderen kleineren Stämmen. Noch heute läßt sich der Weg, den die Vertriebenen geführt wurden, an Grabhügeln verfolgen, die viele Meilen weit fortlaufen. Der Transport war Unternehmern überlassen worden, und diese Ehrlosen ließen die Indianer zu Hunderten verhungern.

Mannhafter als alle andern Stämme wiesen die Seminolen die Verlockungen zum Auswandern zurück. Dieser Stamm lebte in Florida auf Jagdgründen, die von den Pflanzern mit jedem Jahre mehr eingeengt wurden. Seine Kriegstüchtigkeit war zu bekannt, als daß man nicht lange Unterhandlungen versucht hätte, ehe man zu Gewaltmitteln schritt. Die Seminolen brachen nun aus ihren Schlupfwinkeln hervor, verbrannten die Pflanzungen, mordeten alle Weißen und schlugen die zu Hülfe eilenden Milizen zurück. 1835 kam Zacharias Taylor mit zahlreicheren Truppen, überraschte die übermüthig gewordenen Seminolen und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. (Weihnachtstag von 1835.) Nach diesem Siege, den man in der

ersten Freude für entscheidend hielt, begann erst der eigentliche Krieg. Das Innere von Südflorida, wohin die Seminolen sich zurückzogen, ist ein flaches Land, das in der Regenzeit zwei bis drei Fuß vom Wasser überdeckt wird. Diese regelmäßigen Ueberschwemmungen lassen unermeßliche Sümpfe zurück, aus denen einzelne höhere und fruchtbare Stellen emporragen. Wo die Sümpfe einen stärkeren Pflanzenwuchs erzeugen, entstehen Sumpfdickichte, durch die der Indianer hindurchschlüpft, während der Weiße Mühe hat, sich langsam mit dem Waldmesser einen Weg zu bahnen. Giftiges Gewürm, Alligatoren und die Ausdünstungen der Dickichte sind noch gefährlichere Feinde, als die Wilden, die mit ihren sicher treffenden Büchsen hinter dem dichten Moosbarte der Lebenseichen lauern.

In diese fast unzugänglichen Sumpfgegenden zogen die Wilden sich zurück, um gelegentlich Ausfälle zu machen, die amerikanischen Posten zu durchbrechen und die Pflanzungen zu verwüsten. Taylor befolgte den nach den Umständen besten Kriegsplan, von der Heiligengeistbai aus, wo sein Hauptquartier war, eine Linie von Blockhäusern zu ziehen. Hätte sich diese weit ausgedehnte Linie gegen Durchbrechungen sichern lassen, so würden die Seminolen wegen Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedarf den Kampf bald haben einstellen müssen. Aber die Indianer überfielen hie und da die sorglose Besatzung eines Blockhauses und erhielten außerdem durch spanische Schmuggler Munition. Dennoch wurden immer mehr ihrer Sumpfinseln so eng eingeschlossen, daß die in ihnen Versteckten sich ergeben mußten. In den fünf Jahren von 1835 bis 1840 erreichte Taylor wenigstens so viel, daß er die Seminolen fast ganz auf die südlichste Spitze von Florida zurückdrängte. In diese einzudringen, verwehrten ihm die Bodenverhältnisse, der große, das halbe Jahr mit Wasser bedeckte Cypressensumpf und die hinter diesem liegenden Lichtungen, die eine Vegetation von Schilf und einem weidenähnlichen Strauch (Mangrowth) nähren. Der Cypressensumpf ließ sich nicht durchwaten, und so oft Taylor durch die Buchten und Flüsse zu den Lichtungen vordrang, setzten Schilf und Weiden ihm Schranken. Der Verrath von zwei Indianer-Häuptlingen lieferte endlich auch den letzten Zufluchtsort den Amerikanern in die Hände, und 1842 konnte endlich der Präsident dem Congreß die Botschaft schicken, daß der Seminolenkrieg beendet sei.

Die überwundenen Seminolen vermehrten die nach dem Westen versetzten Indianer. 1844 waren der Uebersiedelten 77,000, die zu den Stämmen der

Tschirokis, Krihks, Tschaktas, Tschikasas, Seminolen, Osagen und neunzehn weniger zahlreichen gehörten. Man machte den Versuch, sie sich selbst unter einer wenig fühlbaren Ueberwachung civilisiren zu lassen. Vier Oberaufseher, zehn Agenten und eine Anzahl Unteragenten der Vereinigten Staaten wurden angewiesen, auf strenge Beobachtung der Verträge zu halten und die Indianer gegen jeden Uebergriff von Weißen in Schutz zu nehmen. In der Gesittigung der Indianer erreichten die Glaubensboten so viel, daß die meisten Stämme sich zum Ackerbau bequemten, dem Branntwein entsagten und ihre Gütergemeinschaft aufgaben. Eine Bundesbehörde setzten sie trotz aller Ermahnungen nicht ein, doch einigten sie sich über einige allgemeine Grundsätze, namentlich darüber, daß keine Einfuhr geistiger Getränke stattfinden dürfe, der Krieg der Stämme unter einander, die Blutrache verboten sei, jedes Verbrechen, von einem Indianer auf dem Gebiet eines andern Stammes begangen, bestraft, nie ein Stück Land abgetreten, für Verbesserungen in den Gewerben und im Ackerbau Sorge getragen werden solle. Diese Anfänge versprechen viel, und es kann am Arkansasflusse ein indianischer Culturstaat entstehen, vorausgesetzt, daß der unaufhaltsam nach Westen dringende Strom der amerikanischen Besiedlung die schon einmal verjagten Stämme nicht mitten in ihrem Werke unterbricht.

Ungleich gefährlicher, als die rothe Bevölkerung, ist den Vereinigten Staaten die schwarze der Sklaven. 1820 hatten die Vereinigten Staaten 1,538,064 Sklaven, 1840 hatte sich die Zahl bis zu 2,487,355 vermehrt*). Hätte man die Verhältnisse ihrer eigenen Entwicklung überlassen, so würde die Mitbewerbung der freien Arbeit die Sklaverei immer weiter nach dem Süden zurückgedrängt haben. Kentucky war bereits reif für die Emancipation, als der unkluge Eifer der Ultraabolitionisten verdarb, was die Bemühungen der verständigen Negerfreunde erreicht hatten. Durch die Berathungen des

*) In den Hauptsklavenstaaten war die Freie- und die Sklavenbevölkerung in dem genannten Jahre:

	Freie.	Sklaven.		Freie.	Sklaven.
Maryland	380,282.	89,737.	Alabama	357,224.	253,532.
Virginien	790,550.	448,987.	Missouri	180,440.	195,211.
Nordcarolina	507,602.	245,817.	Louisiana	183,959.	168,452.
Südcarolina	267,360.	327,038.	Arkansas	75,339.	19,935
Georgien	410,448.	280,944.	Tennessee	646,151.	183,059.
Florida	28,760.	25,717.	Kentucky	597,570.	182,258.

englischen Parlaments über die Emancipation wurde in die Agitation für Abschaffung der Sklaverei ein neuer und lebhafter Aufschwung gebracht. Der vermittelnde Plan, die schwarze Bevölkerung nach Liberia abfließen zu lassen, wurde von den Eiferern als unzugänglich und widersinnig verworfen und sofortige Aufhebung der Sklaverei gefordert. Da man sich gegen die „blutigen Sklavenhalter, die Feinde Gottes und der Menschen", Alles erlauben zu dürfen glaubte, stachelte man die Sklaven zum Ungehorsam auf und verleitete sie zur Flucht, wenn man sie nicht gar, wie in einzelnen Fällen geschah, aufforderte, sich zu bewaffnen und das Blutvergießen zu beginnen. Quäker und Abolitionisten, die sich zu einer Genossenschaft vereinigten, organisirten eine „unterirdische Eisenbahn", eine heimliche Straße, gebildet von einer Reihe von Wohnungen, die in Entfernungen von zwei, drei und vier deutschen Meilen von einander lagen. Hatte man Sklaven ermuthigt, ihre Herren zu verlassen, so schaffte man die Flüchtigen in der Nacht von Haus zu Haus, bis sie in Canada in Sicherheit waren. Viele Pressen beschäftigten sich mit nichts, als mit der Anschaffung von Brandschriften, die dann von wandernden Predigern unter der Sklavenbevölkerung verbreitet wurden. Ganze Universitäten und Seminarien behandelten die Emancipation, als ob sie für sie Hauptzweck wäre. Eines dieser Seminarien rief durch seinen Feuereifer in Cincinnati furchtbare Kämpfe hervor, bei denen mit Büchsen und Kanonen gefeuert wurde.

Diese Uebertreibungen schadeten Niemand mehr, als den Sklaven selbst. Um sich zu schützen, erließen mehrere Sklavenstaaten Gesetze, welche Jeden mit dem Tode bedrohten, der die Sklaven gegen die Weißen aufreize, und erneuerten alte Verordnungen, welche verbieten, den Schwarzen Unterricht im Lesen zu ertheilen. Ueberall verschärfte man die Aufsicht der Strafgesetze, und unterwarf die freien Farbigen lästigen Bestimmungen. Das Extrem der Ultraabolitionisten erzeugte ein entgegengesetztes Extrem: nie könnten die Sklaven freigelassen werden, rief die Leidenschaft aus den Sklavenbesitzern, weil ein Racenkrieg entstehen und den Süden zu einer Einöde machen werde. Die gegenseitige Erbitterung ließ die Frage der Trennung so drohend in den Vordergrund treten, daß der Präsident van Buren für nöthig hielt, 1837 in einer Botschaft an den Congreß die Abschaffung der Sklaverei in denjenigen Staaten, wo sie noch bestehe, für unstatthaft zu erklären und daß das Repräsentantenhaus 1839 sich weigerte, ferner Bittschriften gegen die Sklaverei anzunehmen.

Eine Mittelpartei, die sich um Heinrich Clay, der selbst ein Sklavenhalter war, bildete, ging einen ruhigeren und mehr praktischen Weg. Ihr Wahlspruch lautete: stufenweise, von dem Neger selbst zu erarbeitende Freilassung. Zu dieser Mittelpartei gehörten auch die Vereine, welche die Erzeugung von Baumwolle durch Weiße betrieben, um den praktischen Beweis zu liefern, daß das Haupterzeugniß der Sklavenhände durch freie Arbeit wohlfeiler herzustellen sei. Ferner beschäftigte sich die Mittelpartei mit den freien Farbigen, da die Aufhebung der Sklaverei an Bedenklichkeit verliert, wenn es gelingt, diese Classe zur Ordnung, Sittlichkeit und Bildung zu führen, so daß die in Freiheit tretenden Schwarzen sich an eine achtbare Gesellschaft, welche veredelnd auf sie einwirkt, anschließen können. Mit den Vereinen der Weißen verbanden sich Gesellschaften der bessern Farbigen, deren Nationalconvente, die gewöhnlich in Cleveland gehalten wurden, sich vorzugsweise mit den Mitteln der Sittigung ihres Geschlechts beschäftigten und nie unterließen, durch Flugschriften und Adressen die Lehre zu predigen, daß die Farbigen durch preiswürdiges Betragen für ihre Sache das Beste thun könnten. Unter diesen Farbigen zeichneten sich mehrere gute Schriftsteller aus, meistens zugleich Prediger, Pennington, Brown, Douglaß, Bibb u. a. m.

Die Frage der Emancipation verleiht Haiti eine Wichtigkeit, welche die kleine Insel ohne dies nicht besitzen würde. Man erwartet von Haiti die Lösung der Frage, ob die Neger wirklich zu einer höheren Bildung und zur Begründung eines geordneten Staatslebens befähigt sind. Anfangs wollte man aus der Insel einen glänzenden Beweis für die Befähigung des schwarzen Stammes herleiten, aber nach einer funfzigjährigen Erfahrung, nachdem die erste Generation, welche die Weißen mit Feuer und Schwert vertilgt hatte, ausgestorben, nachdem auf Unruhen eine lange Friedenszeit gefolgt war, mußte man gestehen, daß das freie Gemeinwesen der Neger nicht eine der Hoffnungen der Sklavenfreunde erfüllt habe. Die ersten Beherrscher der Schwarzen, Dessalines und Christoph, handelten ganz nach der Weise der alten Pflanzer, nur daß sie den Säbel gebrauchten, wo jene sich mit der Peitsche begnügt hatten. Der Schwarze blieb thatsächlich Sklave, und der grausame Zwang, unter dem man ihn hielt, bewahrte eine gewisse Ordnung. In jener frühern Zeit gab es zwei Staaten, einen der Mulatten unter Petion im Süden und Südwesten, einen der Schwarzen im Norden und Nordwesten. Beide bekämpften sich mit der Wuth, die der Farbenhaß erzeugt,

bis die beiderseitige Ermattung einen Friedenszustand herbeiführte, den man dadurch aufrecht erhielt, daß man zwischen beiden Staaten einen Streifen von zehn Stunden Breite unbebaut ließ. Von der üppigen Triebkraft des Bodens bald mit Lianen und Dornengesträuch überkleidet, bildete dieser wüste Grenzstrich eine natürliche Scheidemauer.

Innerhalb jedes der Staaten ging der Farbenkrieg fort. Petion bedrückte die Schwarzen, Christoph mißhandelte die Farbigen. Weder der Kaiser der Monarchie der Schwarzen, noch der Präsident der Republik der Mulatten konnte die Wildheit seiner Untergebenen auf die Dauer bändigen. Das Thierische, das im Negerblute liegt, brach durch den dünnen Culturfirniß immer wieder durch. Petion hungerte sich zu Tode, als er die Gewalt seinen Händen entschlüpfen sah, Christoph, von seinem empörten Heer in seinem Schloß belagert, schoß sich eine Kugel durch das Herz (8. Oktober 1820). Der Farbige Boyer vereinigte darauf die beiden getrennten Inseltheile zu einer Republik. Seine lange Regierungszeit wird durch die Anerkennung der Haiti'schen Republik durch Frankreich bezeichnet. Sie verfloß außerdem bis auf das Ende in Ruhe, aber diese Ruhe war ein Schlummer. Boyer war nur so lange thätig, als er seine Macht noch durch Gewaltthaten zu befestigen hatte. Als dies geschehen war, suchte er sich vergessen zu machen, regierte von einem Tag auf den andern und zeigte nicht anders Nachdruck, als wenn es galt, diejenigen zu bestrafen, deren vorlaute Reden seine Lethargie beunruhigen konnten. Er suchte in den seltsamsten finanziellen Operationen Hülfsmittel und versetzte sein Land in die traurigste ökonomische Lage.

Zweiundzwanzig Jahre that Boyer's Politik, die Schwarzen ihrer natürlichen Neigung zur Unthätigkeit zu überlassen, die beabsichtigte Wirkung. Zuletzt ging dieser Zustand in eine dumpfe Fäulniß über, aus der eine neue Revolution aufkeimte. Die Farbigen verschworen sich, siegten in zwei Treffen bei Pestal und in der Ebene von Leogane (28. Februar und 12. März 1843) und zwangen Boyer, sich auf einer englischen Corvette nach Jamaika einzuschiffen. Die Farbigen blieben indessen nicht lange im Besitz der Gewalt. Ihr erkorener Präsident Herard Rivière hatte kaum Zeit gefunden, seine Vettern und Freunde zu Divisionsgeneralen zu ernennen, als die Schwarzen, von Pierrot und Acaou geführt, ihn stürzten. Guerrier, ein unheilbarer Säufer, Pierrot, Riché, ein fast siebenzigjähriger Mann, einäugig und mit Wunden bedeckt, folgten einander im Verlauf von drei Jahren als Präsidenten.

Am 3. März 1847 wurde die höchste Würde dem General Faustin Soulouque übertragen.

Während dieser ganzen Periode zeigt uns Haiti das Bild einer Bevölkerung, welche ruckweise in die Barbarei zurückfällt. Die Wirthschaft des Kaisers Faustin I., von der die jetzt Lebenden entsetzte Zeugen sind, ist nichts als die natürliche Vollendung eines geschichtlichen Prozesses, in dem der Schwarze nach und nach alle die Hüllen abgestreift hat, die ein nachgeäffter Culturzustand um seine Blößen legte. Unter der Herrschaft einer Verfassung, welche das Wohlgefallen republikanischer Theoretiker im höchsten Grade erregen muß, unter der sogenannten geordneten Verwaltung Boyer's gab es nur in den Hauptstädten einen Rechtszustand und wirkliche Gerichte. Beides nur in ruhigen Zeiten, denn als die Capstadt von einem Erdbeben halb zerstört wurde, plünderten die von nah und fern herzueilenden Neger die stehen gebliebene Hälfte vierzehn Tage lang und wurden darin von den höchsten Beamten unterstützt. Auf dem flachen Lande galt kein Eigenthumsrecht, wem ein Besitz gefiel, der bezog ihn als Pächter, ohne je einen Pachtschilling zu entrichten. Die schönsten Pflanzungen ließ die Trägheit unbebaut, das Zuckerrohr wucherte wild in den Feldern. In den französischen Zeiten hatte Haiti hundertundachtzig Millionen Pfund Zucker und achtzig Millionen Pfund Kaffee, Indigo und Cochenille ausgeführt, am Ende von Boyer's Regierung brachte die Republik noch vierzig Millionen Pfund Kaffee mit etwas Taback und Baumwolle in den Handel und erzeugte nicht so viel Zucker, als der eigene Bedarf erforderte. Das Wenige, was es in den Städten, deren verfallende Häuser als stumme Ankläger des Negerstaats dastanden, an Handel und Industrie gab, verdankte man den Weißen, weit weniger den Farbigen. Eine directe Besteuerung vertrug ein solcher Zustand des Landes nicht, man half sich mit einer den Weißen auferlegten Kopfsteuer — hundert Gulden auf den Kopf — und mit Zöllen auf Einfuhr und Ausfuhr.

Für eine Bevölkerung von 760,000 Menschen hielt Boyer ein Heer, das zuweilen bis auf 20,000 Mann stieg. Mehr als die Hälfte dieser Zahl bestand aus Offizieren, Generale zählte man hundertundfunfzig. Dieses Heer war ein fressender Krebs für die Finanzen des Staats, obgleich die Soldaten erbärmlich gekleidet und besoldet wurden, Obersten und Majore, um sich zu ernähren, Handwerke treiben mußten. Die zahlreichen Posten, welche dieses Heer zur Handhabung der Polizei auf der Insel aufstellte, waren die einzigen

Verwaltungsbeamten, andere gab es blos dem Namen nach. Die gänzliche Vernachlässigung des Unterrichts spiegelt sich in der Thatsache, daß ein General des Geniewesens von einem Mulatten lernen mußte, wie man addire und subtrahire. Volksschulen gab es wenige, das fast nur von Weißen und Farbigen besuchte Nationallyceum in Port-au-Prince hatte keine Lehrbücher, keine Karten, keine Apparate. Eine Arzneischule besaß kaum ein Dutzend Modelle von Papiermaché, und den von ihr gebildeten Aerzten gaben deutsche Reisende das Zeugniß, daß sie sich auf die Behandlung von Krankheiten und namentlich Fiebern beinahe so gut verstanden hätten, wie die alten Weiber, in deren Händen die Hauptpraxis blieb.

Habgier, die Befriedigung sinnlicher Leidenschaften, Farbenhaß und die roheste demokratische Ungebundenheit, von diesen anregenden Elementen empfingen die sittlichen Zustände ihre Gestaltung. Wilde Ehen bildeten die Regel, Ausschweifungen anderer Art waren an der Tagesordnung. Die Kirche, von Anfang an beinahe machtlos, wurde es immer mehr. 1845 hatte Port-au-Prince, eine Stadt mit 22,000 Einwohnern, blos eine einzige kleine Kirche, die ausschließlich von Frauen besucht wurde. Der rohe Fetischdienst der Küste von Congo und Guinea bemächtigte sich wieder seiner Herrschaft. Die Geheimreligion des Vaudou, die mit ihren mystischen und grausamen Einweihungsceremonien Menschenopfer verbindet, kroch in der Haiti'schen Gesellschaft aufwärts, bis sie sich mit dem Kaiser Faustin I., der die Bereitung von Zaubermitteln und die Beschwörung von Todten als die wichtigsten Staatsgeschäfte betrieb, auf den sonderbarsten Kaiserthron der Welt setzte.

Wenn die nordamerikanischen Sklavenbesitzer die Haiti'schen Zustände beriethen, so durften sie wohl mit Fug behaupten, daß, wenn die Sklaverei aufhöre, „wenige, sehr wenige Schwarze zu einem Stück Arbeit zu vermögen sein würden, keiner zu andauernder Beschäftigung, daß manche Banden freier Neger in die westlichen Einöden ziehen und ihren Weg durch Raub und mit Leichnamen bezeichnen würden, daß es bald keine einzeln liegende Wohnung mehr geben werde, die nicht ausgeplündert und mit ihren Bewohnern den Flammen preisgegeben würde, daß der Weiße stets bewaffnet sein und mit geladener Flinte zu Bett gehen müsse, und daß, ehe viele Monate vergangen sein würden, die unabweisbare Nothwendigkeit sich geltend gemacht hätte, den afrikanischen Stamm auszurotten oder in die Sklaverei zurückzubringen." (Hammond, Gouverneur von Südcarolina.) Die Sklavenhalter konnten fer-

ner mit Fug behaupten, daß das Beispiel Westindiens nicht für Nordamerika maßgebend sei, da, was auf einem kleinen Gebiet mit verhältnißmäßig wenigen Sklaven gelinge, in weitgedehnten Ländern mit großen Sklavenmengen leicht mißlingen könne.

Seit der Freilassung seiner eigenen Sklaven arbeitete England mit geheimen und offenen Mitteln dahin, die Emancipation in den Vereinigten Staaten durchzusetzen. Philanthropische Motive waren bei diesen Bestrebungen gewiß mitwirkend, aber die Haupttendenz war doch eine politische und merkantile. England war nicht mehr der große Markt der tropischen Produkte und konnte es nur dann wieder werden, wenn die Erzeugung der Vereinigten Staaten, die nach 1833 eine bedeutendere Höhe erreicht hatte, durch die Emancipation der dortigen Sklaven vermindert wurde. Dann gingen die Preise in die Höhe und die ostindische Production konnte den Vorsprung vor der nordamerikanischen gewinnen. Dieser Vortheil wurde um so größer, wenn es gleichzeitig gelang, den Aufschwung der nordamerikanischen Handelsmarine zu hemmen. Diese Marine wurde gefährlich; sie concurrirte mit 1,882,000 Tonnen gegen die englische mit 2,320,080 Tonnen. Die Emancipation erstrebte England durch vielfache Unterstützung der nordamerikanischen Abolitionisten, zur Hemmung der nordamerikanischen Marine benutzte es die Frage des Durchsuchungsrechts.

Wäre ein System der gemeinschaftlichen Seepolizei aller Staaten auf gleichem Fuße herzustellen, so verlöre das Durchsuchungsrecht seine ganze Gefährlichkeit. Stellten alle Seestaaten die gleiche Anzahl von Kriegsschiffen zur Bewachung des Seehandels auf, so könnte man jedem dieser Schiffe gestatten, Mannschaft an Bord jedes Handelsfahrzeugs zu schicken und Vorlage der Papiere zu verlangen (droit de visite), ferner die Richtigkeit der Papiere durch Verhöre der Mannschaft, Untersuchung des ganzen Schiffs, der Ladung u. s. w. zu prüfen (droit de recherche). Aber England besitzt allein so viele Kriegsschiffe, wie die andern Staaten zusammengenommen, und seine Seeoffiziere haben das Durchsuchungsrecht stets auf eine Weise ausgeübt, daß man deutlich die Absicht Englands merkte, sich durch dieses Recht in Handels- und politischer Beziehung die Herrschaft der Meere zu sichern.

Diesen großen Zweck haben die Engländer bei allen ihren Verträgen mit europäischen Mächten im Auge gehabt. Von 1815—1830 erlangten sie von fast allen Staaten Gesetze, welche den Sklavenhandel für Seeraub erklärten.

Zu gleicher Zeit suchten sie die Großmächte dahin zu vermögen, die Einfuhr von Colonialwaaren aus allen den Colonien zu verbieten, deren Mutterland den Sklavenhandel noch nicht abgeschafft hätte, was, wenn es durchgegangen wäre, ihnen den ganzen europäischen Colonialhandel in die Hände gespielt haben würde. Aber Preußen und Oesterreich, Rußland, Frankreich wollten von diesem Vorschlage nichts wissen, und Frankreich, Spanien und Portugal erklärten sich sogar gegen die Abschaffung des Negerhandels. Mit Portugal verfuhr man indessen bald als mit einer eroberten Provinz, den Spaniern kaufte man den Negerhandel um 400,000 Pfund Sterling ab, den Holländern hatte man schon früher das förmliche Zugeständniß des Durchsuchungsrechts selbst von Schiffen, welche unter Convoi holländischer Kriegsschiffe segelten, zur Bedingung der Zurückgabe ihrer Niederlassungen gemacht. Aber mit Amerika und Frankreich war nicht fertig zu werden. Unterhandlungen mit Amerika, die 1818 angeknüpft wurden, führten nicht zum Ziel, da die wichtigsten der Zugeständnisse, welche John Quincy Adams gemacht hatte, vom Senat verworfen wurden. In den Jahren 1831 und 1833 gestand Frankreich den Engländern das gegenseitige Durchsuchungsrecht zu unter gewissen Bedingungen und innerhalb streng bezeichneter Breitengrade. Die Bemühungen Englands, diese Verträge 1841 unwiderruflich zu machen, scheiterten gänzlich, und die öffentliche Meinung Frankreichs forderte sogar sehr entschieden das Zurückweisen des Durchsuchungsrechts.

Alle seefahrenden Völker führten Klagen, wie die englischen Kriegsschiffe ihr Recht handhabten. Verzögerungen der Fahrt, unnütze Plackereien, absichtliche Beleidigungen waren häufige Vorkommnisse, und die englischen Behörden zeigten stets eine Neigung, die verlangte Genugthuung unter Ausflüchten zu verweigern. Auf der andern Seite lehrte die Erfahrung, daß das Durchsuchungsrecht den Sklavenhandel nicht vermindert, wohl aber die Greuel desselben vermehrt habe. Ein Verkehr, bei dem nahezu vierhundert Procent gewonnen wurden, blieb zu lockend, um nicht gewissenlose Menschen anzuziehen. Man wählte jetzt zu Sklavenschiffen Schnellsegler, die bei den Capverdischen Inseln Wasser und Lebensmittel einnahmen, von da nach der afrikanischen Küste fuhren, in zwei Stunden ihre Menschenladung an Bord schafften und sogleich wieder absegelten. Unter dreißig Schiffen wurde nur eines genommen. Die übrigen erreichten wohlbehalten ihren Bestimmungsort; aber mit furchtbar verminderter Ladung. Früher starb während der Ueberfahrt etwa der

vierte Theil der Neger, jetzt mindestens der dritte Theil, oft die Hälfte. Verfolgte Sklavenschiffe warfen ihre Schwarzen über Bord, hinderten die englischen Kreuzer den Handel an einem Stapelplatze der Küste zu lange, so mordete der Händler seine Menschenwaare, um nicht durch den Unterhalt zu viel zu verlieren.

Bei dem Sklavenhandel waren viele der schnellsegelnden amerikanischen Schiffe betheiligt. Um dem ein Ende zu machen, forderte England das Durchsuchungsrecht amerikanischer Schiffe. Zuerst drohte es mit einer allgemeinen europäischen Coalition, später suchte es Amerika durch die Aussicht auf einen ausgedehnteren Handel zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber das Durchsuchungsrecht war keine offene Frage mehr, Amerika hatte darüber eine Reihe der bittersten Erfahrungen gemacht und wollte auch jetzt dieser Polizeimaßregel sich nicht unterwerfen. Die Mithülfe der Abolitionisten vermochte nichts gegen den Geist der Nation, der jeder Mißachtung der vaterländischen Flagge widerstrebte, gegen den Geist des Seefahrers, dem sein Schiff seine Burg ist. Lord Ashburton's diplomatische Kunst richtete sich vergebens dahin, die Nation in dieser Frage zu spalten, den Norden mit der Grenzfrage, den Westen mit dem Oregongebiet zu beschäftigen und so den Süden zwischen England und den Negerfreunden zu isoliren. Das nicht gesuchte Ziel seiner Bemühungen war der Vertrag vom 9. August 1844, in dem England sein Durchsuchungsrecht, das doch ein integrirender Theil des Völkerrechts sein sollte, vollständig aufgab. Der Vertrag bestimmte, daß jede der beiden Mächte an der westafrikanischen Küste zur Unterdrückung des Negerhandels ein Geschwader halten werde, das jedenfalls nicht weniger als achtzig Kanonen führe und für sich stark genug sei, die Anweisungen seiner Regierung zu vollziehen. Beide Geschwader sollten ganz unabhängig von einander gestellt, aber die beiderseitigen Offiziere angewiesen werden, in Einklang und nach wechselseitiger Berathung zu verfahren.

In dem nach Lord Ashburton benannten Vertrage wurde die Frage der nordöstlichen Grenze ebenfalls auf eine den Vereinigten Staaten günstige Weise entschieden. Diese doppelte Nachgiebigkeit Englands, die um so auffallender wurde, als sie auf die heftigsten Kriegsdrohungen folgte, war noch nicht die letzte. Mit der Ueberwachung der Pläne Rußlands auf den Orient beschäftigt, mußte England bei zwei andern Gelegenheiten, die es zwanzig Jahre früher als Kriegsfrage behandelt haben würde, die amerikanischen An-

sprüche anerkennen. Es mußte das Oregongebiet, auf das es selbst Rechte zu haben behauptete, und Texas, das als Einzelstaat zu erhalten das englische Handelsinteresse forderte, dem Riesenkörper der Vereinigten Staaten einverleiben lassen.

Das Oregongebiet lehnt sich an die Felsengebirge, jenen ungeheuren Felsrücken, der sich gleichlaufend mit der Küste des stillen Oceans von der Meerenge von Panama bis zu den arktischen Gewässern hinzieht und das Gegenstück der Cordilleren der südlichen Erdtheilshälfte bildet. Der Fuß des Gebirgs ruht auf weit ausgedehnten Hochebenen, die meist unfruchtbar und öde, bloße Sandwüsten ohne Bäume und Gras sind. Fast jeder der wasserreichen Ströme, welche durch Oregon ihren Lauf nehmen, verdiente den Namen des tollen Stroms (Madriver), den man einem von ihnen vorbehalten hat. Meilenweit bilden sie Schnellen und Wasserfälle, so daß der Schiffer, der sich ihnen anvertraut, sein Boot aus Baumrinde Tage lang auf dem Rücken tragen muß. An der Küste ist der Boden im Allgemeinen dürftig, im Innern wird er besser, namentlich in den fruchtbaren Thälern, die sich zwischen Felsrücken und dürren Wüsten bis tief in die Felsengebirge hineinziehen. Das Klima ist westlich der Felsengebirge milder und beständiger, als im Osten, und entspricht der Temperatur gleicher Breiten in Europa.

So lange der Vertrag galt, den England und die Vereinigten Staaten über das Oregongebiet abgeschlossen hatten*), konnte dieses große Land dem Handel nichts bieten, als die Pelzthiere seines Innern und die in unzählbaren Mengen erscheinenden Lachse seiner Flußmündungen. Außer Pelzjägern wohnten nur Indianer im Lande, die von Blattern und Fiebern furchtbar gezehntet wurden. Von 1834 an kamen Nordamerikaner in das Land, nicht um wie früher zu jagen, sondern um feste Wohnsitze zu gründen. Ihre Zahl vermehrte sich, 1841 erließen sie Gesetze, bildeten dann einen gesetzgebenden Ausschuß und ernannten einen Statthalter. Englische und amerikanische Jäger konnten neben einander auf einem Boden wohnen, dessen Hoheitsrecht ein streitiges war, nun Dörfer und Städte mit allen Einrichtungen eines geordneten Staatslebens gegründet werden sollten, konnte die Entscheidung, wer eigentlich der Herrscher sei, nicht umgangen werden.

Die Oregonfrage entschied für die Republik die wichtigste Frage des in=

---

*) S. 27.

nern Lebens, ob nämlich der Westen mit seinen Landbauern, mit der Industrie und dem Handel, die unmittelbar aus der Blüthe des Ackerbaues hervorgehen, in dem Staatsleben die Oberhand behaupten werde, oder ob die reiche Küste mit ihrem von europäischen Verhältnissen abhängigen Großhandel, oder endlich der Süden mit seinen Sklaven und Pflanzern. Mit einem Worte, es handelte sich um die Obmacht der Demokratie, die den Westen täglich mit neuen Strömen der Einwanderung befruchtet, oder der Aristokratie, die in den festeren Verhältnissen der Küste und des Südens wurzelt. Darum war die demokratische Partei so entschieden für die Besitzergreifung, daß sie es um Oregon auf einen Krieg ankommen lassen wollte. England wollte dieses Gebiet nicht fahren lassen, um der aufstrebenden Republik die Vortheile eines Küstenbesitzes an dem stillen Meere nicht einzuräumen, vielleicht auch, weil sich in Oregon der alte französische Plan des vorigen Jahrhunderts verwirklichen ließ, die Vereinigten Staaten durch eine Kette von Niederlassungen im Rücken zu fassen und auf sich selbst zurückzuweisen.

Im Jahre 1846 wurde der Streit entschieden — für die Vereinigten Staaten, gegen England. Der 49° nördlicher Breite wurde als Grenze angenommen, was südlich davon lag, räumten die Engländer, was nördlich, die Amerikaner. Ausgenommen wurde nur die Insel Vancouver, auf deren Südspitze die Amerikaner Ansprüche machten, und die den Engländern verblieb. Dies war das einzig wichtige Zugeständniß der Amerikaner, wichtig darum, weil jene Südspitze zu Tage liegende Steinkohlenlager enthält. Aber dieses Zugeständniß wurde dadurch neutralisirt, daß den Vereinigten Staaten die prächtige Wasserstraße des Puget-Sundes und der Hafen an der Spitze der Fuca-Straße zufiel. Die Schifffahrt auf dem Columbia-Strom blieb den Vereinigten Staaten, nur sollte die Hudsonbai-Gesellschaft den Strom bis zum Schluß ihres Privilegiums, das heißt bis zum Jahre 1863, befahren dürfen. Südlich von 49° lag das fruchtbarste, bereits besiedelte Land, nördlich ziehen sich Einöden hin, deren Werth ein sehr problematischer ist, sobald die fast auf das Jahr vorauszuberechnende Ausrottung der Büffel die Nahrung wegnimmt, von der das Leben des Pelzjägers abhängt.

Gegen das Oregongebiet hin ist das nördliche Mexiko ganz unbeschützt von der Natur und zugleich so wenig und zerstreut bewohnt, daß eine Vertheidigung gegen nordamerikanische Hinterwäldler zur Unmöglichkeit wird. Unmittelbar an Oregon grenzt Californien, das schon, ehe es zum Dorado des

neunzehnten Jahrhunderts wurde, durch sein mildes Klima, seinen fruchtbaren Boden, seine vortheilhafte Handelslage Ansiedler anlockte. Die Jesuiten, denen die Franciscaner folgten, gründeten Niederlassungen, die durch Herbeiziehung der Indianer zu den Arbeiten des Ackerbaues in einen blühenden Zustand gekommen waren, als die mexikanische Revolution sie zerrüttete. Welche Partei in der Hauptstadt auch herrschen mochte, immer wurde den Missionen gegenüber das System befolgt, ihnen die Einkünfte vorzuenthalten und Ausgaben aufzubürden. Nachdem die Glaubensboten abgezogen waren, wollte die Regierung „Californien colonisiren". Sie schickte zwei Gesellschaften: die erste bestand aus Musikern, Tänzern und Abenteurern, die zweite aus Galeerensklaven. Die Californier vertrieben diese Ansiedler eigener Art und traten von da an gegen die Centralregierung feindselig auf.

Unter den Kreolen und Indianern zeigten sich von Anfang der dreißiger Jahre an Fremde eines andern Stammes, englische Matrosen und in noch größerer Zahl jenes kühne Geschlecht amerikanischer Hinterwäldler, welches seit noch nicht zwanzig Jahren vom Mississippi und Missouri aus westwärts gewandert war und nun schon die äußersten jenseitigen Grenzen des amerikanischen Festlandes erreicht hatte. Diese Abenteurer kamen von den Felsengebirgen durch die Sierra Nevada und siedelten sich an. Sie mischten sich in das Getriebe der politischen Parteien und ermunterten zur Unabhängigkeitserklärung. 1836 gab es den ersten Aufstand, der noch ohne weitere Folgen blieb, aber interessant ist als Beispiel nordamerikanischer Ueberlegenheit. Dreißig amerikanische Schützen — die lärmende Hülfstruppe berittener Rancheros zählte für nichts — unternahmen die Belagerung der Festung Monterey mit einer Besatzung von nahe an zweihundert Mann. Der mexikanische Befehlshaber ergab sich, als eine Kanonenkugel ein Dach zertrümmerte, und Californien war unabhängig, nicht für immer, wie die Nordamerikaner gemeint hatten, sondern auf so lange, bis die mexikanische Partei, der sie ihre Büchsen geliehen hatten, in Mexiko selbst wieder zur Herrschaft gelange.

Man hatte sie betrogen, aber sie verhielten sich ruhig. Ihre Zahl wuchs inzwischen in dem Grade, daß die Californier besorgt zu werden begannen. Am meisten erregte den Argwohn ein Deutscher aus Baden*), Johann August Sutter, der im Sacramento-Thal eine Art von Fürstenthum begründete, sich

*) So nennt ihn Andree. Auch nach Löher ist Sutter ein Deutscher, während andere Schriftsteller ihn aus Luzern abstammen lassen.

ein kleines Heer von Deutschen, Amerikanern und Indianern schuf, ein bis dahin russisches Fort ankaufte und mit zwölf Geschützen besetzte. Das Mißtrauen der Californier ließ den schändlichen Anschlag entstehen, die Fremden durch Ueberfall gefangen zu nehmen. Graham, der Eroberer von Monterey, und sechszig andere wurden Nachts angegriffen, in dem dunkeln Raume eines kleinen Schiffs nach San Blas geführt und von da gefesselt, unter Peitschenhieben, in einer glühenden Sonne nach Tapio getrieben. Die mexikanische Regierung ordnete zwar die Freilassung der Mißhandelten an, allein eine bessere Verwaltung in Californien einzuführen, daran dachte sie nicht. Als 1841 abermals amerikanische Einwanderer anlangten, sandte Mexiko dreihundert Galeerensklaven als Verstärkung. Zur Vertreibung dieser Hülfstruppen verbanden sich Californier und Nordamerikaner, und der mexikanische Statthalter mußte mit seinen Galeerensklaven das Land räumen. Die Sieger trennten sich in zwei Parteien, eine englische und eine nordamerikanische. Die englische Partei wollte das Land an England abtreten, wo möglich verkaufen, die nordamerikanische erstrebte den Anschluß an die Vereinigten Staaten. Aus diesem Zwiespalt ging die Bärenrevolution hervor, so genannt, weil die Amerikaner, indem sie sich unabhängig erklärten, ihrem jungen Staat einen grauen Bär und einen Stern als Wappen gaben. Unter den Kämpfen der beiden Parteien brach der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten aus und entschied das Schicksal Californiens definitiv.

Californien und Oregon enthalten auf einer Küstenentwicklung von siebenzehn Breitengraden eine Reihe von Inseln, Buchten und Häfen, wie sie an keiner andern Stelle der langen Westküste Amerika's sich vorfinden. Der Puget-Sund, mehr eine Bucht als ein Sund, geht vierzig Meilen weit landeinwärts, die Bai San Francisco, eigentlich ein Binnenmeer, das in kleineren Dimensionen die Küstenbildung der Ostsee wiederholt, könnte zu gleicher Zeit die gesammten Kriegsflotten aller Nationen der Erde aufnehmen. Der Reichthum an Bauhölzern, das Fortkommen von Hanf der besten Art begünstigen eine ausgedehnte Schifffahrt in hohem Grade. Hier kann sich eine Kriegs- und Handelsmarine ersten Rangs auf dem stillen Ocean bilden, und der Besitz dieses mächtigen, wenn auch fast menschenleeren Gebiets scheint die bis dahin unwichtige und noch nicht vergebene Herrschaft des stillen Oceans ertheilen zu können, und mit ihr den Schlüssel zu allen Schätzen der alten morschen Culturstaaten Asiens in ihren reichen und nächst Rußland größten

Ländern. Oregon gerade gegenüber liegt Japan, etwas südlicher China. Auf halbem Wege liegen die wirthlichen Sandwichsinseln, Wind und Meeresströmung sind günstig.

Der praktische Scharfblick der großen Republik ließ sich diese Vortheile nicht entgehen. Noch ehe der Streit mit England beigelegt war, im Jahre 1843, machte sich ein nordamerikanischer Gesandter nach Peking auf den Weg, als Ueberbringer eines Schreibens des damaligen Präsidenten John Tyler, worin auf Oregon und Californien in einer Weise hingedeutet wurde, als wären beide schon organisirte, stark bevölkerte Provinzen. „Im Osten trennt uns blos das Meer," schrieb das Oberhaupt der Republik dem Kaiser des despotischsten Staats. „Wenn wir an der Mündung unserer großen Ströme uns einschiffen und nach Westen segeln, kommen wir zuerst nach Japan, dann in das gelbe Meer. Zwei solche große Nationen sollen im Frieden mit einander leben; deßhalb ist es nothwendig, daß gewisse Anordnungen getroffen werden, damit bei dem häufigen Verkehr Eurer und unserer Unterthanen die Gesetze nicht übertreten werden". Der Kaiser China's lehnte einen Handelsvertrag ab, da die amerikanischen Kaufleute sich immer gefügsam gezeigt und nie Anlaß zu Beschwerden gegeben hätten. Der Gesandte ging nun zu Drohungen über, sprach von einem Kriege, von einer wahrscheinlichen Zerstückelung des chinesischen Gebiets, und diesen Beweisen fügten sich die Chinesen. Am 3. Juli 1844 wurde der Vertrag von Wanghia abgeschlossen, der den Amerikanern dieselben und größere Rechte als den Engländern einräumte. Sie erhielten das Recht, in den fünf Häfen mit Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen zu verkehren, dort mit ihren Familien zu wohnen, Schulen und Kirchen, Hospitäler und Begräbnißplätze zu errichten, einheimische Gelehrte als Sprachlehrer zu benutzen, nach ihren eigenen Gesetzen, unter ihren eigenen Behörden zu leben, durch ihre Consuln mit den Beamten des Mittelreichs auf dem Fuße vollkommener Gleichheit zu verhandeln und unmittelbar an den Hof von Peking Beschwerden zu richten. Für die Zölle wurde ein besonderer Tarif erlassen, und China verpflichtete sich sogar, in seinen Binnenzöllen keine Erhöhung eintreten zu lassen.

Der Vertrag von Wanghia ist der Anfang der Verwirklichung des amerikanischen Plans, den Handel zwischen Europa und Ostasien über Amerika zu leiten. Dieser Verkehr, der die Amerikaner gleichsam zu den Frachtfahrern der ganzen Welt machen würde, kann nicht entstehen, so lange die Gebirge

und Wüsten, welche zwischen dem amerikanischen Hauptlande und den beiden vorgeschobenen Posten am stillen Meere einen Riegel bilden, nicht durch Straßen bewältigt sind. Von Wasserstraßen kann bei der Beschaffenheit der Flüsse Oregon's keine Rede sein, aber eine Eisenbahn, allerdings ein riesiges Unternehmen, eine „Mammuthbahn", läßt sich herstellen. Eine solche Verbindung wurde zu Anfang der vierziger Jahre bereits von Asa Withney, einem Bürger von Newyork, angeregt. Sie würde über Utah laufen, jenen wunderbaren Staatenanfang, der, von erbitterten Feinden der Vereinigten Staaten gelegt, gleichwohl ein Verbindungsglied zwischen dem Osten und Westen abgeben muß. Utah ist der Staat, das heilige Land der Mormonen, deren Geschichte um ihres culturhistorischen Interesses willen hier einzuschalten ist.

Im Jahre 1812 verfaßte ein Geistlicher zu Neu-Salem in Ohio, Salomo Spalding, einen Roman, der in biblischer Sprache die Geschichte der „zehn verlorenen Stämme" erzählte. Spalding ließ diese zehn Stämme, deren Schicksal die englischen und nordamerikanischen Gelehrten auf eine unbegreifliche, die wissenschaftliche Forschung störende und verwirrende Weise beschäftigt*), Amerika bevölkern. Das Manuscript des Romans gelangte durch die Vermittlung eines Buchdruckers in den Besitz Joseph Smith's, eines Mannes von üblem Ruf, der sich in seiner Jugend mit Schatzgräbereien beschäftigt hatte. Smith machte daraus eine Bibel, die ein Prophet Mormon verfaßt haben sollte. Den Inhalt bildete eine Geschichte der zehn Stämme in Amerika, verbunden mit der Prophezeihung, daß die nahe bevorstehende Vereinigung der Stämme den Untergang der Welt zur Folge haben werde. Sich auf diesen Untergang durch Heiligung vorzubereiten, rief Smith Jedermann auf. So roh seine Erzählung von den Metallplatten, auf denen seine Bibel in einem „verbesserten Aegyptisch" geschrieben gewesen sei, und von den durchsichtigen Steinen, die ihm als Brille bei der Uebersetzung in's Englische gedient hätten, lautete, machte Smith doch viele Proselyten. Mit ihnen zog er 1830 nach Kirkland in Ohio, wo die Gemeinde in kurzer Zeit bis auf 1000 Mitglieder anwuchs, aber auch eben so bald mit allen Nachbarn in Streitigkeiten gerieth. Smith rief nun zu einer Uebersiedelung nach Missouri auf:

---

*) Wir wären in unserer Kenntniß ferner und interessanter Völkerstämme viel weiter, wenn nicht so viele englische Reisende in allen möglichen Gegenden Spuren der verlorenen Stämme zu entdecken glaubten und unwillkürlich ihre Berichte durch diese phantastische Annahme färben ließen.

„Versammelt Euch, um Euch des Landes Missouri zu erfreuen, welches das Land Eures Erbes ist, das sich jetzt in den Händen Eurer Feinde befindet". Die Heiligen des jüngsten Jahres wechselten dreimal mit ihren Wohnplätzen, waren anfangs in Independence, darauf in dem Bezirk Clay, endlich in dem Bezirk Caldwell, wo sie die Stadt Far West oder Neu-Jerusalem gründeten. Ueberall wurden sie vertrieben, und nicht blos ihres frommen Hochmuths willen, sondern weil sie durch ihre Vielweiberei Anstoß gaben und das Eigenthum Anderer nicht achteten. Von Missouri zogen sie nach Illinois, bauten die Stadt Nauvoo und in ihr einen wunderlichen Tempel, der zum Vereinigungspunkt aller Gläubigen werden sollte. Allein auch hier blieb ihr Benehmen und dem entsprechend die Feindseligkeit der übrigen Bevölkerung sich gleich. Als sie eine Miliz von 2000 Mann gebildet hatten, die in der Umgegend plünderte, vereinigten sich die Nachbarn gegen sie, erstürmten Nauvoo und nahmen Smith gefangen. Im Gefängniß wurde der Prophet von Regulatoren angegriffen und, als er sich aus dem Fenster retten wollte, erschossen.

Ein Engländer Brigham Young wurde der Nachfolger des Propheten. Er wollte Nauvoo besetzt halten, allein neue Angriffe, bei denen die Mormonen unterlagen, vertrieben die Sekte. Sie sah endlich ein, daß in den Vereinigten Staaten ihres Bleibens nicht sei, und faßte den Beschluß, zwischen sich und die Gottlosen die unübersteigliche Schranke der Wüste zu setzen. Zwischen der Sierra Nevada und den Felsengebirgen liegt ein Becken von etwa hundert Meilen Durchmesser, eine Hochebene, vier bis fünftausend Fuß über dem Meere erhaben, ringsum von Bergketten eingeschlossen, mit einem eigenen System von Flüssen und Seen. Mit dem Meere nirgends in Verbindung, trägt dieses „große Becken" den Charakter einer Wüste, schließt aber fruchtbare Oasen ein. Im Osten liegt der große Salzsee, ein todtes Meer von vierzehn Meilen Länge, das mit dem süßes Wasser führenden Utah-See durch einen Fluß in Verbindung gesetzt wird und an fruchtbares Land angrenzt.

Nach diesem großen Salz-See lenkten die Mormonen ihre Schritte. Diese merkwürdigste Auswanderung der neuesten Zeit nahm im Jahre 1845 ihren Anfang. 80,000 Mormonen, Männer, Weiber, Greise und Kinder, überstiegen die Felsengebirge und wanderten in die Wüste. Die furchtbaren Unfälle, von denen sie getroffen wurden, schreckten die Wanderer nicht ab. Da

sie von ihren Heerden lebten, mußten sie sich gleich anfangs theilen, um Weide zu finden. Indianer überfielen die getrennten Haufen, manche derselben verfehlten die zerstreuten Oasen, oder geriethen auf ungesunde Plätze, wo sie von Krankheiten hinweggerafft wurden. Einige Abtheilungen wurden mitten in der Wüste, wo alle Lebensmittel fehlten, vom Schnee überrascht und verschwanden gänzlich. Zwei Winter verlebten die Mormonen in diesen Hochländern, wo der Wärmemesser an den mildesten Tagen noch unter Null steht und in den kältesten auf 30° R. fällt. Aber sie drangen unter Mühseligkeiten, Drangsalen und Leiden aller Art vorwärts, und erreichten das Ziel, wenn sie den Weg auch mit ihren Todten bedeckten.

Im Frühsommer von 1847 stieg die Hauptcolonne in das Thal am großen Salzsee hinab und nahm es sogleich als das den Mormonen von Gott verheißene Eigenthum in Besitz. Die Indianer, die wilden Thiere wurden vertrieben, der Boden umgebrochen, Bewässerungsarbeiten vorgenommen. Ein Jahr später stand eine Stadt Neu-Jerusalem mit siebenhundert Häusern fertig da, waren acht Brücken, sieben Mühlen erbaut, dreitausend Acker Landes bestellt. Jetzt kamen die Aeltesten nach, die inzwischen in einer Versammlung in Jowa die Kirche Jesu Christi der Heiligen vom jüngsten Tage endgültig constituirt hatten. Diese Verfassung haben die Mormonen angenommen und leben nach ihr. Es ist eine reine Hierarchie, die sie aufgerichtet haben. Alle ihre Behörden: die Vorsteher, die Patriarchen, die zwölf Apostel, der große Rath, der Rath der Großpriester, der Rath der Aeltesten, die Bischöfe sind Geistliche. Die Handlungen, die Meinungen, die Schicksale ja selbst das Leben der Mormonen sind der absoluten und despotischen Gewalt einer Kirche unterworfen, welche alle gesetzgebende und richterliche Gewalt an sich nimmt, die Armee organisirt und befehligt, über die Staatsländereien verfügt, Geld schlägt und es zu einem beliebigen Werth in Curs setzt, welche offen die Vielweiberei genehmigt und selbst ausübt, von ihren Mitgliedern den Zehnten nimmt und Andersdenkenden ungeheure Steuern auferlegt, welche in alle Grade des gesellschaftlichen Lebens eindringt und dies durch eine außerordentliche Inquisition durchführt, welche als Glaubensartikel den unbedingtesten Gehorsam gegen die Kirche lehrt und diesen Gehorsam allen Geboten der Moral und Religion voranstellt. An der Spitze dieser furchtbaren Organisation steht ein Statthalter, der sich einen Propheten Gottes nennt,

seine Worte für unmittelbare Offenbarungen des Himmels ausgiebt und dadurch eine absolute Gewalt über die unwissenden Leute ausübt.*)

Der Staat, dessen Territorialbesitz durch die Vereinigten Staaten neuerdings vorzugsweise bedroht wird, ist Mexiko. Wir haben die Geschichte dieses Staats erzählt bis zu dem Augenblicke seiner Freiwerdung und des Untergangs von Iturbide. Die revolutionaire Epoche endete damit, Mexiko war jetzt eine demokratische Föderativrepublik. Die Föderalconstitutionsacte vom 24. Oktober 1824 näherte sich der nordamerikanischen Verfassung, die ihr zum Muster gedient hatte, in vielen Punkten. Indessen zeigten sich doch schon in dieser Verfassung, dem Werke der liberalen Partei, manche bedeutsame Abweichungen von nordamerikanischen Grundsätzen. Dahin gehörte die Anerkennung einer Staatsreligion, die Uebertragung der Rechtspflege an gelehrte und geheime Gerichte, die Einführung doppelter Abstimmung bei den Wahlen. Die Aufrechthaltung dieser Verfassung war die Aufgabe der einen Partei des Staats, die zugleich demokratisch und föderalistisch war, während ihr Widerspiel mit Centralisationsgedanken aristokratische Tendenzen verband. Eine dritte royalistische Partei, aus vornehmen Creolen und im Lande gebliebenen Spaniern bestehend, war zu unbedeutend, um in Betracht zu kommen.

So lange die Freiheitsgrundsätze des Unabhängigkeitskriegs bei einer aufgeregten Bevölkerung noch in frischem Andenken waren, hatten die Föderalisten das Uebergewicht. Der erste Präsident, General Don Guadalupe Victoria, huldigte ihren Grundsätzen. Als die Zeit seiner Amtsführung ablief, stellten die Centralisten Gomez Pedraza, die Föderalisten den General Guerrero auf. Pedraza wurde gewählt, aber die Föderalisten machten einen Aufstand, siegten nach einer allgemeinen Plünderung der Hauptstadt u. setzten ihren eigenen Candidaten auf den Präsidentenstuhl (1829). Ein Jahr später war Guerrero durch Bustamente, den Anführer der Reserve-Armee, vertrieben. Im Süden, wo er neue Anhänger werben wollte, durch einen Italiener verrathen, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen. Statt die oberste Gewalt an Pedraza abzugeben, behielt Bustamente sie für sich selbst, um ganz absolutistisch zu regieren. Die unzufriedenen Föderalisten gewannen

*) Bericht des Oberrichters Brandeburg an den Präsidenten der Union. Man hat bezweifeln wollen, daß die Mormonen Vielweiberei hätten. Ihr eigenes Journal The Seer, von dem der Verfasser mehrere Nummern einzusehen Gelegenheit hatte, läßt an dem Bestehen der Vielweiberei keinen Zweifel aufkommen.

den General Santa Anna für sich, stürzten Bustamente und gaben Pedraza die Macht, die ihm so lange vorenthalten war. 1833 mußte der Präsident verfassungsmäßig zurücktreten, und wurde durch Santa Anna ersetzt.

Santa Anna galt für einen eifrigen Republikaner und verdiente diesen Ruf, denn er hatte Iturbide besiegt und später immer zu der verfassungsmäßigen Partei gehalten. Er brachte zu seiner höchsten Stelle keineswegs die außerordentliche Schlauheit und Befähigung, noch viel weniger die großen Kenntnisse mit, die man ihm wohl zugeschrieben hat, dagegen aber eine mindestens ebenso werthvolle Eigenschaft: die genaueste Kenntniß des Charakters seiner Landsleute. Er sah, daß die Föderalisten durch die Localaufstände, die sie hier und dort gegen einzelne Beschlüsse des Congresses erhoben hatten, wie durch ihre Reformprojecte in Beziehung auf Geistlichkeit und Militair das Vertrauen der einflußreichsten Classen verscherzt hatten. Er sagte sich ferner, daß die demokratische Partei die letzte sein werde, ihm die unumschränkte Gewalt, die er zur Befriedigung seiner Leidenschaften brauchte, einzuräumen. Diese Berechnungen bewirkten seinen plötzlichen Uebertritt zur aristokratischen Partei. Die Folge war der Umsturz der Föderativverfassung und die Einführung der Centralisation, welche mit einer Dictatur Santa Anna's verbunden war. Die weitere und wichtigere Folge bestand in der Lossagung zweier Provinzen, welche die neueste Revolution nicht anerkannten, Yucatan's und Texas'. Yucatan ließ man unbelästigt, weil die Engländer, die mit der prächtigen Halbinsel von dem nahen Balize aus einen gewinnreichen Handel treiben, ihre Vermittlung anboten, wobei freilich die Absicht vorwaltete, Yucatan als unabhängigen Staat unter englischen Schutz zu nehmen. Texas, die Grenzprovinz gegen die Vereinigten Staaten, sollte mit dem Aufgebot aller Kräfte wiedergewonnen werden.

Texas besteht vorzugsweise aus Wiesengründen, die sowohl in dem aus angeschwemmtem Lande bestehenden, sehr fruchtbaren, aber eben so ungesunden Küstenstriche, als in der dahinter liegenden Region des Hügellandes vorherrschen und auch in dem dritten innersten Gebiet die Felsen der Gebirge häufig unterbrechen. Weder die spanische Herrschaft noch die neue Republik hatte mit diesem Grenzlande viel anzufangen gewußt. Zur Zeit der Vertreibung der Spanier hatte Texas nur wenige Presidios, halb Missionen, halb Militairposten, mit einer spärlichen Bevölkerung von Creolen und Indianern.

Damals wurde es mit Cohahuila zu einem Staate verbunden, „so lange, bis es Einwohner genug haben werde, um in die mexikanische Union aufgenommen zu werden.“ Um das Land rascher zu bevölkern, luden die Föderalisten nordamerikanische Bürger zu Ansiedlungen ein, Moses Austin war der erste, welcher kam und eine große Landstrecke urbar machte. Die aristokratische Partei Mexiko's sah diese Einwanderung, die mit jedem Jahre zahlreicher wurde, ungern, denn die Fremden waren Demokraten und Protestanten. Ueberdies hegte man das begründete Mißtrauen, daß sie sich mit dem geheimen Gedanken trügen, Texas von dem Hauptlande loszureißen. Um sie zu vertreiben, führten die mexikanischen Behörden hohe Zölle auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ein. Die Einwanderer waren bereits siebenmal so stark als die creolische Bevölkerung und ließen sich die steigenden Plackereien keineswegs ruhig gefallen. Schon waren heftige Streitigkeiten vorgefallen, als Santa Anna die Verfassung umwarf. Föderalisten und Nordamerikaner im Verein erklärten sich gegen den Gewaltstreich des Dictators, der Congreß von Cohahuila-Texas entschied mit großer Mehrheit für die Aufrechthaltung der alten Verfassung. Er wurde mit Soldaten auseinandergesprengt, ein Abgesandter der Texaner in Mexiko ungehört ins Gefängniß geworfen. Santa Anna verlangte unbedingte Unterwerfung und Entwaffnung aller Bürger, die Texaner antworteten mit einer Unabhängigkeitserklärung.

Die Säuberung des Landes von den mexikanischen Soldaten wurde rasch vollführt. Mit der Einnahme der Festung Alamo bei San Antonio de Bexar, wobei der General Cos gefangen wurde, verschwand die letzte mexikanische Fahne. Inzwischen hatte sich Santa Anna in Marsch gesetzt, um sich in Texas den Waffenruhm zu holen, den er zur Befestigung seiner Dictatur bedurfte. Die Texaner hatten den Fehler begangen, sich in einzelnen Haufen zu zerstreuen, und konnten daher dem starken feindlichen Heere nirgends eine große Macht entgegenstellen. Am 21. Februar 1836 stand Santa Anna vor dem Alamo von Bexar. 150 Texaner bildeten die ganze Besatzung, und diese wenigen tödteten den Belagerern in zwei Wochen beinahe funfzehnhundert Mann. Als Kämpfe, Wachen und Hunger die Vertheidiger auf das äußerste entkräftet hatten, wagte Santa Anna einen Sturm. Es fehlte die Kraft, die Leitern der Stürmenden abzuwerfen, massenweise drangen die Mexikaner ein und erschossen alle, welche sie noch am Leben fanden. (5. März.) Ein zweites Unglück traf die Texaner am 18. März auf einem offenen Wiesen-

grunde, wo 300 von ihnen umzingelt und zur Waffenstreckung gezwungen wurden. General Urrea hatte ihnen das Leben gesichert, aber er brach sein Wort und ließ die wehrlosen Gefangenen niedermetzeln.

In geringer Entfernung vom Meere marschirend, zog Santa Anna gegen den Brazos, um den Congreß von Texas aufzuheben. An einem warmen Frühlingstage lagerte er auf den Ebenen am Jacintoflusse. Sein Heer überließ sich nach creolischer Sitte der Mittagsruhe. Dies erspähten die Texaner und machten, wenige hundert Mann stark, unter General Samuel Houston einen Ueberfall. Der scharfe Knall ihrer Büchsen, ihr Racheruf: Denkt an den Alamo! weckten die Mexikaner aus dem Schlummer. Diese taumelten zu den Waffen, da waren aber die Texaner schon mitten unter ihnen und ließen Gewehrkolben und Waldmesser so furchtbar arbeiten, daß Alles die Flucht ergriff. 630 Mexikaner lagen todt auf dem Schlachtfelde, 280 bluteten aus schweren Wunden, 730 wurden gefangen genommen. Santa Anna fanden die Sieger beim Nachsetzen in dem Röhricht eines Sumpfes, schenkten ihm das Leben und schickten ihn nach den Vereinigten Staaten, nachdem er die Unabhängigkeit von Texas anerkannt hatte. Er blieb dort einige Zeit als Geißel, daß sein Vaterland den Krieg nicht erneuere.

England und Frankreich drangen vergebens in die mexikanischen Machthaber, die Unabhängigkeit von Texas als vollendete Thatsache anzuerkennen und sich durch einen Staatsvertrag alle Vortheile zu sichern, welche möglicher Weise noch zu erlangen waren. Der Stolz der Mexikaner wollte davon nichts hören. Es erschien unerträglich, die erlittene Niederlage öffentlich einzugestehen, und wenn man keinen wirklichen Krieg zu führen vermochte, da das Heer dazu fehlte, so konnte man doch damit drohen und das Rachegefühl der Bevölkerung durch prahlerisches Hinweisen auf eine demnächst bevorstehende allgemeine Plünderung und Niedermetzelung vorläufig beschäftigen. Der mexikanische Uebermuth ließ es selbst mit den vermittelnden Mächten zum Bruche kommen. Der Streit mit England, der in eine spätere Zeit fällt, wurde durch Unterhandlungen ausgeglichen, in der Differenz mit Frankreich kam es zum Blutvergießen. Die französischen Beschwerden waren, daß für Beschädigungen französischen Eigenthums in Aufständen kein Ersatz geleistet, daß unter Mitwirkung der Behörden Beleidigungen, Beraubungen, Ermordungen französischer Bürger vorgekommen seien. Das letztere war in Puebla geschehen, und an vielen andern Punkten des mexikanischen Gebiets hatten

schreiende Verletzungen des Völkerrechts stattgefunden. Zu Anfang 1838 überreichte der französische Gesandte Deffaudis ein Ultimatum, in dem Frankreich außer materieller Entschädigung für seine verletzten Bürger und Absetzung der schuldigen Beamten, auch Einsetzung des französischen Handels in die den meist begünstigten Nationen zustehenden Vortheile verlangte.

Mit dem Ablauf der gestellten Frist sperrte ein französisches Geschwader unter Bazoche die mexikanischen Häfen. Im Oktober 1838 erschien noch eine zweite Flotte, mit dem Gegenadmiral Baudin und dem Prinzen Joinville an Bord, überbrachte ein zweites, definitives Ultimatum und eröffnete, da Conferenzen mit mexikanischen Bevollmächtigten resultatlos blieben, am 27. November die Feindseligkeiten. So sicher fühlten sich die Mexikaner in ihrer Festung San Juan de Ulloa, die ihnen selbst drei Jahre lang Widerstand geleistet hatte, daß sie die französischen Schiffe unbelästigt Stellung nehmen ließen. Als darauf das Feuer auf beiden Seiten eröffnet wurde, machten die Schiffsgeschütze der Franzosen in der kurzen Zeit von vier Stunden sämmtliche Batterien der Festung unbrauchbar und tödteten oder verwundeten die Hälfte der Besatzung. San Juan de Ulloa ergab sich und die nun schutzlose Stadt Veracruz wurde in die Capitulation eingeschlossen. Der Präsident Bustamente verwarf indessen den Vertrag, und der Congreß erklärte an Frankreich den Krieg.

Inzwischen war Santa Anna aus seiner Gefangenschaft in den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und übernahm den Oberbefehl in Veracruz. Ein französischer Angriff gelang kaum zur Hälfte. Allerdings gelangten Joinville's Matrosen und Seesoldaten in Folge eines Ueberfalls in die Stadt und nahmen den General Arista gefangen, aber die Mexikaner ermannten sich unter der Führung Santa Anna's, der in diesem Gefecht ein Bein verlor, und jagten ihre Gegner auf die Schiffe zurück. Weiter ließ es die englische Vermittlung nicht kommen. Da Frankreich seine meisten Forderungen fallen ließ, namentlich auf die Berechtigung seiner Bürger zum Einzelverkauf in Mexiko verzichtete, verstand sich das letzte zu einer Entschädigung von 600,000 Dollars — die ursprüngliche Forderung betrug 800,000 Dollars — und das gute Einvernehmen war damit hergestellt.

Nach dieser Episode nahmen England und Frankreich ihre Bemühungen wieder auf, Mexiko zu der Anerkennung der Unabhängigkeit von Texas zu bewegen. Beide europäische Staaten gingen mit ihrem Beispiel voran und

bewogen auch Spanien, dasselbe zu thun. Beide hatten ein Interesse, daß der „einsame Stern" nicht in das Sternenbanner der Union aufgenommen werde. Für England namentlich war es von der höchsten Wichtigkeit, daß Texas unabhängig bleibe. Man berechnete, daß Texas auf dem Dritttheil seiner dreihundert Millionen Acker, das sich zum Baumwollenbau eignet, die ganzen anderthalb Millionen Ballen des Rohproducts, mit dem England seine Maschinen speist, liefern könne. Gelang es daher England, dieses Land von den Vereinigten Staaten völlig zu trennen, so war vorauszusetzen, daß das Baumwollenmonopol der Vereinigten Staaten völlig vernichtet werden würde. Ferner war es englischer Plan, die Sklaverei in Texas abzuschaffen, wodurch das Eigenthum der südlichen Pflanzer der Union in Folge der Leichtigkeit des Entrinnens der Sklaven in das angrenzende texanische Gebiet so außerordentlich unsicher geworden sein würde, daß die Production sich bedeutend vermindert hätte. Die englische Politik berechnete endlich, daß Texas sich nicht allein halten konnte, sondern nur die Wahl hatte, sich wieder Mexiko einzuverleiben, oder sich England in die Arme zu werfen. Der Besitz oder auch nur der vorherrschende Einfluß Englands mußte den ohnehin äußerst verkümmerten Handel der Nordamerikaner mit Mexiko und Santa-Fé vollends abschneiden, den englischen Monopolisten in Mexiko den Rücken decken und Texas zu einer Niederlage englischer Manufacturen machen, die von dort aus ganz bequem nach den Vereinigten Staaten geschmuggelt werden konnten. Noch gab es einen bedeutenden militairischen Vortheil für England, wenn Texas unabhängig blieb. Der Süden der Union, der die Mündungen der größten nordamerikanischen Ströme begreift, ist die Achillesferse der Vereinigten Staaten. Texas dem englischen Einfluß hingegeben, würde Galveston ein höchst gefährlicher Nachbar für Neuorleans, die ganze Landgrenze von Texas ein vortrefflicher Uebergangspunkt nach den Staaten Arkansas, Mississippi, Missouri. (Brief des General Jackson an Aaron Brown.)

Nicht dasselbe Handelsinteresse, wohl aber dasselbe Motiv, die große Republik nicht vom Red River bis zum Rio Grande vordringen zu lassen, bestimmte Frankreichs Politik gegen Texas. „Wie wir in Europa keine Universalmonarchie wollen, so wollen wir in Amerika keine Universalrepublik," erklärte Guizot mit Ostentation in den Kammern. Aber Frankreich hatte noch seinen geheimen Plan, den, Texas so lange als Schranke gegen Nordamerika zu benutzen, bis in Mexiko die Kräftigung der französisch-spanisch-monarchischen

Partei so weit gelungen sei, um die Aufrichtung eines Throns für einen spanischen oder französischen Prinzen zu gestatten. Eine solche monarchische Partei bildete sich in Folge der Ueberzeugung, welche der elende Zustand des Landes in manchem Mexikaner hervorgerufen hatte, daß eine Republik auf Grundlagen, wie Mexiko sie biete, ein Unding sei.

Von einer Anerkennung des rebellischen Texas als unabhängigen Staats durfte in Mexiko noch immer keine Rede sein. Weder die liberale Partei, die unter Bustamente durch Ueberrumpelung einmal die Oberhand gewann, noch die aristokratische, die mit Santa Anna wieder ans Ruder kam, vermochte ihren Dünkel zu Unterhandlungen mit Rebellen zu erniedrigen. Einen Krieg führte Mexiko mit Texas aber nicht, wenn man nicht Raubzüge über die Grenze, von Indianern oder Soldaten unternommen und mit der Ermordung von einigen Ueberfallenen, mit dem Niederbrennen von ein paar Häusern beendigt, den Namen eines Kriegs beilegen will. Einmal machten die Mexikaner eine große Anstrengung, und da bestand ihr Heer aus 1200 Mann, die nach der Einäscherung eines texanischen Orts über die Grenze zurückgingen. (1842.)

Von Anfang an hatten die Texaner einen Anschluß an die Vereinigten Staaten im Sinne gehabt und in demselben Jahre, in dem sie ihre Verfassung entwarfen, mit allen Stimmen des Volks gegen dreiundneunzig einen entsprechenden Beschluß gefaßt. Was den Anschluß so sehr verzögerte, daß nach der Befreiungsschlacht vom San Jacinto noch neun Jahre in einem Zustande der Halbheit verflossen, war die Parteistellung innerhalb der Union zu der Sklavenfrage. Der ganze Süden war eben so entschieden für, als die Abolitionistenpartei des Nordens gegen die Aufnahme eines neuen Sklavenstaats in den Staatsverband. Dieser Zwiespalt hatte die Folge, daß noch 1844 ein von Tyler über den Anschluß von Texas abgeschlossener Vertrag vom Senate verworfen wurde. Aber man fand einen Ausweg, den man bereits bei frühern ähnlichen Gelegenheiten betreten hatte: man paarte ab. Für das sklavenhaltende Texas wurde das sklavenfreie Jowa aufgenommen, so daß das Zahlenverhältniß zwischen beiden Arten von Staaten dasselbe blieb. Der mexikanische Gesandte verließ darauf die Union, und nach längeren Zwischenverhandlungen, in die sich zuletzt Kriegsdrohungen und wirkliche Feindseligkeiten hineinschoben, wurde von den Vereinigten Staaten an Mexiko der Krieg erklärt.

Was die übermüthige creolische Republik hatte thun können, um sich zu einem Kriege gegen den übermächtigen Nachbar untüchtig zu machen, das war geschehen. Angesichts des drohenden Kriegs wurden noch Revolutionen gemacht. 1845 erhoben sich Herrera und andere Generale gegen Santa Anna, zogen einen Theil des Heers nach dem andern zu sich herüber und nahmen zuletzt ihren diesmal auf rechtmäßige Weise zur Macht gelangten Präsidenten, während er als Tabacksschmuggler verkleidet über den Fluß Miraflor setzte, gefangen. Der Congreß constituirte sich als Gerichtshof und sprach über seinen Gefangenen die Strafe der ewigen Landesverweisung und der Vermögenseinziehung aus. Außer andern Verbrechen mehr wurde als bewiesen angenommen, „daß Santa Anna durch den Versuch, die Verfassung umzustürzen und sich zum Kaiser aufzuwerfen, Hochverrath begangen, daß er die Staatsmünze geplündert, städtische Kassen bestohlen, mehrere zu Nationalzwecken bestimmte Millionen außer Landes geschickt und überhaupt Staatseigenthum für sich unterschlagen habe".

Von Havana aus beschäftigte Santa Anna sich wirklich mit dem Projekt einer monarchischen Restauration, aber nicht zum Nutzen seiner Person, sondern für einen spanischen Prinzen. Ehe aber noch seine Unterhandlungen mit den europäischen Cabinetten zu einem Abschluß gelangen konnten, erfolgte in Mexiko eine neue Revolution, in deren Folge der Verbannte mit Ehren zurückkehren durfte. Er fand das Heer noch in dem erbärmlichen Zustande, in den er es versetzt hatte. Die Armeelisten ergaben 120 Generale und 30,000 andere Offiziere, von denen Santa Anna die Hälfte ernannt hatte. Der Stand der Armee sollte 36,000 Mann sein, und nicht 10,000 standen unter den Waffen. Die wenigsten dieser Soldaten gehörten den achtbaren Classen an, unter denen man in geordneten Staaten rekrutirt, fast alle waren anrüchige Subjekte. Jedes Jahr hatte der Staat zwölf bis funfzehn Millionen Piaster für sein Kriegsbudget ausgegeben, und doch war kein Kriegsmaterial da, die Truppen waren schlecht gekleidet, die Festungen verfallen. Das Volk nahm keinen Antheil an der Armee, die stets als eine Prätorianerschaar auftrat, bald für diesen, bald für jenen General eine „glorreiche Revolution" machte und den weitgrößten Theil der Einnahmen des Landes verzehrte. Es lebte versunken fort und ließ die Generale mit sich machen, was sie wollten. Ganz anders war das Verhältniß in den Vereinigten Staaten. Freilich genügten die 11,000 Mann stehender Truppen zu einer energischen Kriegsführung

nicht, aber in ihrem Volke besaß die Union eine Quelle von unerschöpflicher Kraft, aus der sich nach Bedürfniß schöpfen ließ. Die Aufrufe an Freiwillige verfehlten nirgends ihren Zweck. In Louisiana, Alabama, Tennessee, Ohio, Missouri wurden so viele Kriegsdienste angeboten, daß man die meisten Leute zurückweisen mußte. Im Staat Newyork meldeten sich so viele Freiwillige, daß man aus ihnen siebenzehn Regimenter hätte bilden können. Ueberall und vom ersten Anfang an standen die deutschen Bürger der Union in der ersten Reihe derjenigen, welche sich zum freiwilligen Kriegsdienst drängten. Zwei Fünftheile der Regimenter waren Deutsche, die sich bei der Erstürmung von Schanzen und Batterien vor den eingeborenen Amerikanern hervorthaten.

Mit dem August 1845 stand General Taylor beobachtend auf dem rechten Ufer des Rio Nueces, auf einem Gebiet, welches die Mexikaner als ihr Eigenthum beanspruchten. Nach der Kriegserklärung ging er gegen den Rio Grande vor, wobei er ein so ödes Land zu durchziehen hatte, daß er alle Lebensmittel mit sich führen mußte. Am 28. März 1846 nahm er am Rio Grande, Matamoras gegenüber, Stellung; seine Lebensmittel und Kriegsvorräthe blieben weiter rückwärts in San Isabel (Punto Isabel). Ein Versuch der Mexikaner, ihn von diesen Niederlagen abzuschneiden, führte die Eröffnung des Kriegs herbei. Benachrichtigt, daß General Arista über den Fluß gegangen sei, um San Isabel anzugreifen, verließ Taylor zur Rettung seiner Vorräthe das Lager, in dem nichts als eine kleine Abtheilung mit wenigen Geschützen zurückblieb, die sich aber doch als stark genug bewährte, einen Sturm der Mexikaner energisch abzuschlagen. Er erreichte San Isabel, leerte seine Niederlagen in dreihundert Wagen und stieß auf dem Rückmarsche, mit diesem Troß beschwert, nur 2200 Mann stark, auf 7000 Feinde. Es war ein Wiesengrund, aus dem Gebüsche inselartig hervorragten, auf dem die Nordamerikaner und Mexikaner zum ersten Male ihre Kräfte gegen einander maßen. Taylor kannte die Kampfart des Feindes, dessen Stärke ihm überdies das Gebüsch verbarg, noch nicht und handelte darum mit Vorsicht. Auf der mexikanischen Seite übernahm die Reiterei die Hauptrolle, auf der amerikanischen das Geschütz. So oft die Lanzenreiter Ampudia's anprallten, eben so oft trieb ein wohlgezieltes Kartätschenfeuer sie zurück. Mitten im Kampfe gebot das in Brand gerathende dürre Gras des Wiesengrundes einen Stillstand. Noch zogen die Rauchwolken über das Schlachtfeld hin, als die mexikanischen Reiter abermals, mit gleich schlechtem Erfolg, ansprengten. Den Fliehenden

folgten die amerikanischen Geschütze, nahmen das feindliche Fußvolk in die Seite und verjagten es mit ihren Kartätschen. Das mexikanische Feuer schwieg jetzt, Taylor blieb auf dem Schlachtfelde stehen und sandte nur einige Geschwader berittener Schützen aus Texas zur Verfolgung aus. Am andern Tage früh begrub er 400 todte Mexikaner, von seinen Leuten hatte er 15 verloren.

Nach diesem Treffen von Palo alto setzte Taylor seinen Marsch fort, mußte aber nach wenigen Stunden Halt machen, da er bei Reseca de la Palma wieder auf den Feind stieß. (9. Mai 1846). Arista hatte eine sehr starke Stellung gewählt, die durch ein ausgetrocknetes Flußbett, Gebüsch und eine Schanze gedeckt war. Taylor kannte jetzt seinen Feind. Nach einem kurzen Plänkeln bildete er rechts und links von der Schanze Sturmcolonnen und stellte gegen diesen Schlüssel der feindlichen Stellung Dragoner auf. Die Mexikaner ließen sich ihr Feuer zu früh ablocken, ehe sie wieder laden konnten, waren die nordamerikanischen Reiter mitten unter den Geschützen der Schanze. Mit derselben Schnelligkeit erstiegen die Sturmcolonnen zu beiden Seiten den Abhang der Schlucht, stießen aber auf keinen Widerstand mehr. Mit dem Siege verließ Taylor die Entschlossenheit, die er im Kampfe bewährt hatte. Statt dem Feinde, der einen Fluß ohne Brücken im Rücken hatte, auf den Fersen nachzugehen, sammelte er die Trophäen des Schlachtfeldes. So konnte Arista unter dem Schutze der nächsten Nacht den Rio Grande auf Flößen und fliegenden Fähren überschreiten.

Die Mexikaner verloren die Linie des Rio Grande und Matamoras. Am 18. Mai brachte der Alkalde die Schlüssel der Stadt in das nordamerikanische Lager. Von da bis zum September trat eine jener Pausen ein, welche diesen Krieg so merkwürdig machen. Es waren Friedenshoffnungen, welche diesen Stillstand hervorriefen. Santa Anna hatte Versprechungen gemacht, um von dem feindlichen Geschwader an die Küste, die ihn zurückrief, gelassen zu werden. So war er nach der Hauptstadt gelangt, wo er dem Congreß den Schwur leistete, daß er nicht eher zurückkehren werde, „als bis er an den Ufern des Sabine geerntete Lorbeern auf den Altar des Vaterlandes niederlegen könne". Als die Fortsetzung des Kriegs unvermeidlich wurde, galt es der Stadt Monterey. Durch einen seichten Fluß wenig geschützt, hatte Monterey verschanzte Höhen, eine Citadelle und feste Paläste, deren Vertheidigungskraft noch durch im Innern der Stadt angelegte Einschnitte

erhöht wurde. 7000 Mann regelmäßiger Truppen und mehrere tausend Rancheros standen in den Werken, das Heer Taylor's war jetzt durch Verstärkungen auf 5600 Fußgänger und 1000 Reiter mit 19 Geschützen gebracht worden.

Vier Tage, vom 20. bis zum 23. September Abends, dauerte der Kampf um Monterey. Die Aufgabe des 20., den Feind aus den weiteren Umgebungen zu vertreiben, wurde von den Amerikanern am leichtesten gelöst. Am 21. ging es gegen die verschanzten Höhen, die so gut vertheidigt wurden, daß ein Regiment mit dem Verlust von zwei Drittheilen seiner Leute zurück mußte. Die Ueberlegenheit des amerikanischen Geschützes, die Sicherheit des Fußvolks im Zielen gaben endlich den Ausschlag. Am Abend waren alle Schanzen von den Vertheidigern geräumt oder durch die Kehle erstürmt worden. Am 22. und 23. September wurde in der Stadt selbst gekämpft. Die Mexikaner schlugen sich wie Verzweifelte, alle Reserven der Angreifer mußten herangezogen werden, zuletzt saß sogar die Reiterei ab und mischte sich mit ihren Karabinern unter die Stürmenden. Nach zweitägiger Blutarbeit hatte Taylor mehr als die Hälfte der Stadt erobert und den Marktplatz wie die Citadelle von allen Seiten eingeschlossen. Ampudia unterhandelte, und Taylor nahm die vorgeschlagenen Bedingungen an. Seine Truppen waren für den Augenblick auf 4000 Kampffähige zusammengeschmolzen, und den Geschützen ging der Schießbedarf aus. Ampudia erhielt freien Abzug und einen achtwöchentlichen Waffenstillstand, während dessen Dauer keiner der streitenden Theile den Rio del Tigre überschreiten sollte. Die Amerikaner hatten tausend Menschen eingebüßt, die Mexikaner vielleicht das Doppelte.

Als ein Vorgehen über den Rio Grande beschlossen wurde, fand man es angemessen, die Gebietstheile zu besetzen, welche man im Voraus als Kriegsbeute auserkoren hatte. Man organisirte drei Colonnen, von denen eine gegen Cohahuila und Chihuahua, die zweite gegen Santa Fé und Californien vorging, die dritte nach Californien zur See aufbrach. Die zu Lande marschirenden Colonnen hatten große Beschwerden zu bestehen, fanden aber, als sie ihr Ziel erreichten, einen feigen Feind, der ohne Schwertstreich die Flucht ergriff. Als die Colonne von Newyork — 2400 Handwerker, die an der Westküste zu bleiben entschlossen waren — in Californien landete, hatten Kearney, der von Santa Fé nach einem unerhörten Marsche eingetroffen war, die amerikanische Flotille und die nordamerikanischen Colonisten die Mexikaner

bereits aus dem Lande verjagt. Die Flotte — drei Fregatten und vier Schaluppen — trug dann noch durch Sperrung oder Besetzung der Häfen am stillen Meer zur Schwächung der Mexikaner bei; einen entscheidenden Einfluß auf die Operationen übte sie nicht.

Die günstige Stimmung der Bevölkerung in Cohahuila und Chihuahua erlaubte der dortigen Colonne, zur Verstärkung Taylor's abzugehen. Taylor, der inzwischen Saltillo besetzt hatte, war durch Abberufung von Truppen sehr geschwächt worden, erreichte jetzt aber seine alte Stärke wieder. Er war in Saltillo ganz isolirt, die leichten Truppen der Generale Urrea und Minnon schnitten ihm jede Verbindung ab. Santa Anna hatte diese zur Beschäftigung des Feindes abgeschickt, während er selbst in San Luis de Potosi ein Heer sammelte. Im Januar hatte er außer den 6000 Reitern Minnon's und Urrea's 15,000 Fußgänger, 6000 Reiter und 28 Geschütze in Bereitschaft, gegen die Taylor nicht mehr als 4500 Fußgänger, 1200 Reiter und 16 Geschütze stellen konnte. Aber Taylor hatte den Vortheil der Stellung. Bei Buena Vista, wohin er auf die Nachricht von Santa Anna's Anmarsch zurückgegangen war, zogen sich flach abfallende, in den Flanken ziemlich geschützte Höhen hin, von deren Kamm, wo sein Fußvolk mit den Geschützen sich aufstellte, der vorliegende Boden auf das wirksamste zu bestreichen war. Um zum Angriff zu kommen, mußte Santa Anna in ungünstiger Jahreszeit, auf dem schlimmsten Wege, durch eine gegen achtundzwanzig Meilen lange, völlig trockene, menschenleere Wüste ziehen. Vergebens stellten seine Generale ihm vor, daß Mangel an Mundvorrath wie an Futter für die Pferde, gänzlicher Mangel an Wasser, Schnee und Kälte sein Heer auf's äußerste erschöpfen müßten. Santa Anna beharrte auf dem Angriff, er wollte die Nordamerikaner vollständig vernichten.

Die Schlacht von Buena Vista (22. und 23. Februar 1847) war ein regelrechtes Treffen. Aus einem Plänklergefecht der leichten Reiter entspann sich ein Geschützgefecht. Dieses Vorspiel brachte die Mexikaner um die Mitwirkung der Waffe, welche die modernen Schlachten zu entscheiden pflegt. Von den amerikanischen Batterien übel zugerichtet, wurden die mexikanischen Artilleristen so entmuthigt, daß sie zu dem entscheidenden nächsten Tage nur aus vorsichtiger Ferne mitwirkten. Santa Anna's Schlachtplan vom 23. war eine Nachahmung napoleonischer Colonnenangriffe. Aber seine Colonnen, die keine Artillerie unterstützte, geriethen nicht sobald in den Bereich des amerika-

nischen Geschützfeuers, als sie mit zerschmetterten Spitzen Kehrt machten. Eine Wiederholung des Angriffs ergab kein besseres Resultat. Nun prallten die mexikanischen Reitermassen gegen die feindlichen Vierecke an, wurden kaltblütig empfangen und zurückgeworfen. Taylor ließ seine Feinde sich müde ringen, dann ging er aus der Vertheidigung zum Angriffe über. Moralisch überlegen, wie die Amerikaner waren, fühlten sie doch das Mißverhältniß der Zahl. Gegen jede ihrer Brigaden stellte Santa Anna drei und umhüllte den Rücken der Feinde mit seinen leichten Reitern. Indem Taylor sich wandte, um diese lästigen Rancheros mit seinen Dragonern zu verjagen, entblößte er die Flanke seines Fußvolks. Die Schlacht schwankte, eine der amerikanischen Brigaden stand auf dem Punkte zusammengehauen zu werden, da eilten die Geschütze herbei und stellten das Gefecht her. Als darauf das ganze amerikanische Fußvolk sich auf das mexikanische warf, räumte dieses das Schlachtfeld. Santa Anna zog sich unverfolgt zurück, seine Reiterei deckte ihn. Er hatte gegen 4000 Menschen verloren, die Amerikaner etwa 700. Mit diesem Gefecht hörte der Krieg auf diesem Theile des mexikanischen Gebiets auf. Taylor beschäftigte sich von nun an mit der Organisirung des Landes.

Die lange Dauer des Kriegs hatte den Operationsplan der Nordamerikaner umgestaltet. Bis dahin hatten sie die Gebietstheile der Grenze, nach denen sie strebten, besetzt und darüber hinaus Stellung genommen, mehr zur Deckung des Errungenen, als zum weitern Angriff. Eine solche Kriegsführung konnte sich so lange hinziehen, wie der halbe Kriegszustand zwischen Texas und Mexiko. Jetzt wurde in Washington beschlossen, unmittelbar auf die Hauptstadt loszugehen und den Feind mit schweren Schlägen niederzuwerfen. Die Folge dieser Planänderung war ein Unternehmen, das auf das lebhafteste an den Zug Cortez' und seiner Conquistadoren erinnert. Wie damals und von demselben Angriffspunkte aus zog ein kleiner Haufe abenteuernder Soldaten gegen das Herz eines volkreichen Landes, überwand alle Hindernisse, die der Haß des Volks, das feindliche Klima, die dem Vertheidiger beispiellos günstige Bodenbeschaffenheit bereitete, und machte den so sehr überlegenen Feind wehrlos.

Anton-Lizardo, Isabel und Neuorleans waren die Sammelpunkte für Heer und Flotte. Die letztere zählte auf ihren Kriegsschiffen 395 Geschütze, worunter viele Bombenkanonen, und hielt 186 Transportschiffe in Bereitschaft. Das Heer bestand zu Anfang aus 10,800 Mann Fußvolk und 250 Drago-

nern mit 15 Geschützen. Ueber die Flotte führte Commodore Perry, über das Landheer General Scott den Befehl. Am 9. und 10. März 1847 landeten die Truppen auf der flachen Küste von Veracruz, ohne daß ein Schuß fiel. Die Stadt war mit Geschütz und Vorräthen aller Art versehen, 5000 Mann guter Truppen hielten sie besetzt, und die Festungswerke waren seit der französischen Landung bedeutend verstärkt, San Juan de Ulloa sogar unangreifbar gemacht worden. Die Hitze der Tage, die Kälte der Nächte nahm die gelandeten Truppen sehr mit, ein heftiger Sturm, der die ersten Brustwehren vernichtete, mehrere Schiffe auf den Strand warf und die Ausschiffung des schweren Geschützes unmöglich machte, verzögerte den Angriff bis zum 18. März. Am 22. März eröffneten die neunzigpfündigen Mörser ihr Feuer auf die volkreichsten Theile der Stadt und setzten die Beschießung Tag und Nacht ununterbrochen fort. Während diese Geschosse ein ganzes Stadtviertel in Trümmer legten und mit ihrer furchtbaren Arbeit gegen die Mitte von Veracruz fortrückten, schossen die Breschebatterien große Mauerlücken. Der tapfere General Morales wollte es auf einen Sturm ankommen lassen, aber seine Unterbefehlshaber waren anderer Meinung und schlossen, nachdem er das Commando niedergelegt hatte, eine Capitulation ab. Sie erhielten freien Abzug gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht wieder zu dienen; Gewehre und Geschütze ließen sie zurück. Mitten unter Trümmern und über den Leichen von mehr als 1000 Einwohnern wurde am 29. März das Sternenbanner in Veracruz aufgezogen.

Wo das Tiefland in das Gebirge übergeht, erhebt sich ein zerklüftetes Waldgebirg, dessen Spitzen der Pic von Orizaba und der Coffre de Perote sind. Hier hatte Santa Anna, den man eilig vom Norden herbeigerufen hatte, eine Stellung ausgesucht und stark befestigt. Die zur Erkennung vorgehenden Abtheilungen Scotts fanden in der feindlichen Mitte fast unersteigbare Berge mit Schanzen bedeckt, dagegen rechts und links weniger steile Hänge und schwächere Werke. Danach wurde der Angriff verabredet. Der 17. April, das Vorspiel der Schlacht, verfloß mit dem Abmarschiren der gegen die Flügel der Mexikaner bestimmten Heerestheile und mit der Wegnahme einiger Schanzen in der Mitte. Diese letzte Operation hatte die beabsichtigte Wirkung, die Aufmerksamkeit Santa Anna's zu beschäftigen. Am 18. früh mit Tagesanbruch begann der Hauptkampf. Die amerikanische Mitte unter Twiggs hielt sich zurück, um den Erfolg der Flügel abzuwarten. Zur Linken ging

Pillow vor, gerieth unerwartet vor eine verdeckte Batterie, „unter deren Feuer seine Leute wie Schnee in der Sonne schmolzen,“ ließ sich diese Warnung zur Lehre sein, nahm in ruhigem Vorgehen jene Batterie und drang auf die Höhe vor. Rechts wurden von Worth die ersten Verschanzungen mit dem Bajonnet genommen, und die Schlacht würde schon jetzt eine entscheidende Wendung genommen haben, wenn nicht Shields mit einer zweiten Abtheilung zu früh losgebrochen, durch Kartätschenfeuer zurückgeworfen und bei dem Versuche, seine Truppen neu zu sammeln, erschossen worden wäre. Es entstand eine Pause, da hörten die Mexikaner Worth's Gewehrfeuer dicht an ihrer Seite, ließen der anstürmenden Brigade Shields' Raum und flohen. Santa Anna war der erste, welcher sein Pferd herumwarf, Ampudia folgte mit gleicher Hast. Das mexikanische Centrum war abgeschnitten, wollte sich durchschlagen, wurde aber in seine Stellungen zurückgetrieben und mußte sich ergeben. Um neun Uhr Morgens war Alles zu Ende. 6000 Mexikaner waren gefangen, 1000 getödtet, von den Amerikanern nicht mehr als 250 todt oder schwer verwundet. Die Siegesbeute bildeten dreißig Geschütze, mehrere Fahnen, Santa Anna's Wagen, Papiere, Silberzeug und Gepäck. Jalapa und Perote — dessen kleine Feste, San Carlos de Perote, für den Schlüssel zu der Hochebene gilt — ergaben sich in der Bestürzung den ersten feindlichen Plänklern. Die Hauptstadt zitterte, allein Scott machte in Puebla Halt, weil fast die Hälfte seines Heeres — Freiwillige, deren Dienstzeit abgelaufen war — ihn verließ, so daß er vor dem Eintreffen von Verstärkungen nichts zu unternehmen vermochte.

Von Puebla forderte Scott die Mexikaner auf, das Joch ihrer ehrgeizigen Generale abzuschütteln. Die Friedenspartei bereitete in der Hauptstadt eine Bewegung vor, aber in dieser Gefahr schlossen sich die Generale enger an einander an und ernannten Santa Anna zum Dictator. Der Krieg sollte nun eine andere Gestalt gewinnen, der Feind durch Guerillas eingehüllt und durch kleine Gefechte und Hunger aufgerieben werden. Die Guerillas traten in ansehnlicher Zahl ins Leben, ohne daß sie viel geschadet hätten, da ihnen der Glaube an ihre eigene Sache fehlte. Nicht sie, sondern die langsam eintreffenden Verstärkungen zwangen Scott zu einer mehr als zweimonatlichen Waffenruhe in Puebla und verschafften Santa Anna Zeit, Truppen aus dem Norden heranzuziehen, die geschlagenen und zersprengten Regimenter auf's Neue zu bilden und sich eine zweite Stellung auszusuchen.

Anfang August verfügte Scott wieder über 12,000 Soldaten mit 30 Geschützen. Santa Anna, der mindestens 20,000 Mann mit 80 Geschützen bei einander hatte, gab die Pässe des Iztakihuatl, die Linie des Rio Frio auf und lehnte sich an die Seen von Mexiko an. Er befestigte den Pennon, einen niedrigen Gebirgsrücken, machte Mexicalcingo, den Schlüssel der sumpfigen Niederungen zwischen den Seen, unangreifbar, und deckte auch die Seitenstraße, die über San Antonio und Contreras führt, durch starke Werke. Scott fand das Vorrücken auf der Hauptstraße unmöglich und wandte sich seitwärts gegen San Antonio. Dieser verwegene Entschluß keilte ihn zwischen die Feinde ein und führte ihn auf einen unwegsamen Boden, dessen gangbare Stellen durch losgesprengte Felsen und Verhaue versperrt waren. Durch diese natürlichen Hindernisse, die zum Glück für ihn nicht vertheidigt wurden, hatte er sich einen Weg zu bahnen, ehe er vor Contreras ankam. Darüber verflossen drei Tage, am vierten geschah der Angriff. Zum ersten Male beging Scott, durch seine bisherigen Siege verleitet, einen verhängnißvollen Fehler. Die zum Angriff bestimmten Truppen erhielten nicht die nöthige Stärke, zersplitterten ihre Kräfte und mußten das Schlachtfeld räumen. Nach einer Nacht, die ohne Lebensmittel, ohne Feuer in Regen und eisigem Gebirgswinde verbracht wurde, gingen die Truppen nochmals vor, dieses Mal mit ganzer Macht. Der Sturm auf Contreras lieferte die ganze Stellung mit allen Geschützen und 1500 Gefangenen in die Hände der Amerikaner. (20. August). In San Antonio, das im Rücken genommen wurde, ließen die Mexikaner sich auf keinen Kampf ein, sondern flohen mit Aufgebung ihrer Geschütze. Santa Anna wurde hier nicht gefunden, er war nach Churubusco zurückgegangen, um diese letzte seiner Stellungen mit dem Rest seiner Truppen zu vertheidigen. Noch an demselben Tage folgten ihm die Nordamerikaner, machten einen Stirnangriff und waren nach zwei Stunden Herren von Churubusco. In diesen Schlachten verloren die Mexikaner 3000 Mann und 50 Geschütze, die Nordamerikaner dagegen 1800 Mann.

In drei Schlachten waren drei Heere der Mexikaner zertrümmert worden, und die letzten Reste der Truppen schienen unfähig zu weiterer Vertheidigung. Scott stand vor den Thoren der feindlichen Hauptstadt, hemmte aber hier, dem werthvollsten Kriegspfande so nahe, seine Schritte und eröffnete Unterhandlungen. Die Mexikaner schlossen einen Waffenstillstand, aber indem die Bevollmächtigten sich besprachen, gingen mehrere Provinzen einen Sonderbund

zu energischer Fortsetzung des Kriegs ein, organisirten sich größere Guerillas denn je in den Schluchten am Orizaba und Perote. Die mexikanischen Unterhändler selbst nahmen einen immer höhern Ton an, und zuletzt forderten sie ganz Texas und Kriegsentschädigung. Zu Anfang Septembers erklärte die Regierungszeitung der Hauptstadt ohne Umschweif, „es sei nun der Täuschung genug, die Hauptstadt sei uneinnehmbar geworden und man habe mithin den Zweck der Unterhandlungen erreicht." Am 7. September gingen die Bevollmächtigten unter gegenseitigen Vorwürfen auseinander, und der Waffenstillstand wurde gekündigt.

Die Zuversicht der Mexikaner stützte sich auf zwei frisch verstärkte Befestigungen: auf Chapultepec, das eine Wegstunde von der Hauptstadt entfernt die Spitze eines kühn aufsteigenden Hügels krönt, um dessen Fuß die Straße sich windet, und auf die Königsmühle, die am Anfange des langen nach Mexiko führenden Dammes liegt. Am 13. September gingen die Amerikaner gegen diese beiden letzten Bollwerke vor. Ohne alle Vorbereitungen, ohne nur ihre Büchsenschützen voranzuschicken, unternahmen sie einen Sturm, der sich bitter bestrafte. Nun erst untersuchten sie den Boden, fanden einen Weg, auf dem sich die Feste umgehen ließ, und verscheuchten dadurch allein die Besatzung, welche 1000 Gefangene zurückließ. Die Königsmühle wurde lebhaft beschossen und gleichfalls von den Vertheidigern verlassen. Am 14. September erreichte der Vormarsch den Dammweg, dessen neugemachte Gräben ohne Soldaten waren. An diesem Tage flogen die ersten Kugeln in die Stadt. Am 15. September erneuerte sich das Feuer mit Tagesanbruch, und um Mittag war Alles zum Sturme bereit. Welch ein Unterschied zwischen dieser Vertheidigung und jener des tapfern Guatimozin! Ein einziges Kloster ließ es bis zum Sturm kommen, die Truppen flohen, als Sprengungen den Zugang zu ihrer Stellung geöffnet hatten, der festeste Punkt der Stadt ergab sich, als Batterien gegen ihn aufgefahren wurden. Am Abend aber begann ein Aufstand der Leperos, der erst am nächsten Morgen durch die nordamerikanischen Kartätschen gedämpft werden konnte.

Die Einnahme der Hauptstadt führte einen beispiellosen Zustand herbei. Es war weder eine Regierung da, um Frieden zu schließen, noch eine Macht, um den Krieg fortzusetzen. Alles war Unordnung, Aufruhr und Anarchie. Ein interimistischer Präsident, Pena y Pena, ein alter ehrlicher Mann und das Haupt der Friedenspartei, sollte die Regierung führen, fand aber nicht ein-

mal in dem Congreß Gehorsam, dessen Mitglieder langsam in Queretaro eintrafen. Die bessern Generale mühten sich vergebens ab, neue Streitkräfte um sich zu versammeln. Paredes brachte es nicht auf 600 Parteigänger, Herrera trieb einige wenige Nationalgarden zusammen, Santa Anna, der noch Veracruz im Ueberfall zu nehmen und Scott vom Meere zu trennen gedachte, verbarg sich auf seinen Gütern, als er die schwache Zahl von Kämpfern sah, die mit ihm gehen wollte. Einige Guerillas hielten sich in den Wäldern und Schluchten, und auch sie verschwanden, als wiederholte Erfahrungen sie überzeugten, wie sicher die Büchse der Schützen von Texas und Mississippi treffe. Nicht lange, so führten Privathaß, Eifersucht und Bosheit den Nordamerikanern so viele Ueberläufer zu, daß Scott aus ihnen ein tausend Mann starkes Regiment bilden konnte, welches die Depeschen von Veracruz nach Mexiko überbrachte und die Straße von Räubern reinhalten half.

So weit als Mexiko von den nordamerikanischen Truppen besetzt war, herrschten Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Gesetz, darüber hinaus Mord, Plünderung, Gewalt und Rohheit. In den minder dicht bevölkerten Theilen brachen die noch unbezwungenen Indianer von allen Seiten tiefer in das Land, trieben das Vieh weg, verheerten Flecken und Dörfer und schleppten vornehme Mexikaner mit sich in die Gefangenschaft fort. Wo das Sternenbanner der Union wehte, blühte der Handel auf, wurden Zeitungen gegründet, Anstalten zur Errichtung öffentlicher Schulen getroffen, in Neu-Mexiko selbst gesetzgebende Versammlungen eingerichtet. Zugleich traf man praktische Einrichtungen, den Krieg sich selbst bezahlen zu lassen. Nicht blos wurden in allen bedeutenden Häfen an beiden Meeren Zollhäuser angelegt, sondern auch die innern Gemeinde- und Staatssteuern eingetrieben und zum Nutzen des Heeres verwendet. Die directen Steuern schrieb Scott vierfach aus, dagegen hob er alle indirecten Abgaben, Accise, Stempel, Transitzölle völlig auf. In allen Richtungen machten die Truppen Entdeckungen, welche die Mexikaner selbst erstaunen machte. Die nordamerikanische Spürkraft fand eine Straße heraus, die von Veracruz über Orizaba nach Mexiko und von Mexiko nach dem stillen Meer nicht mehr Steigung und Fall als drei Fuß auf hundert habe, und kaum war diese Entdeckung gemacht, so fanden in Mexiko unter dem Vorsitz nordamerikanischer Ingenieure Versammlungen statt, um eine Eisenbahn zu projectiren.

Durch die Ausfuhrzölle auf die edlen Metalle sicherte sich Nordamerika

eine Einnahme, welche die außerordentlichen Kriegskosten für 20,000 Mann deckte. Man brauchte aber nach der Berechnung einsichtiger Offiziere hunderttausend Mann, und zu deren Unterhalt wurden auf ein Jahr achtzehn Millionen Dollars erfordert. Der Congreß zu Washington votirte diese Summe, und dies machte den Congreß von Queretaro endlich besorgt. Die Geneigtheit zu Unterhandlungen stieg um so mehr, als man die Symptome einer definitiven Besitznahme erblickte, das Anwachsen des feindlichen Heers durch bedeutende Verstärkungen wahrnahm und von dem Anmarsch dreier Abtheilungen gegen Zacatecas, Queretaro und San Luis de Potosi hörte. Der mexikanische Trotz wurde gebrochen, der Congreß nahm den Frieden an, im untern Hause gegen viele, im obern Hause gegen wenige verneinende Stimmen. Die Union bezahlte Mexiko die Provinzen, die sie ihm nahm. Sie erhielt Neumexiko und Obercalifornien und gab für diesen Erwerb eine Entschädigung von funfzehn Millionen Dollars.

Die Gebiete, welche Mexiko abtrat, waren trotz ihres großen Umfangs — Neumexiko 10,000, Californien in seiner weitesten Ausdehnung 21,000 deutsche Geviertmeilen — für den verlierenden Staat von fast keiner Bedeutung gewesen. Californien war nach der Plünderung der Missionen als eine Ablagerung für Abenteurer betrachtet worden, an eine Benutzung Neumexiko's hatte die Indianernoth nicht denken lassen. Um so werthvoller waren diese Besitzungen für die Union, Californien vor der Entdeckung seiner Goldlager als Fortsetzung und Ergänzung des Küstenstreifs am stillen Meer, Neumexiko als Station für den Handel mit dem innern Mexiko und als Bindeglied zwischen dem Osten und Westen. Waren schon vorher alle Amerikaner von dem Bewußtsein ihrer Macht, von der zukünftigen Größe der Union, von dem Einfluß derselben auf die Geschicke der ganzen gebildeten Welt durchdrungen gewesen, so wurden sie es nach dem Kriege noch mehr. Diesen selbst hatten sie nicht wie einen Streit betrieben, nein wie eine Arbeit, wie die Ausrodung der Urwälder, die Urbarmachung des Bodens, die Erbauung neuer Städte. Das sei der unvermeidliche Gang der Ereignisse, hieß es jetzt stärker denn je, daß die Union im nächsten Kriege den Rest von Mexiko nehme, nach Mittelamerika vordringe, Costarica, Nicaragua, Honduras, Salvador, Guatemala sich einverleibe und ihr Reich bis an die Landenge von Panama ausdehne.

Gebührte Mexiko bei unserer Darstellung der neueren Verhältnisse in den

ehemaligen spanischen Besitzungen wegen seines Kriegs mit den Vereinigten Staaten der erste Platz, so haben wir zunächst die Staaten am La Plata wegen ihrer Verwicklungen mit europäischen Mächten zu erwähnen. Wir haben Buenos Ayres bereits als die spanische Provinz genannt, welche sich mit zuerst erhob und am frühesten ihre Unabhängigkeit durch völlige Vertreibung der Spanier gründete *). Jetzt haben wir sie als die Republik zu schildern, in welcher der blutigste aller der südamerikanischen Generale, welche ihr Vaterland durch ihren Ehrgeiz unglücklich machen, seine Herrschaft befestigte.

Die Naturverhältnisse der Gebiete südlich von Brasilien tragen einen riesigen Charakter. In einer Breite von vierzig Stunden wälzt der Rio de la Plata seine Wogen dem Meere zu. Einen Raum von dreihundert Stunden Länge und hundertachtzig Stunden Breite nehmen die Grasebenen der Pampas ein. Wo im Westen die Anden die Fläche begrenzen, sind es Gipfel von 12,000 Fuß Höhe, welche in die baumlose Steppe vortreten. Dieses Gebiet von 200,000 Geviertstunden hatte nach der Unabhängigkeitserklärung eine Bevölkerung von nicht mehr als 800,000 Menschen, von denen noch ein bedeutender Theil in den Städten lebte, in Buenos Ayres allein ein Achtel. Der Besitz auf dem flachen Lande befand sich in den Händen Weniger, die Estancia's dieser Reichen zählten nicht selten Hunderttausende von Ochsen. Die Gauchos, die wilden Hirten der Ebenen, die keine andere Nahrung kennen, als Rindfleisch und den Thee von Paraguay, waren von diesen Besitzern abhängig. Mit dieser Bevölkerung des offenen Landes bildeten die tonangebenden Einwohner der Hauptstadt den schlagendsten Contrast. War jene nicht allein roh, sondern auch, weil sie nicht lesen konnte, jedem Bildungsmittel unzugänglich, so nährten diese sich mit der Literatur und den Ideen Europa's und suchten ihren Stolz darin, Buenos Ayres sowohl durch seine Verfassung als durch seine öffentlichen Anstalten, seine Schulen und gemeinnützigen Vereine zu einem Muster für alle südamerikanischen Staaten zu machen.

Von den beiden politischen Parteien, die nach der Verjagung der Spanier hervortraten, repräsentirten die Unitarier die Bildung der Städte, die Föderalisten, oder die Partei der Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen, die

*) Kap. 3. S. 33 fgg.

Rohheit der Landschaft. Sieben Jahre, von 1820 — 1827, hatten die Unitarier die Herrschaft. Rivadavia war während dieser Zeit, theils als allmächtiger Minister, theils als Präsident, ihr Haupt. Es wurden die größten Anstrengungen gemacht, die Republik nach dem classischen Ideal des Liberalismus einzurichten. Man sprach die Freiheit der Presse, der Person, des Cultus aus, gründete die Nationaleinheit und erließ eine endgültige Verfassung vom 24. December 1826. In Buenos Ayres entstanden Wohlthätigkeitsgesellschaften, Sparkassen, eine Nationalbank, ein Observatorium, eine Universität, in allen Provinzen Elementarschulen. Weder die Verfassung, noch die Schulen hatten wirken können, als die Gauchos unter aristokratischen Führern sich erhoben und Rivadavia zur Abdankung nöthigten. Unglücklicherweise machten auch die besiegten Unitarier einen Aufstand, befleckten sich mit der Hinrichtung des Präsidenten Don Manuel Dorrego und gaben dadurch den bald wieder siegreichen Föderalisten den Vorwand zu entsetzlicher Vergeltung.

Unter Rivadavia's Präsidentschaft legte Don Juan Manuel Ortiz Rosas den Grund zu seiner späteren Macht. Aus einer alten spanischen Familie entsprossen, der Enkel eines Offiziers, den die Indianer in eine Kuhhaut genäht und in einem Bergstrom ertränkt hatten, war Rosas mitten unter den Gauchos aufgewachsen. Er hatte zuerst ein fremdes Gut verwaltet, aber durch Klugheit und Thätigkeit eigenen Besitz gegründet und bald ein ungeheures Vermögen erworben. Seine Riesenkraft, seine Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen, sein Bleiben bei den rohen Gewohnheiten seiner Umgebung machten ihn zum Ideal der Gauchos, und er war bereits der einflußreichste Mann, gewissermaßen der Repräsentant des gesammten flachen Landes, als die Regierung den Fehler beging, dieser gefährlichen Stellung eines Privatmanns die gesetzliche Weihe zu ertheilen, Rosas zum General der Pampas zu ernennen und mit der Bekämpfung der Indianer zu beauftragen.

Als allmächtiger Führer der Gauchos nahm Rosas an dem Sturze Rivadavia's Theil und that sich bei der Besiegung der aufgestandenen Unitarier so glänzend hervor, daß er zum Statthalter und Generalcapitain von Buenos Ayres gewählt wurde (8. December 1829). „Was meine Ueberzeugung mir eingiebt", sagte er bei der Uebernahme der Gewalt den Vertretern der Provinzen, „werde ich Euch wissen lassen, und Ihr werdet es ausführen". So faßte er also die Stellung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt gerade umgekehrt auf. Seine Ueberzeugung gab ihm ein, daß die Unitarier vertilgt

werden müßten, und die Provinzen führten dies aus. Der Anfang wurde mit allen den Anstalten gemacht, durch die Rivadavia allerdings nicht mehr als den äußern Schein eines Culturlebens hervorgerufen hatte. Gegen die Menschen mäßigte Rosas sich noch, die Zeit abwartend, da er die wenigen Männer seiner Partei, die ihm als Nebenbuhler gefährlich werden konnten, durch seine Ränke beseitigt haben würde. Um den Argwohn nicht zu erregen, legte er 1832 seine Gewalt nach dem Ablaufen des gesetzlichen Termins nieder. Seit Jahren war ein großer Zug gegen die Indianer beschlossen worden; Rosas unternahm ihn mit dem glücklichsten Erfolge. Er durcheilte die Wüste mit seinen Reitern in allen Richtungen, drang bis zu den entferntesten Grenzen vor, trieb die Indianer überall zurück, schlug sie in vielen Gefechten, nahm ihnen mehrere Tausend christlicher Gefangener ab und sicherte dem argentinischen Bunde durch die Anlage mehrerer Festen das Besitzrecht auf die unermeßlichen Gebiete, die bis zur Magellansstraße sich erstrecken.

Dieser einzige wahre Dienst, dessen sein Vaterland sich von ihm rühmen kann, verschaffte ihm bei der Präsidentenwahl von 1835 die Stimmen. Er weigerte sich der Annahme, bis die Vertreter ihm „die Summe der öffentlichen Gewalt" übertrugen und die Provinzen durch allgemeine Abstimmung seine Dictatur bestätigten. Jetzt kam sein Plan der Vertilgung der Unitarier zur Ausführung. Unitarier hieß jeder, der für einen Feind von Rosas galt, Jeder, welcher durch Bildung oder Reichthum Neid erregte. Das Schreckenssystem steigerte sich bis zu der Höhe, daß das Tragen von blauen oder grünen Stoffen, den Farben der Unitarier, als Verbrechen geahndet, die Gefängnisse mit Leuten gefüllt wurden, welche vergessen hatten, die Devise: „Tod den wilden Unitariern!" unter ihre Briefe zu setzen. Eines Tages sah das gebildete Buenos Ayres das Schauspiel eines „Todtschlags von Hunden" (Matanza de perros), einer allgemeinen Hetzjagd auf Unitarier, deren Opfer mehrere hundert gebildete und reiche Argentiner wurden. Vier Aufstände der Unitarier (1835, 1838, 1839, 1840) wurden mit Grausamkeit unterdrückt und von dem Dictator benutzt, sich selbst und seine Anhänger mit eingezogenen Gütern zu bereichern. Siegten die Föderalisten in einem Gefecht, so hieben sie Alles nieder, kamen sie in Nachtheil, so schlossen sie eine Capitulation, um sie bei der ersten günstigen Gelegenheit schamlos zu brechen.

Ein General der verfolgten Unitarier suchte in Montevideo Schutz. Die Republik nahm ihn freundlich auf, wie Rosas seinerseits den General Oribe,

das vertriebene Haupt der „Weißen" von Uruguay, freundlich aufgenommen hatte. Nichtsdestoweniger erklärte der Dictator, da ihm die Auslieferung des Generals Paz verweigert wurde, an Uruguay den Krieg. Er strebte nach der Eroberung nicht blos dieses Landes, sondern auch Paraguay's und der angrenzenden Provinzen von Brasilien. Uruguay hat ähnliche Verhältnisse wie Buenos Ayres. In der Hauptstadt Montevideo lebt die gebildete Bevölkerung, auf dem flachen Lande treiben sich Gauchos um. Danach gestaltete sich der Krieg. Erschienen die Bewohner von Montevideo auch gelegentlich im Felde, wo sie selbst hie und da einen Sieg erfochten, so blieben sie doch im Ganzen auf ihre Stadt beschränkt, während die Argentiner und die ihnen verbündete Partei der Gauchos auf dem flachen Lande die Meister spielten.

1838 erschien noch eine dritte Macht auf dem Kampfplatze. Frankreich wollte zahlreiche, seinen Unterthanen zugefügte Beleidigungen und vielfache Bedrückungen seines Handels durch Rosas mit den Waffen rächen. Admiral Mackau glaubte seinen Zweck erreicht zu haben, als Rosas nach einer zweijährigen Sperre des Plataſtroms einen Vertrag unterzeichnete, in dem er die Verpflichtungen übernahm, die französischen Unterthanen zu entschädigen, die Unabhängigkeit von Uruguay anzuerkennen und den Handel nicht weiter zu belästigen. Die französische Flotte verließ ihre Station, und Rosas begann sogleich neue und heftigere Angriffe auf Montevideo. Fünf Jahre verflossen, in denen die Verhältnisse keine wesentliche Aenderung erfuhren. Brasilien, das sich den Parana gesperrt sah, rief dann eine zweite europäische Einmischung hervor. Nachdem ein brasilianischer Abgesandter die Beschwerden seines Landes dargelegt hatte, schlossen England und Frankreich mit Brasilien einen Vertrag und ließen durch ihre Vertreter in Buenos Ayres ein Ultimatum überreichen. (23. Juni 1845). Sie forderten Einstellung des Kriegs mit Montevideo und Wiedereröffnung des Rio de la Plata für den Handel aller Nationen. Als Rosas diese Bedingungen zurückwies, nahm das englisch-französische Geschwader die argentinische Flotte, welche den Hafen von Montevideo sperrte, besetzte die Insel San Martin Garcia und öffnete den Eingang in den Parana. Der Zugang zu den reichen Märkten, die man an den Ufern des Parana und des Paraguay zu finden erwartete, war nun frei, und eine Flotte von 110 Handelsschiffen beeilte sich, den Fluß hinaufzusegeln. Aber obgleich diese Schiffe ihre mehrmonatliche Fahrt bis Corrientes, wo der Paraguay in den Parana mündet, fortsetzten, erhielten sie als Lohn für viele Mühen und

Gefahren nichts als die theuer erkaufte Ueberzeugung, daß der Tauschhandel mit der geringen und weit zerstreuten Bevölkerung an den Ufern des Flusses langwierig und wenig vortheilhaft, der Fluß selbst wegen seiner Untiefen, seiner Klippen und reißenden Strömungen für Handelsschiffe von großem Tonnengehalt schwer zu beschiffen sei, so daß man am besten thue, den Verkehr auf dem Parana den Küstenfahrern des Landes zu überlassen. Die Illusion war verschwunden, und die europäischen Mächte suchten Mittel und Wege, sich aus der La Plata-Angelegenheit zurückzuziehen, es den argentinischen Staaten überlassend, wie sie sich mit Hülfe der Nachbarstaaten der Tyrannei ihres Dictators entledigen könnten.

Fährt man den Parana hinauf, so gelangt man nach Paraguay, dem alten Staat der Jesuiten. Paraguay ist eine Oase, rings von Sümpfen, Lagunen, Einöden, undurchdringlichen Wäldern und zwei wilden, schwer befahrbaren Strömen umgeben. Als Buenos Ayres seine Revolution machte, folgte Paraguay nach, doch nur, um sich auf der Stelle gänzlich zu isoliren. So wollte es ein merkwürdiger Mann, dessen Beweisgründe, zwei scharf geladene Pistolen, für die übrigen Stimmführer von unwiderstehlicher Kraft waren. Dieser Mann war Gaspar Rodriguez Francia. Der Sohn eines Franzosen und einer Creolin, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, aber zur Rechtswissenschaft übergegangen, hatte er als uneigennütziger, muthiger Anwalt der armen Classen einen hohen Ruf gewonnen. Von der halb indianischen Bevölkerung des flachen Landes zum Abgeordneten gewählt, trat er in den Congreß ein, der mit der Berathung der Verfassung beauftragt war. Es gab in der ganzen Republik ein einziges brauchbares Buch, Rollin's Geschichte der alten Welt, und nach den Winken, welche in diesem Buche zu finden waren, modelte man eine Consularverfassung. Francia und Yegros, ein unwissender und träger Creole, waren die ersten Consuln. Man votirte ihnen zwei Sessel, von denen der eine Cäsar, der andere Pompejus hieß. Francia setzte sich auf den Cäsarstuhl. Bei dem nächsten Congreß forderte er die Abgeordneten auf, nur einen höchsten Beamten zu ernennen. Man sah die Vortrefflichkeit des Raths ein und ernannte natürlich ihn. Es gab indessen noch einige Unzufriedene, und um diese still zu machen, proclamirte Francia plötzlich die reine Demokratie und berief eine gesetzgebende Versammlung von tausend Köpfen nach der Hauptstadt. Diese Gesetzgeber, die keine Taggelder erhielten, waren so rathlos, daß sie nur den einen Beschluß faßten,

Francia die Gewalt zurückzugeben. Von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode war er der unumschränkte Gebieter von Paraguay.

Damit kein auswärtiger Einfluß ihn störe, sperrte Francia sein Land nach außen hermetisch ab. Europäer, welche den ungastlichen Boden betraten, wurden entweder fortgewiesen oder gefangen gehalten, und dieses letztere Loos traf auch den Botaniker Aimé Bonpland, den Gefährten Humboldt's auf jener berühmten Reise nach den amerikanischen Tropenländern, von welcher eine neue Epoche der Naturforschung datirt. Die Spanier und Creolen Paraguay's wurden von allen Aemtern entfernt und durften nicht einmal Handel treiben. Von den Einkünften ihres Vermögens zu leben, das war Alles, was Francia ihnen erlaubte. Die Mischlinge und Indianer regierte er nach einem System, das er den Traditionen der alten Missionen entnahm, und so fest saß noch in den Gemüthern die Lehre von dem Gehorsam, welche die Jesuiten gepredigt hatten, daß Alles sich willig unterwarf. Francia ordnete an, was gebaut werden sollte, richtete die häusliche Industrie auf die verschiedenen Zwecke, welche ihm als die wohlthätigsten erschienen, befahl die Vermehrung der Viehzucht, die Einführung einer solchen Cultur, daß dem Boden jährlich zwei Ernten abgewonnen werden konnten. Durch ein Spionirsystem, das in alle Haushaltungen drang, überzeugte er sich von der Ausführung seiner Befehle. War ein Arbeiter fortwährend träg und ungeschickt, so wurde er zum Tode verurtheilt. Wie Francia in Vielem eigenthümlich war, so war er es auch darin, daß er sich nicht von der Geistlichkeit helfen ließ. „Meine Kanonen sind meine besten Heiligen", war sein Wahlspruch. Seine Stütze war das Heer, das er bis auf fünftausend Mann vermehrte und nur von Leuten aus den untersten Classen befehligen ließ.

Die Resultate, welche Francia erreichte, waren dieselben, welche der moderne Communismus anstrebt. Keine Ungleichheit der Bildung beleidigte die Bürger, und jeder Bürger hatte seine tägliche Nahrung. Mit dem Stolz eines fourieristischen Anarchen konnte Francia einem der wenigen Europäer, die er ausnahmsweise auf kurze Zeit im Lande ließ, sagen: „Betrachten Sie die Resultate. Vergleichen Sie Paraguay mit den Staaten des argentinischen Bundes. Paraguay hat Erzeugnisse genug, das Volk lebt hier in Ueberfluß und Ruhe. Was hat mich das gekostet? Den Tod oder die Einkerkerung einer Handvoll unruhiger Köpfe. Und die Athenienser von Buenos Ayres, die Portenos, was haben sie gegründet? Sie haben in alle Winde

der Pampas den Ruf: Freiheit! geschleudert. Und überall haben sie eine Wüste geschaffen und Trümmer und Gebeine der durch ihre eitlen Zänkereien erwürgten Bevölkerung umhergestreut. Nicht ein Weiler, nicht eine Hütte trägt ihre Spuren!"

Diese Herrschaft dauerte von **1817 — 1840**, durch keine Unruhe, keinen Aufstand unterbrochen. Dennoch hatte Francia Feinde, die Spanier und Creolen, die Geistlichkeit, die er durch offene Verachtung und durch die Aufhebung aller Klöster tödtlich verletzt hatte. Er wußte dies und wurde gegen das Ende seines Lebens mißtrauisch. Einmal ließ er eine Menge Häuser niederreißen, damit sich zwischen ihnen nicht ein Mörder verbergen könne, ein anderes Mal gab er den Schildwachen den Befehl, Jeden niederzuschießen, der an seiner Wohnung stehen bleibe und zu den Fenstern hinaufsehe. Seine düsteren Befürchtungen trafen nicht ein; kein Mörder, sondern ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende. (September **1840**.)

Nach Francia's Tode mußte das creolische Blut sich in Revolutionen austoben. Der Alcalde der Hauptstadt, den der Dictator selbst zum Nachfolger gewünscht hatte, behauptete sich nicht fünf Monate. Ein Unteroffizier stürzte ihn und machte einen neuen Präsidenten, der gerade vierzehn Tage am Ruder blieb. Die neue Revolution führte zu der Consularverfassung zurück, welche von **1841 — 1844** Geltung behielt. In dem letztgenannten Jahre berief der eine der Consuln, Don Carlos Lopez, einen Congreß und ließ sich von diesem die alleinige Herrschaft auf zehn Jahre übertragen. Der Congreß hatte nach eintägiger Berathung gefunden, „daß ein Präsident besser sei, als zwei Consuln". Mit Lopez kehrte das System Francia's zurück, die Verbannung der Fremden, die hermetische Sperre, Gewaltmaßregeln und Hinrichtungen. Nur die beiden Abweichungen fanden statt, daß Lopez die Geistlichkeit, die Francia von sich gestoßen hatte, zur Mitträgerin seiner Herrschaft machte, und daß er mit großem Prunk lebte, während für Francia's einfache Haushaltung dreitausend Piaster jährlich genügt hatten.

Von den Grenzen Uruguay's bis Guyana nimmt die atlantische Küste auf einer Länge von tausend und sechshundert Stunden das Kaiserthum Brasilien ein. Auf dieser weiten Strecke öffnen sich eine Menge von Buchten oder Häfen. San Luis, Paranahyba, Alagoas, Sergipe del Rey, Bahia, Porto Seguro, Rio de Janeiro, Portalegre u. a. m. In einer Breite von neunhundert Stunden zieht sich Brasilien tief in das Land hinein, lehnt sich

mit seiner westlichen Grenze von Norden nach Süden an lauter ehemalige spanische Staaten und trennt sie gewissermaßen. Das Kaiserthum selbst ist dagegen in einer festen Masse vereinigt, in die keine Enclave sich hineinschiebt. Es ist einer der Absatzwege von Paraguay, die Mehrzahl der Flüsse Boliviens mündet in seine Ströme, die Entwicklung eines unermeßlichen Theils von Peru hängt von der Handelsbewegung ab, deren der Maranon fähig ist. Aber Brasilien ist schwach bevölkert. Es will keinen europäischen Einfluß, weder bei sich, noch in ganz Südamerika, wo es den herrschenden Staat spielen möchte. Das Mißverhältniß zwischen seinen Kräften und seinen großen Zielen soll durch eine Ruhmredigkeit gedeckt werden, welche Niemand täuscht, als seine eigene Bevölkerung, die hauptsächlich darum nicht vorwärts kommt, weil sie mit einer glänzenden Ferne im Auge vergißt, wie traurig es in ihrer nächsten Nähe aussieht.

Als constitutionelle Monarchie ist Brasilien von den ewigen Kämpfen um die oberste Gewalt verschont geblieben, die uns in den südamerikanischen Republiken mit so verwüstenden Folgen entgegentreten. An Ränken und Aufständen hat es darum nicht gefehlt. Nach der Abdankung Dom Pedro's trennte sich die Opposition in zwei Bruchtheile, einen republikanischen, der die sofortige Beseitigung der monarchischen Formen verlangte, und einen gemäßigten, der, obgleich er ebenfalls Republikaner in sich enthielt, Brasilien für eine solche Umwälzung nicht reif erachtete und die herrschende Familie aus Vaterlandsliebe auf dem Throne erhielt. Die Regentschaft, die für den unmündigen Dom Pedro II. regierte, besiegte im Verein mit dem Padre Feijo, der zum Regenten ernannt worden war, die altportugiesische Partei, erregte indessen das Mißvergnügen der Republikaner, welche in Pernambuco, Maranham und Para Aufstände erregten. Diese Erhebungen wurden unterdrückt, aber nun empörte sich die Provinz Rio grande do Sul, und dieser Aufstand setzte sich bis zum Jahre **1844** fort.

Der Aufstand von Rio grande sollte in der Schwäche der Regentschaft seinen Grund haben, und dieser Vorwurf wiederholte sich so lange, bis die drei Regenten — Francisco de Lima, die Doctoren Costa Carvalho und Braulio Moniz — ihre Stellen niederlegten. Feijo, der sie ersetzte, wollte ohne Kammern regieren, und hetzte, als er darüber gestürzt wurde, die farbige Bevölkerung von Bahia auf. Mulatten und Neger vereinigten sich und mordeten die Weißen. Unter der Leitung des ausgezeichneten Arztes Sabino

entwarfen beide Stämme eine Föderativverfassung und gaben sich die ersten Grundzüge einer Regierung, die ausschließlich von Mulatten und Schwarzen gebildet werden sollte. Fünf Monate verflossen, ehe kaiserliche Truppen erschienen, Bahia einschlossen und nach viertägigen Stürmen einnahmen (April 1838). Die Farbigeu waren indessen noch immer so furchtbar, daß man allen, welche sich ergaben, Amnestie bewilligte und selbst Sabino unangefochten nach Matto Grosso abziehen ließ.

Diese Bewegung der Schwarzen und Farbigen machte noch nicht allen Weißen die Nothwendigkeit fühlbar, die Kraft der Regierung nicht zu schwächen. Es bildete sich aber doch eine von Intriguen unabhängige Partei, welcher sich in Kurzem die talentvollsten, einflußreichsten Staatsmänner Brasiliens anschlossen, indem sie mit dem Hof und den persönlichen Freunden des Kaisers vereint ein Ministerium bildeten. Die neue Verwaltung verstand es, mit großer Energie und Feinheit durch eine Reihe von Gesetzen über Verwaltung, Polizei und Rechtspflege die Unabhängigkeit der Provinzen an der Wurzel anzugreifen und der ausübenden Gewalt Kraft und Zusammenhalt zu geben. Der Urheber der meisten dieser Gesetze und die wahre Seele der Conservativen war der Senator Bernardo Perreira Vasconcellos, neben ihm machte sich Honorio Carneiro Leao durch seine Thätigkeit bemerklich. So heilsam die Grundsätze dieser Männer aber auch waren, so regte doch ihre Rücksichtslosigkeit und persönliche Herbheit verbunden mit ihrem energischen Vorschreiten alle liberalen Sympathien und vornehmlich den Provincialgeist zum heftigsten Widerstande auf. Als Dom Pedro II. im Jahre 1841 trotz seiner großen Jugend für volljährig erklärt worden war, die Minister, die Kammern, in denen die Liberalen auf eine Mehrheit hoffen durften, noch vor dem Zusammentreten derselben aufgelöst und die Gültigkeit des Ausspruchs der Geschworenen von der Bestätigung kaiserlicher Richter abhängig gemacht hatten, ging dieser Widerstand in St. Paulo und Minas Geraes in offene Empörung über. Die Bewegung von St. Paulo wurde von dem kaiserlichen General Caxias unschwer unterdrückt, nicht so die der Diamantenprovinz, wo ein angesehener Mann, Dom Jose Feliciano, den Oberbefehl führte. Eine Schlacht bei Queluz ging für die Regierungstruppen verloren (26. Juli 1842), dagegen scheiterte Feliciano mit einem Angriff auf die offene Hauptstadt Europreto und richtete nun seine Sache selbst zu Grunde, indem er die Farbigen und Schwarzen zu den Waffen rief. Die Grund-

eigenthümer zogen sich von ihm zurück, 3000 Mann des Revolutionsheers fielen ab, und den Rest sprengte Caxias in der Schlacht von Santa Lucia auseinander. Wie früher Sabino, so wurde auch Feliciano, nachdem er sich in eine andere Provinz geflüchtet hatte, nicht weiter beunruhigt.

Die conservative Partei wollte ihren Sieg in einer Ausdehnung benutzen, welche die Freunde des Kaisers beunruhigte. Da Vasconcellas und Leao keine Nachgiebigkeit zeigten und sogar jede Einsprache des Monarchen als verfassungswidrig zurückwiesen, wurden sie entfernt. An ihre Stelle traten die Santa-Lucias, wie man die liberale Partei nach ihrem unglücklichen Treffen in Minas Geraes nannte. Das erste Geschenk, das sie dem Lande machten, war die Beendigung des langen Bürgerkriegs in Rio Grande do Sul. Weniger die Waffen des Generals Caxias, als die alten Verbindungen der Minister mit den Empörern entschieden die Unterwerfung der wichtigen Grenzprovinz. Es trat nun Ruhe ein. Aus den Reihen der liberalen, zum Theil sogar der ultraliberalen Partei hervorgegangen, gewährte das Ministerium dieser Partei, der einzigen, welche gewaltsame Erschütterungen hervorrufen konnte, persönliche Befriedigung, ohne daß es dabei die heilsamen Gesetze, durch welche die Conservativen die Regierung gestärkt hatten, im mindesten antastete. Es beschränkte sich darauf, die Regierung in ziemlicher Ordnung fortzusetzen, und führte durch seine Vorsicht, mochte diese auch zuweilen ganz wie Unthätigkeit aussehen, die früher so unruhigen Parteileidenschaften allmälig dem Absterben zu.

Beweisen diese politischen Verhältnisse einen Fortschritt aus der Anarchie zu geordneteren Zuständen, so läßt sich den gewerblichen und sittlichen Verhältnissen kein Gleiches nachrühmen. Nicht daß es an einzelnen Anstrengungen und gutem Willen überhaupt gefehlt hätte. Von den meisten Ministern und von allen Parteien wurden Reformen besprochen, zum Theil auch versucht. Dann mischte sich aber bald die brasilianische Eitelkeit ins Spiel. Da in den Kammern nie Jemand zugestehen wollte, daß Brasilien oder seine Provinz durchgreifender Reformen bedürfe, so einigte sich zuletzt immer Alles dahin, die etwaigen Verbesserungsvorschläge als unnöthig oder beleidigend zurückzuweisen. Straßen sind das dringendste Bedürfniß eines Landes, das einen so unerschöpflichen Bodenreichthum besitzt, und wo in der einen Provinz die Ernten in den Vorrathshäusern verderben, während in der nächsten Provinz Hungersnoth herrscht. Diese erste aller Sorgen vernachlässigte man, während für

die Binnenschifffahrt, so leicht der Rio Doce, Rio Micuri, Rio Grande de Belmonte von allen Hindernissen der Schifffahrt befreit werden könnte, eben so wenig geschah. Wegen Mangel an Straßen mußte die Verbindung zwischen der Hauptstadt und den Provinzen auf dem Meere erhalten werden, wo die beständig wehenden Winde für Segelschiffe sehr hemmend sind. Nach langem Zaudern kaufte man in England einige Dampfschiffe, die aber zu schwach waren und wegen der Ungeschicklichkeit der Ingenieure an den Maschinen ewig Schaden erlitten, so daß wenig gebessert wurde.

1846 gab es in Brasilien ganze Bezirke, in denen man kaum zwei Ehepaare fand. Ungehindert konnte die Rachsucht, das zweite Laster der Bevölkerung, ihre Befriedigung nehmen. War die Justiz nicht bestochen, so fürchtete sie sich vor dem innigen Verbande der reichen Gutsbesitzer, der in jeder Provinz stärker ist, als die Regierung. Als 1843 sechszig bewaffnete Pflanzer Blutrache geübt hatten, gestand der Justizminister in den Kammern, daß nicht einer der Verbrecher ergriffen worden sei; „denn," sagte er, „die Mörder wurden von einigen reichen Männern geleitet und fanden bei diesen ein Asyl." Hatte Brasilien 1844 zwei Schulen der Medicin, zwei Rechtsschulen und eine Akademie der schönen Künste, die zusammen von 580 jungen Leuten besucht wurden, so gab es in der Provinz Rio de Janeiro, deren Bevölkerung sich auf 400,000 Seelen beläuft, nur 1350 Elementarschüler, und in Minas Geraes, der reichsten und bevölkertsten aller Provinzen, 7000.

Wenn man den Amazonenstrom, dessen Beschiffung ohne große Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein soll, näher erforscht haben wird, dann eröffnet sich ein Zugang zu dem östlichen Abhange der Cordilleren, der sich zu diesem riesenhaften Wasserbecken hinabsenkt. In einer Ausdehnung von fünfhundert Stunden erwarten hier die fruchtbarsten und unbekanntesten Theile der Republik Peru die Stunde ihrer Aufschließung für die große Weltbewegung. Zur Zeit zählen sie in der Geschichte Peru's für nichts und folgen willenlos den Schicksalen des Staats, dem sie zugetheilt sind. Die Kraft Peru's ruht in der Gegenwart nicht auf ihnen, sondern auf dem Küstenstriche am stillen Meere und auf den Bergwerken der Anden, über denen auf dürren Hochebenen die Indianer ihre Heerden von Llamas und Alpacas weiden. Ist Brasilien in der Gegenwart eine Welt für sich, so vereinigt sich Peru mit Bolivien und Chile zu einer Gruppe, in deren Geschichte sogar Columbien, wenn auch nur schwach und vorübergehend, hineinspielt.

Peru hatte das Glück, das letzte Schlachtfeld des Unabhängigkeitskriegs zu sein. Auf seinem Boden wurde jene Schlacht von Ayacucho ausgefochten, welche der südamerikanischen Herrschaft der Spanier den Todesstoß versetzte*). Als die Spanier vertrieben waren, ließ sich Bolivar in Peru wie in Oberperu, dessen Unabhängigkeit eigentlich Sucre entschieden hatte, das aber doch aus Dankbarkeit gegen den „Befreier“ den Namen Bolivien annahm, zum lebenslänglichen Dictator ernennen. Man beschuldigte ihn bald, daß er mit Hülfe der columbischen Truppen, die er in beiden Ländern stehen ließ, sich zum Kaiser machen wolle, und fand in einem „bolivianischen Gesetzbuch,“ das auf eine abenteuerliche Weise an die Ynca's erinnerte, die Bestätigung dieses Argwohns. Die columbischen Truppen halfen selbst dazu, daß das Kaiserreich, bei dessen Stiftung auf sie gerechnet wurde, wie ein Traum zerrann. Sie „pronunciirten“ mit den Peruanern gemeinschaftlich, räumten Peru, bald darauf auch Bolivia, und fochten in dem kurzen Kriege, den Bolivar durch seinen Einfluß in Columbien erregte, keineswegs mit dem Eifer von künftigen Kaisergarden. Die Union mußte von Bolivar aufgegeben werden, Peru und Bolivien bildeten Staaten für sich.

Raschen Schrittes gehen wir bei den Kämpfen vorüber, die in dem unabhängigen Peru zwischen Generalen um den Besitz der höchsten Gewalt geführt wurden. Der Ehrgeiz war nicht das einzige Motiv dieser Pronunciamientos, ein zweites kam dazu in der traditionellen Nebenbuhlerschaft der vier Städte Lima, Cuzco, Puno und Arequipa, welche gewissermaßen eine natürliche ist, da jede dieser Städte in Folge der Bodenbildung und der weiten Entfernung bis zur Küste oder zum Innern eine Art von Unabhängigkeit behauptet. Gamarra war der erste General, welcher bis zum gesetzlichen Termin Präsident blieb (1827—1833). Ihm folgte in der höchsten Würde der General Orbegoso, der als Angehöriger einer der ersten Familien die Sympathien der ganzen alten spanischen Aristokratie für sich hatte. Gegen ihn erhob sich Lima, dann nach dessen Bewältigung Puno und bald darauf Cuzco. Zu Anfang des Jahres 1835 gab es in Peru drei Präsidenten der höchsten Gewalt: Orbegoso in Arequipa, Salaberry in Lima, Gamarra in Cuzco. Es sollte noch ein vierter dazukommen.

In Bolivien war die oberste Gewalt dem General Santa Cruz über-

---

*) S. pag. 52 fg.

tragen worden. Zufällig befand er sich zu jener Zeit (1826) in Chile, was zwei andere Generale zu einer Revolution benutzten. Erst 1829 gelangte Santa Cruz auf den Präsidentenstuhl, den er noch einnahm, als die drei Prätendenten in Peru ihren Kampf erhoben. Indem er sich einzumischen beschloß, ließ er sich von dem dringenden Bedürfnisse seines Vaterlandes berathen, einen Küstenstrich am stillen Meere zu gewinnen. Bolivien besaß an jenem Meere nur den engen und einzigen Punkt Puerto da Mar (Cabija). Den Vorwand seiner Einmischung lieh ihm ein dringendes Hülfsgesuch des Prasidenten Orbegoso.

Puno, Cuzco und Arequipa wollten sich in dem Augenblicke, als Santa Cruz mit einem bolivischen Heere die Grenze überschritt, als unabhängige Staaten von Lima trennen, und die Verwirrung hatte nach einjähriger Anarchie den Gipfel erreicht. Zwei Siege, der eine über Gamarra bei Yanacocha, der andere über Salaberry bei Socobaya erfochten, machten Santa Cruz zum Herrn des Landes. In Lima, wo er am 9. Januar 1836 seinen Einzug hielt, sprach er den höhern Gedanken aus, der ihn hergeführt hatte. Peru sollte sich in zwei Staaten, Nordperu mit Lima und Südperu mit Cuzco und Puno, theilen und mit Bolivien einen Bundesstaat bilden. Die beiden Versammlungen von Nordperu und Südperu, ebenso Bolivien, gaben ihre Zustimmung, und Santa Cruz wurde zum Protector des Bundes erwählt.

Gemeinschaftlichkeit der Sprache, der Sitten, der Bedürfnisse, selbst eine gegenseitige geographische Abhängigkeit wiesen die drei Staaten zu einander hin. Andere und mächtigere Verhältnisse trennten sie: die Unermeßlichkeit der Entfernungen, der mangelnde Zusammenhalt einer dünn gesäeten Bevölkerung, der eingewurzelte Unabhängigkeitstrieb der größeren Gemeinden, die Eifersucht der einzelnen Provinzen auf einander. In Peru sprach man kurz nach der Vereinigung bereits von einer Fremdherrschaft, und der Nationalstolz konnte die beiden gegen Santa Cruz verlorenen Schlachten nicht verschmerzen. Diese Stimmung schürte ein Nachbarstaat, der eben jetzt in seine staatsrechtlichen Doctrinen die Lehre vom amerikanischen Gleichgewicht aufgenommen hatte.

Es war nicht das erste Mal, daß Chile in peruanischen Verhältnissen handelnd auftrat. In der Schlacht von Ayacucho hatten Chilener mit Peruanern gemeinschaftlich gestritten, dann war Isolirung und endlich Feindschaft

eingetreten. Inzwischen war Chile durch dieselben Revolutionen nach persönlichen Motiven heimgesucht worden, denen außer Paraguay keine Republik des amerikanischen Südens entgangen ist. Hier hatte es sich indessen zugleich um politische Grundsätze gehandelt, um den Gegensatz zwischen Demokratie und Aristokratie. Die Demokratie, deren Herrschaft die frühere war, machte Chile zu einem Föderativstaat, der von den Staaten Coquimbo, Sanjago und Concepcion und von dem Gebiet Chiloe gebildet wurde. Ein gemeinschaftlicher Congreß ordnete die allgemeinen Angelegenheiten und schlichtete die entstehenden Streitigkeiten. Diese vortrefflichen Bestimmungen hinderten nicht, daß der Streit der Generale fortdauerte. 1830 wurde General Freyre, der Führer der Demokraten und Föderalisten, vom General Prieto, dem Haupte der Aristokraten und Unitarier, in der Schlacht von Lirnay (17. April) besiegt, und die Folge war die Umwandlung des Föderativstaats in einen Einheitsstaat.

Freyre hatte sich nach Peru gewendet und sollte von dort aus mit Unterstützung der einheimischen Behörden Versuche gemacht haben, in Chile Unruhen zu erregen. Als nun Santa Cruz seinen peruanisch-bolivischen Bund stiftete, entstand in Chile der Argwohn, daß man auch diesen Staat in die Conföderation hineinziehen wolle. Ecuador und Buenos Ayres hegten dieselbe Befürchtung und schlossen mit Chile einen Gegenbund. Die beiden ersten Staaten betheiligten sich jedoch wenig an dem Kriege, dessen ganzes Gewicht von Chile zu tragen war. Das Uebergewicht der Chilener zur See und ihre Verbindungen mit peruanischen Unzufriedenen sicherten ihnen Vortheile, gegen welche die seltene Thatkraft des Protectors auf die Länge nichts vermochte. Eine erste Expedition scheiterte so vollkommen, daß die Chilenen lange Zeit sich auf Neckereien beschränkten. Aber die Schlacht von Yungay, in der ihr General Don Manuel Bulnes den vollständigsten Sieg davontrug (20. Januar 1839), versetzte dem peruanisch-bolivischen Bunde den Todesstoß. Peru und Bolivien nahmen ihre alte Stellung wieder ein. Santa Cruz wurde von seinem Vaterlande verstoßen, zurückgerufen, wieder aus Furcht vor einer Intervention Chile's und Peru's verjagt und zuletzt nach Europa in eine ehrenvolle Verbannung geschickt. Man übertrug ihm die Vertretung Boliviens bei den Höfen von Paris, London, Madrid, Rom und Brüssel.

Der Sturz des Protectors überlieferte in Peru die Gewalt naturgemäß

der Restauration. In Huancayo versammelte sich ein Congreß und gab eine neue Verfassung, deren Bekanntmachung eine neue Periode der Anarchie bezeichnet. Zum Glück für Peru trugen dieses Mal, nachdem die Unordnung von 1839—1845 selten aufgehört hatte Regel zu sein, die Vertheidiger der Verfassung den Sieg davon. Der von ihnen erwählte Präsident Don Ramon Castilla hatte die Empfehlung für sich, nie gegen eine rechtmäßige Gewalt gekämpft zu haben, und rechtfertigte die Erwartungen, die man von ihm hatte, durch kräftige Erhaltung der Ordnung, durch viele Reformen in den Hauptzweigen des Staatswesens und durch Entwicklung der materiellen Hülfsmittel. Diese letztern hatten selbst in den schlimmsten Tagen der Anarchie nicht ganz vernichtet werden können. In jedem Jahre von 1826—1835 lieferte der Cerro de Pasco, die ergiebigste Silberader Peru's, einen Ertrag von 1$^1/_0$ Millionen Thaler, in jedem Jahre seit 1836—1846 von drei Millionen Thaler. Nach einer Finanzklemme, welche die früheren Regierungen genöthigt hatte, zu einem Zinsfuße von 2 bis 3% monatlich Gelder aufzunehmen, gelangte man unter Castilla zu einem Ueberschusse der Einnahmen über die Ausgaben. Man verdankte dies der kostbaren und unverhofften Hülfsquelle, welche die Regierung in dem Verkauf des Guano fand. Auf den Chincha-Inseln und mehreren benachbarten Eilanden vor der Küste Peru's lagern ungeheure Massen*) dieses von Vögeln herrührenden Düngers, dessen Verwendbarkeit für den Ackerbau die Landwirthe Englands und Deutschlands so gut zu würdigen wissen. In Peru hatte man diesen Dünger stets mit Vortheil benutzt, daß sich aus ihm ein Ausfuhrartikel machen lasse, erkannte man von 1840 an. In jenem Jahre gewann die Regierung nicht mehr als 10,000 Piaster, unter Castilla's Präsidentschaft wurden aus dieser bescheidenen Summe 3$^9/_{10}$ Millionen, und die Ausfuhr hob sich auf 128,000 Tonnen.

Bolivien ist seit der Auflösung des Bundes aus Unruhen nicht hinausgekommen. Verschwörungen, Aufstände, Mordanfälle auf den jeweiligen Präsidenten wechselten mit einander, ein permanenter Bürgerkrieg erzeugte die hoffnungsloseste Anarchie. Mit Gewalt erhielt sich die gerade herrschende Partei, mit Gewalt wurde sie gestürzt. Die Lage des Staats wurde dadurch

---

*) Auf den Chincha-Inseln allein schätzt man die Masse des im Laufe vieler Jahrhunderte aufgehäuften Guano's auf sechsundvierzig Millionen Tonnen (zu zwanzig Centnern). Als Basis der Berechnung dient die Oberfläche der Inseln und die mittlere Tiefe des Guano's.

noch unendlich trauriger, als sie es ohnehin in Folge eines unbegreiflichen Fehlers seines Gründers war. Bolivar rief Bolivien ins Leben und gab ihm zugleich Grenzen, die seine Existenz zu einer fast unmöglichen machen. Der einzige bolivische Hafen ist von Potosi hundertundsiebenzig Stunden entfernt, und um zu ihm zu gelangen, muß man eine unermeßliche Wüste, ein Land ohne alle Hülfsquellen durchschreiten. Der östliche Theil Boliviens, der bis Brasilien und Paraguay reicht, enthält die fruchtbarsten Ebenen. Die kostbarsten Hölzer wachsen dort, jungfräuliche Wälder entfalten eine mächtige Vegetation. Es giebt keine Industrie, die auf diesen Ebenen nicht gedeihen könnte: Zucker, Kaffee, Cacao, Cerealien, Weiden für Heerden, alle diese Elemente vereinigen sich, die Provinzen Mojos und Chiquitos zu einem gesegneten Gebiet zu machen. Aber die Flüsse münden auf fremdem Boden, der Beni, Madera und Mamore in den Maranon, der Pilcomayo, Vermejo und Paraguay in den Rio de la Plata. Die Sklaverei ist 1836 abgeschafft worden. Die Indianer stehen nach Bolivar's Code boliviano unter „Vormundschaft." Drei Tage der Woche gehören ihnen, drei Tage arbeiten sie für den Staat auf dessen Pflanzungen unter der Aufsicht von Weißen. Sie bilden den weitgrößten Theil der 800,000 Menschen, die sich auf dem unermeßlichen Gebiet der Republik fast verlieren. Der Ertrag ihrer Arbeiten fließt in einen Fonds (beneficencia), der für gemeinnützige Zwecke, insbesondere für das Unterrichtswesen, bestimmt ist. 1845 hat man den Unterricht nach europäischem Muster eingerichtet, eine Universität, mehrere Collegien gegründet, „an einigen Punkten sogar Elementarschulen eröffnet." Der Studienplan, der in großer Vollständigkeit veröffentlicht worden ist, bleibt das Einzige, was man vom Unterrichtswesen hat. Es fehlen die Lehrer, es fehlt das Geld, die Fonds der beneficencia sind zu der Quelle geworden, aus welcher die Regierung bei jeder Verlegenheit, das heißt immer schöpft. In manchen Jahren verschlangen die außerordentlichen Kriegsausgaben die gesammten Staatseinnahmen ($1^7/_8$ Millionen Piaster), die man durch die Ausgangssteuern auf Gold, Silber, Kupfer, Chinarinde, durch die Kopfsteuer der Indianer, die Münze u. s. w. erhält.

Daß Chile ein glücklicheres Loos fiel, war hauptsächlich das Verdienst des Ministers Portales, eines der wenigen Staatsmänner, welche aus den südamerikanischen Revolutionen hervorgegangen sind. Portales war ein energischer, hochgebildeter Mann, den der edelste Ehrgeiz beseelte. Er hätte

Präsident sein können, er begnügte sich damit, Minister zu sein, weil er so die Seele der Bewegung sein konnte, die er dem Staatsleben einzuhauchen gedachte. Das erste Ziel, das er sich steckte, war, die feindlichen Elemente darniederzuhalten, den revolutionairen Geist in allen seinen Formen zu ersticken, sowohl wenn er als militairischer Ehrgeiz, wie wenn er als theoretische Verfassungsmacherei oder als Pöbelfrechheit sich zeige, und auf dem beweglichen Boden Südamerika's die Grundlagen einer dauernden Organisation zu legen. Durch Klugheit und Beharrlichkeit erreichte er dieses Ziel. Sein Werk war die Verfassung von 1833, unter deren Bestimmungen das kühne Gesetz hervorleuchtet: „Das Heer hält keine Berathungen, es gehorcht.“ Damit dieses Gesetz zur Wahrheit werde, errichtete Portales eine Miliz von 64,000 Mann und setzte das stehende Heer von 11,530 auf 3000 Soldaten herab. Mit dem Ministerrath wurde ein Staatsrath in Verbindung gesetzt, die Justiz so verbessert, daß sie sich wieder die Achtung der bessern Classen erwarb. Den Staatshaushalt machte Portales zu dem geordnetesten in ganz Südamerika, alle Zweige der Verwaltung empfanden seine verständige Leitung. Einen Despotismus organisirte er nicht, seine ganze Politik verrieth die Tendenz, die Gewalt mit den nöthigen Attributen zu versehen, ohne sie mit irgend Jemand zu identificiren.

Als Chile gegen Peru rüstete, begab sich Portales nach Quillota, um die Vorbereitungen persönlich zu leiten. Die Offiziere grollten ihm, weil er ihnen die Mittel zu willkürlichen Revolutionen genommen hatte, und einer von ihnen, der Oberst Vidaurre, der dem Minister für manche empfangene Wohlthat verschuldet war, hetzte die Soldaten zu einer Meuterei auf. Portales wurde gefangen genommen (3. Juni 1837). Die Miliz rückte zur Befreiung an, und Vidaurre wurde in einem Treffen bei Castello del Baron vernichtet, aber auf seinen Befehl hatte vor dem Beginne der Schlacht Portales von vierzehn Bajonnetstichen durchbohrt sterben müssen.

Durch den Tod von Portales wurden die Reformen verzögert. 1841 wurde der Präsident Prieto durch den General Bulnes ersetzt, der sich durch die Vertilgung der furchtbaren Bande der Pincheyras, des letzten Ueberrestes der vertriebenen Spanier, verdient gemacht hatte. Bulnes stand neutral zwischen den Parteien und hatte das Glück, in Manuel Montt einen ebenbürtigen Nachfolger von Portales zu finden. Montt befolgte die Politik, in die Gesetze und Einrichtungen nur solche Reformen übergehen zu lassen,

welche bereits von der Zeit gereift, in den Ideen und Sitten allgemein anerkannt waren, inzwischen aber die bestehende Ordnung kräftigst aufrecht zu erhalten, damit sich das Land an Regelmäßigkeit und Festigkeit gewöhne. In dem Geiste der Verfassung, welche die Erziehung für die erste Sorge erklärt, errichtete er überall Schulen und schickte talentvolle Chilenen nach Deutschland und Frankreich, damit sie sich dort zu Lehrern ausbildeten. Die versöhnende Tendenz seiner politischen Maßregeln rief einen Wetteifer der Parteien hervor, von dem das Land Anregung und Wachsthum empfing. Die Geschichte Chile's seit zwanzig Jahren legt das Zeugniß ab, daß jeder Fortschritt in der politischen Beruhigung einem Fortschritt in der materiellen Lage entsprach. Ein durch wenige vorübergehende Störungen unterbrochenes Aufsteigen macht sich bemerklich in dem Ackerbau, in den öffentlichen Einkünften, in dem Handel mit dem Auslande, in der Bewegung der einheimischen Industrie. Der Maßstab des Zehntenertrags ergiebt in funfzehn Jahren mehr als eine Verdoppelung der Erzeugnisse des Landbaues. 1833 erhob der Staat an Zehnten 201,000 Piaster, im Jahre 1848 schon 461,029. Von 800,000 Piastern des Jahres 1831 hoben sich die Zölle im Jahre 1848 auf nahe an zwei Millionen, und dem entsprechend stiegen die allgemeinen Einnahmen, die fast regelmäßig einen Ueberschuß über die Ausgaben lieferten. Vor dreißig Jahren war Chile ein sich selbst überlassenes Land, das sich kaum selbst genügte und von auswärtigen Handelsbeziehungen so gut wie entblößt war. Seitdem ist Valparaiso zu einem Mittelpunkte des Handels geworden, der im stillen Meere das Uebergewicht behauptet. 1844 hatte es Einfuhren und Ausfuhren von $14^7/_{10}$, im Jahre 1847 von $18^1/_2$ Millionen Piaster Werth. Jeder Kopf der Bevölkerung trug zu dem allgemeinen Handel dreizehn Piaster bei, was eine höhere Zahl ist, als in den meisten Ländern Europa's, in Spanien, Portugal, Norwegen, Preußen, Rußland, Frankreich erreicht wird.

Der obere Lauf des Amazonenstroms trennt Peru von jener zweiten Staatengruppe, welche Bolivar unter dem Namen Columbien vereinigt hatte. Sie trennte sich, als Paez seine Stimme gegen wahre oder angebliche monarchische Pläne des Befreiers erhob, und aus ihr bildeten sich die drei Staaten Neu-Granada, Venezuela und Ecuador. Indem man sich unabhängig constituirte, vertheilte man die Schulden, die zu der ansehnlichen Summe von $6^3/_4$ Millionen Pfund Sterling aufgelaufen waren. Ecuador und Venezuela

wollten diese Theilung nach der Kopfzahl vorgenommen wissen, Neu-Granada verlangte, daß das Verhältniß des öffentlichen Reichthums in den einzelnen Ländern als Maßstab diene. Eben hatte der letzte Staat den General Santander aus Europa zurückberufen, um ihn an die Spitze des Staats zu stellen, und Santander entschied für die Ansichten von Venezuela und Ecuador, wodurch er seinem eigenen Staat die volle Hälfte der ganzen Schuldenlast aufbürdete. Die Reichen des Landes machten sich aus dieser Belastung eine wirksame Waffe gegen Santander, und dieser seinerseits verfolgte sie als angebliche Anhänger Bolivar's, als Bolivianos. Mehrere Generale der Opposition wurden in diesen Unruhen ermordet, unter ihnen der General Sucre, Großmarschall von Ayacucho, und die Mörder blieben unbestraft. Derselbe General Obando, den die öffentliche Stimme als den Mörder Sucre's bezeichnete, wurde bei der Präsidentenwahl von 1837 als Candidat der mit Santander verbündeten Partei aufgestellt. Sein Gegner, der Doctor Jose Ignacio de Marquez, trug den Sieg davon. Zwei Jahre seiner Amtsführung verflossen ruhig, dann befahl er eine Untersuchung der Ermordung Sucre's, und nun brach die Opposition los. Dieser Bürgerkrieg, der drei Jahre lang, von 1839 bis 1841, wüthete, stürzte Neu-Granada in die Tiefen der Anarchie, rief die gräßlichsten Plünderungs- und Mordscenen hervor, vermehrte die innere Schuld um mehr als drei Millionen Piaster und verstopfte alle Quellen der Nationalwohlfahrt. Zuletzt wurde der Aufstand besiegt, und sowohl unter der noch übrigen Amtszeit von Marquez, als unter den beiden folgenden Präsidenten Pedro Alcantara Herran und Masquera erhielt sich die Ruhe. In acht friedlichen Jahren gelangte man wenigstens dahin, die innere Schuld etwas zu ermäßigen, für den Unterricht zu sorgen, Schulen der Mineralogie, der Geologie und der Botanik zu stiften und auf dem Magdalenenstrome mit einer Dampfschifffahrt den Anfang zu machen. Die Industrie hob man nicht, das Gold fuhr fort, $^8/_{11}$ aller Ausfuhren auszumachen.

1843 war die Verfassung verändert worden. Das indirecte Wahlsystem, für das man entschied, übertrug die Wahl der Abgeordneten einem kleinen Körper von 1765 Wählern, zu denen Niemand gehören konnte, der nicht lesen oder schreiben konnte. Diese aristokratische Bestimmung vermehrte die Feindschaft gegen die herrschende Partei. An dem Tage, als der Congreß aus den Candidaten, welche die meisten Stimmen erhalten hatten, den Prä-

sidenten auszuwählen hatte, drangen bewaffnete Banden in die Säle, stellten sich hinter die Senatoren und Abgeordneten und bedrohten jeden mit dem Dolche, der nicht nach dem Willen der Demokraten stimme. Die Kammern gehorchten und ernannten den General Jose Hilario Lopez (7. März 1849). Mit dieser Regierung erhielt die Republik die reinste Parteiherrschaft. Lopez, ein alter Soldat, dessen Unfähigkeit ihn noch von jedem Posten verjagt hatte, nahm als Programm die Herrschaft der Massen an. „Ich regiere mit meiner Partei und für meine Partei", erklärte er. Clubs bedeckten das Land und machten sich gleichsam zu Regierungsorganen, die tollsten Doctrinen wurden aufgestellt und theilweise ins Werk gesetzt. Neu-Granada hat seitdem unbeschränkte Preßfreiheit erhalten, das heißt, es giebt keine Preßvergehen mehr.

Die Geschichte Venezuela's von 1830 bis 1847 ist in den Thaten des Generals Paez enthalten. Mochte der „erlauchte Bürger" nun selbst den Präsidentenstuhl einnehmen, oder durch seinen Vertrauten, den General Carlos Soublette regieren, immer verfügte er allein über den Staat und dessen Politik. Im Anfang ergriff er gute Maßregeln, der Militairherrschaft ein Ziel zu setzen und die natürlichen Hülfsquellen zu entwickeln. „Geht jetzt auf Eure Pflanzungen und arbeitet", war sein Gruß an die Generale und Offiziere, die ihm zu seiner Ernennung zum Präsidenten Glück wünschten. „Aber wir haben keine Pflanzungen", lautete die Antwort. „So werde ich Euch welche schaffen", antwortete Paez und hielt Wort. Der militairische Prunk verschwand sofort. Venezuela schien sich mit einem Zauberschlage in ein Land zu verwandeln, dem Ackerbau und Industrie die wichtigsten Dinge sind. Pflanzungen von Zucker, Kaffee, Cacao, Taback entstanden, alle die dem gewöhnlichen Leben oder der Industrie nützlichen Pflanzen und Hölzer, deren Venezuela einen Ueberfluß besitzt, wurden mit Eifer angebaut, die reichen Kupferminen in der Sierra von San Felipe, deren Kupfer dem schwedischen vorzuziehen ist, an eine englische Gesellschaft verpachtet.

Die zweite Präsidentenschaft Paez' war weniger rühmlich. Das Heer wurde wieder vorgezogen, die Generale bis auf sechszehn vermehrt, alle Aemter mit Schmeichlern und Geschöpfen des Präsidenten besetzt, eine Menge kleiner Tyranneien verübt. Wie früher folgte auf Paez Soublette, und das System setzte sich fort. Als dann Paez abermals seine Reihe gekommen glaubte (1847), zog die Bevölkerung den General Jose Tadei Monagas vor. Paez ging in seine Grasebenen am Orinocco, und sammelte seine Llaneros, wurde aber

von ihnen nach einigen unglücklichen Gefechten verlassen, flüchtete, versuchte nochmals im Kampfe sein Glück, wurde gefangen genommen und nach längerer Haft verbannt.

Ecuador ist der kleinste Staat des ehemaligen Columbiens, klein nach amerikanischem Maßstabe, denn er nimmt einen Raum von 15 bis 20,000 Geviertstunden ein. Im Westen vom stillen Meere bespült, hegt er in seinem Innern einen der großen vulkanischen Heerde Südamerika's, dessen unterirdische Donner noch in einer Entfernung von hundertundachtzig Stunden sich hörbar machen. Mitten in den Cordilleren, in einem Thale, auf das die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter von Riesenbergen herabsehen, liegt die Hauptstadt Quito, vor deren Cathedrale die Aequatoriallinie vorbeigeht. Große Ströme, der Maranon, der Magdalenenfluß, der Putamayo, der Tigre, die Pastazza bewässern das Land; sein Hafen am stillen Meere ist Guayaquil.

Die politischen Verhältnisse von Ecuador blieben bis 1835 in der Schwebe, in welchem Jahre die Verfassung fertig wurde. Von da an blieb die höchste Gewalt eine Reihe von Jahren in den Händen zweier Männer, des Generals Flores und Vicente Roca-Fuerte's. War der eine Präsident, so war der andere Statthalter von Guayaquil, das in Folge seines Handels die erste Stadt der Republik ist und durch seine Zollstätten über die Haupteinnahmen der Regierung verfügt. Alle vier Jahre, welche ein Präsident im Amte ist, wechselten die Beiden mit den Stellen. Der Staat versumpfte während dieser Wechselwirthschaft vollständig. Nirgends gab es eine offene, fahrbare Straße, nicht einmal von Quito nach Guayaquil führte eine solche. Mühlen zum Mahlen des Kornes, Maschinen zum Kratzen der Baumwolle waren unbekannt.

Der General Flores gilt für einen der intelligentesten Männer Südamerika's, gehört aber zu den Generalen, welche nie Macht und Einfluß genug erhalten können. 1844 war er Präsident und hatte das allgemeinste Mißvergnügen erregt. Es kam zu einem Aufstande und nach einem mehrmonatlichen Bürgerkriege warf ihn eine entscheidende Niederlage, die er bei einem seiner Landgüter, La Elvira, erlitt, aus dem Lande. Ein Nationalconvent, der sich unter dem Einflusse dieser Ereignisse vereinigte, besetzte den Präsidentenstuhl mit dem General Roman Ronal. Inzwischen gab Flores, obgleich in der Verbannung lebend, seine Sache nicht verloren. Nach mehreren nutzlosen Versuchen, in Ecuador einzudringen, ging er nach Europa. Es war die Zeit, in der monarchische Restaurationen als bestes Mittel, dem

Vordringen der Nordamerikaner Schranken zu setzen, in Berathung gezogen wurden. Flores schlug eine Restauration vor, die außer Ecuador auch die beiden andern columbischen Staaten, selbst Peru und Bolivien, umfassen sollte. 1846 organisirte er wirklich eine Expedition, welche die meisten südamerikanischen Staaten in Unruhe versetzte. In England kaufte er Dampfschiffe zur Ueberfahrt, die Soldaten warb er in Spanien an. Man glaubte, daß er der Königin-Mutter Maria Christine versprochen habe, ein Mitglied ihrer Familie (vom Herzog von Rianzares) auf den Thron zu setzen. Die Sache ging so offen vor sich, daß die spanische Regierung die Reclamationen der südamerikanischen Regierungen, denen die Stimme Nordamerika's Gewicht verlieh, nicht unbeachtet lassen konnte. Die Werbungen wurden eingestellt, die Schiffe verkauft. Ein späteres Unternehmen, zu dem bolivische und peruanische Verbannte helfen sollten, wurde durch die drei Regierungen gemeinschaftlich unterdrückt.

Neben Neu-Granada erregen die fünf Staaten Centralamerika's das lebhafteste Interesse der Gegenwart, weil auf ihrem und grenadinischen Boden die Oertlichkeiten liegen, welche der Verbindung des stillen Meeres mit dem atlantischen Ocean günstig sind. Diese Staaten sind Guatemala, Costa-Rica, Nicaragua, Salvador und Honduras. In der spanischen Zeit bildeten sie eine Generalcapitanerie, die man gewöhnlich mit dem Namen des Königreichs Guatemala bezeichnete. An der allgemeinen Erhebung der Colonien nahmen diese Provinzen lange keinen Antheil, sie wurden erst frei, als der Kampf südlich und nördlich von ihnen zum Nachtheil der Spanier entschieden worden war (1821). Die monarchische Gewöhnung hatte so tiefe Wurzel geschlagen, daß die schwache Partei, welche die Errichtung einer Föderativrepublik im Sinne hatte, überstimmt und der Anschluß an das damals monarchische Mexiko beschlossen wurde. Der ephemere Kaiserthron Iturbide's fiel, und Centralamerika mußte wider seinen Willen republikanisch werden. Ein constituirender Nationalcongreß nahm die Föderativform an, zum Sitz der Bundesbehörden wurde Guatemala, zum ersten Präsidenten der General Morazan gewählt. Dieser energische und talentvolle Mann gedachte Centralamerika zu gleicher Höhe mit den europäischen Staaten zu erheben, und kämpfte daher gegen den persönlichen Ehrgeiz und die Localinteressen, deren Tendenz auf eine Zerstückelung, also unheilbare Schwächung der vereinigten Staaten hinausging. Am 24. September 1825 bestand er den ersten dieser

Kämpfe, der von dem General Oriza, einem geheimen Schützling der spanischen Regierung, ausging. Neue und ernstere Unruhen bestimmten Morazan, den Sitz der Bundesregierung nach seinem Vaterlande Salvador zu verlegen und Guatemala einem Stellvertreter, Doctor Galvez, zu übertragen.

In diesen Unruhen betrat der furchtbarste Gegner des Bundes, Rafael Carrera, zum ersten Male den Schauplatz. Carrera ist Mestize*) und konnte wegen seiner doppelten Abstammung bei den beiden Hauptklassen der Bevölkerung, Weißen und Indianern, denselben Einfluß gewinnen, den ihm die Mischlinge eingeräumt hatten. Der Niederlage seiner Partei entgangen, machte er sich zum Viehzüchter und schien seine politischen Pläne vergessen zu haben. Er konnte ruhig seine Zeit abwarten, denn die Abneigung gegen die Union stieg in den einzelnen Staaten und der Bundesvertrag wurde zu einem todten Buchstaben.

In den Jahren 1832 und 1833 erreichte die Cholera auf ihrem verwüstenden Zuge durch die Welt die Küsten von Centralamerika. Die untern Classen Guatemala's wurden überredet, daß Morazan die Flüsse vergiftet habe, und überließen sich schrecklichen Ausschweifungen. Von diesen Ereignissen unterrichtet, verließ Carrera seine Heerden mit wenigen Begleitern, die auf dem Marsche zu 8000 anschwollen. Guatemala öffnete ihm seine Thore, aber die Unruhen hatten so wenig Lebensmittel übrig gelassen, daß Carrera's Indianer vom Hunger auseinander getrieben wurden. Er suchte zum zweiten Male eine Zuflucht in den Gebirgen, hörte von weitern Fortschritten der Bewegung gegen die Union und sammelte wieder ein Indianerheer. Eine gänzliche Niederlage bei Amatitlan entmuthigte ihn nicht, er warb zum dritten Male farbige Krieger und unterlag nochmals gegen Morazan. Im Gebirge lange umherirrend, hatte der Hunger ihn ganz entkräftet, als er auf die erste Kunde von einer günstigeren Wendung sich zum nächsten Dorfe schleppte und wie immer Horden von Indianern bereit fand, seine Soldaten zu sein. Guatemala war von Morazan entwaffnet worden und konnte keinen Widerstand leisten. Carrera wurde zum Chef der Truppen der Republik ernannt und konnte sich auf dem gesetzlichen Wege eine Armee bilden. Der Grundstein seiner Macht war gelegt.

Mit schwachen Streitkräften unternahm Morazan die Wiedereroberung

---

*) Mischling eines Weißen und einer Indianerin.

des abgefallenen Staats. Vor den Thoren von Guatemala trafen die beiden Gegner am 19. März 1839 auf einander. Das Gefecht dauerte zwei Tage, und das Ende war, daß Morazan nach Salvador fliehen mußte. Während er in Peru und Chile Hülfe suchte, proclamirte ein Staat nach dem andern die Auflösung der Union. Es vergingen drei Jahre, in denen Morazan nicht mehr als eine Handvoll Anhänger gewann. Eine kleine Goelette war groß genug, das Bundesheer zu fassen, das zu Anfang des Jahres 1842 in einer Hafenstadt von Costa-Rica landete. Der erste Erfolg begünstigte die Schritte des Generals. Costa-Rica nahm ihn nicht blos auf, sondern erkannte auch seine Autorität an. Zum Unglück für Morazan begnügte er sich mit diesem Erfolge nicht. Das große Ziel seines Lebens war die Wiederherstellung der Union, und unter den Einwohnern von Costa-Rica lebten für den von Carrera vernichteten Zustand der Dinge keine Sympathien mehr. Nicht zwei Monate nach seiner Anerkennung als Präsident brach in der Hauptstadt San Jose eine Revolution gegen ihn aus. Durch diese Volksbewegung gestürzt, wurde er gefangen genommen, verurtheilt und erschossen. Sein Tod, durch den Centralamerika einen seiner besten Bürger verlor, beendigte die blutigen Kriege, die das Land so lange verwüstet hatten. Er bezeichnete zugleich den letzten Tag des Bundes von Centralamerika.

Die Geschichte der getrennten Republiken bietet an sich wenig Interesse dar. Guatemala folgte nicht ohne Widerstand den Befehlen seines Mestizen-Dictators. Was diesem die Herrschaft über die trägen und verweichlichten Creolen gab, war seine unermüdliche Thatkraft, sein wilder Muth, seine durch nichts zu erschütternde Beharrlichkeit, die Verschlagenheit, mit der er die Parteiungen zu benutzen wußte. Ohne alle Erziehung, nicht einmal im Besitz der Kenntnisse des Lesens und Schreibens, in denen er erst als Dictator mühsam Fortschritte machte, verband Carrera sich mit der aristokratischen Partei. Die demokratische Partei, die ihm zur Gewalt verholfen hatte, verschwor sich nun und fand bei den Nachbarstaaten Hülfe. Der Kampf war eben so heftig als blutig, und Carrera's Regierung ging in der Crisis zu Grunde. Er legte seine Würde nieder und zog sich nach Chimaltenango zurück. Sein Abtreten stürzte den Staat in noch heillosere Verwirrung, die Demokraten selbst riefen Carrera herbei, und auf sie gestützt gründete er eine zweite und fester begründete Dictatur.

Mit Einkünften, geringer als die manches englischen Lords, arbeitete sich

Costa-Rica zu einem Gedeihen empor, das seine Stellung unter den vier andern Republiken Centralamerika's zu einer glänzenden macht. Kaum hatte dieser Staat seine erste Verfassung entworfen, so zeichnete er sich schon vor seinen Nachbarn durch eine feste und verständige Haltung aus. Hier blieb die höchste Gewalt acht Jahre lang in den Händen desselben Präsidenten, Juan Mora, der so im Einklang mit der Volksmeinung regierte, daß nach seinem Abtreten der Congreß ihm den Titel des Wohlverdienten beilegte. Mit seinen 120,000 Piastern jährlicher Einkünfte tilgte Costa-Rica bis 1843 seine auswärtige Schuld und steht seitdem als der einzige südamerikanische Staat da, der keine Staatsgläubiger zu bezahlen hat. Es brachte sein Unterrichtswesen wenigstens auf einen solchen Fuß, daß selbst die entferntesten und ärmsten Bezirke ihre Volksschulen hatten. Von San Jose bis Punta Arenas am stillen Meere wurde eine Straße für Wagen von zwölf Meilen Länge gebaut und mit allen nöthigen Gebäuden für Waaren und Reisende versehen.

Für alle Staaten Centralamerika's war die Auflösung des Bundes eine Verminderung der politischen Macht. Guatemala und Costa-Rica gelangten zu der Einsicht, daß an diesem Punkte Amerika's, wo die Handelsinteressen der beiden größten Handelsstraßen der Welt drohend collidiren, ein größerer Staatskörper nöthig sei, und luden die übrigen Staaten zu einer Wiedervereinigung ein. Es wurde ein Congreß in Sousanate verabredet; Abgeordnete von Guatemala und Costa-Rica trafen ein, die übrigen blieben aus. So gleich Null ist die politische Einsicht in diesen Republiken, daß man, statt sich gegen außen zu einigen, unter einander um Stücken Landes, mit denen keiner der Staaten etwas anzufangen wußte, haderte und selbst dann noch über innere Einigung sich nicht verständigte, als England bereits durch Ueberfälle und widerrechtliche Besitzergreifungen seine Absichten deutlich genug kund gegeben hatte.

Der südamerikanische Handel wird von England und den Vereinigten Staaten, man kann beinahe sagen, monopolisirt. In allen Tabellen der Einfuhren figuriren Engländer und Nordamerikaner in erster Reihe mit beträchtlichen Summen, während der Handel aller übrigen Staaten durch kleine Zahlen repräsentirt wird. Lange hat England das bestimmteste Uebergewicht behauptet, aber seine abgefallene Colonie ist ihm nach und nach sehr gefährlich geworden. Die Häfen der Vereinigten Staaten sind die näheren, und in dem nordamerikanischen Schiffsbau sind Veränderungen eingetreten, welche

die ganze Handelsmarine der Welt umgestalten müssen. Der Hauptzweck europäischer Schiffsbauer, das Fahrzeug zur Aufnahme recht vieler Waaren geschickt zu machen, wird auf den nordamerikanischen Werften am wenigsten berücksichtigt. Der Kaufmann fordert vom Rheder Schiffe, welche die Wellen mit scharfem Kiele durchschneiden, deren Segel an Schnelligkeit mit dem Dampfe wetteifern, damit er jede günstige Handelslage benutzen und seine Waaren im Augenblick des Bedarfs auf den fremden Markt werfen könne. Diesen Anforderungen entspricht die Bauart des amerikanischen Schooners und Klippers vortrefflich. Er führt keine große Ladung, aber er trägt sie im Fluge über das Meer, geht und kommt in unglaublich kurzen Zeiten. Erscheint der englische Kaufmann mit seinen Waaren, so findet er den Markt schon versorgt.

Die glückliche Concurrenz des nordamerikanischen Handels müßte auf vielen Punkten Südamerika's zu einem starken Uebergewicht werden, wenn eine Durchschneidung der Landenge möglich wäre, welche sich in einer Länge von 575 französischen Stunden zwischen den atlantischen Ocean und das stille Meer einschiebt. Die Vortheile der Amerikaner von einem Canal wären ungemein größer, als jene der Europäer. Nordamerika hat mit China und allen Uferländern des stillen Meeres ausgebreitete Verbindungen und treibt den Fischfang im größten Maßstabe. Außerdem besitzt es auf der Westküste Californien und Oregon, deren Besiedelung wesentlich gefördert werden müßte, wenn diese Gebiete nicht allein auf dem mühsamen Landwege über die Felsengebirge und durch die Wüsten rechts vom Missisippi zugänglich wären. Ein Canal durch die Landenge wäre den Nordamerikanern viel näher, als den Europäern. Wenn man von Newyork oder von Neuorleans nach Guayaquil, Lima oder Valparaiso reist, so bildet die Straße über den Isthmus beinahe eine gerade Linie. Zwischen Boston oder Newyork und der Mündung des Columbiaflusses im Oregon hat man, wenn man das Cap Horn umsegelt, 7120 Stunden zurückzulegen, über die Landenge weniger als die Hälfte, nämlich 3500. Nicht so stark, aber doch beträchtlich kürzt sich durch einen Canal der Zwischenraum zwischen der amerikanischen Ostküste und Canton. Für Europa wäre der Weg über Panama um 650 Stunden länger, als jener um Afrika, aber doch in der Zeitdauer der Reise um vierzehn Tage kürzer, weil der Schiffer auf der Panama-Fahrt nicht blos die Passatwinde, sondern auch den Golfstrom für sich hätte. Die größte Zeitersparniß würde Europa bei

Reisen nach der amerikanischen Westküste gewinnen. So ist zum Beispiel die Entfernung des Nutka-Sundes, wenn man Cap Horn umsegelt, auf 6900 Stunden anzuschlagen, und würde nach Eröffnung der Panama-Straße auf 4100 Stunden herabsinken. Aehnlich ist die Ersparung an Zeit und Geld, die bei Fahrten nach Peru und Chile gewonnen werden würde.

In der spanischen Zeit beschäftigten sich zwei Vicekönige Mexiko's mit dem Plane eines Canals von Meer zu Meer. Der Umstand, daß man in Veracruz auf den Philippinen gegossene Geschütze fand, die, da die Spanier den Weg um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung damals nicht zur Verbindung mit der Ostküste benutzten, nur zu Lande dorthin gekommen sein konnten — führte zu dem Schlusse, daß, wenn so schwere Lasten über den Isthmus hinweggeschafft werden könnten, eine Verbindung beider Meere leicht herzustellen sein müsse. Die Untersuchung fiel günstig aus, und unmittelbar nach der Beendigung des spanischen Unabhängigkeitskriegs faßten die spanischen Cortes den Beschluß, den Isthmus durchgraben zu lassen. Der Aufstand der Niederlassungen hinderte die Ausführung.

Jene spanischen Projecte bezogen sich auf den Isthmus von Tehuantepec, einen Punkt, wo die mexikanische Hochebene sich beträchtlich tief senkt und noch von einem Thale durchbrochen wird, in dem der Guasacualco, ein tiefer und breiter Fluß, strömt. Die neuen republikanischen Regierungen dehnten ihre Unternehmungen noch auf andere Punkte der längsten aller Erdengen der Welt aus. Kaum hatte Bolivar die Unabhängigkeit Südamerika's gesichert, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Isthmus von Panama, der zu seiner Präsidentschaft gehörte. Er und andere Regenten setzten sich mit Alexander von Humboldt in Verbindung, der von der spanischen Regierung Mittheilung aller früheren Pläne erhalten und sich seitdem mit der Isthmusfrage unablässig beschäftigt hatte. Unser berühmter Naturforscher gab den Rath, den Isthmus in seiner ganzen Länge hypsometrisch zu untersuchen, besonders da, wo er sich an das Festland von Amerika durch den Darien und die unwirthbare ehemalige Provinz Viruquete anschließe, und wo zwischen dem Atrato und der Bai von Cupica die Bergkette des Isthmus fast ganz verschwinde.

Humboldt's Rath wurde vernachlässigt. Sowohl die Regierungen als die verschiedenen Gesellschaften, welche sich im Laufe der Zeit bildeten, beschäftigten sich mit einer Menge von Punkten, aber nicht mit denen, welche

Humboldt empfohlen hatte, und auch nicht mit dem wissenschaftlichen Fleiß, den er von ihnen forderte. Da man oft nach den ungenauesten Berichten urtheilte, faßte man die ungünstigsten Gegenden ins Auge, unter andern auch die Provinz Quesaltenango auf dem Isthmus von Honduras, deren Hochebenen sechstausend Fuß über dem Meere sich erheben und jede Möglichkeit eines Canalbaues ausschließen.

Nach und nach konnte man drei Punkte als die verhältnißmäßig geeignetsten bezeichnen. Der nördlichste ist jener Isthmus von Tehuantepec, welcher bereits die altspanische Regierung angezogen hatte. Der General Don Juan Orbegoso nahm hier 1825 im Auftrage der mexikanischen Regierung Vermessungen vor. Sein Bericht lautete viel weniger günstig als die früheren: der atlantische Abhang könne mit Benutzung des Guasacualco schiffbar gemacht werden, aber nach dem stillen Meere zu fehle es an Wasser, und dieses herbeizuschaffen sei ein problematisches und riesenhaftes Unternehmen. 1842 ließ ein mexikanischer Bürger, Garay, durch den Ingenieur Gaetano Moro eine neue Aufnahme machen, welche die Zeit von achtzehn Monaten beanspruchte. Man fand als Breite von Meer zu Meer $28^1/_5$ Meilen. Am stillen Meer, bei Tehuantepec, sind Lagunen, die zur Aufnahme großer Schiffe vertieft werden müßten. Bis zu der Hochebene von Tarifa, hinter welcher der atlantische Abhang beginnt, hat man sechshundert Fuß zu steigen. Hier ist der Abfall geringer und nimmt bei dem Zusammenfluß der Ströme Malatengo und Guasacualco noch mehr ab. Der letztere Fluß ist sieben Meilen weit für mittlere Seeschiffe fahrbar, doch hemmen die Bewegung der größten Fahrzeuge nur einige, leicht zu entfernende Untiefen. Die Kosten eines für Seeschiffe fahrbaren Canals, der von der Vereinigung des Malatengo mit dem Guasacualco nach den Lagunen von Tehuantepec führe, schätzte Gaetano Moro auf $21^1/_2$ Millionen Thaler.

Der am häufigsten in Vorschlag gebrachte Punkt ist der Isthmus von Nicaragua. Nimmt man eine Karte von Centralamerika zur Hand, so findet man zwischen dem 10. und 13°. nördlicher Breite den See von Nicaragua, ein fast den großen canadischen Seen zu vergleichendes Wasserbecken, das in seiner Breite ziemlich die Hälfte des Zwischenraums einnimmt, der die beiden Meere scheidet. Der südwestliche Theil des Sees entsendet zum atlantischen Ocean den Fluß San Juan, an dessen Mündung der Hafen San Juan de Nicaragua (Grey Town) liegt. Von dem stillen Meere ist der See noch $2^1/_2$ bis

3 Meilen entfernt. Nordwestlich liegt, mit dem größern See durch den Fluß Tipitapa verbunden, der kleinere See von Leon oder Managua, von dem man zum stillen Meere noch $1^4/_5$ — 2 Meilen hat. Nach älteren Arbeiten Don Manuel Galistro's, die von dem englischen Marineoffizier Bailey vervollständigt wurden, entwarf Horace Allen, ein nordamerikanischer Ingenieur, einen Plan zur Verbindung der Papagaienbai mit dem See von Nicaragua. Er schlug einen Canal vor, der die vom See bis zum Meere vorhandene Steigung theils durch Schleusen besiege, theils durch einen Tunnel beseitige. Diesen Plan gab man als wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls höchst schwierig und kostspielig auf und entschied für einen Canal, der mit Benutzung des Tipitapa und des Sees von Leon bei Realejo münde.

Die Landenge zwischen Panama und der Mündung des Chagres ließ Bolivar auf Humboldt's Bitten in den Jahren 1828 und 1829 durch Lloyd und Falmaro genau nivelliren. Französische Ingenieure controlirten später diese Messungen, und man gelangte zu folgendem Ergebniß. Diese Gegend des Isthmus hat den Charakter einer Ebene, die von einzelnen nicht hohen Berggipfeln unterbrochen wird. Der im atlantischen Ocean mündende Chagres wird bis Cruces, das nicht über fünf Stunden vom stillen Meer entfernt ist, mit Pirogen befahren, und auch der Trinidad, einer der Zuflüsse des Chagres, ist weit aufwärts schiffbar. Der höchste Punkt zwischen beiden Meeren erhebt sich über das stille Meer um 589, um den atlantischen Ocean um 592 Fuß. Dieser Fall ist viel weniger, als die Hälfte desjenigen, welcher beim Chesapeake-Canal vorkommt. Einer der Franzosen, Morel, fand ganz andere, fabelhaft günstige Verhältnisse. Folge man dem Chagres und Trinidad, berichtete er, so gelange man zu stehenden Gewässern, wahren Seen, zwischen denen und dem Bernardino die Erhebung nicht mehr als vierunddreißig Fuß betrage. Nichts sei leichter, als mit Benutzung dieser Seen einen Canal zu bauen, dessen ganze Länge $13^1/_2$ Stunde betragen würde. Nicht einmal Schleusen brauche man, außer am Anfang und Ende, um den Einfluß von Ebbe und Fluth fern zu halten. Diese Darstellung ist als falsch erwiesen worden. Die früheren Berichte haben Recht; ein Canal von Chagres nach Panama würde mindestens zweiunddreißig Millionen Thaler kosten.

Je mehr man die genannten Punkte untersucht hat, um so fester ist die Ueberzeugung geworden, daß Canäle unverhältnißmäßige Kosten verursachen, wenn überhaupt ausführbar sein würden. Sollte ein Canal wahren Nutzen

bringen, so müßte er große Seeschiffe aufnehmen können. Dazu brauchte man eine Breite von 122, eine Tiefe von 20 englischen Fuß, und müßte jeder Schleuse eine Länge von 210, eine Breite von 160 Fuß geben. Ueberzeugend sind indessen die Darlegungen von der Unthunlichkeit eines Canals keineswegs — so urtheilt die erste Autorität. Alexander von Humboldt sagt: „Die wichtigsten Punkte des östlichen und südöstlichen Theils des Isthmus sind an beiden Meeresufern unberücksichtigt geblieben. So lange dieser Theil nicht geographisch nach genauen, aber leicht und schnell zu erlangenden Breiten- und chronometrischen Längenbestimmungen, wie hypsometrisch in seiner Oberflächengestaltung nach barometrischen Höhenmessungen dargestellt ist, halte ich den jetzt so vielfach wiederholten Ausspruch: „der Isthmus sei keiner Anlage eines oceanischen Canals (eines Canals mit nicht weniger Schleusen als der caledonische Canal), keiner ungehemmten, nicht von Jahreszeiten abhängigen Durchfahrt fähig, mit denselben Seeschiffen, die von Chile und Californien, von Newyork und Liverpool kommen", für unbegründet und vollkommen übereilt"*).

Für eine Verbindungsstraße auf dem Isthmus von Tehuantepec erhielt Garay eine Concession, welche er an eine nordamerikanische Gesellschaft abtrat. Der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten verzögerte die Arbeiten, und auch nachher fand die schwächere Republik bedenklich, einem Staat, der gegen sie erobernd auftrat, Einfluß im Süden einzuräumen. Den ersten Vertrag über eine Verbindung zwischen Panama und Chagres schloß die französisch-granadische oder Salomonsgesellschaft mit der Republik Neu-Granada ab. Diese Gesellschaft begann nie mit Arbeiten. Eben so ohne Resultat blieb ein zweiter Vertrag, der abermals mit einer französischen Gesellschaft, deren Sitz Paris war, eingegangen wurde. 1848 trat aber ein nordamerikanischer Verein in die von den Franzosen unbenutzt gelassenen Rechte ein, und dieser legte unverzüglich Hand an das Werk. Eine zweite nordamerikanische Gesellschaft pflog mit dem Staat Nicaragua Verhandlungen über die dortige Verbindung. Es war ein Vertrag abgeschlossen, der den Nordamerikanern außerordentliche Rechte einräumte, als England ein Zwischenspiel eigenthümlichster Art aufführte, um das Beabsichtigte und Begonnene zu stören.

Vom Flusse San Juan im Süden bis zum Cap Gracias a Dios im

*) Ansichten der Natur, Bd. 2. S. 391 der dritten Auflage.

Norden deckt die östliche Küste von Honduras ein langer gekrümmter Streifen Land, der etwa funfzig Stunden breit und hundertdreißig Stunden lang ist. Dieser ganze Strich ist mit Ausnahme des Strandes ein fast ununterbrochener Wald, der kostbare Hölzer enthält. Schädliche und lästige Thiere hegt diese Küste in großen Mengen von allen Arten, im Wasser, in der Luft, in den Wäldern, unter der Erde. An der Küste lauern Haie, in den Flüssen Alligatoren, giftige Schlangen, deren Biß in kurzer Zeit den Tod bringt, giebt es in den Wäldern viele. Von den Myriaden Moskitos, die in der Luft schwärmen, hat die Küste den Namen bekommen. An manchen Orten dominirt die Sandfliege so vollständig, daß ihretwegen eine Ansiedlung auf der Insel Bonacca (Guanaja), welche große Vortheile versprach, aufgegeben werden mußte. Gegen mehrere Ameisenarten muß ein Vertilgungskrieg geführt werden, wenn nicht die ganze Ernte durch sie zu Grunde gehen soll. Vom März bis zum Juni machen sich die Soldatenschnecken lästig, die bei Untergang der Sonne mit lautem Geräusch über Alles herfallen und das für sie Eßbare vertilgen. In den beiden nassen Jahreszeiten strömen die Regen in wahren Fluthgüssen und mit solcher Kraft vom Himmel herab, daß sie das flache Land in kurzer Zeit überschwemmen und die Flüsse in wenigen Stunden mehrere Fuß in die Höhe treiben. Während ganzer Jahreszeiten herrschen böse Fieber, Feldarbeiten, von Weißen verrichtet, haben fast immer tödtliche Folgen. Nicht einmal die Küste dieses Landes ist wirthlich. Die berüchtigten Stürme (Nortes) dieser Meere werden um so gefährlicher, als vor dem Strande viele Felseneilande und Korallenriffe liegen.

Die Spanier, die im Besitz so vieler herrlicher Länder waren, vernachlässigten diese elende Küste. Nach der Eroberung Jamaica's durch die Engländer stellte sich der „König" der Moskito-Indianer mit der Genehmigung der Häuptlinge und des Volks unter englischen Schutz. An der Oriera (Blackriver) entstand eine englische Niederlassung, die durch Sklaven Zucker bauen ließ. Plötzlich mußten die Ansiedler ihren Besitz verlassen, denn im Frieden von Versailles war bestimmt worden, daß die Engländer ihre Niederlassungen auf Balize beschränken müßten. Die Spanier verstärkten die verlassene englische Stadt durch ein Fort, ließen sich aber von den Indianern überfallen und vermochten von diesem Augenblick an nie wieder einen Fußbreit Landes zu gewinnen. Die Moskitoküste war thatsächlich unabhängig geworden.

1820 verkaufte der damalige König der Moskitos einem Engländer Mac

Gregor einen großen Strich Landes, das sogenannte Poyais. Mac Gregor führte Auswanderer dorthin, dessen Schicksal für alle Zeiten hätte warnen sollen.*) Das Klima, die Entbehrungen und Arbeiten tödteten die Meisten, die Ueberlebenden holte man nach Balize ab. Die Republik Centralamerika kümmerte sich um den Indianerstaat nicht, doch als sie sich auflöste und die einzelnen Staaten über diesen oder jenen Gebietstheil in Hader geriethen, forderte jeder von ihnen, außerdem noch Neu-Granada, das Moskitoland. Nicaragua besetzte den Hafen San Juan de Nicaragua, aber 1841 schickten die Engländer von Balize Truppen und nahmen die Stadt für den König der Moskitos ein, der ihre Hülfe erbeten hatte. 1844 erkannte die englische Regierung den König, dem sie das Prädikat von Gottes Gnaden beilegte, als souverän an und beglaubigte bei ihm einen Generalconsul. Englische Beamte und Offiziere folgten nach und regierten für den König, was offenbar eben so wirksam war, als hätte man die angetragene Abtretung angenommen. Aber England nahm auch im eigenen Namen Landstriche und brachte seinen mittelbaren und unmittelbaren Besitz auf einen hohen Fuß. Nach den eigenen Angaben eines englischen Schriftstellers **) umfaßten alle englischen Erwerbungen zusammengerechnet, „mit Ausschluß solcher kleineren Punkte, wie Roatan und die Tigerinsel sind, in Summa 66,000 (englische) Geviertmeilen oder 38,784,000 Morgen, das heißt beinahe den dritten Theil von ganz Centralamerika und gleich zwei Drittheilen des Flächenraums von Großbrittannien“.

Nicaragua, das weder die Souveränetät eines Indianers noch dessen Besitzrecht auf einen Hafen des Gebiets der Republik, den Mündungspunkt der Verbindungsstraße zum stillen Meer, anerkennen wollte, warf sich ganz in die Arme der Vereinigten Staaten. Diese unterhandelten mit England, und der Schluß des langen Streits war ein Vertrag über die Straße, mit dessen Bestimmungen England wenigstens einen Theil von dem erreichte, was es bei seinem Protectorat über Mosquitia bezweckt hatte. Die Straße blieb den Nordamerikanern, aber der erste Artikel des Vertrags setzte fest, „daß

*) 1843 bildete sich doch ein preußischer Colonisationsverein für Mosquitia. Eine Commission ging nach der Küste ab und erstattete günstigen Bericht. Die deutsche Presse erwarb sich das Verdienst, die Wahrheit zu enthüllen, und der Verein löste sich auf. Ein Schiff mit 120 Auswanderern ist abgegangen; welches Schicksal mag ihnen geworden sein?

**) Crow, Central America.

kein Theil je eine ausschließliche Gewalt über diese Straße suchen oder behaupten, oder Befestigungen, die denselben beherrschen, in dessen Nähe errichten, oder Nicaragua, Costa-Rica, das Moskito-Ufer, oder irgend einen Theil Centralamerika's besetzen, colonisiren, oder eine Herrschaft darüber ausüben wolle". Nicaragua beeilte sich, diesen Vertrag anzuerkennen, und durch den Beitritt Frankreichs erhielt derselbe den Charakter einer allgemeinen Neutralitätsacte über die beabsichtigte Straße.

Bekämpfen sich am Isthmus von Panama nur zwei Völker, Nordamerikaner und Engländer, mit allen den Waffen, welche im Frieden gestattet sind, so finden wir in dem unermeßlichen Wasserbecken, zu dem eine neue Straße gebrochen werden soll, fast alle Hauptvölker der Erde in wetteifernder Thätigkeit. Der slavische Volksstamm wird durch die Russen vertreten, der germanische durch die Holländer, Engländer und Nordamerikaner, der romanische durch die Franzosen, Spanier und die Bevölkerung der Republiken der Westküste Amerika's. Unzählbar und zum Theil wenig bekannt sind die einheimischen Bevölkerungen, welche den gleichzeitigen Einwirkungen dieser verschiedenen Vertreter europäischer Cultur ausgesetzt sind. Die ältesten und die jüngsten Reiche der Welt besetzen die Ufer. Zählen Hindu, Japanesen und Chinesen Jahrtausende ihrer Geschichte, so kann manche der dem Meer entwachsenen Koralleninseln Polynesiens kaum nach Jahrhunderten rechnen. Alle Farbenschattirungen der menschlichen Haut kann man hier mustern, von dem Weiß des Aino's der Kurilen bis zu dem Tiefschwarz des bärtigen Polynesiers von Watu-Lele. Die vier Hauptreligionen der Erde, das Christenthum, der Mohamedanismus, der Budhaismus, das Brahmanenthum, kreuzen sich nirgends sonst, als an diesen Gestaden, und nirgends sonst findet sich diese Mannigfaltigkeit roher und rohester Naturreligionen. Das Sprachengemenge der vielnamigen Völkerschaften könnte einen Mezzofanti in Verzweiflung bringen. Elf Sprachen reden allein die Malaien der östlichen Gruppe, eben so viele die Indianerstämme der Koliuschen, Wabasch, Abhabasca u. s. w. an der nordamerikanischen Westküste vom 42. bis 57°. nördlicher Breite.

Vom nördlichen Polarmeere bis in die südliche kalte Zone, einen Flächenraum von einhundertfünfundzwanzig Graden der Breite bedeckend, läuft der feste Wall Amerika's. Der nördlichste Theil hat durch zwei Inselbrücken eine Art von Verbindung mit dem asiatischen Festlande. Die erste Brücke bildet die Behringsstraße mit ihren Inseln. Die Chinesen haben seit den

ältesten Zeiten noch eine andere Straße gekannt und zu Reisen nach Fusang (Mexiko) benutzt. Es geht von ihren Ufern eine ungeheure Insellinie aus, die bis Amerika reicht: zuerst Formosa, dann die Lieu-Kieu, die große japanische Gruppe, die Kurilen, endlich die Aleuten. Von Kamtschatka, selbst von Japan aus, kann man zu Schiffe von Insel zu Insel fahren, ohne daß man jemals länger als zwei Tage nach einander auf dem Meere zubringt. Die Inselkette der Aleuten benutzten die ersten russischen Pelzjäger, um zu der trostlosen, von Eisbergen überragten Nordwestküste Amerika's zu gelangen. Ein Drittheil ihrer armseligen Fahrzeuge ging jährlich zu Grunde, die Mannschaft wurde durch Hunger, Kälte, Scharbock und Kämpfe mit den Indianern gezehntet, aber diese kühnen, geldgierigen Menschen beharrten und wurden die Gründer des russischen Reichs in Amerika. Unter Kaiser Paul I. vereinigten sich die beiden Gesellschaften von Pelzhändlern, welche sich gebildet hatten, und wurden unter dem Namen der „Russisch-amerikanischen Gesellschaft" privilegirt. Noch mehr begünstigte Kaiser Alexander die Gesellschaft, welcher die Ermächtigung gegeben, oder richtiger die Pflicht auferlegt worden war, „Entdeckungsreisen anzustellen, solche Gebiete, welche noch von keinem gebildeten Volke besiedelt worden seien, der kaiserlichen Krone zu unterwerfen und die Eingebornen zum Glauben der griechischen Kirche zu bekehren". Man baute Neu-Archangel (Sitka) als Hauptstadt, dehnte die Niederlassungen über den ganzen Archipel der Aleuten aus und strebte immer weiter nach Süden. Die Regierung stellte vortreffliche Grundsätze auf, nach denen verfahren werden sollte, aber auch hier bewährte sich das russische Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Kaiser weit". Ein brutaler Statthalter Baranoff tyrannisirte das russische Amerika zwanzig Jahre lang, und erst unter seinen Nachfolgern Wrangell und Ethalin erhoben sich die Niederlassungen.

So lange Sitka über Kamtschatka nnd Sibirien mit Petersburg verkehrte, hatte sein Handel für Rußland geringen Werth. 1814 wurde eine regelmäßige Seeverbindung eingeführt und gleich im ersten Jahre Pelzwerk zu einem Werthe von einer Million Silberrubel nach Kronstadt gebracht. 1838 hatte die Gesellschaft zwölf Schiffe von zusammen 1556 Tonnen Gehalt, und ihr Capital belief sich auf etwa vier Millionen Rubel. 1841 schickte sie nach der Ostsee 10,000 Seehundsfelle, 1000 Seeotterfelle, 12,000 Biberfelle, 2000 Felle von Landottern, Füchsen und Mardern und über

20,000 Walroßzähne. Außer wandernden Stationen auf den Aleuten und Kurilen hatte sie sechsundzwanzig Handelsposten und zählte in ihren fünf Bezirken etwa 40,000 Einwohner.

Russische Landkarten bezeichneten alles Land nördlich vom Columbiaflusse als russisches Eigenthum. Enger steckte die Grenzen ein russischer Ukas vom 4. September 1821, welcher außer der ganzen asiatischen Ostküste und den vorliegenden Inseln von 45° 30′ an Alles, was in Nordamerika vom Sunde der Königin Charlotte (51° n. Br.) an nördlich liege, für ausschließlich russisches Besitzthum erklärte und alle fremden Unterthanen bis auf funfzig Stunden Entfernung von den Küsten verwies, weil das nordische Meer ein Mare clausum sei. Unterhandlungen mit England und den Vereinigten Staaten setzten auch diese Ansprüche herab. In dem Vertrage von 1825 beschränkte sich Rußland auf die Küste von 54° 40′ nordwärts. Von dieser Küste wurden die Nordamerikaner ganz ausgeschlossen, den Engländern dagegen 1840 der Strich bis zum Cap Spenser pachtweise gegen eine Abgabe von zweitausend Seeotterfellen auf zehn Jahre überlassen.

Aus ihrem nördlichen Gebiet erobernd oder colonisirend vorzudringen, gelang den Russen nicht. Ihre Niederlassung in Californien verkauften sie an Sutter, obgleich sie als Herren des ganzen Landes aufgetreten waren und den mexikanischen Vorstellungen entgegengesetzt hatten, daß die Mexikaner „gar kein Recht auf Californien hätten". Die Niederlassung, welche der deutsche Dr. Schäfer mit hundert Russen und Aleuten auf einer der Sandwichsinseln gründete, scheiterte kläglich. Ebenso wenig entstand aus den Anknüpfungen, welche Otto von Kotzebue auf seiner Reise um die Welt versuchen sollte, irgend welches Resultat. Rußland kam überall zu spät, und man muß sich dessen freuen, denn eine größere Colonie zum Gedeihen zu führen, würde die Regierungsweise wie die Volksart seines Landes schwerlich gestattet haben.

Die Inseln vor der asiatischen Ostküste hat die Völkerfamilie der Ainos inne, die sowohl an Körper wie an Geist den mongolischen Chinesen überlegen ist. Von Kiusiu, „der größten und ältesten der acht Inseln, aus denen die Welt besteht", haben die Ainos ihr Reich über die andern Eilande Japans ausgedehnt. Die Verfassung dieses Reichs beruht auf dem Lehnswesen und auf einer eigenthümlichen Organisation der Regierung, die im Grunde absolutistisch ist, aber doch jeder Gewalt Schranken oder wenigstens ein

Gleichgewicht setzt. An der Spitze der Regierung begegnet uns der Dualismus des Micado und des Siogun, des geistlichen und weltlichen Herrschers. Die Macht des Siogun hat gleich jener der merovingischen Hausmeier den Micado zu einem Schattenkönig gemacht, der aber vor den Merovingern das voraus hat, daß er eine Incarnation der Gottheit und unsterblich ist. Der Siogun ist durch die Prinzen von Geblüt und den Staatsrath beschränkt, und so hat die Verfassung auch die ziemlich zahlreichen Lehnsfürsten und deren Behörden so gebunden, daß ihre Bewegungen an den Fäden der Gesetze und des peinlichsten Ceremoniels der Welt mit mathematischer Genauigkeit vor sich gehen.

Seit die japanischen Christen katholischen Glaubens mit eifriger Beihülfe der Holländer zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts vertilgt worden waren, hatte sich Japan gegen das Ausland auf das strengste abgeschlossen. Nur den Chinesen und Holländern, beiden im beschränktesten Maße, wurde der Zutritt gestattet. Die Chinesen durften jährlich mit zwölf Dschonken, die Holländer mit zwei Schiffen an fest bestimmten Punkten Handel treiben. Die Ausfuhren der Holländer hatten sich genau an die jährliche Summe von 750,000 Gulden zu halten, den Chinesen war die Hälfte mehr erlaubt. Die beiden Schiffe der Holländer gingen regelmäßig von Batavia nach Nagasaki, wurden aber dort selbst nicht zugelassen, sondern mußten sich auf Desima, eine kleine künstliche Insel von 240 Fuß Breite und 600 Fuß Länge, beschränken. Die strengste Beaufsichtigung machte diesen geringen Verkehr zu dem lästigsten. Viermal wurde jedes der beiden Schiffe vor der Landung untersucht, Niemand, der nicht zum Kaufmannsstande gehörte, in Desima aufgenommen.

Von den andern Nationen wurden mehrfache Versuche gemacht, in Japan Zutritt zu gewinnen. Unter Katharina II. führte ein russisches Fahrzeug Schiffbrüchige aus Japan in ihre Heimath zurück. Die Japaner dankten höflich. Wegen seiner nachbarlichen Beziehungen glaubte Rußland ein näheres Recht als alle andern Völker zu haben, freundlich empfangen zu werden. 1804 kam eine russische Gesandtschaft nach Nagasaki, scheiterte aber trotz holländischer Empfehlung gänzlich. Der Gesandte Resanoff glaubte wegen seiner Zurückweisung Rache nehmen zu müssen und besetzte mehrere der zu Japan gerechneten Kurilen. Vier Jahre später verschafften sich die Japaner Genugthuung, indem sie den Capitain Golownin und die andern Offi-

ziere einer russischen Fregatte, welche mit der Erforschung des Nordens von Japan beauftragt war, gefangen hielten. Die russische Regierung mußte die auf den Kurilen stattgehabte Landung als ohne Ermächtigung erfolgt von sich abweisen. Als diese demüthigende Bedingung erfüllt war, ließen die Japaner ihre Gefangenen frei, indem sie zugleich erklärten, daß jeder russische Versuch, mit Japan Handel zu treiben, unfehlbar und unabänderlich scheitern werde.

Die englischen Bemühungen zur Anknüpfung von Verbindungen schienen Erfolg haben zu müssen, als England von Java und dessen Nebenländern Besitz genommen hatte. Die holländische Factorei zu Nagasaki hatte den Siegern zufallen sollen. Die Japaner weigerten sich indessen hartnäckig, den englischen Präsidenten aufzunehmen. Die Unterstützung, die der holländische Präsident bei ihnen fand, machte es ihm möglich, sich ohne alle Verbindung mit dem Mutterlande Jahre lang zu halten. Sie bestritten seinen Unterhalt aus der Staatskasse und suchten ihm selbst seine europäischen Bedürfnisse zu verschaffen. Auch die russische List, Schiffbrüchige zurückzuführen, wurde von England ohne Erfolg erprobt. 1837 versuchten die Nordamerikaner ihr Glück. Ein nordamerikanisches Schiff, der „Morrison", führte sieben Japaner, die an der chinesischen Küste gestrandet waren, in die Bucht von Jeddo. Die Japaner waren zu Macao im Christenthum unterrichtet worden, und es befanden sich bei ihnen zwei Glaubensboten. Sie wurden nicht angenommen, der Morrison mußte, ehe er sie an das Land zu setzen vermochte, vor dem schweren Geschütz der japanischen Strandbatterien die Flucht ergreifen. Um für die Zukunft solche menschenfreundliche Annäherung zu vermeiden, ließ der Siogun 1843 durch die holländischen Behörden allen seefahrenden Nationen bekannt machen, daß Japan nur solche Schiffbrüchige aufnehmen werde, welche von holländischen Schiffen gebracht würden.

Auf den Lieu-kieu Inseln, die unter der gemeinschaftlichen Oberherrlichkeit China's und Japans stehen, fand das Landen fremder Schiffe nicht diese Schwierigkeiten. Auch ein Glaubensbote durfte sich dort niederlassen. In dem Suchen nach Punkten, wo sich noch ein Landerwerb machen lasse, kamen die Engländer nach den Bonin-Inseln (Islas de Arzobispo, 16° 50′ bis 27° 44′ 35″ nördlicher Breite), einer Gruppe von neunundachtzig Eilanden, die weder von den Holländern noch von den Spaniern bebaut und von den Japanern verlassen worden war. Capitain Beechey, dem ein paar englische

Matrosen zuvorgekommen waren, untersuchte die Inseln, fand auf der größten, die er Peel nannte, einen vorzüglichen Hafen, gutes Trinkwasser, Nutzholz im Ueberfluß und im Meere ein Menge von Schildkröten. Er nahm die Inseln für England in Besitz (1826), und die Bevölkerung vermehrte sich durch Einwanderer von den Sandwichsinseln und Ausreißer von den Schiffen. Von hier aus konnte England, wenn es den japanischen Handel wie den chinesischen mit Gewalt aufschließen wollte, den Angriffskrieg mit Bequemlichkeit eröffnen, hier konnte es Lebensmittel und Kriegsvorräthe aufhäufen und alle Vortheile einer nahen Station genießen.

Die holländische Regierung war der Meinung, daß dieses gewaltsame Vorgehen der Engländer nicht auf sich warten lassen werde. Der König Wilhelm II. schrieb dem Siogun, er möge den Europäern freiwillig einige neue Häfen öffnen, damit er einer Expedition entgehe, wie sie eben den Chinesen Zugeständnisse entrissen habe. 1844 war der Brief des holländischen Monarchen abgegangen, 1846 antwortete der Siogun. Es fehlte dieser Antwort weder an Würde noch an Feinheit. Gerade die Ereignisse, ließ der Siogun sich vernehmen, auf die der König sich berufe, seien der beste Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, außer es halte die Fremden fern. Wenn China den Engländern nicht gestattet hätte, in Canton zu Hunderten sich niederzulassen und dort Wurzel zu schlagen, so würden keine Streitigkeiten entstanden oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in einem ungleichen Kampfe zu bestehen. „Holland", schloß der Siogun, „hat durch gute Dienste das Recht erlangt, mit uns zu handeln, und soll dieses Recht behalten. Aber ich werde mich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein anderes Volk auszudehnen, denn es ist viel leichter, einen Damm im unverletzten Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden sind, das Größerwerden derselben zu verhindern".

Im Jahre 1846 zeigten zwei fremde Geschwader fast gleichzeitig ihre Flaggen an den japanischen Küsten, ein französisches und ein nordamerikanisches. Der französische Admiral Cecille lief mit mehreren Kriegsschiffen in den Hafen von Nagasaki ein. Er hatte (sagt man) nicht den Auftrag, einen Handelsvertrag vorzuschlagen, und sollte vielmehr nur die französische Flagge und Flotte zeigen. Als er den Zweck, die Neugier der Japaner lebhaft zu erregen, erreicht hatte, zog er sich auf die inständigen Bitten der Behörden zurück. Die Nordamerikaner bezweckten mehr, als eine solche Schaustellung.

Commodore James Biddle segelte mit seinen beiden Schiffen „Columbus“ und „Vicennes“ geraden Wegs in die Bucht von Jeddo. Die bestürzten Japaner empfingen von ihm die Aufklärung, daß er als Freund gekommen sei, um sich zu überzeugen, ob Japan gleich China seine Häfen geöffnet habe, und um in diesem Falle die Bedingungen zu erfahren, unter welchen nordamerikanische Schiffe mit Japan in Verkehr treten könnten. Nach acht Tagen wurde Biddle die Antwort des Siogun's eingehändigt. „Nach den Gesetzen“, lautete sie, „können die Japaner nur mit den Chinesen und Holländern handeln. Es wird nicht gestattet werden, daß Amerika mit Japan einen Vertrag abschließt oder Handel treibt, weil dies auch andern Völkern nicht gestattet ist. Was die fremden Länder angeht, wird zu Nagasaki verhandelt, und nicht hier in der Bucht. Demnach entfernt Euch so schnell als möglich und kommt nicht wieder nach Japan“. Biddle lichtete die Anker, aber die Nordamerikaner sind wieder gekommen, und dieser zweite Besuch hat dem Siogun bewiesen, wie sehr König Wilhelm II. Recht mit seiner Vorhersagung hatte, „daß Japan, wenn es nicht freiwillig sich auf den Platz stelle, den es unter den handeltreibenden Völkern einzunehmen befugt sei, aus seinen Verschanzungen vertrieben werden würde“.

Mit Palawang, Borneo, Billiton, Banca und Sumatra, mit den Küsten von Hinterindien und China, mit Formosa und Baschi bildet Luzon, die größte der spanischen Philippinen, das Becken, welches das chinesische Meer einrahmt. Das Reich der Mitte, sonst nach außen hin wenig unternehmend, versuchte doch in früheren Zeiten die Eroberung der Philippinen. Diese Inseln eignen sich vermöge ihrer Lage, von dem Welthandel im stillen Meer einen reichlichen Antheil für sich zu nehmen. Das Meer zwischen ihnen und der amerikanischen Küste ist während eines Theils des Jahres vollkommen sicher. Als England im Anfange dieses Jahrhunderts an Spanien den Krieg erklärte, segelte der Lootse Francisco Maurelli in einem gewöhnlichen Boote nach Manila, um diese Nachricht zu überbringen. Die tiefen Einschnitte, die das Meer in die Küsten macht, bilden eine große Anzahl natürlicher Häfen. Die Bai von Manila gehört zu den größten und sichersten Häfen der Welt.

Wie alle seine Colonien hatte Spanien auch die Philippinen vernachlässigt. 1815, nach der Beendigung der großen napoleonischen Kriege, waren die Philippinen so tief herabgekommen, daß man, um ihnen eine Erleich-

terung zu gewähren, den Fremden den Verkehr gestattete. Die Inseln blühten auf, aber 1820 erlitt ihr Wohlstand eine neue und furchtbare Erschütterung. In diesem Jahre brachten fürchterliche Verwüstungen der Cholera das ungebildete Volk zur Verzweiflung. Fanatische Menschen stellten die Seuche als ein Strafgericht des Himmels dar, weil man Ketzer aufgenommen habe, und riefen die gröbsten Ausschweifungen hervor. Als die Wuth auch gegen die Spanier sich richtete, schritten die Behörden ein und stellten die Ruhe her. An diesen Aufstand reihte sich 1824 ein anderer, der eine Nachwirkung der Parteikämpfe des Mutterlandes und der Erhebung Südamerika's war. Spanier, Malaien und Mestizen verschworen sich, die Philippinen unabhängig zu machen. Der Ausbruch kam den Behörden unerwartet, die Verschworenen erfochten Vortheile und eroberten sogar den Palast des Generalcapitains. Durch ein kräftiges Handeln würden die bereits schwankenden Truppen zum Aufstande herübergezogen worden sein, aber die Aufrührer ließen sich auf Unterhandlungen ein, wurden überlistet und besiegt. Von den beiden Aufständen, die seitdem noch stattfanden, war der von 1843 der gefährlichere. Ein Regiment von Malaien war im Begriff, sich der Festung Manila zu bemächtigen, und die Untersuchungen, welche dem Siege der Regierung folgten, ergaben eine so weite Verzweigung der Empörung und endeten mit einer solchen Menge von Hinrichtungen, daß das Mutterland aus Vorsicht seine europäischen Truppen stark vermehrte.

Dürfte man den Ertrag der Philippinen für die Krone Spanien zum Maßstab nehmen, so wäre auf einen Aufschwung der Philippinen zu schließen. Die spanischen Einkünfte haben sich seit La Peyrouse's Besuch von einer Million Piaster auf drei und eine halbe Million gehoben. Die Vermehrung kommt aber von den hohen Zöllen, welche man seit der Zulassung fremder Schiffe von diesen erhebt, und von dem Monopol des Tabacksbaues und der Cigarrenfabrication. In drei großen Cigarrenfabriken beschäftigte die Regierung im Jahre 1845 über 9000 Arbeiter. Das Papier zu denselben vermag die einheimische Industrie, obgleich die Insel alles Material besitzt, nicht zu liefern; man bezieht es aus China. In demselben Jahre waren zwei Dampfmaschinen, welche ein Nordamerikaner besaß, die einzigen der Insel Luzon. Gute Straßen gab es nicht, der Handel mit dem Mutterlande wurde durch die drei oder vier Schiffsladungen Wein repräsentirt, welche Spanien jährlich schickte, die eigenen Schiffe der Philippinen gingen nur nach China, Batavia

und den Molukken. Indigo und Baumwolle gewann man so viel, als der eigene Bedarf verlangte, den Reichthum der Wälder an Farbehölzern, Kampher-, Sandel-, Kampeschen-, Ebenholzbäumen benutzte man schlecht, die zu Tage liegenden Lager von Steinkohlen und Eisensteinen gar nicht. Die spanische Trägheit erging sich lieber in Träumen von den Schätzen an Ambra, Perlen und Gold, welche Land und Meer enthalten sollen und die allerdings vorhanden sein müssen, da der Kaiser von China 1603 eine eigene Gesandtschaft geschickt hat, um Nachfrage zu halten, „ob die Halbinsel Cavile wirklich auf Gold ruhe, wie die Sage gehe."

Zu einer Zeit, als von den Philippinen und der ganzen Südsee keine andere als dürftige Nachrichten im Umlauf waren, sprach man in Europa von der Gruppe der Georgs- und Gesellschaftsinseln mit Begeisterung. Eine im Verfall begriffene Gesellschaft, die auf der höchsten Stufe der Ueberverfeinerung die Natureinfachheit inbrünstig anbetete, glaubte nach Cook's und Forster's Schilderungen in Tahiti das Paradies der nicht civilisirten, das heißt unverdorbenen Gesellschaft vor sich zu haben. Hier vereinigte sich das Erhabene mit dem Idyllischen, die Unschuld des Menschen war die dankbare Anerkennung der Güte der Natur. Schroffe Gebirge, von vulkanischen Kräften bis zu einer Höhe von achttausend Fuß emporgehoben, wilde Schluchten, aus denen sich tobende Wasserfälle ergießen, um diesen erhabenen Inselkern ein breiter Landsaum der schönsten Hügel und Ebenen, geschmückt mit Bananen, Brodbäumen und Kokospalmen, geschützt gegen die brandende See durch Reihen von Riffen, das Erzeugniß der emsigen Arbeit der kleinen Korallenthiere, eine alles Leben entfaltende Sonne, deren Strahlenwirkung durch beständig wehende Passatwinde gemildert wird, keine einzige der gewöhnlichen Plagen der Tropen, weder Raubthiere, noch Schlangen, noch Moskitos, die Einwohner schön und tugendhaft, gegen Fremde gefällig, ja gebildet — so erschienen die Gesellschaftsinseln in jenen ersten Reiseberichten von Seefahrern, die nach einer eintönigen, gefährlichen Fahrt kurze Tage und Wochen auf ihnen verlebt hatten.

Spätere und gründlichere Darstellungen haben diese übertriebenen Schilderungen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Die unverdorbenen Tahitier hatten Götzen, denen sie zahlreiche Menschenopfer brachten, so oft die Priester verkündeten, daß die Götter neue blutige Gaben forderten, sie stahlen unbedenklich Alles, dessen sie habhaft werden konnten, sie tödteten die Mehrzahl

der neugeborenen Kinder, um ihre Lüste maßlos befriedigen zu können, und erschlugen bei ihren Kriegen nicht blos die waffenfähigen Männer, sondern auch die Greise, Weiber und Kinder des Feindes. Eine Mönchsgesellschaft zog bandenweise umher, tanzte und sang zu Ehren der Götter, raubte Alles, was ihr gefiel, und lehrte die Bevölkerung zu jedem Verbrechen an.

Die häufigen Besuche europäischer Matrosen wurden für die Eingeborenen eine neue Schule des Lasters. Die ersten englischen Glaubensboten, welche nach Tahiti kamen, fanden grauenhafte Zustände. Lange waren ihre Bemühungen erfolglos. Sie mußten einmal die Hauptinsel ganz räumen, worauf die Tahitier die zurückgelassenen Pflanzungen und Geräthe völlig zerstörten. 1812 ließ sich der König Pomare II.*) taufen, und im nächsten Jahre erklärte der Oberpriester des Götzen Oro seinen Uebertritt zum Christenthum. Es kam indessen noch zu harten Kämpfen mit einigen heidnischen Häuptlingen. Ein größerer Sieg, der im Jahre 1815 erfochten wurde, ließ das Christenthum feste Wurzel schlagen. Schon 1816 erreichten die protestantischen Priester, daß jene oben erwähnte Mönchsgesellschaft aufgehoben, die Vielweiberei, die Bereitung geistiger Getränke verboten, der Kindesmord als Verbrechen bestraft wurde. Die Schulen füllten sich und die Nachfrage nach Büchern in der Sprache von Tahiti wurde so stark, daß man einheimische Setzer und Drucker heranziehen mußte. Allerdings war die Bekehrung mehr eine äußere, und es lief dabei viel Ostentation mit unter, aber es war schon viel, daß man bei einer so tief gesunkenen Bevölkerung wenigstens die gröbsten unsittlichen Auswüchse des Heidenthums beseitigte und sich die Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts sicherte. Dies haben die Glaubensboten mit Eifer gethan, und jeder Vorwurf, den man ihnen in dieser Beziehung macht, ist ein ungerechter.

Englische Glaubensboten pflegen politische mit religiösen Zwecken zu verbinden. Auch auf Tahiti mischten sie sich in die Verwaltung ein, entwarfen ein Gesetzbuch, dem sie Gehorsam verschafften, und gaben nicht lange danach eine Art von constitutioneller Verfassung mit einem Parlament, in dem sich alle drei Jahre zweiundachtzig Abgeordnete zu Berathungen versammelten. 1824 schritten sie zur Errichtung einer Südsee-Academie zur Bildung einheimischer Lehrer, 1829 beschenkten sie Tahiti mit einem Mäßigkeitsverein,

*) Nach Lutteroth's „Geschichte der Insel Tahiti" bedeutet Pomare Nacht des Hustens. König Otu nahm den Namen an, als er sich auf einer Reise ins Gebirge erkältet hatte.

der jedoch wenig Mitglieder erhielt. Gleich thätig nahmen sie sich der Industrie an. Sie lehrten die Eingeborenen den Anbau des Zuckerrohrs, beschäftigten die jüngeren nach Möglichkeit bei verschiedenen Handwerken und brachten es sogar dahin, daß man ein tahitisches Schiff, zur Perlenfischerei bestimmt, vom Stapel lassen konnte.

Der Tod Pomare's II., des ersten christlichen Königs, überlieferte die Krone einem Knaben von achtzehn Monaten. Wollten die Glaubensboten nicht alle errungenen Fortschritte gefährden, so mußten sie die Regierung selbst übernehmen. Der neue König starb nach sechs Jahren (1826) und nun ließen sich die Prediger von ihrem Eifer verleiten, mit der offenbarsten Verletzung dessen, was man die tahitischen Staatsgesetze nennen könnte, die Schwester des letzten Königs Amatea, als Königin Pomare-Wahine genannt, auf den Thron zu setzen. Ein Theil der Häuptlinge war damit unzufrieden, und so geschah es, daß die Glaubensboten durch ihre Eigenmächtigkeit ihre Herrschaft verloren.

1829 ließ sich ein belgischer Kaufmann Mörenhout auf Tahiti nieder, zog noch andere katholische Europäer nach sich und erwarb in Folge seiner Handelsunternehmungen bei den Häuptlingen großen Einfluß. Auf sein Anstiften forderten diese von der Königin größere Rechte und erregten fast jedes Jahr Unruhen. 1834 verließ Mörenhout die Insel, aber nur um an die Propaganda zu berichten und mehrere der Priester zu erbitten, welche Leo XII. beauftragt hatte, das Christenthum auf den Inseln des stillen Meeres zu verbreiten. Man gab ihm zwei Franzosen, Claret und Laval, mit denen er zurückkehrte. Die Beiden lasen Messen, bekehrten einige Eingeborene, wurden deßhalb von den protestantischen Geistlichen weggewiesen und endlich, da sie nicht Folge leisteten, durch Pritchard, den eifrigsten von allen, gewaltsam fortgeschafft.

Pritchard und seine Genossen glaubten es blos mit zwei Priestern zu thun zu haben, aber sie entdeckten bald, daß ein mächtiger Staat ihr Gegner war. Seit mehreren Jahren strebte Ludwig Philipp nach einem Besitz in der Südsee, damit Frankreich in den Meeren vertreten sei, wo England unermeßliche Länder hat, denen es durch den Ackerbau, die Wollproduction, den Handel eine wachsende Wichtigkeit verleiht. Tahiti konnte als französisches Eigenthum den Handel mit Ostasien, mit Südamerika vermitteln, den Walfischfang unterstützen, den Schiffen einen Zufluchtsort gewähren. Aus diesen

Erwägungen erklärte die französische Regierung sich durch die Entfernung der beiden französischen Priester beleidigt und befahl dem Admiral Dupetit-Thouars, mit einer Flotte Genugthuung zu holen. Pomare-Wahine gab diese Genugthuung und unterzeichnete einen Vertrag, der sie verpflichtete, jeden Franzosen, „welches auch sein Gewerbe sein möge", aufzunehmen und den am meisten begünstigten Ausländern gleichzustellen (27. August 1838). In einem zweiten Vertrage vom 19. April 1839 gestattete sie die Errichtung katholischer Missionen.

Das waren die ersten Schritte. Man ging weiter und verleitete mehrere Häuptlinge, die bestimmte Bitte um das Protectorat Frankreichs zu stellen. Als dies geschehen war, machte Dupetit-Thouars einen zweiten Besuch, führte über angebliche Verletzungen der Verträge Beschwerde und forderte als Entschädigung funfzehntausend Thaler. Erhalte er das Geld binnen vierundzwanzig Stunden nicht, erklärte er, so nehme er Tahiti in Besitz. So viel Geld war auf der ganzen Insel nicht zu finden, Tahiti wurde französisch. Eben kehrte Pritchard, jetzt englischer Generalconsul, zurück, machte seinen alten Einfluß geltend und erlangte während einer Abwesenheit der französischen Flotte, daß der Unterwerfungsvertrag als erzwungen vernichtet wurde. Inzwischen hatte aber England, wenn auch nicht die Souverainetät, doch das Protectorat Frankreichs anerkannt, und Pritchard mußte sich dieser Entscheidung fügen. Er suchte wenigstens die protestantischen Missionen zu retten. Bei diesen Bemühungen gerieth er in Streit mit den französischen Behörden, die ihn gefangen nahmen und auf einem Schiffe fortschickten. Dieser Schimpf, einem Bevollmächtigten des Landes zugefügt, erregte in England einen wahren Sturm. Das Cabinet sah sich gezwungen, energische Schritte zu thun, und Ludwig Philipp verstand sich zu Allem, was für Pritchard gefordert wurde. Er rettete dadurch das französische Protectorat. In ihrer Isolirung vermochten die Tahitier gegen Frankreich auf die Dauer nichts. Das Gestadeland wurde bei dem ersten Aufstande, den sie machten, durch die Flotte unterworfen, das gebirgige Innere erlag, als größere Zahlen französischer Landtruppen auf die Insel geworfen wurden. 1847 hielt sich noch die Bergfeste Foutahua auf einem von allen Seiten senkrecht abfallenden Bergkegel. Am 21. December erstiegen die Franzosen diese letzte Burg mit Strickleitern, worauf sowohl die Königin Pomare, die auf eine andere Insel geflüchtet war, als die Volksversammlung sich definitiv unterwarfen.

In dem Jahre der Erwerbung Tahiti's umfaßte das französische Reich der Südsee außer jenem Eiland noch die Gambiers-Inseln und die Marquesas. Auf der ersten Gruppe war es, wo die katholischen Sendboten ihr Werk begannen. Diese Inseln liegen auf dem Wege von Tahiti nach Chile und haben insofern Werth, als der Seefahrer auf seinem Wege von der Westküste Amerika's hier das erste gute Trinkwasser findet. Die Marquesas (Nukahiwa-Archipel) nahm Dupetit-Thouars am 1. Mai 1842 für den König von Frankreich in Besitz. Er war von einem Häuptling eingeladen worden, dem mißhandelte Matrosen eines gestrandeten amerikanischen Walfischfängers mit der Rache ihrer Regierung gedroht hatten. Frankreich erwarb mit den Marquesas mehrere gute Häfen, von denen nach Chile und dem ganzen amerikanischen Festlande wie nach den Inselgruppen Oceaniens ein vortheilhafter Verkehr betrieben werden kann. Die Colonisation konnte hier einen von zahlreichen Flüssen und Bächen bewässerten Boden benutzen, dessen Humus die Ueberreste von hundert Pflanzengenerationen bilden. Taback war bereits von Europäern eingeführt worden, und zu diesem Erzeugniß ließ sich noch Baumwolle, Kaffee und Reis fügen.

Noch viel geeigneter für den Handel sind die Sandwichsinseln, mit denen daher Dupetit-Thouars dasselbe Spiel trieb, das ihm in Tahiti geglückt war. Die acht bewohnten Inseln der Gruppe — Hawaii, Maui, Kahulawa, Lanai, Molakai, Oahu, Kauai und Niihau — deren Flächenraum zu vierhundert Geviertmeilen angegeben wird, liegen in ziemlich gleicher Entfernung von den beiden großen Continenten, sind die beste Station für den Walfischfang und ein unvergleichlicher Stapelplatz für den Handel des nordwestlichen Amerika's. Honolulu hat den besten Hafen in ganz Oceanien, der für jedes Schiff zugänglich ist, durch Corallenriffe gegen Wogen und Stürme gesichert ist, hundert Fahrzeuge faßt und mit geringer Mühe zur Aufnahme der vierfachen Zahl tauglich gemacht werden könnte. Das Klima ist beständig und milde, in den Thälern wuchern die Pflanzen der Tropen, auf den Höhen herrscht eine Temperatur, wie die Gewächse der gemäßigten Zone sie verlangen.

Die Hawaiier, deren Sprache zu einem der elf Stämme der östlichen Malaien gehört, haben ihren großen König gehabt. Tamehameha, bei Cook's Besuch ein gewöhnlicher Häuptling, empörte sich nach dem Tode des berühmten Seefahrers, tödtete in einer Schlacht, die acht Tage gedauert haben soll, seinen König und vereinigte die drei Reiche Hawaii, Maui und Kauai

mit einander. Vor ihm war die Macht des Königs zu einem Schatten herabgesunken, und der Adel, stark durch seine Lehnsverfassung, galt Alles. Tamehameha vernichtete das Lehnwesen und nahm alles Land der Inseln von einem Ende zum andern in seine Verwaltung. Er riß zugleich den Handel als Monopol an sich und führte Hafenabgaben ein. Unter seiner Regierung verschwanden die schönen Sandelholzwaldungen der Gruppe, die er fast ganz ausrotten ließ, durch dieselbe Habsucht verleitet, welche ihn dahin brachte, das Volk viel ärger zu drücken, als der Adel es je gethan hatte.

Bei der Eroberung der drei Königreiche hatten die Engländer dem König geholfen. Als Preis dieser Unterstützung forderten sie nichts Geringeres, als die Oberherrlichkeit über die Inseln. In der That bekannte sich Tamehameha in zwei Verträgen (25. Februar 1794 und 6. August 1810) zum englischen Unterthan. Er war es, der die russische Unternehmung auf die Sandwichsinseln zurückwies und den Dr. Schäfer zur Räumung des Landes zwang. Am 8. Mai 1819 starb er, und es folgte ihm sein Sohn Liloliho. Tamehameha war dem Heidenthum treu geblieben, unter dem Adel gab es bereits eine starke christliche Partei, die freilich nicht um der Religion willen den gelegentlichen Religionsvorträgen der fremden Schiffer horchte, sondern darum, weil die Abschaffung der heidnischen Gebräuche auch das „Tabu" fallen ließ, eine Art von geheiligtem Besitz, den Tamehameha zu seinem Nutzen auf alles Eigenthum der Insel übertragen hatte. Auch die Mutter Liloliho's gehörte zu den Neuerern und bewies ihrem Sohn durch den Genuß einer Speise, die von den Priestern für todtbringend erklärt worden war, die Falschheit der Götzenlehre. Liloliho konnte sich einem solchen Beweise nicht entziehen. Er traf seine Maßregeln als ein aufgeklärter Mann: die Götter wurden abgesetzt, jede Religion für alle Zeiten abgeschafft.

Die Götzenbilder waren zertrümmert, die Tempel verlassen, die Priester zur Strafe für eine Verschwörung hart gezüchtigt, als die ersten protestantischen Glaubensboten die Insel betraten. Es waren Nordamerikaner, Mitglieder der Missionsgesellschaft von Boston. Von 1822 an erreichten sie Erfolge, obgleich die englischen Kaufleute der Insel aus politischen Gründen und weil die Amerikaner die Einfuhr von gebrannten Wassern verboten, entschieden feindlich auftraten. 1823 starb Liloliho in London, wohin er gereist war, um sich Georg IV. vorzustellen. Da im Namen des minderjährigen Tamehameha III. eine warme Christenfreundin regierte, machten die Prediger

von jetzt an reißende Fortschritte. Auf der andern Seite vermehrte sich die Feindschaft der Kaufleute, denn die Einfuhr von geistigen Getränken wurde ganz verboten.

1837 kamen zwei, schon einmal verwiesene katholische Priester zurück, predigten und wurden abermals vertrieben. Noch in demselben Jahre holte Dupetit-Thouars Genugthuung. 1839 erneuerte sich der französische Besuch, und es wurde ein Vertrag abgeschlossen, welcher Seite an Seite die beiden Verabredungen enthielt: der katholische Gottesdienst darf auf allen Inseln keine Störung erleiden; die Einfuhr von Rum und Branntwein ist freigegeben. Um diesem neuen Feinde zu imponiren, erließ Tamehameha III. im Jahre 1840 eine feierliche Unabhängigkeitserklärung und gab mit Beihülfe der Amerikaner eine Verfassung, in der man nach amerikanischen Grundsätzen vergebens suchen würde.*) Dieses Staatsgrundgesetz erhielt das Tabuwesen aufrecht, wies jeden Eingeborenen niedern Standes an das Gebiet eines Häuptlings, dem er bei harter Strafe nicht entweichen durfte, legte ihm drei Tage monatlich Frohnden auf und erklärte ihn unfähig Grundeigenthum zu erwerben.

Drei Jahre darauf hatte Tamehameha neue und größere Forderungen der Katholiken mit einer französischen Flotte zu erörtern. Während Abgesandte von ihm nach Washington, London und Paris gingen, um die Anerkennung der Unabhängigkeitserklärung von 1840 zu betreiben, entstand ein Streit mit dem englischen Consul, in dessen Folge eine englische Fregatte so drohend auftrat, daß Tamehameha die englische Souveränetät annahm. Das Londoner Cabinet wies dieses Geschenk aber zurück, und die Sandwichsinseln behaupteten mit stillschweigender Einwilligung Frankreichs ihre Unabhängigkeit. Seitdem hat die nordamerikanische Politik diesen Punkt der Südsee stärker ins Auge gefaßt und Alles vorbereitet, daß die Sandwichsinseln in die Union

---

*) Diese Verfassung verdient als das Werk von Glaubensboten nähere Betrachtung. Die Religion erscheint in ihr als das Staatsfundament. An der Stelle, wo andere Verfassungen eine Erklärung der Bürgerrechte zu haben pflegen, steht folgende Einleitung: „Gott hat alle Menschen von einem Blute geschaffen, damit sie in Frieden und Einigkeit auf der Insel leben. Gott hat eben so allen Menschen gewisse Rechte gegeben, auch allen Häuptlingen und allem Volk des Landes. Kein Gesetz soll gegeben werden, das mit Jehova's Wort nicht übereinstimmt oder dem allgemeinen Geiste seines Wortes widerspricht. Alle Gesetze der Inseln sollen mit dem allgemeinen Geiste des Wortes Gottes in Einklang stehen".

aufgenommen werden können. Man will wissen, daß Tamehameha III. nie etwas dawider gehabt habe, im weißen Hause zu Washington zu sitzen und die großen Reisegelder und Diäten amerikanischer Senatoren einzustecken.

So kurze Zeit die Culturperiode dauerte, beschenkte sie doch die Sandwichsinseln mit schönen materiellen und sittlichen Fortschritten. Früher nur von Walfischjägern besucht, versammelte Honolulu im Jahre 1842 in seinem prächtigen Hafen 45 eigentliche Handelsschiffe von fast zehntausend Tonnen Gehalt. Etwa ebenso viele Schiffe nahmen die Häfen der andern Inseln auf. Diese Schiffe brachten amerikanische oder europäische Fabrikate und holten die Erzeugnisse der Inseln: Zucker (etwa tausend Tonnen jährlich), Nußöl von der Aleurites triloba, Palmöl, Pfeilwurz, feine Holzarten zu Tischlerarbeiten, Schiffsbauholz, Büffel- und Ziegenhäute, endlich Salz, das sich auf Oahu in sehr großer Menge vorfindet. Die Inseln vermittelten jetzt den Verkehr China's mit der amerikanischen Westküste. In den Sitten milderte die Einführung des Christenthums Manches trotz der verderblichen Gegenwirkung von Kaufleuten und Matrosen. Die Bevölkerung nimmt noch immer ab, allein diese Verminderung geht nicht mehr so reißend vor sich, als früher. King, der Begleiter Cook's auf dessen dritter Reise, die in das Jahr 1779 fällt, schätzte die Bevölkerung auf 400,000 Seelen. Freycinet fand im Jahre 1808 noch 264,000 Einwohner, und 1824 war die Zahl nach der Angabe von Missionspredigern auf 141,000 herabgesunken. Später wurden von der Regierung in verschiedenen Jahren zwei Zählungen veranstaltet, welche eine geringere Abnahme herausstellten. 1832 bei der ersten Zählung lebten auf den Inseln 130,313 Menschen, 1836 bei der zweiten noch 108,579. Von da bis 1846 soll die Bevölkerung nach Einigen dieselbe geblieben sein, während Andere eine abermalige Verminderung um 10 — 15% behaupten.

Tahiti, die Marquesas, die Gambiersinseln waren doch nur verlorene französische Posten gegenüber der Masse und Kraft der englischen Besitzungen. Angenommen, die französische Unfähigkeit zum Colonisiren würde in der Südsee zum Gegentheil und die dortigen französischen Antheile gelangten zu einer hohen Blüthe, so würde ihr Besitz in jenen Breiten für die Franzosen nur ein Grund mehr sein, mit den Engländern im guten Vernehmen zu bleiben. Im ersten Kriege würden diese vorgeschobenen Posten zwischen den englischen Colonien zerdrückt werden. Allein in Australien haben die engli-

schen Einwanderungen Machtverhältnisse herbeigeführt, wie sie auf den französischen Inseln nie entstehen können.

Zu dem englischen Hauptlande nimmt Neuseeland dieselbe Stellung ein, welche Großbrittannien dem europäischen Festlande gegenüber so unermeßliche Vortheile gewährt. Neuseeland ist eine Doppelinsel, zwischen der die Cooksstraße läuft. Schon so weit südlich gelegen, daß das Klima ein kühles ist, ähnelt sie in manchen Beziehungen England. Der größte Fluß der Insel heimelte die ersten Entdecker so an mit seinen lieblichen wiesenreichen Ufergeländen, daß sie ihn Themse nannten. Alle Seefahrer waren einstimmig im Lobe des Landes, allein man zauderte doch mit der Besiedelung, weil man in den menschenfressenden Einwohnern den rohesten aller der Stämme kennen lernte, mit denen man in dieser Inselwelt noch in Berührung gekommen war.

1814 faßten die ersten Glaubensboten Muth, sich unter den Wilden niederzulassen. Es waren drei Männer, die sich auf der nördlichen Insel niederließen und ungeachtet aller Drohungen der Eingeborenen, unter den größten Entbehrungen ausharrten. Nach und nach wurden die Wilden freundlicher gestimmt, zwei Häuptlinge besuchten sogar England, aber ein lohnender Erfolg der Mission zeigte sich doch nicht. Die errichteten Schulen wurden nur so lange besucht, als die Kinder Geschenke erhielten, der Gottesdienst konnte selten ohne Störungen abgehalten werden. Von 1824 – 1831 konnte man in einer der drei Missionen nicht mehr als dreißig Taufen vornehmen. Mit dem Anfang der dreißiger Jahre trat in dem Benehmen der Wilden eine merkwürdige Veränderung ein. Sie waren durch ihre geistlichen Lehrer mit den nützlichsten Ackerwerkzeugen bekannt geworden und fingen an, Korn und Gemüse zu ernten. Von jetzt besuchten sie die Missionen regelmäßig und schickten ihre Kinder zur Schule. Die Glaubensboten erhielten die Erlaubniß, sich von den Küsten in das Innere auszudehnen und ihre Stationen durch Wege mit den Dörfern zu verbinden. Sie verstanden zugleich für ihr eigenes materielles Wohl so gut zu sorgen, daß sie durch Kauf und Geschenke nach und nach ein Grundeigenthum von etwa zweihunderttausend Ackern zusammenbrachten.

Neuseeland wurde von England als unabhängiges Land behandelt. Es gab eine neuseeländische Flagge, die in den englischen Häfen unter denselben Bedingungen wie die eigene Flagge zugelassen wurde. Auch befand sich auf Neuseeland ein englischer Resident, der leider kein auswärtiges Amt der Wilden vorfand, an das er seine Depeschen hätte richten können. Das plötzliche

Auftreten eines französischen Bischofs in Kororarika machte dieser staatsrechtlichen Fiction ein Ende. Man gab den Schein der Unabhängigkeit auf, proklamirte ein Besitzrecht Englands auf Neuseeland, das durch das Recht der ersten Entdeckung und durch Verträge mit den Häuptlingen erworben worden sei, schickte einen Statthalter nach Auckland und ließ eben da einen gesetzgebenden Rath der Colonie seine Berathungen beginnen.

Inzwischen war in London eine Colonisationsgesellschaft für Neuseeland zusammengetreten. Die Glaubensboten waren gegen die Besiedelung durch Laien, „weil sie für ihren levitischen Acker fürchteten", und auch die Regierung verweigerte lange den Freibrief. Als sie ihn endlich, dem halben Zwange der öffentlichen Meinung nachgebend, ertheilte, entstanden die Folgen, welche die Glaubensboten gefürchtet hatten. Die neuen Ansiedler ließen sich Rechtswidrigkeiten und Gewaltthaten zu Schulden kommen, die Wilden griffen zur Nothwehr. Der Häuptling Heki machte am 11. März 1845 einen Angriff auf Kororarika, den er Tags zuvor ritterlicher Weise ansagen ließ, stürmte und verbrannte die Stadt, wo ihm eine Beute von dreißigtausend Pfund Sterling in die Hände fiel. Bis zum Eintreffen von englischen Verstärkungen aus Australien behaupteten die Eingeborenen das Uebergewicht. Dann wurden sie in das Innere zurückgetrieben und auch dort angegriffen. Sie vertrauten auf ihre Pa's, rohe aber sehr starke Befestigungen, in Sümpfen oder auf Felsen von Baumstämmen errichtet, die von vorspringenden Bastionen gedeckt werden. Die Engländer nahmen aber auf ihrem Zuge schwere Kanonen und Mörser mit, denen kein Pa Widerstand zu leisten vermochte. Die ganze Schwierigkeit bestand darin, diese Geschütze durch das dicht verschlungene Farnkraut und die Urwälder vorwärts zu bringen. Als diese Schwierigkeit überwunden war, nahm der Kampf nur noch eine geringe Zeit in Anspruch. Der Pa Kawiri's, des nach Heki mächtigsten Häuptlings, wurde mit den Geschützen beschossen und dann erstürmt. Der Verlust der für unüberwindlich gehaltenen Festung machte auf die Wilden einen so tiefen Eindruck, daß sie Unterhandlungen anknüpften und Alle, Heki nicht ausgenommen, ihre Unterwerfung erklärten. Von dieser Seite sicher, ordnete man die Angelegenheiten der Colonie, welcher zu Ende des Jahres 1846 eine Verfassung ertheilt wurde. Noch unlängst der alleinige Sitz von Menschenfressern, erhielt Neuseeland jetzt so viel als möglich alle in England bestehenden freien Einrichtungen, Autonomie der Gemeinden, für jede der beiden Provinzen Neu-Ulster und Neu-Munster eine

Provinzial-Versammlung, für die ganze Insel eine Generalversammlung, zusammengesetzt aus dem Statthalter, einem gesetzgebenden Rath und einem Haus der Abgeordneten. Die Laiengesellschaft für Colonisation löste sich auf, hauptsächlich weil die großen Hoffnungen, die man auf die Ausbeutung des Flachses von Neuseeland gesetzt hatte, nicht in Erfüllung gehen wollten. Man hatte bei den Eingeborenen große Vorräthe entdeckt, man hatte gesehen, daß unermeßliche Felder mit der wildwachsenden, unserer Schwertlilie gleichenden Pflanze (Formium tenax) bedeckt waren, und folgerte daraus, daß man eine unerschöpfliche Fundgrube entdeckt habe. Die seitdem gewonnene Erfahrung zeigte aber, daß dieser Reichthum nur dann benutzt werden könne, wenn man eine Maschine zur vortheilhaften Entfleischung der schönen seidenartigen, aber etwas harten und spröden Fasern erhalte, und diese Maschine war noch nicht erfunden, als die Colonisationsgesellschaft für Neuseeland ihren so mühsam errungenen Freibrief aufgab.

In der polynesischen Inselwelt gehen den Colonisten die Glaubensboten voraus, den Glaubensboten die Walfischfänger, so ist dort der Verlauf. Der Verdienste, welche die kühnen Jäger der Pott- und Walfische um die physikalischen Wissenschaften durch wichtige Entdeckungen in den Südpolargegenden sich erworben haben, wurde schon gedacht; und es ist hier nur noch von ihrer politischen und Handelsthätigkeit zu reden. Sagte Canning einmal, daß die ehemals spanischen Colonien Südamerika's ihre Befreiung dem englischen Handelsstande zu verdanken hätten, so kann man mit Beal*) specieller hinzusetzen, daß die Westküste Südamerika's durch die Unterstützung der Walfischfänger unabhängig wurde. Die ehemalige spanische Regierung zeigte sich gegen diese unternehmenden Schiffer so engherzig als möglich, wollte ihnen zum Beispiel den Fang innerhalb fünfundzwanzig deutscher Meilen von den Küsten verbieten, und erzeugte dadurch eine Feindseligkeit, welche die Walfischjäger antrieb, Verbindungen mit der Küste anzuknüpfen und den Aufstand in jeder Weise zu begünstigen. In der oceanischen Inselwelt schafften dieselben Walfischfänger England die unmittelbarsten Vortheile. Sie waren es anfangs allein, welche Vandiemensland, Australien besuchten, Ansiedler hinüberschafften, die Verbindung mit dem Mutterlande unterhielten und die Colonisation nicht blos ohne Verluste, sondern sogar mit Vortheil

*) The natural History of the Sperm-Whale and a Sketch of a South-Sea whaling Voyage, London 1839.

für sich begannen. Der weitern Ausbreitung der Engländer über Neuguinea, Neuirland, Neubrittannien kam wieder der Walfischfang vermittelnd zu Hülfe. Manche Ansiedelung wurde nach dem Rathe von Robbenschlägern angelegt, die ihr Schiff, mit den erforderlichen Lebensmitteln versehen, auf eine unbekannte Küste ausgesetzt hatte, und die durch einen monatelangen Aufenthalt mit der Beschaffenheit des Landes bekannt geworden waren.

Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts jagte man den Walfisch nur in den nördlichen Meeren im und nahe am Polarkreise. Als er dort seltener wurde, suchte man ihn in den südlichen Breiten weit jenseits des Aequators auf. Mit dieser Veränderung der Jagdgründe begann die Ueberlegenheit der Nordamerikaner, die sich seitdem ununterbrochen gesteigert hat. Die Holländer und Deutschen schlossen sich der Verlegung des Schauplatzes einer Thätigkeit, welche für sie früher die lohnbringendste gewesen war, zu spät an. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts zählte das einzige Hamburg so viele Grönlandsfahrer, wie alle Städte Englands und Schottlands zusammengenommen. 1847 belief sich die Zahl aller deutschen Grönlandsfahrer nur noch auf 44, die der Südseefahrer auf 20, von denen das rüstige Bremen allein dreizehn stellte. Eine preußische Südseefischerei-Gesellschaft trennte sich nach vierjährigem Bestehen (1847), weil das Grundkapital um mehr als zwei Drittheile geschmolzen war. Die Sache mißlang darum, weil die Ausführung in schlechte Hände kam. England besaß im Jahre 1846 noch 70—80 Walfischfänger, etwa eben so viele Frankreich, das sehr bedeutende Prämien aussetzte, den Zweck der Hebung seiner Schifffahrt jedoch nur unvollkommen erreichte, weil man sich genöthigt sah, die meisten Schiffsführer und Harpunirer aus den Vereinigten Staaten kommen zu lassen.

Bis 1760 trieben die Nordamerikaner den Fang nur vor ihrer eigenen Küste in Booten, und 1846 hatten sie alle andern Völker so weit überflügelt, daß ihre Schiffe acht Zehntheile der in dieser Weise beschäftigten Fahrzeuge ausmachten. In dem genannten Jahre waren 737 Walfischfänger der Union in See, und merkwürdiger Weise sammelte sich dieser große Verkehr vorwiegend in einer einzigen Stadt, Neu-Bedford im Staat Massachusetts, dessen Bevölkerung fast ganz von diesem Industriezweige lebt und wo auch die einzige Walfischzeitung der Welt (The New-Bedford Whale-man) erscheint. Von diesen Walfischfängern hat Nordamerika einen jährlichen Gewinn von mindestens zehn Millionen Thalern. Das Capital, das in den

Schiffen steckt, übersteigt zwanzig Millionen Dollars. Diese Fischerei, die von der Union auf keine Weise durch Prämien unterstützt wird, bildet eine vortreffliche Schule für Seeleute. „Der Walfischfänger läßt in seinem Suchen nach Beute kein Meer undurchforscht. Gefahren, welche den Kauffahrer abschrecken, sich jenen noch unbekannten Küsten zu nähern, deren es im Norden und Süden des stillen Meers so viele giebt, sind ihm Kleinigkeiten, leicht wie der Wind. Selbst die Unerschrockenheit der Kriegsmarine ist mit jener der Walfischfänger nicht zu vergleichen. Da sie in diesem schwierigen Dienste gewöhnlich aufgewachsen sind, kennen sie inmitten der gefährlichen Korallenriffe und verborgenen Klippen jener Meere keine Furcht und sehen ohne Grauen in die Brandung unbekannter Küsten, die gewöhnlich von Barbaren bewohnt werden" (Beale). Die Vereinigten Staaten erhielten durch ihre Walfischflotte ohne alle Kosten eine gewaltige Kriegsreserve, die mit ihren Geschützen, von denen jedes Schiff einige führt, und mit ihren 19,000 Seeleuten jedem Feinde großen Abbruch thun würde.

Ehe sich die Cultur der östlichen Meere ganz bemächtigen kann, hat sie ein verderbliches Unwesen auszurotten, das sich dort seit den Wikingerzügen der arabischen Eroberer eingenistet hat. Von der Nordspitze Sumatra's bis zum südlichen Gestade Neu-Guinea's, von den Philippinen bis zu den Sandelbosch-Inseln, in den chinesischen Meeren, im persischen Golf, im rothen Meer, längs der Südostküste Afrika's streifen moderne Bukkanier, und ganz frei von diesen Menschen ist nur eine Küste, die japanische. Auf weite Strecken hin giebt es nicht eine Insel, welche nicht ihre Seeräubernester hätte, die Ostküste der Insel Celebes, der Sulu-Archipel sind ganz von ihnen besetzt. Ein einziger der Radscha's von Celebes hat in der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts siebenhundert Prahus in See gehabt. Nicht blos mohamedanische Araber, sondern die verschiedensten Völkerstämme betheiligen sich bei den Seeräubereien. Auf hunderttausend Menschen schätzt man die Zahl der Piraten von Handwerk, auf tausend die Zahl ihrer Dörfer. Keiner von allen hält sein Treiben für ein verbrecherisches. Die Seeräuberei ist ein Kriegszustand, um so lockender und lohnender, als es dabei Beute zu machen giebt.

Wie die Völkerstämme, so sind auch die Fahrzeuge verschieden. Von den Zweideckern der Illanos von Mangindanao bis zu den Bangkongs der Serebas von Borneo ist fast jede Größe vertreten. Alle Schiffe sind gut bewaffnet

und mit Pulver und Blei wohl versehen, da alle gebildete Nationen, die Holländer allein ausgenommen, wetteifern, ihnen Kriegsbedürfnisse zu verkaufen. In ihren Zügen herrscht eine große Regelmäßigkeit; die Zeit der Abfahrt und der Rückkehr, der Schauplatz der Plünderungen, alles ist genau bestimmt. Ist die Flotte zurückgekehrt, so nimmt der Seeräuber Geschäfte des friedlichen Lebens auf. Die Inseln des östlichen Archipels sind für die Raubzüge wie geschaffen. Durch verhältnißmäßig schmale Kanäle von einander getrennt, bilden die tiefen Buchten und Flußmündungen jener zahlreichen Inseln Schlupfwinkel, welche durch den üppigen Pflanzenwuchs häufig dem Auge entzogen werden und dem Eindringen europäischer Kriegsschiffe Untiefen und Felsenriffe entgegensetzen.

Durch die Polizei, welche die gebildeten Nationen ausüben, sind die Züge der Seeräuber grausamer geworden. Durch verhängnißvolle Erfahrungen gewarnt, wie gefährlich eine Schonung werden kann, indem ausgeplünderte Matrosen später gegen ihre Feinde Zeugniß abgelegt haben, pflegen die Seeräuber, wenn sie ein Schiff bestiegen haben, alles niederzumachen, was am Bord Leben hat. Das Schiff wird versenkt, die Waaren verladet man auf unverdächtige Schiffe und verkauft sie in fernen Häfen. Dies kann um so leichter geschehen, als alle Bukkanier von den Sulu-Inseln bis zum rothen Meer sich wie Brüder unterstützen, die geraubten Waaren fortschaffen und sich mit falschen Zeugnissen aushelfen. Daß auch europäische Schiffe den Angriffen von Barbaren zum Opfer werden könnten, wollte man lange nicht glauben. Manches Schiff, das spurlos verschwunden war, mußte in einem Typhon verloren gegangen sein, aber endlich überzeugte man sich, daß die meisten dieser unglücklichen Fahrzeuge bei einer Windstille überfallen, oder in eine Piratenbucht gelockt worden seien. Man trat nun, zu Anfang der dreißiger Jahre, energischer auf.

Die Engländer richteten ihre Anstrengungen gegen Borneo, die Holländer und Spanier, denen sich einmal auch die Franzosen zugesellten, gegen die Sulu-Inseln, deren Bewohner wegen ihrer wilden Tapferkeit überall im Archipel gefürchtet sind. Die letzteren Kämpfe eröffnete das französische Geschwader, das von **1843** bis **1846** in den indischen Gewässern verweilte. Das ganze Resultat war die Zerstörung eines von einem Pfahlwerk vertheidigten Dorfs, dessen Einwohner vorher die Flucht ergriffen hatten. In dem Feldzuge, den die Spanier drei Jahre später gegen Sulu eröffneten, wurden drei

Festen der Seeräuber mit Sturm genommen. So geringfügig dieser Erfolg genannt werden muß, wurde General Claveria, der bei dem Zuge befehligt hatte, doch bei seiner Rückkehr nach Manila als Triumphator empfangen, und die spanische Regierung ernannte ihn zum Granden von Spanien und Grafen von Manila. Aber die Adelsurkunden fielen andern Seeräubern, Chinesen, in die Hände, zum besten Beweise, wie weit man noch von der Säuberung jener Meere entfernt war.

Vereinigen sich alle Regierungen, welche dort Besitzungen haben, zu Zügen und zu einem gemeinschaftlichen System der Aufsicht, dann wird die Seeräuberei bald vernichtet werden, und es eröffnet sich für alle Länder, welche die südlichen Meere des Ostens begrenzen, eine große Zukunft. Auf ihrer Bewegung von Osten nach Westen hat die Cultur hier das Endziel erreicht: der große Ring um die Erde ist geschlossen. Nun kann jenes Weltstaatensystem entstehen, welchem die neueste Geschichte in unaufhaltsamer Entwicklung zustrebt.

Namen- und Sachen-Register.

IV. Neueste Geschichte,

den zehnten Band enthaltend.
